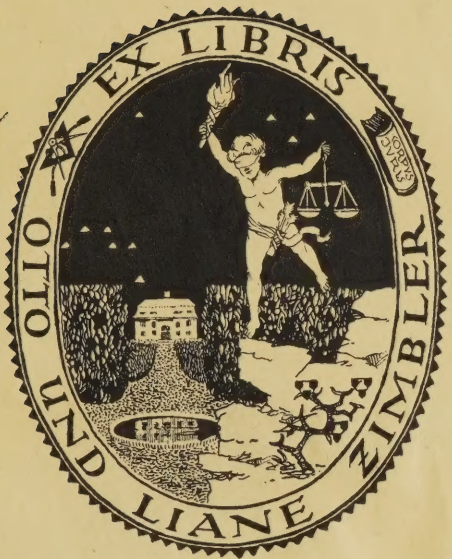
MAX WEBER

GESAMMELTE AUFSÄTZE ZUR SOZIOLOGIE UND SOZIALPOLITIK

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH


EX LIBRIS
OTTO UND LIANE ZIMBLER

304
W38g

Gesammelte Aufsätze

zur

Soziologie und Sozialpolitik

von

Max Weber

Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1924

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Vorwort.

Einleitung dieses letzten Sammelbandes von Max Webers Abhandlungen ist eine methodologische Denkschrift, die bisher nur als Manuskript gedruckt war. Sie enthält die detaillierte Anweisung für eine Reihe vom Verein für Sozialpolitik s. Z. auf Anregung von Alfred und Max Weber veranlaßter Kollektivarbeiten. Die dann folgende Spezialuntersuchung zur Psycho-Physik der industriellen Arbeit benutzt das in einem einzelnen industriellen Betriebe erhobene Material ebenfalls, um wissenschaftlichen Anfängern das zweckmäßigste Arbeitsverfahren zu illustrieren. Diesem methodischen Zweck könnten die Untersuchungen auch heute noch dienen, wenn etwa die bisher nur in bescheidener Zahl vorliegenden Einzeluntersuchungen über den Gegenstand weitergeführt würden. Max Weber war der Ansicht, daß nur Ausdehnung der mühevollen Erhebungen auf viele Betriebe wissenschaftlich relevante Ergebnisse erzielen können. —

In diesen Band sind auch die Debattereden M. W.s auf den Tagungen des Vereins für Sozialpolitik und der Soziologischen Gesellschaft aufgenommen. In der Frische und Vereinfachung des gesprochenen Worts machen sie manche der Weber wichtigen Erkenntnisse, u. a. das Problem der werturteils-freien empirischen Wissenschaft, für logisch Ungeschulte leichter verständlich als seine sonstigen Darlegungen.

Heidelberg, August 1924.

Dr. Marianne Weber.

Inhalt.

	Seite
Methodologische Einleitung für die Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik über Auslese und Anpassung (Berufswahl und Berufsschicksal) der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie (1908)	1— 60
Zur Psychophysik der industriellen Arbeit (1908—09)	61—255
Die Börse (1894)	256—322
Agrarstatistische und sozialpolitische Betrachtungen zur Fideikommißfrage in Preußen (1904) . .	323—393
Diskussionsreden auf den Tagungen des Vereins für Sozialpolitik (1905, 1907, 1909, 1911) . . .	394—430
Geschäftsbericht und Diskussionsreden auf den deutschen soziologischen Tagungen (1910, 1912) . .	431—491
Der Sozialismus (1918)	492—518

Methodologische Einleitung für die Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik über Auslese und Anpassung (Berufswahlen und Berufsschicksal) der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie (1908).

Inhalt: I. Allgemeiner Charakter der Erhebung: Sozialpolitische Neutralität. Beschränkung auf die »geschlossene« Großindustrie. Ausscheiden der nur »morphologischen« Probleme. Bedeutung der Art der Zusammensetzung der Produktionskosten für die Fragestellung der Erhebung. Die Technik und die Fragestellung der Erhebung. Der Lernprozeß und die »Gelerntheit« der Arbeiter in ihrer Bedeutung für die Fragen der Erhebung. — II. Die naturwissenschaftlichen Probleme der Erhebung: Physiologische und psychologische Grundlagen der Arbeitseignung. Probleme der »Vererbung«. Grundsätzliche methodische Schwierigkeiten für die Erfassung der durch »Anlage« bedingten Differenzen der Arbeitseignung. Sinn der Fragestellung. — III. Die Methodik der Erhebung: Ihr Thema. Bedeutung der Arbeitszeit, der Pausenverteilung, der Lohnsysteme für die Fragestellung. Die Lohnbuchführung und die Kalkulation der Lohnkosten und Nutzeffekte in ihrer Bedeutung für die Erhebung: die Auslese der Arbeiterschaft. Benutzung der Stammrollen der Fabriken für die Erhebung. Befragung der Arbeiterschaft selbst. Die beiden Typen der Durchführung der Erhebung: Betriebserhebung und gewerkschaftsstatistische Erhebung. Einzelheiten über die Fragestellungen in beiden Fällen. Sinn der Erhebung.

I.

Die gegenwärtige Erhebung versucht festzustellen: einerseits, welche Einwirkung die geschlossene Großindustrie auf persönliche Eigenart, berufliches Schicksal und außerberuflichen »Lebensstil« ihrer Arbeiterschaft ausübt, welche physischen und psychischen Qualitäten sie in ihnen entwickelt, und wie sich diese in der gesamten Lebensführung der Arbeiterschaft äußern, — andererseits: inwieweit die Großindustrie ihrerseits in ihrer Entwicklungsfähigkeit und Entwicklungsrichtung an gegebene, durch ethnische, soziale, kulturelle Provenienz, Tradition und Lebensbedingungen der Arbeiterschaft erzeugte Qualitäten derselben gebunden ist. Es sind damit also zwei verschiedene Fragen miteinander verkoppelt, welche der Theoretiker

scheiden kann und muß, die aber in der Praxis der Untersuchung fast überall kombiniert miteinander auftreten, dergestalt, daß, wenigstens letzten Endes, die eine nicht ohne die andere beantwortbar ist. —

Der Verein für Sozialpolitik tritt mit dieser Erhebung auf den Boden der ausschließlich wissenschaftlichen Zwecken dienenden Arbeiten. Den beabsichtigten Publikationen und ebenso den möglicherweise sich daran anschließenden Erörterungen liegt jegliche unmittelbar praktische »sozialpolitische« Tendenz fern; ihr Zweck ist ein rein »sozialwissenschaftlicher«. Nicht darum handelt es sich, wie die sozialen Verhältnisse in der Großindustrie zu »beurteilen« seien, ob insbesondere die Lage, in welche der moderne geschlossene Großbetrieb die Arbeiter versetzt, erfreulich sei oder nicht, ob jemand und eventuell wer an etwaigen unerfreulichen Seiten derselben eine »Schuld« trage, was daran etwa gebessert werden solle oder könne und auf welchem Wege? Sondern es handelt sich ausschließlich um die sachliche und objektive Feststellung von Tatsachen und um die Ermittlung ihrer, in den Existenzbedingungen der Großindustrie und der Eigenart ihrer Arbeiter gelegenen, Gründe. Und diese Tatsachen, deren Feststellung erstrebt wird, liegen gleichfalls nicht auf Gebieten und führen auch nicht auf Probleme, welche mit den Mitteln der Gesetzgebung in Angriff genommen werden können. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß sie kein praktisches Interesse böten. Die Frage, ob und eventuell an welche durch »Volkscharakter« und Kulturstand bedingte Qualitäten unserer Arbeiterschaft die Leistungsfähigkeit unserer großen Industrien gebunden ist, ebenso die umgekehrte Frage, mit welchen, durch den stetigen Fortschritt unserer großindustriellen Entwicklung in unseren Arbeitern herangezüchteten, weil für die Großindustrie notwendigen oder nützlichen physischen und psychischen Eigenschaften wir in Zukunft zu rechnen haben, in welche allgemeinen Lebensbedingungen endlich diese so geartete Arbeiterschaft hineingestellt ist und sein wird, — diese Fragen sind sicherlich für äußerst wichtige allgemeine Probleme, nicht nur handelspolitischer, sondern allgemein »kulturpolitischer« (z. B. auch schulpolitischer) Art von ganz erheblicher Bedeutung. Und die Verbreitung von Klarheit über jene Fragen könnte auch für die Beteiligten, die großindustriellen Unternehmer wie die Arbeiter selbst, von beträchtlichem praktischen Interesse werden. Sie

könnte schließlich auch über Fragen wie die: was angesichts der gegebenen Existenzbedingungen der Großindustrie auf dem Wege der Gesetzgebung überhaupt als »erreichbar« gelten darf, was nicht, mehr Licht verbreiten, als heute vorhanden ist. Allein diese möglichen praktischen Nebenerfolge der Erhebung sind nicht ihr Zweck. Es ist nicht die Absicht des Vereins, mittels der diesmaligen Erhebung irgendwelche praktischen Fragen in der Art zur Diskussion zu stellen, wie dies bei manchen seiner früheren Erhebungen der Fall war und der Fall sein mußte. Vollends denkt der Verein nicht daran, etwa durch seine Erhebung Material zu liefern, um über die Interessenten, seien dies nun Arbeiter oder Unternehmer, »moralisch« zu Gericht zu sitzen. Mit solchen Absichten wäre der wissenschaftlichen Unbefangenheit dieser Untersuchungen in keiner Weise gedient. Das ganze Problem, um welches es sich handelt, ist schon seiner Natur nach — es scheint nicht überflüssig, dies auch den Herren Mitarbeitern gegenüber zu betonen — ein sozialpolitisch durchaus neutrales. Es folgt daraus beispielsweise: Wo dem Bearbeiter eines Teilgebiets Klagen der Arbeiter über irgendwelche Zustände (Lohnsystem, Verhalten der Werkführer usw.) in industriellen Betrieben entgegentreten, da würde ihn dieser Umstand — im Sinne der gegenwärtigen Erhebung — nicht als Symptom einer praktischen »Frage« etwas angehen, zu der er urteilend Stellung zu nehmen hätte, sondern er käme für ihn lediglich als Begleiterscheinung bestimmter (technischer, ökonomischer, psychologischer) Umbildungsprozesse in Betracht, die es objektiv in ihrem Verlauf zu erklären gilt. In diesem Sinne betrachtet, können solche Stimmungen der Arbeiterschaft natürlich auch für die gegenwärtige Erhebung von bedeutendem Interesse sein. Allein der Bearbeiter würde sie alsdann nicht auf ihre »Berechtigung«, sondern lediglich auf ihre Entstehung hin anzusehen haben. Und selbstverständlich würde für gereizte Aeußerungen der Unternehmer über die Arbeiterschaft der gleiche Grundsatz, sie als Symptome von Entwicklungsreibungen festzustellen und eventuell zu analysieren, zu gelten haben. —

Die gegenwärtige Erhebung verfolgt also — in dem ebenerwähnten Sinne — »theoretische« Ziele. Es erscheint nützlich, noch ausdrücklicher, als dies aus dem mitgeteilten »Arbeitsplan« selbst hervorgehen kann, zu veranschaulichen, welcher Art diese Ziele sind. —

Die Erhebung beschränkt sich in ihrem Objekt zunächst insofern, als sie die geschlossene Großindustrie — Unternehmungen also, welche gänzlich oder mindestens dem Schwerpunkte nach geschlossene Großbetriebe schaffen — zum Gegenstand hat: die etwa angegliederte Heimarbeit wäre aber natürlich, nach Eigenart und Provenienz ihrer Arbeiterschaft, mit der im geschlossenen Betriebe verwendeten zu vergleichen. Ueberhaupt könnte ein Vergleich mit hausindustriellen Verhältnissen gegebenenfalls fruchtbar sein. — Die Erhebung findet ferner ihr letztes Ziel nicht in der Analyse der »morphologischen« Fragen: Organisation der Produktion und des Absatzes und innere Betriebsgliederung, nach deren technischer und ökonomischer Bedingtheit. Allerdings ist es naturgemäß durchaus unumgänglich, daß der Bearbeiter von diesen Dingen sich für sein Arbeitsgebiet eine gründliche Kenntnis verschafft, wie dies ja auch in dem ersten Absatz des »Arbeitsplanes« vorausgesetzt wird. Die Punkte, auf welche es dabei ankommen würde, sind z. B. in der Abhandlung von Dr. G. Ephraim (»Organisation und Betrieb einer Tuchfabrik«, Tübingen 1906) für eine bestimmte Industrie behandelt und den Herrn Mitarbeitern kann das Studium dieser Darstellung nur empfohlen werden. Allein Arbeiten dieser Art würden nicht als Antwort auf die mit dieser Erhebung aufgeworfenen Fragen gelten können, so unentbehrlich sie oft als Vorarbeiten für deren Inangriffnahme sein werden. So würde beispielsweise die Gliederung der Einzelunternehmung in Betriebseinheiten (z. B. eines, in der üblichen Redeweise, sogenannten »Betriebes« — gemeint ist in genauerer Ausdrucksweise: eines in einer Hand und in einem, lokal irgendwie zusammenhängenden, Gebäudekomplex zusammengefaßten Produktionsunternehmens — etwa der Eisenindustrie in technische Betriebseinheiten wie: Gießerei, Kesselschmiede, Maschinenwerkstatt usw., oder einer »Weberei« in technische Betriebseinheiten, wie: Schlichterei, Spulerei, Weberei, Säumerei usw.) und die Art der Abrechnung und des Verkehrs dieser Betriebseinheiten untereinander hier nie das eigentliche Objekt der Darstellung sein dürfen. Das Interesse dieser Erhebung beginnt vielmehr erst bei Fragen wie folgenden: inwieweit besteht — wie immer jene »Betriebseinheiten« innerhalb des Unternehmens produktionstechnisch oder baulich oder buchmäßig (für die Kalkulation) voneinander geschieden oder miteinander kombiniert

sein mögen — zwischen ihnen ein Austausch von Arbeitskräften, ein »Avancement« von einer in die andere? oder besteht umgekehrt eine mehr oder minder strenge Scheidung? und hat diese etwa auch in sozialer Hinsicht und im geselligen Verkehr Konsequenzen? Darin verhalten sich z. B. Formerei und Kesselschmiede, Spulerei und Weberei, Weberei und Säumerei gänzlich verschieden zueinander. — Ebenso steht es mit der an sich so wichtigen Organisation des Absatzes. Sie ist nicht um ihrer selbst willen Objekt dieser Erhebung. Dagegen spielt sie nicht selten indirekt in sehr einschneidender Weise in die Fragen dieser Erhebung hinein. Z. B. insofern als die Absatzvermittlung durch Grossisten (»Engrossortimenter«), wie sie die Textilindustrie Englands kennt, die weitestgehende Spezialisierung der Einzelunternehmungen, damit auch ihrer Arbeiterschaft und, als Folge davon, deren kontinuierliche Beschäftigung mit der gleichen Arbeit begünstigt, — was sowohl für das uns interessierende »Berufsschicksal« der Arbeiterschaft wie für die Möglichkeit, einigermaßen »exaktes« Material über deren Leistungsfähigkeit zu gewinnen (s. unten), von Wichtigkeit ist. Wo, wie vielfach in Deutschland, in starkem Maße direkter Verkehr mit den Detaillisten stattfindet, ist die Spezialisierung erschwert, daher der Wechsel der Beschäftigungsart des einzelnen Arbeiters, zum mindesten (so in manchen Zweigen der Weberei) der Wechsel der Sorten, die er herstellt, für seine Lage charakteristisch und für die Gewinnung deutlicher Zahlen, welche das Maß seiner Leistung, deren Schwankungen und ihre Vergleichbarkeit mit derjenigen anderer Arbeiter des gleichen Betriebes charakterisieren könnten, sehr erschwerend. — Wenn so die eigentlich betriebsorganisatorischen und Absatzprobleme für diese Erhebung nur eine indirekte Rolle, wenn auch unter Umständen eine sehr wichtige, zu spielen berufen sind, so muß auf der anderen Seite den Bearbeitern angeraten werden, außer solchen »organisatorischen« auch noch einige im engeren Sinne ökonomische »Vorfragen« zu beachten. So scheint es namentlich wichtig, daß der Bearbeiter sich für die von ihm behandelten Industrien ein möglichst deutliches Bild von dem Maß des Kapitalerfordernisses (für »technische« Betriebseinheiten bestimmter Größen) und für die »organische« Zusammensetzung des erforderlichen Kapitals, das Verhältnis also von Gebäude- und Maschinenkapital einerseits, von Rohstoffkosten und Lohn-

kosten andererseits, zu beschaffen sucht. So zweifelhaft es ist, wie weit im Einzelfall ein Unternehmer geneigt sein wird, eingehende Angaben über seine individuellen Verhältnisse in dieser Hinsicht zu machen, so wahrscheinlich ist es nach allen Erfahrungen, daß brauchbare Durchschnittswerte relativ leicht festzustellen sein werden. Nicht minder wichtig würde die Feststellung sein, wie sich die Umschlagszeiten der Kapitalien im Verlauf der technischen und ökonomischen Entwicklung der betreffenden Industrie in der letzten Zeit verschoben haben, und welches der jetzige Zustand in dieser Hinsicht ist. Die Art der Zusammensetzung des Kapitals, und das heißt zugleich: der Produktionskostenelemente einer Industrie, äußert sich vor allem in der Richtung, in welcher sich ihre Tendenz zur Arbeitsersparnis bewegt. Jede Einstellung einer neuen, technisch vollkommeneren Maschine bedeutet einerseits Ausschaltung einer Reihe von Arbeitsprozessen, die zur Bedienung der bisher verwendeten Werkzeuge erforderlich waren, und das heißt: Entbehrlichwerden bestimmter, bisher erforderlicher Qualitäten der Arbeiterschaft, andererseits: Verwendung von Arbeitern, welche die neueingestellten Maschinen zu bedienen haben und, um dazu geeignet zu sein, ihrerseits gewisse andere Qualitäten entwickeln müssen. Es ist nun für diese Erhebung einer der entscheidenden Punkte, daß 1. festgestellt wird, welche Art von Arbeitern mit welcher Art von Qualitäten durch solche technischen Umwandlungen nach der einen Seite hin ausgeschaltet und auf der anderen gezüchtet werden, 2. inwieweit dies durch die von Maß und Art des Kapitalbedarfs abhängigen allgemeinen ökonomischen Grundlagen der betreffenden Industrie bedingt ist. Technische Umgestaltungen folgen, infolge der Knappheit des jeweils verfügbaren »Kapitals«, ziemlich genau dem Wege, der durch das jeweilige Maximum möglicher Kostenersparnis vorgezeichnet ist. Wo aber dies jeweils liegt, bestimmt sich in hohem Maße durch die Zusammensetzung des Kapitals der einzelnen, in einer Hand zusammengefaßten Wirtschaftseinheiten. Je nachdem z. B. die Kosten für unwirtschaftlichen Materialverbrauch oder für Maschinenverschleiß oder für Fehler und Ungleichmäßigkeit des Produkts oder die nackten Lohnkosten als solche innerhalb einer solchen Einheit relativ besonders stark ins Gewicht fallen, variieren deren jeweilige technische Entwicklungstendenzen. Die Industrie trachtet, dementsprechend, be-

kanntlich nicht einfach danach, absolut hochbezahlte Arbeiter als solche durch technische Neuerungen auszuschalten, sondern sie sucht sie, beispielsweise, dann auszuschalten, wenn die Lohnkosten in dem betreffenden Teil des Produktionsprozesses einen relativ besonders hohen Bruchteil des Gesamtkapitals in Anspruch nehmen, weil die betreffende Arbeiterschaft zugleich hoch qualifiziert, also teuer, und relativ besonders zahlreich ist. Und die für diese Erhebung interessierende Frage ist alsdann: inwieweit sie, im Einzelfall, zugunsten einer dünneren Schicht von Arbeitern mit eventuell noch höherer Qualifikation ausgeschaltet oder durch geringer qualifizierte und jederzeit leicht ersetzbare Arbeiter verdrängt wird. Keineswegs immer aber handelt es sich bei solchen Verschiebungen um einfache Lohnkostenrechnungen; vielmehr wäre die Aufgabe gerade: zu untersuchen, inwieweit und in welcher Richtung durch diese, und inwieweit durch andere Erfordernisse, z. B. Gleichmäßigkeit des Produkts, Materialersparnis usw., Verschiebungen in der Technik und damit in der Zusammensetzung der Arbeiterschaft bedingt wurden. Solche Aenderungen können insbesondere auch Funktion des Interesses der Industrie an der Beschleunigung des Umschlags ihres Kapitals sein. Nicht nur trotz, sondern vermittels stetiger Steigerung des stehenden, insbesondere des Maschinenkapitals zugleich die Umschlagsgeschwindigkeit des Gesamtkapitals steigern zu können, ist eine typische Bedingung weitgreifender technischer Neuerungen. Diejenigen Teile des Arbeitsprozesses — und damit auch die an sie geketteten Arbeiter — sind daher diesen Umschaltungsvorgängen am meisten ausgesetzt, an welchen durch maschinelle Mechanisierung am meisten Zeit gespart wird. — Ferner unterstehen größe Teile der Fertig- und Halbfabrikatindustrie dem Gesetz der zunehmenden »Standardisierung« ihrer Produkte. Sie suchen zur Ausschaltung der kostspieligen Vielseitigkeit ihrer Produktionswerkzeuge und ihres Absatzapparates ihre Produkte auf eine Minimalzahl möglichst gleichmäßiger Typen zu reduzieren und die Produktion unter diesem Gesichtspunkt zu »mechanisieren«. Technische Neuerungen, Ausschaltungs- und Neueinschaltungsprozesse, welche unter dem Druck dieses Interesses erfolgen, finden demgemäß an derjenigen Stelle des Produktionsprozesses am intensivsten statt, wo an Typik der Produkte am meisten zu gewinnen ist.

Solche und andere, je nach der Eigenart der einzelnen Industrien verschiedene, ökonomische Bedingungen von technischen Neuerungen sollen nun natürlich von der Erhebung nicht etwa um ihrer selbst willen festgestellt werden. Vielmehr sind sie für die hier verfolgten Zwecke zunächst rein methodisch wichtig, für die Frage nämlich: welche einzelnen Industrien und — innerhalb einer jeden — welche Bestandteile ihrer Arbeiterschaft ein besonders geeignetes Objekt für die Feststellung von Unterschieden in der Arbeitseignung der Arbeiter untereinander, ihrer Gründe und Folgen, darstellen, wo also eine eingehende Untersuchung dieses Punktes mit Hilfe der später zu erörternden Mittel die größten Chancen haben würde. Dies wird da der Fall sein, wo 1. die Lohnkosten einen besonders hohen Bruchteil des gesamten Kapitalaufwandes darstellen und also die rationelle Ausnützung der Arbeitskraft für die Rentabilität besonders dringlich ist, wo ferner — was damit häufig, aber keineswegs immer, zusammenfällt — 2. die Qualifikation der Arbeiter von maximaler Bedeutung für den technischen Produktionserfolg nach Quantität und Qualität ist, die Industrie also von der Arbeitseignung der Arbeiterschaft in besonders hohem Maße abhängig ist, und wo endlich 3. die »Standardisierung« der Produkte, damit auch die Kontinuität gleichartiger Beschäftigung der Arbeiter eine besonders große und also die möglichst exakte Messung der Leistungen der Arbeiter (s. unten) ermöglichende ist, — was wiederum mit den beiden erstgenannten Punkten oft, aber durchaus nicht immer zusammenfällt. Typische Produkte, hohe Qualitäten der Arbeiterschaft, starke relative Bedeutung der Lohnkosten bedingen also bei ihrem Zusammentreffen eine besonders günstiges Terrain für den Erfolg aller auf die »Auslese« der Arbeiter bezüglichen Fragen. Dabei versteht es sich jedoch, daß die Erhebung — ganz abgesehen davon, daß sie ja nicht nur auf diese Frage abgestellt ist — durchaus nicht darauf verzichten darf, auch Industrien, bei denen die Bedingungen der Untersuchung in jeder Hinsicht nicht so günstig liegen, in Angriff zu nehmen. Die Chancen, zu Resultaten zu gelangen, sind dabei keineswegs immer absolut schlechtere; denn es darf nicht vergessen werden, daß neben der unmittelbar am Arbeitserfolg meßbaren reinen Arbeitseignung auch rein historische Bedingungen die Verwendung bestimmter Provenienzen in bestimmten Arbeitsstellungen bestimmen. —

In sachlicher Hinsicht interessieren jene ökonomischen Grundlagen der Kapitalverwertung und ihre Wandlungen 1. für die Frage: Inwiefern haben jene Eigenarten der Zusammensetzung des Kapitals, der Entwicklung des Kapitalumschlags und der »Standardisierung« in den einzelnen Industrien in absehbarer Vergangenheit zu Aenderungen in der inneren Gliederung der Arbeiterschaft, in deren Berufsschicksal und ihren beruflichen und »menschlichen« Qualitäten geführt? Welche einzelnen Aenderungen dieser Art sind also den einzelnen Entwicklungstendenzen der Kapitalverwertung zuzurechnen? Auf der anderen Seite aber wäre 2. auch zu fragen: ob und in welchem Sinne die betreffende Industrie ihrerseits in der Art ihrer Kapitalverwertung, also z. B. in der Tendenz zu zunehmender Kapitalintensität überhaupt, zur Standardisierung, zur steigenden Umschlagsgeschwindigkeit usw. sich gehemmt findet (oder zu finden glaubt) durch gegebene Qualitäten ihrer Arbeiterschaft, weil diese Qualitäten technische Neuerungen bestimmter Art erschweren. Ist dies der Fall, so fragt sich dann weiter: ob diese Hemmung für sie ganz allgemein besteht (bzw. bestand) oder etwa nur lokal und im Gegensatz zu anderen Wirtschaftsgebieten, inwieweit sie also von der Eigenart der örtlich zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte abhängt (bzw. abhing). Endlich: in welcher Weise sich die betreffende Industrie alsdann diesem Bestandteil ihrer Produktionsbedingungen in Maß, Gliederung und Umschlag ihres Kapitalaufwandes anzupassen genötigt und bestrebt ist (bzw. gewesen ist). Die Vergleichung verschiedener auf den gleichen Arbeitsmarkt angewiesener Industrien, ebenso aber die Vergleichung geographisch getrennter Betriebe der gleichen Industrie, die auf verschiedene Arbeitsmärkte angewiesen sind, dürfte hierfür besonders lehrreich sein: für die ganze Lage der Textilindustrie und ihrer Arbeiterschaft ist es ja von grundlegender Bedeutung, daß mit den auf (relativ) hochgelohnten Arbeitskräften ruhenden Betrieben des Westens die schlesische Textilindustrie in ein und dasselbe Wirtschaftsgebiet eingespannt ist, welche aus dem unerschöpflichen osteuropäischen Bevölkerungsreservoir billige Arbeitskräfte anzieht. Alle Gegensätze der sozialen Struktur von West und Ost spielen hier hinein.

Die Frage, in welcher Art sich die einzelnen Industrien ihre Arbeitskräfte beschaffen, gehört ersichtlich ebenfalls in diesen

Zusammenhang. Wenn dabei naturgemäß von der Fragestellung: wie Arbeitsangebot, Anwerbung und Arbeitsvermittlung in der einzelnen Industrie und für die einzelnen Arbeiterkategorien t e c h n i s c h gestaltet ist, auszugehen sein würde, so ist die eigentliche Aufgabe dabei doch die: festzustellen, inwieweit die einzelnen Industrien mehr oder minder an die örtlich oder in bestimmten Regionen vorhandenen Arbeitskräfte g e b u n d e n oder inwieweit sie in der Lage waren und sind, solche von auswärts heranzuziehen, eventuell aber: auf welche Art Schwierigkeiten sie dabei stoßen. Die möglichst exakte Feststellung, aus w e l c h e n anderweitigen Arbeits s t e l l u n g e n heraus die einzelnen Arbeiterkategorien der betreffenden Betriebe rekrutiert worden sind, ist dabei von ganz besonderem Interesse, namentlich bei sich stark ausdehnenden oder in schneller technischer Umgestaltung begriffenen Industrien. Der berufliche Lebenslauf der Arbeiter würde unter unsren Gesichtspunkten als eine Art von »Etappenstraße« erscheinen, auf der sie sich, von bestimmten (näher festzustellenden) örtlichen, ethnischen, sozialen, kulturellen Ausgangspunkten aus, ihrer Qualifikation für die schließlich erreichte Arbeitsstellung genähert haben. Charakteristische Resultate würden sich auch dabei naturgemäß am ehesten für solche Arbeiter erzielen lassen, deren spezifische Qualitäten, nach der technischen Eigenart der betreffenden Industrie, in besonders hohem Maße unentbehrlich sind. —

Aus dem Gesagten ergibt sich auch die Rolle, welche die T e c h n i k in dieser Erhebung zu spielen berufen ist. Eine möglichst eingehende Kenntnis der Technik der geschilderten Industrie ist selbstverständliche Voraussetzung der Möglichkeit ihrer Bearbeitung. Die allereinfachsten Anfangsgründe dazu kann dabei wohl das Studium eines der zahlreichen Fachlehrbücher erschließen. Allein selbstverständlich nie mehr als diese. Soweit also die Herren Mitarbeiter nicht selbst Techniker oder, was besonders zu begrüßen wäre, etwa Lehrer an technischen Schulen, welche für das Verständnis und die Bedienung der Maschinen vorbereiten, sein sollten, kann ihnen gar nicht dringend genug geraten werden, sich des ständigen Beirats erfahrener, mit der Bedienung und den Anforderungen der betreffenden Maschinen und deren geschichtlicher Entwicklung genau vertrauter Techniker zu bedienen. Eine D a r s t e l l u n g der Technik der einzelnen Industrien ist dabei natürlich n u r soweit erwünscht,

als sie für das Verständnis derjenigen Fragen unumgänglich ist, welche das Objekt dieser Erhebung sind. Denn es hätte angesichts der großen, bequem zugänglichen technologischen Literatur natürlich keinerlei Sinn, solche Darstellungen zum Selbstzweck zu machen. Selbstverständlich ist es die »technische« Eigenart des Produktionsprozesses, insbesondere der Maschinen, durch welche unmittelbar alle diejenigen Qualitäten der Arbeiter, deren die einzelne Industrie benötigt, und fernerhin auch deren mögliches Berufsschicksal bestimmt wird. Selbstzweck ist aber bei Feststellung der Art dieses Zusammenhangs in keiner Weise die Beschreibung der Maschinen, sondern lediglich die eingehende Analyse derjenigen Manipulationen, welche die Arbeiter an den Maschinen vorzunehmen haben, und zwar lediglich unter der Fragestellung: auf die Anspannung welcher ganz speziellen Fähigkeiten es bei den konkreten Hantierungen der einzelnen Arbeiterkategorie ankommt. Diese Analyse allerdings kann sicherlich nie zu gründlich sein.

Der Bearbeiter wird dabei auf die entscheidenden Punkte wohl nicht selten dann am leichtesten aufmerksam werden, wenn er den Hergang des Lernprozesses eingehend studiert und speziell zu ermitteln sucht, welcher von den einzelnen Bestandteilen, in welche sich die Arbeitsmanipulation des einzelnen Arbeiters auflösen läßt, erfahrungsgemäß, nach den Angaben der Arbeiter selbst sowohl wie der Unternehmer, Techniker, Werkmeister, bei Beginn des Lernens am schwersten fällt, auch weiterhin dem Lernen die größten Schwierigkeiten entgegensetzt und am seltensten wirklich ganz vollkommen geleistet wird. Im Zusammenhang damit wäre dann die Verschiedenheit der örtlichen, ethnischen, sozialen und kulturellen Provenienz der Arbeiter in ihrer etwaigen Einwirkung auf die Lernfähigkeit zu studieren.

Der Lernprozeß, dessen eingehende Prüfung unter diesen Gesichtspunkten mithin von erheblicher Wichtigkeit für die Zwecke dieser Erhebung werden kann, verläuft, wie bekannt, bei den einzelnen Kategorien der Arbeiter in sehr verschiedener Weise. Er reduziert sich bei gewissen einfachsten Verrichtungen auf sehr einfache Uebungsvorgänge. Ohne jeden Einfluß der »Einübung« auf die Leistung vollzieht sich selbst die allerelementarste ungelernte Arbeit nicht. Dabei können diese einfachsten, am wenig-

sten »gelernten« Arbeiten nach dem üblichen Sprachgebrauch sowohl »körperlicher« als »geistiger« Art sein. Das Abzählen und Kontrollieren abgelieferter Produktenquanta z. B. kann so rein mechanischer Natur sein, daß es fast keinerlei Uebung voraussetzt, und, im Gegensatz zu der Maschinenbedienung, von den beschränktesten und wenigst entwicklungsfähigen Individuen erledigt werden kann, vorausgesetzt nur, daß ein Mindestmaß persönlicher Zuverlässigkeit, also: eine »Charakterqualität«, vorhanden ist. Von den untersten Staffeln der »ungelernten« Arbeit bis zu der dem Besitz einer »Kunst« sich nähernden »Gelerntheit« besteht an sich die Möglichkeit einer fast ununterbrochenen Stufenleiter von Arbeitsleistungen und Arbeiterkategorien. Eine einfache Scheidung in »gelernte« und »ungelernte« Arbeiter ist auch faktisch keineswegs immer möglich. Es wird vielmehr für jede einzelne Industrie besonders zu unterscheiden sein wie sich die Arbeiterschaft von Betrieben bestimmter Art und Größe ziffernmäßig auf die einzelnen Staffeln von Maß und Art der erforderlichen Gelerntheit verteilt, wie sich ferner diese Zusammensetzung in absehbarer Vergangenheit geändert hat, welche Aenderungen für die absehbare Zukunft vorauszusehen sind, und warum. Die Industrien scheiden sich oft in höchst charakteristischer Weise in solche, bei denen einem Stamm hochgelernter Qualitätsarbeiter eine mehr oder minder breite Schicht fast ganz »ungelernter« Arbeitskräfte gegenübersteht, und in andere, in denen sich innerhalb der einzelnen Kategorien der Arbeiterschaft derartige Unterschiede nur gradweise finden. Diese Zustände sind durch die technische Evolution, welche ihrerseits mit den oben erwähnten allgemeinen Tendenzen der Kapitalverwertung zusammenhängt, in beständiger Entwicklung begriffen, deren Richtung zu schildern wäre.

Die »Gelerntheit« ist dabei natürlich vor allem auch nach ihrer Art zu unterscheiden. Es wird sich empfehlen, entsprechend dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, unter einem »gelernten« Arbeiter einen solchen zu verstehen, der einen wirklichen, in irgendeinem Sinne »vielseitigen« Lehrgang, nach Art der alten zünftigen Handwerkslehre oder wenigstens dieser ähnlich, sei es im Handwerk, sei es in gesonderten Lehrwerkstätten oder in der Fabrik selbst, durchgemacht hat. Davon wären als »angelernte« Arbeiter diejenigen zu unterscheiden, welche in der Fabrik unmittelbar an Maschinen der gleichen oder ähnlichen

Art, wie sie sie dauernd zu bedienen haben, gestellt und an diesen bis zur Erreichung einer für die Rentabilität ihrer Verwendung erforderlichen Mindest- oder Normalleistung geschult werden, natürlich unter Berücksichtigung der Uebergänge, die sich zwischen beiden Kategorien finden mögen. Dabei wäre nun vor allem anderen die Aufgabe: zu ermitteln, warum die einzelne Industrie oder der einzelne Betrieb die eine oder die andere Form des Lernens bedingt, ob also und weshalb für bestimmte Kategorien von Arbeitern, der Natur ihrer Aufgabe nach, heute noch ein regulärer Lehrgang statt des direkten Anlernens erforderlich ist, für andere nicht, oder inwieweit etwa die Verwendung von solchen, im alten Sinn »gelernten« Arbeitskräften nicht durch die technische Eigenart der Anforderungen, welche der Arbeitsprozeß seiner Natur nach an die betreffenden Arbeiter stellt, bedingt, sondern wesentlich historisches Ueberbleibsel ist usw. Auch wird es zur Klarstellung der Gründe solcher Unterschiede in jedem Fall erwünscht sein, zu ermitteln, welche ungefähren direkten und indirekten Kosten aus der »Anlernung« entstehen, z. B. durch Bereitstellung speziell dafür bestimmter Maschinen und Vorarbeiter, ferner durch Unterproduktion gegenüber einem garantierten Mindestverdienst während der Anlernzeit usw. Sodann wäre weiter als sehr wichtig festzustellen, welches Maß der Leistung im Einzelfalle für die Vollendung des Angelerntseins, also: für die Einstellung als Vollarbeiter, erfordert werden muß, und endlich vor allem: in welchem Zeitraum dieses Maß von den Arbeitern der einzelnen Kategorien, je nach ihrem Alter, Geschlecht, ihrer örtlichen, ethnischen, sozialen, kulturellen Provenienz, ihrer früheren Beschäftigung in diesem oder in anderen Berufen, erreicht wird, und worauf die in dieser Hinsicht etwa sich zeigenden Unterschiede beruhen. Es könnten etwaige sichere, auf hinlänglich umfangreichem und vorsichtig gedeutetem Material beruhende Ergebnisse gerade über diesen Punkt für die Erhebung besonders wichtig werden, da sie vielleicht auf Unterschiede in der Lernfähigkeit der Arbeiter je nach den Unterschieden ihrer Provenienz zurückführbar sein könnten. Dies freilich nur dann, wenn sich der Anlernprozeß unter annähernd ähnlichen Bedingungen vollzieht. Denn es macht z. B. einen ganz bedeutenden Unterschied, ob ein Arbeiter seine Manipulationen Stück für Stück nach den Anweisungen eines Meisters an einer neuen

Maschine zu erlernen hat, oder ob er sich kontinuierlich in der Nachbarschaft von bereits voll »geübten« Arbeitern befindet, welche die gleichen Manipulationen ausüben, und sich, nachahmend, in deren Arbeit »einfühlen« kann. Für manche Arbeiten ist, nach Erfahrungen in Fabriken, durch diesen Einfluß des »Einfühlens« eine Verkürzung der Anlernzeit auf fast ein Sechstel herbeigeführt worden. Dagegen ist andererseits auch unter gleichen Bedingungen des Anlernens die erforderliche Zeit individuell sehr verschieden, und den Bedingungen dieser Unterschiede wäre, namentlich soweit sie Unterschieden der Provenienz entstammen, nachzugehen.

Daneben wäre der Einfluß der inneren Gliederung der Arbeiterschaft, wie sie durch die Eigenart ihrer Leistung, das Maß der dazu erforderlichen Gelerntheit und die Art des Lernens oder Anlernens bedingt wird, natürlich einer derjenigen Punkte, an welchen die Analyse 1. des Berufsschicksals, 2. der sozialen Beziehungen der Arbeiter untereinander, endlich 3. der allgemeinen »charakterologischen« Qualitäten der Arbeiterschaft, wie sie die Großindustrie entwickelt, einzusetzen hätte. Die hier wesentlich in Betracht kommenden Fragen sind offenbar: 1. inwieweit die Entwicklung der Arbeiterschaft sich in der Richtung qualitativer und von da aus beeinflußter ökonomischer und sozialer Differenzierung ihrer verschiedenen Schichten oder umgekehrt in der Richtung ihrer zunehmenden Uniformierung bewegt. Inwieweit 2. die Verwendbarkeit des einzelnen Arbeiters in der Industrie sich zunehmend spezialistisch, auf die ausschließliche Uebung ganz spezieller Einzelqualitäten zugeschnitten, oder umgekehrt universalistisch gestaltet. Inwieweit, dementsprechend 3. die einzelnen Industrien von bestimmten, sei es anerzogenen, sei es eingeübten Qualitäten ihrer Arbeiter sich zunehmend emanzipieren, und inwieweit etwa der »Standardisierung« der Produkte eine »Standardisierung« auch der Arbeiter entspricht, oder umgekehrt der Spezialisierung der Arbeitsmittel eine Vermannigfaltigung der Eigenart der Arbeiter. Wie sich ferner 4. für die Arbeiterschaft die Chance eines Avancements innerhalb der Beschäftigungsarten gestaltet, sowohl ökonomisch (nach der Art der möglichen Gestaltung ihrer Verdienstkurve), wie organisatorisch (nach dem Maß der relativen Selbständigkeit oder auch Ueberordnung, welche im Verlauf ihres Berufsschicksals an die Stelle

der zunächst unvermeidlichen Unterordnung zu treten vermag), wie »psychologisch« (nach der Art ihrer subjektiven Neigung zu den einzelnen Arbeitsstellungen, in die sie einzurücken die Chance haben). Der wichtige Gesichtspunkt der »Arbeitsfreude« (H. Herkner) und z. B. auch die Würdigung der gelegentlich erörterten Frage, unter welchen Bedingungen die »Bedienung« der Maschine seitens des Arbeiters als ein »Beherrschen« derselben empfunden zu werden vermöge, gehört hierher. Wie sich endlich 5. das Ergebnis all dieser Einflüsse in der psychophysischen und charakterologischen Eigenart der Arbeiterschaft einer Industrie und in ihrem »Lebensstil« niederschlägt. — Diese entscheidend wichtigen Fragen der Erhebung müssen natürlich sämtlich ausgehen von dem einfachen Vorgang des »Einübens« bestimmter Leistungsfähigkeiten, welche die Industrie verlangt, damit aber: von den allgemeinen physischen und psychischen Voraussetzungen und Folgen, welche die »Einübung« und »Geübtheit« hat.

Es kann nun von den Herren Mitarbeitern, soweit sie nicht etwa von Beruf oder Studium Physiologen oder Experimentalpsychologen sind, nicht vorausgesetzt werden, daß sie sich im Besitz der erforderlichen Fachkenntnisse befinden, um diejenigen Ergebnisse jener Wissenschaften, welche für die Zwecke dieser Erhebung überhaupt in Betracht kommen könnten, zu beherrschen. Ein Versuch, solche Ergebnisse ohne strenge fachmännische Kontrolle zu verwerten, würde nur allzu leicht dilettantisch ausfallen. Wenn hier gleichwohl etwas näher auf diese Probleme eingegangen wird, so geschieht dies, um einen ungefähren Ueberblick darüber zu gewinnen, was, im Prinzip, bei einer Erhebung dieser Art als letztes Ziel erstrebt werden müßte, nicht aber zu dem Zweck, vorwiegend rein nationalökonomische Mitarbeiter — die wohl die Mehrzahl bilden werden — zu veranlassen, sich ihrerseits auf ihnen nicht fachmäßig vertraute Gebiete zu wagen. Es scheint nützlich, daß der einzelne sich auch darüber klar ist, welchen Problemen er mit seiner Fragestellung nicht auf den Grund gekommen ist. Im übrigen aber wäre nichts lebhafter zu begrüßen, als die etwaige Mitarbeit von Fachmännern der betreffenden Disziplinen selbst.

II.

Es muß gleich eingangs konstatiert werden, daß die bedeutenden Fortschritte, welche in der Analyse der hier in Betracht kommenden Vorgänge zweifellos gemacht worden sind, schon infolge der ungemeinen Schwierigkeit experimenteller Kontrolle, vorerst nur teilweise bereits zu Resultaten geführt haben, die, auch bei vollständiger Beherrschung des Materials, unmittelbar für die Zwecke dieser Erhebung verwertet werden könnten.

Dies gilt in erheblichem Maße selbst für das Gebiet der reinen Muskelübung. Es würde, soweit Wandlungen in der Technik vorwiegend körperlicher Arbeiten in Betracht kommen, sich empfehlen, die Hilfe eines physiologischen Fachmannes in Anspruch zu nehmen. An der Hand der Beobachtungen wäre dann zu prüfen, inwieweit die Entwicklung der Technik, wie sie sich unter dem Druck der privatwirtschaftlichen Kostenökonomie vollzieht, in ihrem Gange zugleich der Richtung der physiologischen Kräfteökonomie (Ersparnis an »Kraftverlust«, d. h. an nicht in Form von Arbeit verwerteter physikalischer Gesamtleistung der Muskulatur) folgt. Daß z. B. die »Uebung« von Arbeitsleistungen stets wesentlich auch eine »Automatisierung« von ursprünglich im Bewußtsein artikulierten Willensimpulsen ist, steht fest. Ebenso, daß dies eine physiologische Krafterspar-nis auf muskulärem resp. nervösem Gebiet bedeutet. Festzustellen aber wäre, wie weit im einzelnen dieses Prinzip in der einzelnen Industrie reicht. Daß ferner die »Rhythmisierung« der Arbeit, teils als Mittel der Mechanisierung, teils direkt, ähnliche Dienste leistet, steht gleichfalls fest. Es könnte im einzelnen Falle wohl der Mühe wert sein, festzustellen, wie es mit der Rhythmisierung unter dem Einfluß der Maschinen steht. Wobei zu beachten wäre, daß nach den vorliegenden experimentellen Untersuchungen diese Wirkungen verschieden zu sein scheinen, je nachdem sie sich demjenigen Rhythmus, der dem individuellen psychophysischen Apparat der adäquateste ist, anschmiegen, oder aber ihm gegen sein Widerstreben von außen aufgezwungen werden. Wesentlich komplexere, nur durch Mithilfe von Physiologen in Angriff zu nehmende Probleme würden dagegen beispielsweise mit den Fragen berührt, inwieweit tatsächlich (wie dies behauptet worden ist) 1. die Ausschaltung von Muskelleistungen, und 2. die Arbeitsübung an den Maschinen mit 1. der

Ausschaltung der Inanspruchnahme der größeren zugunsten derjenigen der »kleinstmöglichen« Muskeln und 2. mit zunehmender Einschränkung der Mitbewegung nicht direkt beanspruchter Muskeln Hand in Hand gehen, endlich inwieweit 3. die Steigerung der Maschinen g e s c h w i n d i g k e i t und damit der Arbeitsintensität mit der behaupteten, und, dem Prinzip nach wenigstens, wohl auch experimentell nachweisbaren Ausnutzung der »Summation von Reiznachwirkungen« derart parallel gegangen ist und noch geht, daß aus diesem Grunde im Effekt eine Kraftersparnis im p h y s i o l o g i s c h e n Sinne des Wortes resultierte. Manche der entscheidenden physiologischen Voraussetzungen sind hier unter den Fachmännern selbst ziemlich bestritten. Die Analyse der technischen Entwicklung wichtiger Industrien unter derartigen und verwandten Gesichtspunkten könnte gleichwohl wertvolle Ergebnisse zeitigen, aber nur, wenn sie unter Kontrolle von F a c h leuten vorgenommen würde. Es wäre daher sehr zu begrüßen, wenn Physiologen oder physiologisch gründlich orientierte Aerzte sich an der Arbeit dieser Erhebung als Mitarbeiter beteiligen würden. Jedenfalls könnte es nur Sache des physiologischen Fachmannes sein, zu beurteilen, inwieweit man h e u t e bei derartigen Untersuchungen nach dem Stande der physiologischen Kenntnisse bereits auf gesichertem Boden stehen würde, und auf welche konkreten Punkte dabei zu achten wäre. Stets müßte aber — gegenüber der für die naturwissenschaftlichen Einzeldisziplinen zuweilen fast unwiderstehlichen Versuchung, soziale Erscheinungen rein aus ihren Fachgesichtspunkten heraus ableiten zu wollen, also z. B. die Industrieentwicklung gänzlich als eine Funktion einzelner Gesetze der physiologischen Kräfteökonomie zu deuten [1]), — daran festgehalten werden, daß die Industrie als solche nicht »K r a f t ersparnis«, sondern »K o s t e n ersparnis« erstrebt, und daß die Wege, auf denen sie diese erreichen kann, k e i n e s w e g s immer mit der Entwicklung zum p h y s i o l o g i s c h Rationalen zusammenfallen, daß vielmehr aus den allerverschiedensten Gründen die Entwicklung zum ö k o n o m i s c h e n Optimum der K a p i t a l verwertung von der Entwicklung zum p h y s i o l o g i s c h e n Optimum der K r a f t verwertung divergieren kann.

[1]) Dieser Gefahr ist z. B. auch das hübsch geschriebene Essay von G e r s o n im X. Bande der »Zeitschr. f. Sozialwissenschaft« nicht überall, am wenigsten in den beiden Schlußartikeln, entgangen.

In solchen Fällen aber, wo tatsächlich die technische Entwicklung eine konsequent und eindeutig fortschreitende charakteristische Umgestaltung der physiologischen Inanspruchnahme der Arbeiterschaft zeigt: — wie häufig das der Fall sein mag, steht keineswegs von vornherein fest —, wäre es die Aufgabe, zuerst zu fragen: in welcher Weise in diesen konkreten Fällen die einzelnen, den Rentabilitätsinteressen des Kapitals entspringenden ökonomischen Tendenzen (Lohnersparnis, wirtschaftliche Ausnutzung des Rohmaterials und der Maschinen, Steigerung der Umschlagsgeschwindigkeit, Standardisierung usw.) an dieser physiologischen Entwicklung beteiligt sind, und dann erst: welche Teile der Muskulatur oder des Nervensystems dadurch in ihrer Inanspruchnahme bevorzugt, welche anderen zurückgesetzt werden, und welche Konsequenzen für den physiologischen Habitus dies hat, gehabt hat oder weiterhin haben kann. Der bloße Hinweis darauf, daß die Entwicklung der Technik bestimmten Postulaten der physiologischen Kräfteökonomie entsprochen habe, genügt in keinem Fall.

Noch weit wichtiger für diese Erhebung wäre naturgemäß die Feststellung, ob und welche elementaren psychischen Bedingungen und Folgen die Entwicklung der modernen Industriearbeit gehabt hat und noch hat, wenn dafür hinlänglich geklärte, anerkannte und zugleich exakte Erfahrungen der experimentalpsychologischen Disziplin verwendet werden könnten. Leider ist dies vorläufig nur in beschränktem Maße der Fall. Die mit dem Problem der Arbeit befaßten sehr umfassenden Untersuchungen jener Disziplin sind ursprünglich, soweit sie überhaupt von aktuellen Problemen beeinflußt wurden, vorwiegend an schulhygienischen Gesichtspunkten orientiert gewesen. Einerseits hat sich dabei ergeben, daß, im Gegensatz zu manchen anfänglich gehegten Hoffnungen, jedenfalls zur Zeit (nach der Ansicht mancher Forscher sogar vielleicht dauernd) es keinerlei Maßmethode gibt, welche zugleich exakt und dabei doch zu Massen untersuchungen derart geeignet wäre, um einwandfreie Resultate über den Verlauf der Ermüdungs- und Uebungskurven, der individuellen Differenzen in dieser Hinsicht und deren Bedingtheit durch Temperaments- und Charakterqualitäten zu bieten. Weder das in Frankreich und Amerika besonders gepflegte System der sog. mental tests, noch die Versuche, mit Aesthesiometern und ähnlichen einfachen Instrumenten die psychischen Nachwirkungen der Arbeit zu mes-

sen, gelten im Kreise der maßgebenden deutschen Fachmänner als hinlänglich sichere Mittel zur Feststellung individueller Differenzen. Es erfordern vielmehr derartige Untersuchungen stets andauernde, oft wochenlange Experimente mit dem Einzelindividuum unter sorgsam vorbereiteten und innegehaltenen Bedingungen. — Die psychischen bzw. psychophysischen Bedingungen der Fabrikarbeit speziell haben jene Untersuchungen bisher schon aus diesem Grunde naturgemäß nicht behandeln können. Sie befassen sich infolge ihrer vorwiegend schulhygienischen Orientierung, außerdem aber auch aus Motiven, die in den Prinzipien ihrer Methodik und in der Eigenart ihrer Instrumente liegen, in stark vorwiegendem Maße mit der Untersuchung von Gedächtnisleistungen und Assoziationsvorgängen. Daneben — und die Ergebnisse dieser Untersuchungen kämen naturgemäß am meisten in Betracht — mit dem Einfluß von Ermüdung und Uebung bei »geistiger« Arbeit. Der Begriff des »Geistigen« wird dabei ziemlich weit gefaßt, insofern er auch hochgradig typische, oft rein mechanische Leistungen des psychophysischen Apparates (Lernen sinnloser Silben u. dgl.) mitumfaßt. Bei der Untersuchung der Leistungsfähigkeit der großindustriellen Arbeiterschaft würde der Gegensatz: »körperliche« — »geistige« Arbeit jedenfalls dann gar keine oder nur eine sehr geringe Rolle spielen, wenn man unter geistiger Arbeit nur die »kombinatorische« Tätigkeit strengsten Wortsinns verstehen wollte. Zu einer solchen allerdings ist wenigstens der Maschinenarbeiterschaft nur ausnahmsweise und mehr zufällig, und dann meist nur im kleinen, Gelegenheit geboten. Dagegen fallen bei jeder weniger »anspruchsvollen« Fassung des Begriffs der »geistigen« Arbeit breite Regionen der industriellen Arbeitsleistungen mit unter diesen Begriff. Und vor allem: die Unterschiede in der Art der Leistungen, welche die Industrie von der Arbeiterschaft verlangt, sind, an dem Gegensatz: »geistig-körperlich« gemessen, sehr große, größere jedenfalls, als der Gegensatz der am meisten »geistig« arbeitenden Schicht der Arbeiterschaft zu den ihr übergelagerten sozialen Schichten. In Wahrheit ist eben der Begriff des Geistigen hier gänzlich unangebracht und nicht für eine Klassifikation verwendbar. Es handelt sich vielmehr um die Frage: in welchem Maße und in welcher Richtung eine Inanspruchnahme des nervösen Zentralapparates durch bestimmte Arten von Leistungen stattfindet oder nicht stattfindet, und

welche Art von Reaktionsweise desselben die Grundlage der betreffenden Leistung bildet. Man hat z. B. nicht ganz mit Unrecht gesagt, daß die Tätigkeit eines am Zylinderbohrer beschäftigten Arbeiters bei der Zurichtung des Materials für die Maschine derjenigen eines Chirurgen während der Operation »dem Wesen« nach: — das sollte heißen: den Funktionen des psychophysischen Apparats nach, die in Anspruch genommen werden, — gleichartig sei. Und beispielsweise die Qualifikation einer mit der Bedienung mechanischer Webstühle betrauten Arbeiterin hängt in letzter Linie keineswegs von vorwiegend »physischen« Qualitäten, sondern wesentlich davon ab, ob sie die »Geistesgegenwart« und den »Ueberblick« besitzt, um eine so große Mehrzahl von Webstühlen gleichzeitig zu beherrschen, daß dadurch die Verwendung dieser Art von Maschinen, und zugleich hiermit auch die Verwendung der betreffenden Arbeiterin selbst, für den Arbeitgeber rentabel wird. Eine wirklich nur »körperliche«, d. h. nur bestimmte Muskeln und den zugeordneten Innervationsapparat in Anspruch nehmende Arbeit gibt es streng genommen nicht. Aber allerdings: bei einem Arbeiter, der etwa mit dem Ausschachten von Erde beschäftigt ist, werden gewisse Muskeln und der ihnen zugeordnete Innervationsapparat weitaus vorzugsweise in Anspruch genommen, ermüdet und geübt, dagegen diejenigen Funktionen des psychophysischen Apparats, an welche wir bei »geistiger« Arbeit zuerst denken: Assoziationsgeschwindigkeit, Fähigkeit der Konzentration der Aufmerksamkeit usw., relativ wenig, — so wenig, daß die »Ermüdung« durch die Arbeit und ebenso die »Uebung« infolge der Arbeit sich auf sie weniger erstreckt. Wenn man also, angesichts der Flüssigkeit des Uebergangs zwischen den einzelnen Arten der Arbeit, generelle Unterschiede überhaupt machen will, so kann stets nur gefragt werden: Welche Leistungsfähigkeiten und Funktionen des psychophysischen Apparates des Arbeiters sind es, die bei einer bestimmten Arbeit Gegenstand vorzugsweiser Inanspruchnahme und damit einerseits der Ermüdung, andererseits der Uebung sind? Dies also wäre auch für eine Klassifikation der Arbeiter für die Zwecke dieser Erhebung der maßgebende Gesichtspunkt. Es scheint sicher, daß in manchen Industrien die technische Evolution sich in der Richtung zunehmender Inanspruchnahme nervöser Funktionen, namentlich der Aufmerksamkeitsspannung und ähnlicher Gehirnleistungen, bewegt,

von Leistungen also, welche sich von denen der im üblichen Sinn »geistig« arbeitenden Schichten wesentlich durch die Monotonie ihres Inhaltes und die Abwesenheit jener »Wertbeziehungen«, welche wir mit den Objekten »geistiger« Arbeit zu verknüpfen pflegen, unterscheidet. Wieweit dies der Fall ist, ob und welche Folgen es hygienisch, psychophysisch und »menschlich« hat, kann — bestritten, wie diese Fragen sind — nur die Erhebung selbst vielleicht lehren. Es wäre für diesen Zweck den Herrn Mitarbeitern, soweit sie nicht etwa selbst neurologisch gebildet sind, entschieden anzuraten, sich mit erfahrenen, und zwar namentlich mit neuropathologisch umfassend orientierten Aerzten in Verbindung zu setzen, um die unmittelbare nervöse Wirkung der Fabrikarbeit und — was als ätiologisches Moment, wenigstens nach manchen Ansichten, ebenfalls als wichtig gilt — der Begleitumstände der Arbeit (z. B. des Maschinenlärms): die Art des Kräfteverbrauchs also, welche dadurch bedingt wird, kennen zu lernen. Allerdings unter dem Vorbehalt, daß diese Erhebung, der es auf die Feststellung von Entwicklungstendenzen ankommt, dadurch nicht auf die Bahn rein praktisch sozialhygienischer Erörterungen geschoben werden darf. (Ueber diese Seite der Frage vgl. z. B. den Aufsatz von Dr. G. Heilig: Fabrikarbeit und Nervenleiden, in der »Wochenschrift für soziale Medizin« 1908, Nr. 31 ff. und die dort zitierten Arbeiten von Dr. W. Hellpach und anderen.) Eine systematische Erhebung über die Tendenz zu Arbeiterneurosen innerhalb der einzelnen Industrie- und Arbeiterkategorien bei den Kassenärzten wäre sehr erwägenswert. Ebenso wäre die Mitarbeit von erfahrenen Herrn aus diesen Kreisen bei der jetzt versuchten Erhebung besonders zu begrüßen.

Von den Einzelergebnissen, welche die experimentalpsychologische Arbeit über den Verlauf der Ermüdungs- und Uebungsvorgänge bisher zutage gefördert hat, könnten, so wichtig sie an sich sind, für die speziellen Zwecke dieser Erhebung die Bearbeiter aus den früher angegebenen Gründen vielleicht nicht allzuviel direkte Förderung erfahren. Von Nutzen könnte ihnen immerhin möglicherweise die Bekanntschaft mit einigen der einfachsten Begriffe sein, welche in neueren Untersuchungen dieser Art verwendet zu werden pflegen, so bestritten leider auch der Inhalt vieler von ihnen zur Zeit noch ist [1]). Begriffe aber wie der der »Ermüdbarkeit« (gemessen nach

[1]) Eine Zusammenstellung der Probleme mit Literaturübersicht wird von

Tempo und Maß des Fortschreitens der Ermüdung), »Erholbarkeit« (nach dem Tempo der Wiederherstellung der Leistungsfähigkeis nach stattgehabter Ermüdung), »Uebungsfähigkeit« (nach dem Tempo der Leistungszunahme im Verlauf der Arbeit), »Uebungsfestigkeit« (nach dem Maß des »Uebungsrückstandes« nach Pausen und Unterbrechungen einer Arbeit), »Anregbarkeit« (nach dem Maß, in welchem der »psychomotorische« Einfluß des Arbeitens selbst die Leistung steigert), »Konzentrationsfähigkeit« und »Ablenkbarkeit« (je nach dem Fehlen oder Vorhandensein und, in letzterem Fall, dem Maß einer Herabsetzung der Leistung durch ungewohntes »Milieu« oder »Störungen«), »Gewöhnungsfähigkeit« (an ungewohntes Milieu, Störungen und — im Prinzip das Wichtigste — an Leistungskombination), — solche und ähnliche Begriffe sind ihrem Inhalt nach hinreichend eindeutig, stellen meßbare Größen dar, sind ihrer Brauchbarkeit nach erprobt und können dem Bearbeiter sehr wohl eine Uebersicht über gewisse einfache Komponenten der persönlichen Arbeitsqualifikation und gegebenenfalls eine handliche Terminologie bieten. Denn es kann mit ihnen sehr wohl auch da operiert werden, wo der G r a d , in welchem die durch sie bezeichneten Komponenten die Arbeitsleistung beeinflussen, nicht r e c h n e r i s c h feststeht. Und darüber hinaus wären die Erörterungen z. B. über die Beziehungen zwischen Ermüdung und Arbeitswechsel, über die subjektiven und objektiven Folgen der »Eingestelltheit« auf eine bestimmte Arbeit, über die Art, wie bei der Einübung komplizierter Arbeitsaufgaben und Kombinationen von Arbeitsleistungen die Anpassung ihrer einzelnen psychophysischen Elemente vor sich geht, über die Unterschiede sensorischer und motorischer Grundlagen des Reagierens in ihren Folgen für Quantität und Qualität der Leistungen und andererseits in ihrer Bedingtheit durch Differenzen der psychophysischen Grundlagen der »Persönlichkeit«, — diese und ähnliche Erörterungen innerhalb der Fachpsychologie, so wenig endgültig Feststehendes sie in manchen Punkten bisher geliefert haben, wären an sich sehr wohl geeignet, den Blick für eine Reihe allgemeiner Probleme zu schärfen, welche auch in die überaus komplexen Fragen der Bedingungen industrieller Leistungsfähigkeit und der Wirkungen der technischen Entwick-

mir im Archiv f. Sozialwiss. u. Sozialpol. (November- und Januarheft) versucht werden und steht, soweit der Vorrat der Separatabzüge reicht, zur Verfügung.

lung, speziell der »Arbeitszerlegung« und ähnlicher Vorgänge, hineinragen. Insbesondere würde es höchst wichtig sein, wenn für die Frage des Arbeitswechsels in seinen Wirkungen und Voraussetzungen irgendwelche exakten psychophysischen Unterlagen gefunden werden könnten. Dabei ist natürlich im Auge zu behalten, daß in der vorliegenden Erhebung auch dieses Problem durchaus vom Standpunkt der Rentabilität aus anzugreifen ist. Dieser Gesichtspunkt steht dem Arbeitswechsel meist entgegen, denn im großen und ganzen ist er selbstverständlich ein Vorgang, der die kontinuierliche Ausnutzung der Betriebsmittel ungünstig, oft in höchst einschneidendem Maße ungünstig, beeinflußt. Aber er begünstigt hin anderseits z. B. da, wo es nötig wird, bei weitgehender Spezialisierung dem einzelnen Teilarbeiter Gelegenheit zu geben, die Folgen seiner Fehler durch Beschäftigung in der folgenden Etappe des Arbeitsprozesses selbst kennenzulernen. Jedenfalls ist in allen Fällen, wo Arbeitswechsel sich findet, zunächst zu fragen: Welche Erfahrungen haben die Betriebsleiter in den einzelnen Industrien und bei den einzelnen Arbeitsleistungen mit einem etwaigen Arbeitswechsel innerhalb des Betriebes in seiner Rückwirkung auf die Leistung gemacht? Welche Unterschiede zeigen sich ferner in der Arbeitseignung, je nach der Art der Arbeit, welche der Arbeiter unmittelbar vor seinem Eintritt in die derzeitige Arbeitsstellung, oder früher, oder endlich in der Jugend getan hat?? Diese Unterschiede sind oft recht beträchtliche und auch rechnerisch (s. unten) feststellbare. Weiterhin aber kämen selbstverständlich ganz ebenso die Erfahrungen und die subjektive Attitüde der Arbeiter selbst in Betracht. Diese ist selbstverständlich in weitestem Umfang durch rationale Momente bestimmt: Verschiedenheit der Löhne, der Bequemlichkeit der Arbeit usw. Wo diese Momente ersichtlich den Ausschlag geben, handelt es sich natürlich nicht um Stellungnahme zu der Frage: ob, rein an sich, Gleichförmigkeit oder Wechsel der Arbeit vorgezogen wird, und ob und wie dies durch physiologische oder psychologische Einflüsse bedingt sein könnte. Auch die Attitüde der Arbeiter zum Arbeitswechsel, rein als solchem — das heißt: in Fällen, wo die verschiedenen Arten der Arbeit keine erheblichen Verschiedenheiten der Annehmlichkeit oder Einträglichkeit aufweisen —, ist aber natürlich weitgehend durch rationale ökonomische Ergänzungen determiniert. Ueberall da,

wo er, innerhalb eines Betriebes, die Leistung nachhaltig drückt, infolge der »Uebungsverluste« und der Notwendigkeit, sich neu einzuarbeiten, drückt er auch den Lohnverdienst (sofern der Lohn Akkordlohn ist). Bei Industrien mit vielseitiger Produktion (geringer Standardisierung) fällt in Zeiten der Depression, wo die einzelnen Aufträge an sich kleiner werden und die Vielseitigkeit der Produktion also (auf die Zeiteinheit berechnet) steigt, die Krise in Form häufigeren Wechsels der Beschäftigungsart auf die Verdienstchancen der Arbeiterschaft. Auch in solchen Fällen kann natürlich von einer physiologischen psychophysischen Bedingtheit ihrer Stellungnahme zu diesen Vorgängen nicht die Rede sein. Ebenso nicht, wenn beobachtet wird, daß ältere verheiratete Arbeiter die Gleichförmigkeit des Verdienstes bei kontinuierlicher, wenn auch monotoner, Arbeit, jüngere und ledige dagegen — im Interesse der Erweiterung ihrer Gelerntheit und damit der Verwertbarkeit ihrer Arbeitskraft, — den Wechsel bevorzugen. Allein neben diesen und vielen ähnlichen, in ihrer Tragweite eingehend zu studierenden, Fällen, wo ökonomische Zweck erwägungen das Verhalten der Arbeiter determinieren, gibt es zahlreiche andere, wo ihr Verhalten durch solche nicht eindeutig bestimmt zu sein, zuweilen diesen Motiven sogar zuwiderzulaufen scheint. Es scheint plausibel und ist auch gelegentlich beobachtet worden, daß der Arbeitswechsel rein als solcher, also: in solchen Fällen, wo ökonomische Chancen und Annehmlichkeit bzw. Unannehmlichkeit der Arbeit nicht das entscheidende Wort sprechen, ihnen als erwünscht gilt. Ebenso sicher aber sind andere Fälle beglaubigt, in welchen er von ihnen nicht, und zwar auch dann nicht gewünscht wurde, wenn ihnen die volle Garantie dafür gegeben war, daß er ihnen keinerlei ökonomischen Nachteil bringen könne; daß hierbei nicht ausschließlich zufällige Umstände oder allgemeine innere Gebundenheit an die Tradition im Spiele war, scheint dadurch wahrscheinlich gemacht, daß zuweilen jenes Widerstreben sich selbst bei solchen Arbeitern fand, die einen Wechsel des Betriebes und Ortes ihrer Beschäftigung mit Leichtigkeit, ja selbst mit Vorliebe vollzogen, sofern sie nur auswärts in eine gleichartige Arbeitsstellung einrücken konnten. Ob hier der Begriff der in ihrer Bedeutung für die Arbeitskurve anscheinend auch experimentalpsychologisch meßbaren »Gewöhnung« und »Eingestelltheit« auf die konkrete

Arbeitsleistung für eine Erklärung brauchbar wäre, ist nicht a priori zu entscheiden.

Möglich erscheint in solchen und vielen ähnlichen Fällen stets, daß überhaupt rein psychophysische Ueberlegungen eine eindeutige Antwort nicht gestatten würden, da die mitspielenden Motive vielfach zu komplex sind. Diese Situation wird sich häufig wiederholen. Im ganzen wird sich der Bearbeiter fast überall da, wo er Veranlassung hat, Unterschiede in den allgemeinen »seelischen« Qualitäten der Arbeiter je nach ihrer Beschäftigungsart und Provenienz zu schildern, also Unterschiede ihres »Charakters«, »Temperaments«, ihres »intellektuellen« und »sittlichen« Habitus: — Dinge, welche auf die Qualifikation zu den einzelnen Arten der Industriearbeit ganz ohne Zweifel oft von bedeutendem, zuweilen von entscheidendem Einfluß sind —, bei dem heutigen Stand der psychologischen Arbeit noch ziemlich häufig auf sich selbst angewiesen sehen. Zwar werden die alten »vier Temperamente« heute meist durch die vier möglichen Kombinationen von 1. Intensität und 2. Dauer der jeweiligen »Gefühlslage« ersetzt. Der qualitative Inhalt jedoch, der in den alten Begriffen steckte, geht dabei verloren. Diesen letzteren durch eine andere Klassifikation der »Temperamente« zu ersetzen, und vollends jene zahlreichen, vom Standpunkt der Psychologie aus höchst komplexen qualitativen Differenzen des Habitus, die wir als »C h a r a k t e r« bezeichnen, klassifikatorisch zu erfassen, ist den »differentialpsychologischen«, »charakterologischen«, »ethologischen«, speziell-psychologischen« Arbeiten (oder wie sonst diese Untersuchungen sich zu nennen pflegen) bisher nicht geglückt, — aus leicht verständlichen allgemeinen methodischen Schwierigkeiten heraus, die in der Aufgabe selbst liegen. Eine allgemein anerkannte Klassifikation für derartige Unterschiede gibt es heute nicht, insbesondere keine, die ohne weiteres geeignet wäre, für die Zwecke der gegenwärtigen Erhebung als Grundlage zu dienen. Die psychologischen Unterscheidungen vollends, mit welchen heute die Psychiatrie arbeitet, sind aus Gründen, welche der besonderen Natur dieser Wissenschaft entstammen, teils zu einfache, teils umgekehrt zu spezifische. Dem Bearbeiter kann daher nur angeraten werden, die A e u ß e r u n g s f o r m der »Charakterunterschiede«, soweit solche wirklich unzweideutig vorliegen: die im äußeren Verhalten zu beobachtenden Differenzen der Reaktionsweise der Individuen also, woran er jene Unterschiede zu e r k e n n e n glaubt,

möglichst konkret und genau zu beobachten und so einfach und gemeinverständlich wie möglich in der Alltagssprache zu beschreiben.

Ueberhaupt aber dürfte im Interesse des Zwecks dieser Erhebung den Herren Mitarbeitern von vornherein eins dringend anzuraten sein, nämlich: Falls sie auf dem Wege der Lektüre oder der Anregung durch einen fachmännisch geschulten Physiologen, Psychologen, Biologen, Anthropologen sich mit den allgemeinen und prinzipiellen Erörterungen jener Disziplinen vertraut zu machen Gelegenheit hatten, sich gerade dann 1. nicht an diese Probleme, so interessant sie jedermann erscheinen müssen, zu »verlieren«, und vollends 2. sich unter keinen Umständen irgendeiner der miteinander kämpfenden allgemeinen Theorien psychologischer, biologischer, anthropologischer Art zu »verschreiben«. Nicht als ob nicht jene allgemeinsten naturwissenschaftlichen Probleme schließlich auch die Fragestellungen, mit welchen es diese Erhebung zu tun hat, berühren könnten. Oder als ob nicht die Tatsachen, welche diese unsere Fragestellungen (günstigenfalls) zutage fördern werden, möglicherweise auch für jene allgemeinen Theorien Interesse gewinnen könnten. Beides ist möglich. Allein für die Unbefangenheit der Ermittlung der T a t s a c h e n, welche die Grundvoraussetzung des Gelingens dieser Erhebung und vor allem auch ihr wesentlicher Z w e c k ist, könnte offenbar gar nichts Schlimmeres eintreten, als wenn jene Tatsachenfeststellungen von Anfang an unter dem Gesichtspunkt der Erhärtung der Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer jener allgemeinen naturwissenschaftlichen Hypothesen vorgenommen würden. Führt es gelegentlich schon zu Irrgängen, wenn naturwissenschaftliche F a c h männer ohne genaue Kenntnis ökonomischer Probleme solche Versuche unternehmen, so würden, wenn das gleiche von N i c h t fachmännern geschähe, durch den alsdann unvermeidlichen Dilettantismus die Interessen der Naturwissenschaften schwerlich gefördert, die Zwecke dieser Erhebung aber, namentlich durch den stets so nahe liegenden Versuch der Konstruktion aus einem einzelnen hypothetischen Gesichtspunkt heraus, schwer geschädigt. Denn auch bei großer Gewissenhaftigkeit läge die Gefahr immer vor, daß Tatsachen, die sich jener hypothetischen Deutung nicht fügen wollen, ignoriert oder jedenfalls nicht mit dem erwünschten I n t e r e s s e und in der erwünschten Vollständigkeit festgestellt und wiedergegeben werden. Es kann daher nicht entschieden genug geraten werden, 1., soweit eine Unter-

stützung durch naturwissenschaftliche Kenntnisse erwünscht ist, stets fachmännische Mitarbeiter heranzuziehen, 2. Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Facharbeit dann zu verwenden, wenn es sich um anerkannte, auf Grund von Beobachtungen feststehende Tatsachen zusammenhänge handelt, die für die Zwecke dieser Erhebung von Wichtigkeit sind, dagegen 3. allgemeine naturwissenschaftliche Theorien und Terminologien unbedingt nur so weit zu verwerten, als dies ausnahmsweise dem Zweck dieser Erhebung wirklich unmittelbar greifbaren Vorteil bringt und als ihnen die allgemeine Anerkennung der Fachleute zur Seite steht.

Diese Sätze gelten insbesondere auch da, wo die Fragestellung, wenn sie — wie dies kaum vermeidbar sein wird — den Begriff der »natürlichen Anlagen« verwendet, in den Bereich der biologischen Vererbungsfragen gelangt. Sie kann, wenn überhaupt auf Gründe von Differenzen der Arbeitseignung näher eingegangen wird, diese Berührung schwerlich vermeiden. Und sie soll sie auch insofern nicht vermeiden, als man sich offenbar die Frage, inwieweit die Möglichkeit vorliegt, vorhandene Differenzen dieser Art auf erblich überkommene Stammesverschiedenheiten zurückzuführen, notwendig in irgendeinem Stadium der Untersuchung stellen muß. Die Frage ist nur, inwieweit mit den Mitteln dieser Erhebung die Untersuchung auf die Lösung dieser Probleme abgestellt werden kann. Die Möglichkeit und selbst Wahrscheinlichkeit einer Bedeutung von »Rassenunterschieden« für die industrielle Arbeitseignung, wie sie vorläufig am deutlichsten in den bekannten Erfahrungen mit der textilindustriellen Verwendung der Neger in Nordamerika zutage getreten ist, wie sie aber z. B. auch in Spanien, Belgien sich zu zeigen scheint, dürfte an sich, in der Theorie, von niemandem bezweifelt werden können. Daß man mit den einzelnen deutschen »Stämmen« in bezug auf ihre Brauchbarkeit verschiedene Erfahrungen macht, werden sehr viele Betriebsleiter behaupten. Bayrische und nordwestdeutsche Eisenarbeiter, schlesische und westfälische Weber, belgisch-rheinische und niederdeutsche Feinblechwalzer genießen eines sehr verschiedenen Rufes, und die Liste wird unter den Händen der Bearbeiter, wenn sie überhaupt ihr Augenmerk darauf richten, gewaltig anschwellen. Daß die für die Arbeitseignung wichtigen erblichen Unterschiede vor allem auch auf dem Gebiet der nervösen und

psychischen Konstitution, in der, nach Tempo, Stetigkeit und Sicherheit verschiedenen Art des Reagierens und in den hierdurch mitbedingten »Temperamentsdifferenzen« zu suchen seien, welche ihrerseits die, für den Großbetrieb erforderliche, »Disziplinierbarkeit« beeinflussen, dürfte im Prinzip ebenfalls nicht bestritten werden. Die Aufgabe wäre nun, das Chaos unkontrollierbarer Behauptungen, welches dem Bearbeiter über diese Dinge zweifellos entgegentreten wird, zunächst, kritisch gesichtet, zu reproduzieren, dann aber, soweit irgend möglich, daraufhin zu untersuchen, inwieweit im einzelnen Falle im biologischen Sinn »ererbte« Differenzen als bestehend behauptet werden — und nicht etwa nur: Differenzen der Tradition, wie dies in sicherlich sehr vielen, wenn nicht den meisten, Fällen geschieht: der konventionelle, ganz unklare, Begriff des »Volkscharakters« als der »Quelle« bestimmter Qualitäten der Arbeiterschaft schiebt ja diese beiden himmelweit verschiedenen Dinge unentwirrbar ineinander. Nun gibt es notorisch kaum eine Fragestellung, die in fast jedem Einzelfall ähnlich schwer eindeutig und erschöpfend zu beantworten wäre, — ja, es ist ein Standpunkt möglich, von dem aus sie in letzter Linie überhaupt nie einer eindeutigen Beantwortung fähig erscheint, und jedenfalls tobt über die Interpretation auch relativ sicherer Tatsachen der Streit der entgegengesetzten biologischen »Theorien«. Eben deshalb wird bei diesem Punkt, neben den oben bereits erwähnten, jedenfalls auch noch der Fehler vermieden werden müssen: zu glauben, daß aus dem hier erhobenen Material, welches günstigenfalls einige wenige Generationen umfassen kann, irgendwelche Schlüsse zur Begründung der einen oder der anderen jener Theorien, also etwa: des Darwinismus in seiner orthodoxen oder in der Weismannschen Fassung, des »Neo-Lamarckismus«, der Hering-Semonschen Theorie usw., gewonnen werden könne, und daß es also die Aufgabe oder auch nur erwünscht sei, bei der Verarbeitung des Materials dasselbe in dieser Richtung zu verwerten. Das ist selbstverständlich nicht der Fall. Gesetzt beispielsweise, es bestätigte sich die gelegentlich gemachte Beobachtung: daß die Bevölkerung von Gebieten, welche lange Perioden hindurch Zentren industrieller (z. B. hausindustrieller) Arbeit gewesen sind, ganz allgemein nicht nur industrieller Arbeit besonders stark zuneigt, sondern auch — was davon sorgsam zu unterscheiden ist — für industrielle Arbeit, und zwar auch für solche

von anderer als der traditionell überkommenen Art, besser qualifiziert, d. h. also darin »übungsfähiger« ist als andere Bevölkerungen. Dann könnte diese Tatsache, falls alle Versuche, sie aus Einflüssen der Tradition, Erziehung, Nachahmung usw. herzuleiten, fehlschlügen und also »Vererbung« jener Qualifikation wahrscheinlich wäre, nunmehr in der verschiedensten Art, z. B. sowohl als Folge ursprünglicher, durch »Auslese« gezüchteter Keimanlagen, wie als Ergebnis kontinuierlicher »Uebung«, deren Folgen für die Entwicklung des physischen Apparats vererbt worden seien, wie als Folge »mnemischer Engramme«, und vielleicht noch auf mancherlei andere Art gedeutet werden, — in welcher Art am leichtesten, könnten jedoch nur die biologischen Fachleute entscheiden, und diesen würde dasjenige Material, welches unsre Erhebung eventuell zu bieten vermöchte, für eine solche Entscheidung ohne allen Zweifel gänzlich unzulänglich erscheinen. Eine »voraussetzungslos« an den Sachverhalt herantretende Betrachtung würde sich wohl vor Augen halten, daß man 1. jede menschliche Lebensäußerung als eine bestimmte, durch gegenwärtige Lebensumstände determinierte Art und Weise des »Funktionierens« ererbter »Dispositionen«, welche ihrerseits durch vergangene Lebensumstände in bestimmter Art »entwickelt« worden sind, auffassen kann, 2. daß aber die Frage: ob generell die ererbten Anlagen oder die erworbenen Qualitäten das ursächlich »Entscheidende« oder vorwiegend »Wichtige« seien, schon im Prinzip falsch gestellt und also müßig ist. Falsch gestellt deshalb, weil die Frage, ob etwas, als ursächliches Moment, »wichtig« sei oder nicht, davon abhängt, wofür es denn »wichtig« oder »unwichtig« sein soll, das heißt unter welchem ganz speziellen Gesichtspunkt es im Einzelfall auf seine Bedeutsamkeit hin angesehen wird. Für die Fragestellungen dieser Erhebung würde es sich — falls es überhaupt gelingen sollte, an irgendeinem Punkt bis zu solchen Problemen vorzudringen — niemals um die »Lösung« jener generellen Frage, sondern immer lediglich und allein darum handeln, ob diejenigen speziellen Qualitäten, welche für bestimmte konkrete Einzelleistungen von spezifischer Eigenart die Verwendung derjenigen Arbeiter, die sie besitzen, rentabel macht, in den betreffenden Einzelfällen vorwiegend auf dem Einfluß von Lebensschicksalen (im weitesten Sinne des Wortes) der betreffenden Arbeiter beruhen können oder nicht.

Dabei wäre aber von Anfang an mit der Möglichkeit zu rechnen, daß diese Frage vielleicht für jede einzelne Kategorie von Arbeitern jeder einzelnen Industrie verschieden zu beantworten wäre; ferner natürlich auch mit der unbezweifelbaren Tatsache, daß durch Lebensschicksale (»Milieu«) in erheblichem Maße sowohl die Wirkungen von Anlageverschiedenheiten ausgeglichen als Anlageähnlichkeiten differentiell entwickelt werden können und umgekehrt. Und dabei bedürfte nun offenbar der gänzlich unpräzise und das allerheterogenste vereinigende Begriff des »Milieus« in jedem einzelnen Fall einer Zerlegung in die verschiedenen Gattungen von Lebensbedingungen, die unter ihm zusammengefaßt werden. Das Maß der Entwicklung oder Verkümmerung vorhandener ererbter »Anlagen«, welche ihrer Art nach für die Eignung zur modernen Industriearbeit wichtig werden können, hängt insbesondere zweifellos stark von Jugendeinflüssen ab. Sowohl allgemeine Erwägungen als die, allerdings sehr wenigen und unsicheren, experimentellen Beobachtungen, welche z. B. über den Zusammenhang der qualitativen Exaktheit motorischer Leistungen mit dem Standard der intellektuellen Entwicklung, oder über den Zusammenhang der Ermüdbarkeit und assoziativen Leistungsfähigkeit mit der sozialen Provenienz bisher vorliegen, machen dies wahrscheinlich. Solche Jugendeinflüsse werden unter anderem durch die Art der Ernährung und Erziehung, den Grad des Anreizes und der Gelegenheit zu intellektueller Betätigung, den Reichtum des Anschauungsstoffes, den das Milieu der Jugendjahre bietet, ausgeübt. Die, meist durch die Klassenlage der Eltern gegebene Enge oder Weite der materiellen Verhältnisse und des »geistigen Horizonts« des Elternhauses, Schulbildung und Militärdienst, die Volkszahl und der ökonomische und kulturelle Charakter der Heimatsgemeinde bzw. der Gemeinde, in der die Jugend verlebt wurde, und sodann die jugendlichen Berufsschicksale üben aller Wahrscheinlichkeit nach einen so nachhaltigen Einfluß auf die Richtung, welche die Entwicklung nimmt, auf die Entfaltung oder Hemmung einzelner Fähigkeiten, daß — wie dies z. B. für zeichnerische Begabung experimentell wahrscheinlich gemacht worden ist — nur sehr erheblich übernormale Begabung für bestimmte Leistungen die Fähigkeit zu besitzen scheint, sich gegenüber jenen, durch die soziale und kulturelle Schichtung gegebenen Bedingungen, unter welchen die Lebenszeit mit der

stärksten Plastizität stand, überhaupt in erkennbarem Grade durchzusetzen. Auch von denjenigen allgemeinen »Dispositionen« des »psychophysischen Apparats« also, welche für die Arbeitseignung wichtig werden können, ist ein Teil zweifellos, durch fördernde »Schulung« einerseits, durch hemmende oder direkt schädigende Lebensgewohnheiten einer Bevölkerung andererseits (sowohl intra- wie extrauterin) erwerbbar. Die Unterschiede ländlicher und städtischer Herkunft — unter »Stadt« wären dabei Orte beliebiger Kleinheit, welche das den Städten eigentümliche geschäftliche Leben mit allen seinen Konsequenzen aufweisen, zu verstehen — macht sich bei genauer Durchsicht der Lohnkostenkalkulationen industrieller Betriebe (s. unten) zuweilen äußerst deutlich bemerkbar.

Schon diese Erwägungen würden es methodisch ratsam erscheinen lassen, bei der Analyse von Differenzen der Arbeitseignung auf ihre Gründe hin nicht von Erblichkeitshypothesen auszugehen, sondern, mit dem steten Bewußtsein, daß bei solchen Unterschieden das »Erbgut« überall mitsprechen kann, doch die Prüfung der Einflüsse der sozialen und kulturellen Provenienz, der Erziehung und Tradition stets zuerst zu untersuchen und mit diesem Erklärungsprinzip so weit vorzudringen, wie dies irgend möglich ist. In dem früher gebrauchten Beispiele von der (anscheinenden) spezifischen Qualifikation alter Industriebevölkerungen für industrielle Arbeit (NB. gemeint ist dabei stets: auch anderer als der durch Tradition überkommenen Art!) könnte sich z. B. etwa herausstellen, daß verschiedene alte Industriebevölkerungen in dieser Hinsicht sich verschieden verhalten, die eine sich geneigt zeigt, relativ leicht zu anderen Arten von industrieller Arbeit überzugehen, eine andere dagegen nicht (etwa: Schlesien gegenüber den mitteldeutschen Hausindustriebevölkerungen). In diesem Falle liegt an sich der Verdacht, daß es sich hier um ererbte Differenzen handle, natürlich ziemlich nahe. Gleichwohl würde man auch in derartigen Fällen zunächst auf das genaueste die möglichen Einflüsse der Tradition und der sozialen und kulturellen »Umwelt« zu untersuchen und zu berücksichtigen haben, daß möglicherweise nicht sowohl die Eignung als die Neigung für den Uebergang zu einem Berufe fehlt. Bei möglichst »exaktem« Verfahren wäre zu fragen: inwieweit die Art der früheren industriellen Beschäftigung der miteinander verglichenen

Bevölkerungen zu den als Ersatz (aus ökonomischen Gründen) überhaupt in Betracht kommenden industriellen Arbeitsgelegenheiten physiologische und psychologische Verwandtschaft zeigt, oder inwieweit umgekehrt die von der älteren Beschäftigung »eingeübten« Qualitäten und die »Eingestelltheit« auf die frühere Art der Beschäftigung gegenüber der Anpassung an andersartige Anforderungen »hemmend« wirken kann. Allein: soweit würde die Analyse zunächst kaum fortschreiten können, vielleicht auch keinen Anlaß dazu haben. Denn ehe man an diese schwierigen Probleme heranträte, müßte v o r h e r untersucht sein: inwieweit die allgemeine soziale Schichtung und ökonomische Struktur, die Dichtigkeit städtischer Zentren, die Einseitigkeit oder Vielseitigkeit der Produktionsrichtungen im allgemeinen, die historisch überkommenen Lebensgewohnheiten und die in der Art der Erziehung liegenden Bedingungen derjenigen Regionen, in welchen sich diese Umgestaltungsprozesse vollziehen, das Haften an der Tradition oder umgekehrt die innere Anpassungsfähigkeit an Neuerungen begünstigen, und endlich — was ebenfalls vorkommen kann: — inwieweit ein Zustand besteht, bei dem die abwandernde alte durch stetigen Zufluß neuer, aus anderem Kulturniveau stammender Arbeiterbevölkerungen ersetzt und so das »Haften an der Tradition« im einen Falle, der Wechsel der Beschäftigung im anderen nur s c h e i n b a r Lebensäußerungen der g l e i c h e n Bevölkerungsmassen darstellen. Erst nach Erwägung derartiger Einflüsse und ihrer möglichen Tragweite würde man, falls sie zur Erklärung nicht ausreichen, auf jene Fragen der psychophysischen »Eingestelltheit«, und z u l e t z t eventuell auf den Einfluß erblicher Qualitäten kommen.

Dies Verfahren scheint um so geratener, als, wenigstens für das Gebiet p s y c h i s c h e r Leistungen, es anscheinend keineswegs ganz einfach zu formulieren ist, w a s eigentlich — auf dem für die psychophysische Arbeitseignung relevanten Gebiet — nach den vorliegenden Erfahrungen der Biologie und Psychiatrie durchweg oder wenigstens regelmäßig Gegenstand der erblichen Uebertragung ist. Wen man z. B. etwa sagen wollte: daß nicht psychische »Inhalte«, sondern nur »formale« Qualitäten des Ablaufs psychischer Vorgänge, oder: daß nicht »Tätigkeitsrichtungen« des Seelenlebens, sondern nur allgemeine »Fähigkeiten«, oder: daß nicht »aktuelle« Qualitäten des persönlichen Verhaltens, sondern nur mehr oder minder bestimmte »Dispositionen« zu einem

solchen, oder: daß nur der psychophysische »Apparat«, nicht aber die »Funktion«, die er im Leben entwickelt, vererbt werde, — so sind alle solche und ähnliche Gegensätze ihrer Natur nach in ziemlich weiten Grenzen flüssig. Sie können jedenfalls nur als eine energische Warnung davor dienen, komplexe psychische Eigenschaften und »Charakterqualitäten« einer Bevölkerung allzu unbesehen der »Erblichkeit« auf das Konto zu setzen. Heute fehlen vorerst noch alle wissenschaftlichen Hilfsmittel, um die Erblichkeit irgendwelcher für die Industrie entscheidender Qualitäten exakt festzustellen. Anthropologische Messungen und Untersuchungen breiter Volksschichten unter Zugrundelegung der Klassifikation nach »Berufen« oder vielmehr — da ja (was eventuell wohl zu beachten wäre!) nur dies wirklich entscheidet — nach der technischen Leistung, wie sie sich in der Art der Stellung im Arbeitsprozeß ausdrückt, vorzunehmen, ist nicht versucht, auch schwerlich in großem Umfang, am allerwenigsten aber für private Erhebungen, durchführbar. Nur militärische Instanzen könnten hier Erhebungen durchführen, und nur an Rekruten, also an Arbeitern, deren »Berufskarriere« eben erst beginnt. Für experimentalpsychologische Massenerhebungen gilt, abgesehen davon, daß ihre Maßmethoden, wie oben betont, jedenfalls zur Zeit nicht dafür entwickelt sind, das gleiche. Soweit also Urteile über die Arbeitseignung breiterer Massen und ihre Gründe in Frage stehen, könnte man heute nur da, wo physiologische Differenzen der einzelnen Arbeiterkategorien durchaus augenfällig sind, oder wo ethnische Verschiedenheiten zugleich mit deutlicher, seit Generationen zu beobachtender Differenzierung in der Beschäftigungsart und mit offensichtlichen, seit Generationen wiederkehrenden, nicht aus der Kultureigenart der Heimat erklärlichen Unterschieden des »Temperaments« und »Charakters« Hand in Hand gehen, in die Lage kommen, direkt eine Bedingtheit durch Erblichkeit (im biologischen Sinn des Wortes) mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu behaupten. Wo ferner eine Arbeiterschaft analysiert wird, welche in der Hauptsache nicht aus einigen wenigen, ethnisch und kulturell klar geschiedenen, Gebieten sich rekrutiert, sondern sehr stark gemischt ist, da wird man der Art und dem Maße der Heimateinflüsse für alle diese verschiedenen Provenienzen häufig genug gar nicht nachzugehen imstande sein. Aber auch wo die Bedingungen besonders günstig liegen, wird man bei der gegen-

wärtigen Erhebung der Bearbeiter vermutlich gut tun, in allen Fällen, wo die Zurückführung auffallender und sich immer wieder aufdrängender Unterschiede der Arbeitseignung weder auf ökonomisch und traditionelle Bedingungen der Provenienz noch auf ganz augenscheinlich erbliche physische Qualitäten mit Sicherheit möglich ist — und das wird leider wohl die Mehrzahl aller sein —, lediglich die Tatsache der Existenz jener Unterschiede eingehend darzulegen und zu erweisen, ihre kausale Deutung aber aus Erblichkeit, Tradition oder anderen Umständen dahingestellt sein zu lassen.

Dies um so mehr, als noch ein Umstand äußerst erschwerend für die eindeutige Zurückführung von Unterschieden der Arbeitseignung auf Unterschiede letzter, einfacher, auf »Anlagen« beruhender Qualitäten ins Gewicht fällt, wo immer diese nicht rein physischer, sondern auch psychischer Art sind. Jeder Blick in die Arbeiten der Experimentalpsychologie zeigt, wie außerordentlich komplex die Komponenten einer im Laboratorium beobachteten Arbeitskurve und wie schwer oft die Deutung ihres Verlaufs und vollends die Rückführung von Unterschieden auf (vorläufig) »letzte« Differenzen der Eigenart der Versuchspersonen sind. Und dies bei Versuchen, welche unter strengster Kontrolle, und vor allem unter der gewissenhaftesten Mitwirkung der untersuchten (und zum Zweck der Untersuchung stets einem bestimmten Training und einer kontrollierten Lebensführung unterworfenen) Personen selbst vorgenommen werden. Alle feineren Nuancen der Veranlagung zu bestimmten Leistungen aber, welche sich dabei — mit sehr verschieden großer Sicherheit — als letztlich entscheidend herausfinden lassen, werden nun in der Praxis der Fabrikarbeit fast immer durch die ungleich grobschlächtiger wirkenden Bedingungen, unter denen die Höhe und der Verlauf der Arbeitskurven dort steht, verdeckt werden. Die Wirkung der Ernährungsgewohnheiten (welche zum Teil mit der haushälterischen Qualifikation der Arbeiterfrauen zusammenhängt), der Alkoholkonsum, die wohnungshygienischen Verhältnisse, unter Umständen die Einflüsse der Art des Sexuallebens, vor allem aber — wovon schon oben die Rede war und noch näher zu sprechen sein wird — der Grad des ökonomischen Interesses, welches den Arbeiter an die Höhe seines Lohnverdienstes und damit an das Maß seiner Leistung bindet: — diese Dinge beeinflussen die Entfaltung der Leistungsfähigkeit

einer Arbeiterschaft in so überragendem Maße, daß da, wo zwischen diesen gröberen Determinanten der Arbeitsleistung erhebliche Unterschiede bestehen, häufig jede Chance der Erkennung jener weit feiner und indirekter sich äußernden Unterschiede der psychischen »Anlagen« fehlen wird. Unterschiede in dem Maße der spezifischen »Disposition«, eventuell also der erblichen Veranlagung, zu einer Arbeitsleistung treten ja naturgemäß überhaupt nur bei gleichem Maß der Intensität der Willensanspannung wirklich sicher erkennbar zutage. Da nun ein Mittel zur objektiv sicheren Messung dieses rein subjektiven Momentes naturgemäß nicht besteht, so geht die Experimentalpsychologie in vielen Fällen von dem Grundsatz aus, daß nur dann, wenn mehrere Personen die gleiche Arbeitsleistung unter der Bedingung vollziehen, das absolute Maximum dessen, was sie leisten können, auch wirklich zu leisten, das Experiment über die Verhältnisse der größeren und geringeren Disposition (eventuell also auch: der erblichen Veranlagung) für diese Leistung wirklich einen leidlich sicheren Aufschluß geben könne. Derartige Bedingungen sind im Laboratorium, wo die Versuchspersonen ideelles Selbstinteresse am Erfolg des Versuches haben und dieser selbst nur ganz kurze Zeit dauert, leicht herzustellen. Dagegen bei der kontinuierlichen lebenslänglichen Arbeit in der Fabrik pflegen diejenigen Arbeiter, welche durch maximale Leistungen einen das gewöhnliche Maß erheblich übersteigenden Verdienst erreichen können und zu erreichen streben, und welche deshalb besonders häufig als Vorarbeiter verwendet werden — die sogenannten »Renner«—, durch die Solidarität der Mitarbeitenden direkt oder indirekt gezwungen zu werden, zu »bremsen«, d. h. sich in denjenigen Grenzen mittlerer Anspannung zu halten, welche den übrigen das »Mitkommen« gestattet, und welche die von den Arbeitern stets in Betracht gezogene Gefahr, daß die Steigerung ihres Arbeitsverdienstes durch besonders hohe Leistungen den Arbeitgeber zur Herabsetzung des Akkordsatzes veranlassen könnte, nicht entstehen läßt. Bei der gegenwärtigen Erhebung kann jenes methodische Prinzip der Experimentalpsychologie dazu veranlassen, gerade solche »Musterarbeiter«, wenn möglich, einer besonders eingehenden Prüfung auf die Bedingungen ihrer spezifischen Leistungsfähigkeit, insbesondere auf ihre ethnische, soziale, kulturelle Provenienz zu unterziehen, vor allem aber: Resultate für Differenzen der Arbeitseignung

überhaupt nur da zu suchen, wo das Lohnsystem und seine Handhabung einen genügenden Anreiz zur Maximalanspannung enthält. Und um den Einfluß des ererbten psychophysischen Apparates und der sozialen und kulturellen Tradition und Umwelt der Arbeiter gesondert festzustellen, dergestalt, daß man über allgemeine unbeweisbare Hypothesen hinauskommt, würde es sorgsamer Untersuchung von solchen Fällen bedürfen, welche in bezug auf alle jene zuletzt erwähnten gröber, direkter und unmittelbarer sichtbar wirkenden Determinanten der Leistung möglichst gleichartig sind, und in denen nicht, durch das vielfach noch immer traditionelle System der (faktisch) festen »Akkordgrenze«, die Arbeitsanspannung der Arbeiter in traditionellen Schranken gehalten wird. Nur bei einem Teil der Arbeiterschaft eines Teils der Großindustrie besteht danach die Chance, auch mittels noch so genauer Untersuchung der Arbeitsleistungen ein exaktes Bild von dem Maß der Arbeitseignung zu gewinnen. —

Angesichts so vieler Schwierigkeiten könnte die Frage aufgeworfen werden, warum an dieser Stelle die »naturwissenschaftliche« Seite der in dieser Erhebung in Angriff genommenen Probleme überhaupt so eingehend erörtert worden sei. Dies geschah aus einem mehrfachen Grunde. Einmal erscheint es bei Inangriffnahme einer Erhebung, wie der gegenwärtigen, prinzipiell richtig, sich auch über die Existenz solcher »letzter« Fragen Rechenschaft zu geben, für deren zuverlässige Beantwortung zur Zeit in der übergroßen Mehrzahl der Fälle die Voraussetzungen fehlen, die aber beantwortet werden müßten, um wirklich endgültige Ergebnisse zu erzielen. Es ist daher 1. eine unabweisliche Pflicht, sich klarzumachen, wo der »ideale« Zielpunkt der wissenschaftlichen Analyse liegen würde, und 2. wünschenswert, daß die (an jenem Ziel gemessen) wahrscheinlichen Lücken dessen, was heute an Erkenntnis erreicht wird und vielleicht in absehbarer Zeit erreichbar ist, dem Bearbeiter selbst und seinen Lesern in ihrer Existenz und ihren Gründen vollständig erkennbar gemacht werden. Ferner aber wendet sich der Verein mit seiner Aufforderung zur Mitarbeit durchaus nicht nur an rein ökonomisch geschulte Bearbeiter, sondern ebenso an die Vertreter naturwissenschaftlicher Disziplinen. Mag die Zeit noch fern sein, wo auf Fragen, wie die vorstehend berührten, endgültige Antworten vorliegen, so steht

— wie im folgenden noch zu erörtern sein wird — der Weg dazu, einen ersten Anfang für ihre Inangriffnahme auch von der Seite derjenigen Forschungsmittel, welche uns auf unserm Fachgebiet zu Gebote stehen, doch durchaus offen, und es darf gehofft werden, daß die heute vorhandene Kluft zwischen den Arbeitsmitteln beider Disziplinen sich bei gemeinsamer Arbeit langsam verengern wird.

III.

Aus allem bisher Gesagten werden die Herren Mitarbeiter jedenfalls entnehmen, inwiefern im vorliegenden Fall etwas in wesentlichen Punkten anderes erstrebt wird als eine Darstellung der »Morphologie« und der technisch-geschäftlichen Organisation der einzelnen Industrien. Man kann dieses »Andere« wohl dahin formulieren: Es sollen untersucht werden einerseits die Art der »Ausleseprozesse«, welche die Großindustrie, den ihr immanenten Bedürfnissen gemäß, an derjenigen Bevölkerung, die mit ihrem Berufsschicksal an sie gekettet ist, vollzieht, — andererseits die Art der »Anpassung« des »körperlich« oder »geistig« arbeitenden Personals der Großindustrien an die Lebensbedingungen, die sie ihm zu bieten haben. Auf diese Weise soll allmählich der Beantwortung der Frage nähergekommen werden: Was für Menschen prägt die moderne Großindustrie kraft der ihr immanenten Eigenart, und welches berufliche (und damit indirekt auch: außerberufliche) Schicksal bereitet sie ihnen?

Der »Arbeitsplan« und der beigegebene Fragebogen haben zunächst und vor allem den Zweck, dem Mitarbeiter als provisorisches Hilfsmittel zur Orientierung über solche Punkte zu dienen, welche für den Zweck der Erhebung wohl jedenfalls von Wichtigkeit sein werden.

Auch unter den Fragen des »Arbeitsplans« findet sich dabei eine erhebliche Anzahl von solchen, deren Beantwortung nicht um ihrer selbst willen gewünscht wird, sondern nur deshalb erforderlich scheint, weil ohne sie das Vordringen zu den eigentlichen Aufgaben der Erhebung nicht möglich wäre.

So ist z. B. die Ermittelung der täglichen Arbeitsdauer und ihrer Bedeutung, angesichts der umfangreichen Literatur über diesen Gegenstand, in keiner Weise Selbstzweck der Erhebung. Aber die Arbeitsdauer bedeutet selbstverständlich einerseits eine sehr wesentliche Komponente des »Berufsschicksals« der Arbeiter. Auf der anderen Seite ist sie ein sehr wichtiges Symptom für diejenige Art von Leistungen und also für diejenigen Qualitäten, welche die betreffende Industrie von ihren Arbeitern verlangt, namentlich für das Maß der qualitativen Intensität oder Extensität der Arbeit, welches sie beansprucht. Nicht nur hohe Grade rein physisch-muskulärer, sondern auch hohe Grade nervöser Leistungen wird eine Industrie mit sehr ausgedehnter Arbeitszeit nicht erwarten können. Andererseits wird eine Industrie, welcher nur Arbeitskräfte zur Verfügung stehen, deren Fähigkeit und Erziehbarkeit zu intensiver Arbeit, aus Gründen der ihnen angeborenen oder anerzogenen oder der ihnen durch Anlage und Erziehung fehlenden Eigenschaften, gering ist, den Versuch machen, durch lange Arbeitszeiten existenzmöglich zu bleiben. Nicht diese wohlbekannten Konsequenzen zu entwickeln kann hier die Aufgabe sein. Allerdings aber kommt für die Zwecke der Erhebung sehr wohl auch die Frage in Betracht, wie sich eigentlich für die einzelnen Industrien das Problem des Verhältnisses zwischen Arbeitszeit und Arbeitsleistung praktisch — d. h. unter Rentabilitätsgesichtspunkten — heute gestaltet hat. Der Zustand, der sich z. B. vor etwa 50 Jahren im Bergbau, bei vorwiegend reiner Handarbeit und mächtiger Expansion der Profitchancen, entwickelte: daß die Arbeiter bei rationell kalkuliertem Akkord in 6 Stunden tatsächlich ebensoviel leisteten wie vorher in 10 bei traditionellen Lohnsätzen (allerdings unter ungleich stärkerer Erschöpfung), und daß man nun in vier Schichten ungeheure Produktionssteigerungen erzielte, besteht bei Arbeitern, die an die Maschine gekettet sind, nicht mehr in gleicher Art, und es wäre daher für jede Industrie nach Möglichkeit auch festzustellen, wie sich Leistung und Lohnkosten nach den ihr speziell eigentümlichen technischen Bedingungen je nach der Dauer der Arbeitszeit stellen, soweit exakte Erfahrungen vorliegen. Aber vor allem wäre dabei doch zu fragen, inwieweit etwa im Einzelfall die Arbeitszeit »Symptom« bestimmter Qualitäten der Arbeiterschaft sei. (Daß dies in Wirklichkeit durchaus nicht immer der Fall ist, darf als be-

kannt vorausgesetzt werden.) — Ebenso beruht die Art der Verteilung und Länge der Arbeitspausen da, wo sie überhaupt rationelle und nicht (wie dies die Regel sein dürfte) rein traditionelle Motive hat, fast immer auf Erfahrungen über deren Rückwirkung auf die Arbeitsleistung. Es wäre daher, ebenso wie für die Arbeitszeit, so auch für die Arbeitspausen, tunlichst exakt festzustellen, ob und welche Erfahrungen auf diesem Gebiet bei den einzelnen Kategorien der Arbeiter, nach örtlicher und sozialer Herkunft, Erziehung und Stellung im Arbeitsprozesse gesondert, gemacht worden sind (insbesondere natürlich dann, wenn in letzter Zeit Veränderungen, sei es der Arbeitsdauer, sei es der Pausenverteilung, vorgenommen wurden), wie sich beispielsweise die Arbeitsfrische zu den verschiedenen Tageszeiten dabei entwickelt hat, wie sich die Arbeiter zur »englischen« Tageseinteilung verhalten usw., — Fragen, die freilich in sehr vielen Fällen durch die Herrschaft rein gewohnheitsmäßiger Regelung dieser Verhältnisse nur beschränkte Ausbeute gewähren werden.

Eine ähnliche Rolle ist die Frage nach den Lohnformen zu spielen bestimmt. Es darf bei den Herren Mitarbeitern die Bekanntschaft mit der gangbaren Literatur hierüber (z. B. mit dem Buche von Schloß-Bernhard) als bekannt vorausgesetzt werden. Im übrigen ist ja zur Zeit eine dringend zur Lektüre zu empfehlende umfangreiche Publikation des Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen im Gange, welche eben diesen Punkt, zunächst für die Eisen- und Maschinenindustrie, eingehend behandelt. Wenn also eine Analyse des Lohnsystems nur um seiner selbst willen nicht im Plan dieser Erhebung liegt, so werden die Herren Mitarbeiter doch selbstverständlich nicht umhin können, sich, vor allem weiteren, für ihr Arbeitsgebiet mit diesem Punkt auf das eingehendste vertraut zu machen. Denn einerseits ist die Einwirkung des Lohnsystems auf die Arbeitsleistungen und damit auch diejenigen Qualitäten — namentlich psychischer Art — welche die Arbeiter entwickeln, die denkbar einschneidendste. In außerordentlich vielen Fällen, in denen geglaubt wurde, man habe es mit unabänderlichen, sei es angeborenen, sei es durch Tradition und Milieu bestimmten Qualitäten einer bestimmten Arbeiterschaft, insbesondere mit ein für allemal gegebenen physisch oder psychisch bedingten Schranken ihrer Leistungsfähigkeit zu tun, haben Aenderungen des Lohn-

systemes nach hinlänglicher Wirkungszeit gezeigt, daß in Wahrheit die Art ihres Interesses an Quantität oder Qualität der Arbeit das Entscheidende war. Dazu treten die weittragenden Folgen, welche die Differenzen der Lohnsysteme für die Interessenlage der einzelnen Schichten der Arbeiterschaft eines Betriebes im Verhältnis zueinander, zu den Werkführern, Vorarbeitern, Akkordgruppengenossen usw. mit sich bringt. Es hängt die ganze innere Struktur des Arbeitsprozesses und die Bildung »sozialer« Gruppen, in welche die Arbeiterschaft zerfällt, die mehr monarchisch-autoritäre oder mehr voluntaristische Art der Arbeitsverteilung und Disziplin innerhalb dieser Gruppen (Tatsachen, die für die Beantwortung vieler Fragen des »Arbeitsplans« hervorragend wichtig sind) mit dem Lohnsystem auf das innigste zusammen. Die allgemeinen Typen, um welche es sich dabei handelt, sind aus der Literatur bekannt, aber die Feststellung für jeden Einzelfall ist selbstverständliche Voraussetzung jeden Eindringens in die »Berufspsychologie« einer konkreten Arbeiterschaft. Wo verschiedene Großindustrien miteinander auf dem Arbeitsmarkt konkurrieren, aber auch, wo innerhalb des gleichen Betriebes verschiedene Arten von Arbeit von, einander sozial gleichstehenden, Arbeiterkategorien geleistet werden, gehört die »Lohnpolitik« zu den wichtigsten Problemen des Unternehmens und wäre, soweit darüber irgend exakte Aufschlüsse zu erlangen sind, möglichst eingehend zu studieren. Andererseits aber ist die Art des bestehenden Lohnsystems, wenigstens da, wo es nicht rein durch Tradition überkommen, sondern rational zum Zweck optimaler Arbeitsanspannung gestaltet ist, eines der allerwichtigsten Symptome, sehr oft ein direkter Fingerzeig dafür, auf welche Qualitäten ihrer Arbeiterschaft die betreffende Industrie das entscheidende Gewicht legen muß, und welche sie demgemäß durch direkte oder indirekte Prämiierung ihren Arbeitern bzw. den einzelnen Gruppen derselben anzuerziehen trachtet. Freilich ist sowohl Lohnsystem wie Lohnsatz der einzelnen Kategorien von Arbeitern vielfach keineswegs rational, sondern durch, zuweilen ganz irrationale, Traditionen beherrscht. Es wird daher in jedem Falle notwendig sein, nicht nur die Existenz eines bestimmten Lohnsystems festzustellen, sondern zunächst: inwieweit Tradition und inwieweit reine rationale Erwägungen dasselbe bestimmt haben, inwieweit es letzterenfalls Arbeitsanspannung oder »Bremsen« provozieren kann, und

vor allem auch: ob in letzter Zeit Aenderungen, aus welchen Erfahrungen heraus, zu welchen Zwecken und mit welchem Ergebnis sie vorgenommen sind. Selbstverständlich wäre dabei möglichst sorgfältig festzustellen, ob etwa gleichzeitig mit der Aenderung des Lohnsystems oder — was ebenfalls charakteristisch sein kann — ob im Gefolge dieser Aenderung ein, plötzlicher oder allmählicher, Wechsel im Personal der Arbeiterschaft sich vollzogen hat und aus welchen Gründen. Vielleicht wird dabei gerade ein etwaiger, ganzer oder teilweiser, »Mißerfolg« bei der Einführung eines neuen Lohnsystems für den Bearbeiter besonders lehrreich im Sinne dieser Erhebung sein können. Denn: so weitreichend die Folgen der Lohnsysteme sind, ihre Einwirkung ist dennoch nicht allmächtig. Auch unter sonst gänzlich gleichen Umständen erzielt keineswegs jedes neue Lohnsystem bei jeder Arbeiterschaft die gleichen Resultate. Gerade solche Schranken der Einwirkung des im Lohnsystem liegenden Arbeitsanreizes und die etwaigen Verschiedenheiten in der Reaktion von Arbeitern verschiedener ethnischer, geographischer, kultureller, sozialer, konfessioneller usw. Provenienz auf die gleichen Lohnsysteme interessieren in ganz besonderem Grade für die Fragestellung dieser Erhebung.

Für die Methodik der Erhebung ist, wie schon hieraus hervorgeht, von unmittelbarem praktischen Interesse die Frage, wie sich auf Grund des Lohnsystems die Lohnbuchführung und Lohnkostenkalkulation und die rechnerische Prüfung des »Nutzeffekts« der Arbeiter gestaltet. Wo es sich darum handelt, einigermaßen exaktes Zahlenmaterial für die persönlichen, durch ethnische, soziale, kulturelle Provenienz bestimmten, Unterschiede der Leistungsfähigkeit zu gewinnen, wird der Bearbeiter in erster Linie auf diese Quelle angewiesen sein, wo immer sie ihm zugänglich ist. Ob nun die Lohnbuchführung eines industriellen Betriebes für die Zwecke dieser Erhebung direkte Ergebnisse verspricht, hängt in allererster Linie davon ab: ob sie darauf eingerichtet ist, die Leistungen jedes einzelnen Arbeiters direkt oder indirekt der Berechnung und fortlaufenden Kontrolle zugänglich zu machen, und ob zugleich die Praxis bezüglich der »Akkordgrenze« geeignet ist, optimale Leistungen zu begünstigen. Es käme zunächst darauf an, inwieweit eine auf den individuellen, für die Einzelleistung aufgestellten Akkordzetteln oder auf ähnlichen exakten Unter-

lagen beruhende, Akkordsatz, Soll-Stundenzahl und faktische Leistung in jedem Fall feststellende, Buchführung über die Lohnkosten (insbesondere zum Zweck der Nachkalkulation) besteht. Dies ist bei Betrieben, welche mit individuellen Prämienlohnsystemen arbeiten, meist notwendig. Aber auch viele mit einfachem Akkordsystem arbeitende Betriebe haben im eigenen Interesse eine solche jeden einzelnen Arbeiter erfassende Statistik durchgeführt. Und darüber hinaus sucht man nicht nur die Lohnkosten, sondern auch die effektiven Leistungen jedes einzelnen Arbeiters exakt zu erfassen, und es bestehen die mannigfachsten, das Maß der Ausnutzung der Maschinen durch die einzelnen Arbeiter kontrollierenden Apparate. Wo die Buchung hinlänglich genau ist, kann aus den betreffenden Notizen das Schwanken der Arbeitsleistung von Tag zu Tag festgestellt werden, — theoretisch wäre bei manchen solcher Vorrichtungen (z. B. den Schützenschlagzählern in der Weberei) sogar die Kontrolle von Stunde zu Stunde möglich. Nur wo die Rentabilität der Verwendung jedes einzelnen Arbeiters dergestalt, genau entsprechend der Rentabilität der Verwendung der einzelnen Maschinen-, Kohlen- und Rohmaterialiensorten, festgestellt wird — und das ist, aus den verschiedensten Gründen, nur in Teilen (festzustellen wäre: in welchen?) der Großindustrie möglich und zweckmäßig —, da wird der Bearbeiter das mögliche Maximum von Exaktheit des Materials zur Ausbeute erlangen können. Wo Gruppenakkordsysteme bestehen, müßte in jedem Einzelfalle nachgeprüft werden, ob und welche für die Zwecke dieser Erhebung wichtigen Schlüsse, je nach der Art der Gruppenbildung und der Lohnberechnung, aus der Lohnbuchführung entnommen werden können. Es ist keineswegs an dem, daß die bloße Existenz des Gruppenlohnsystems die Gewinnung geeigneten Materials unmöglich machte. Vielmehr ist da, wo dem einzelnen Arbeiter sein Anteil am Gruppenverdienst in Form einer, je nach Entwicklung seiner Leistungsfähigkeit auf- und absteigenden, Einschätzung zu einem »Stundenlohnsatz«, der alsdann die Grundlage der Verdienstverteilung innerhalb seiner Gruppe darstellt, zugewendet wird, die Gewinnung rechnerischer Grundlagen für die Ermittelung der individuellen Leistungsfähigkeit zwar nur »relativ« exakt und zeitraubend, aber keineswegs unmöglich. Jedenfalls ist es, wo immer der Bearbeiter Einsicht in derartiges Material gewinnen kann, von erstklassigem Werte

für die Zwecke dieser Erhebung und sollte in jedem Fall unter den für diese maßgebenden Gesichtspunkten eingehend durchgerechnet werden.

Für die Verwertung jenes Lohnbuchführungsmaterials wird sich nun voraussichtlich jeder der Herren Mitarbeiter seine Methode selbst schaffen und dabei erwägen und erproben müssen, inwieweit die von ihm gewählte Fragestellung für die Zwecke der Erhebung fruchtbar zu werden verspricht. Bemerkt sei nur: Es würde u. a. wohl jedenfalls auf folgende Ermittelungen ankommen: 1. etwaige Differenzen der Löhnungsmethoden, die durch Verschiedenheiten der Provenienz bedingt sind, und ihre Gründe, 2. Differenzen in Höhe und Stetigkeit der Leistungen bei den Arbeitern verschiedener Provenienz bei gleichbleibenden Akkordsätzen einerseits, Verschiedenheiten der Einwirkungen von Aenderungen der letzteren (Einführung von neuen Lohnsystemen, insbesondere Akkordsystemen, Heraufsetzung des Akkordlohnsatzes bei ungenügenden oder — das weitaus häufigere — Herabsetzung bei hohem Verdienste) andererseits, ferner 3. Verschiedenheit im Tempo der Zunahme der Leistungsfähigkeit der Arbeiter, gemessen an der Entwicklung ihrer Akkordverdienste (wo diese nicht buchmäßig feststellbar sind: Häufigkeit und Maß der Herabsetzung des Akkordsatzes oder, bei Gruppenakkorden, der Aenderung der Stundenlohneinschätzung, als Surrogat), 4. Vergleich der Entwicklung der Verdienstkurven bei Arbeitern verschiedener Provenienz und gleicher Beschäftigungsart einerseits, gleicher Provenienz und verschiedener Beschäftigungsart andererseits, dabei namentlich: a) Feststellung der Zeitdauer bis zur Erreichung der H ö c h s t verdienstfähigkeit und sodann b) der Zeitdauer, während deren sich der Arbeiter auf der Höhe seiner Verdienstfähigkeit erhält, unter Feststellung der Lebensalter, in denen diese erreicht wurde und zu sinken begann, sowie derjenigen Aenderungen in der Entlohnungs- oder Beschäftigungsart, welche die Abnahme der Leistungsfähigkeit mit zunehmendem Alter bedingt. Dieses alles k a n n zur Beantwortung der Frage: wie schnell das Maximum der Leistungsfähigkeit 1. je nach der Eigenart der Arbeitsleistung, — 2. je nach der örtlichen, ethnischen, sozialen, kulturellen Provenienz und Eigenart der Arbeiter von ihnen erreicht und wie lange Zeit hindurch es erzielt wird, und damit für die entscheidenden Fragen dieser Erhebung, Anhaltspunkte gewähren.

Inwieweit in den einzelnen Industrien die Lohnbuchungen bzw. die Lohnkostenkalkulationen sich als Unterlagen solcher Rechnungen geeignet erweisen werden, kann nur die Probe lehren. Es ist ferner begreiflicherweise keineswegs als selbstverständlich vorauszusetzen, daß jeder beliebige Industriebetrieb sich geneigt zeigen sollte, einem ihm unbekannten Dritten Einsicht in seine Lohnbücher zu gewähren. Allein auf der anderen Seite ist keinerlei Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Industrie im allgemeinen glauben sollte, die Verwertung dieser ihrer für private Zwecke geschaffenen Statistik für die Zwecke dieser Erhebung gebe zu Bedenken Anlaß. Weder in diesem speziellen Fall noch sonst soll selbstverständlich den Betriebsleitern zugemutet werden, irgendwelche Betriebsgeheimnisse preiszugeben. Auch nicht etwa (so äußerst wünschenswert an sich die Kenntnis solchen Materials wäre) ihre Selbstkostenkalkulation. Der Bearbeiter wird in sehr vielen Fällen zunächst auf das Bedenken stoßen, daß die Einsicht in die Lohnkostenkalkulation tatsächlich einen, wichtige Betriebsgeheimnisse gefährdenden, Einblick in die Selbstkostenkalkulation überhaupt gebe. Es ist jedoch, in ausnahmslos allen Fällen, bei beiderseitigem guten Willen möglich, die Exzerpte und, erst recht, die eventuell zur Publikation gelangende Zahlen so zu gestalten und so streng auf solche Daten zu beschränken, daß nicht die geringste Möglichkeit einer für einen Konkurrenten brauchbaren Nachrechnung der effektiven Selbstkosten einer bestimmten Warenqualität besteht. Denn daß der Bearbeiter nicht den Inhalt der zur Nachkalkulation ausgefüllten Kommissionszettel exzerpieren oder gar publizieren kann, — daß er aber auch nicht das geringste Interesse daran hat, dies tun zu dürfen, liegt auf der Hand. Und gerade für die wichtigsten Fragen (z. B. bei den Auszügen aus der Lohnbuchführung und den Nutzeffektkalkulationen) würde die Feststellung von Relationszahlen genügen. Es würde nicht einmal irgendeine Publikation der absoluten Höhe der Lohnverdienste und der Akkordtabellen (wie sie doch von großen Industrien freiwillig in sehr erheblichem Umfange, zum Teil im Wege des Austausches unter den Konkurrenten, erfolgt) erforderlich sein. In jedem Falle wäre es auf das lebhafteste zu begrüßen, wenn eine möglichst große Zahl von Mitarbeitern das persönliche Vertrauen von Leitern großer Betriebe so weit gewinnen könnte, daß ihnen derartiges Material anver-

traut würde. — Möglicherweise würde seitens vieler Betriebsleitungen vorgezogen werden, die erforderlichen Auszüge und Rechnungen durch eigene Angestellte des Betriebs ausführen zu lassen. Es kann jedoch den Mitarbeitern nicht dringend genug ans Herz gelegt werden, nach Möglichkeit s e l b s t sich hinter die Lohnbücher zu setzen und die, gewiß zu einem großen Teil rein mechanische, Arbeit dieser Auszüge wenigstens teilweise s e l b s t zu machen. Nach meinen persönlichen Erfahrungen geben einige Dutzend sorgfältig selbst durchgearbeiteter und durchgerechneter und dabei in allen Einzelpunkten mit dem Betriebsleiter oder seinen Beamten erörterter Lohnzettelblocks oder Nutzeffektaufstellungen dem Bearbeiter über die Koeffizienten der Arbeitsleistung, über die Fragen insbesondere, inwieweit Material, Maschinen, Wechsel der Beschäftigungsart, Arbeitsunterbrechung, »Bremsen« seitens des Arbeiters oder (in Zeiten der Absatzstockung) seitens der Fabrik (durch die heute in diesem Fall so häufige Kontingentierung der Leistungsmaxima), über die sehr verschiedenen und oft komplizierten Anreize, welche die Lohngestaltung enthält, den Effekt beeinflussen, endlich über Maß und Richtung, in welcher, nach Berücksichtigung all dieser Umstände, wirklich die individuelle Eigenart des Arbeiters den Ablauf seiner Verdienstkurve bedingt, ein weit sicheres Urteil, als die größte Massenstatistik und als der Anblick einer noch so schönen Zahlenreihe, die ein a n d e r e r für ihn exzerpiert hat. Immerhin: in vielen Fällen wird der Bearbeiter, wenn überhaupt, dann nur von der Fabrik selbst ausgezogenes Material erhalten können; und n a c h d e m er selbst an einer Reihe von eigenen Rechnungen sich einen leidlich sicheren Eindruck von der Art, w i e die Zahlen entstehen, verschafft hat, unterliegt es natürlich überhaupt keinerlei methodischem Bedenken, wenn er die Hilfe der Betriebsbeamten, sofern sie für die Herstellung derartiger Auszüge zu haben ist, dankbar annimmt. Derartige Mithilfe könnte ja, während der geschäftsstillen Jahreszeiten der betreffenden Betriebe, für deren Buchführungsbeamte einen kleinen Nebenverdienst abwerfen und in ihrem Resultat vielleicht auch den Betriebsleiter interessierendes Material liefern. Die gegenwärtige Depressionsperiode würde an sich für die Inanspruchnahme der Betriebsleitungen mit derartigen Fragen ganz besonders günstig sein, — wennschon es freilich wenig wahrscheinlich ist, daß das Beispiel einer Setzerei, welche in einer ähnlichen Periode

einmal einige Maschinen für die Zwecke eines bestimmten psychophysischen Experimentes laufen ließ, innerhalb der eigentlichen Großindustrie so leicht Nachahmung finden würde. —

Bei alledem wird in nicht wenigen Fällen, sei es, weil geeignete Rechnungen nicht vorhanden sind, sei es, weil sie nicht oder nur teilweise zur Verfügung gestellt werden können, der Bearbeiter auf weniger exakte Quellen für die Untersuchung der Leistungsfähigkeit der Arbeiter in ihrer Entwicklung und in ihren Unterschieden angewiesen sein. Zunächst wäre in jedem Fall zu ermitteln, auf welchem Wege sich innerhalb der betreffenden Industrie bzw. Arbeiterkategorie die Auslese der Leistungsfähigen im einzelnen vollzieht. Daß überhaupt eine Auslese der rentablen Arbeiter kontinuierlich irgendwie stattfindet, ist für jede einzelne Industrie, gleichviel welches Lohnsystem und welche sonstigen ökonomischen Grundlagen des Arbeitsverhältnisses sie besitzen möge, unter der Herrschaft des Kapitalismus ganz ebenso Grundnotwendigkeit ihrer Existenz wie die Auslese aller übrigen Produktionsfaktoren unter Rentabilitätsgesichtspunkten. Die Frage ist jedesmal nur: in welcher Form sie sich vollzieht. Sie kann — wo die Fabrik Lehrlinge heranbildet — in groben Fällen von Unfähigkeit schon während der Lehre einsetzen. Wo Akkordlohn besteht, werden Arbeiter, welche nach angemessener Anlernefrist sich als offenbar unfähig erweisen, den der Akkordberechnung zugrundegelegten Sollverdienst (ein solcher liegt bekanntlich jeder Akkordfestsetzung zugrunde) und also das kalkulierte Durchschnittsmaß von Ausnutzung der Maschinen zu erzielen, ausgeschieden. Unter englischen Verhältnissen spielt bekanntlich unter Umständen der Gewerkverein die gleiche Rolle, sofern er die Fähigkeit, einen gewissen Mindestverdienst im Akkordlohn zu erreichen, zur Bedingung der Zulassung zur Mitgliedschaft, und das heißt häufig: zur Mitarbeit, macht. Es wäre in jedem Fall der Mühe wert, zu untersuchen, inwiefern deutsche Arbeiterorganisationen auf anderen Wegen und indirekt ebenfalls eine derartige »Auslese« ihrer Mitglieder vollziehen. Wo dieses der Fall sein sollte, wäre natürlich die Vergleichung der Provenienz und Eigenart der organisierten mit derjenigen der nichtorganisierten Arbeiter für die Erhebung von Bedeutung. In anderen Fällen ist es die Akkordgruppe und ihr, sei es frei gewählter, sei es ihr zugewiesener, Vorarbeiter, welche sich innerhalb gewisser Grenzen selbst ergänzt und so die

Auslese der für eine bestimmte Arbeit Leistungsfähigen vollzieht. Unfähige Mitglieder wird die Betriebsleitung durch Herabsetzung ihres Stundenlohnsatzes (der den Divisor für die Verdienstverteilung bildet) zurückzusetzen, schließlich zum Ausscheiden zu veranlassen genötigt. Die Aufgabe, wirklich Zuverlässiges und vor allem zugleich Typisches über die Art und Richtung dieser Auslese in Erfahrung zu bringen, ist natürlich stets ziemlich schwierig; aber der Versuch dazu sollte unbedingt gemacht werden. Meist werden die Beobachtungen und Angaben der Meister, Werkführer und Inspektoren über die Qualitäten der Arbeiter die Unterlage für die Zuweisung von Arbeiten an die einzelnen Arbeiter und, eventuell, für die Zusammensetzung der Akkordgruppen bilden. Es wird von den Verhältnissen der einzelnen Industrien und ihrer Betriebe und auch von der Geschicklichkeit der Herren Mitarbeiter abhängen, inwieweit es möglich ist, das oft sehr große Kapital von Erfahrungen, welches speziell diese Betriebs b e a m t e n über die Unterschiede der Leistungsfähigkeiten und deren Bedingungen im Laufe ihres Dienstes erworben haben, für die Zwecke dieser Erhebung direkt oder indirekt nutzbar zu machen. Inwieweit dies durch eine persönliche systematische und eingehende Befragung dieser Angestellten über die Gesichtspunkte, nach denen, und über die Richtung, in welcher sich jene Auslese vollzieht, möglich sein würde: — was naturgemäß immer das Erstrebenswerteste wäre —, hängt selbstverständlich in erster Linie von der ausdrücklichen Zustimmung der Arbeitgeber ab. Der Erfolg der Erhebung ist also sehr wesentlich dadurch bedingt, daß die Arbeitgeber unbefangen und weitsichtig genug sind, um die sichere Ueberzeugung zu gewinnen, daß hier nichts »herausgefragt« werden soll, mit dessen Mitteilung sie nicht einverstanden sein könnten, ferner, daß ihnen die Persönlichkeit des Mitarbeiters Vertrauen zu dessen Unbefangenheit einflößt, und endlich, daß sie erkennen, daß es sich um einen wissenschaftlich wirklich wertvollen Zweck handelt. Wo der Mitarbeiter in dieser Hinsicht auf entschiedenes und nicht zu beseitigendes Mißtrauen stößt, verspricht die Erhebung keinen Erfolg. Im übrigen wird der Bearbeiter seinerseits selbstverständlich alles, was er nicht selbst gesehen oder durch Einsicht in Lohnbuchungen oder anderweit selbst authentisch feststellen konnte, stets mit der ausdrücklichen Bemerkung wiedergeben müssen, daß es sich um

ihm gemachte Mitteilungen, nicht um eigene Feststellungen, handelt.

Was ein vertrauenswürdiger Bearbeiter bei jedem nicht übermäßig ängstlichen Betriebe ohne Schwierigkeiten durchsetzen wird, ist: die Erlaubnis, die Stammrolle (Arbeiterbuch) einzusehen und zu exzerpieren. Jeder Fabrikbetrieb muß als Minimum von Ausweisen über die Personalien seiner Arbeiter zur Verfügung haben, was die Invalidenkarte ergibt, also: Geburtsdatum und Geburtsort, daneben (was für die Frage der Länge des Arbeitsweges von Wichtigkeit werden kann) die derzeitige Wohnung seiner Arbeiter. Schon daß auf diese Weise die geschlechtliche und Altersgliederung und die Provenienz der Arbeiter für jeden Betrieb ermittelt und mit ihrer (ebenfalls wohl immer ohne Schwierigkeit zu erfragenden) derzeitigen Beschäftigungsweise zusammengestellt, eventuell (da fast alle Betriebe solche Bücher aufbewahren) im Zusammenhang mit dem Maße des Betriebswechsels historisch zurückverfolgt werden kann, daß ferner, bei Durcharbeitung einer größeren Anzahl von Betrieben verschiedener Industrien in derselben Gegend oder derselben Industrie in verschiedenen Gegenden, Unterschiede der Altersschichtung und Provenienz herausgearbeitet werden können, ist für die Erhebung von großer Wichtigkeit. Meist enthalten die Stammrollen überdies Angaben über den Familienstand, (oft) die Konfession, zuweilen läßt sich die Art der Ansässigkeit (Mietsbesitz oder eignes Häuschen) daraus feststellen, ferner die Frage der Häufigkeit erblicher Arbeit im selben Betriebe nachgehen. Immer aber kann man so den charakteristischen Gegensatz von Industrien mit lokalem Arbeiterstamme (neben dem sehr oft eine, eben dieser landsmannschaftlichen Kohäsion wegen, sehr flottante Outsiderschaft steht, welche die Durchschnittsdauer der Betriebszugehörigkeit drückt) und mit freier Arbeiteranwerbung, ebenso die Entwicklung nach der einen oder anderen Richtung ermitteln und durch verständige Fragestellungen in ihren Gründen und Folgen aufklären. Es sollte im allgemeinen stets mit der Durcharbeitung dieses Materials begonnen werden, welches zuweilen weit interessantere Aufschlüsse bietet, als der Bearbeiter — und oft auch: der Betriebsleiter — anfänglich erwartet. —

Mit demjenigen Material, welches von seiten der Arbeitgeber oder ihrer Angestellten gewonnen wird, wäre nun die Befra-

gung der Arbeiter zu kombinieren. An diesem Punkt erheben sich voraussichtlich erhebliche prinzipielle methodische Schwierigkeiten. Diese werden wahrscheinlich nicht in der Erlangung von Auskünften von seiten der Arbeiter an sich liegen. Die Arbeiterorganisationen haben in ihren eigenen Publikationen sowohl wie gelegentlich verschiedener Erhebungen von amtlicher und privater Seite gezeigt, daß sie nicht nur mit großer Bereitwilligkeit entgegenkommen, wo immer sie sich von dem wissenschaftlichen Wert einer Erhebung überzeugen, sondern daß ihre Mitglieder auch in der keineswegs immer einfachsten Kunst der richtigen Beantwortung von Fragebogen für statistische Zwecke oft recht gut geübt sind. Die Schwierigkeit läge vielmehr darin, Material von seiten der Arbeiter zu gewinnen, welches mit dem von seiten der Unternehmer gewonnenen zu einem Ganzen kombinierbar wäre. Das Ideal wäre in dieser Hinsicht natürlich das eingehende Studium einer möglichst großen Anzahl von Betrieben mit Analyse der Ergebnisse ihrer Stammrollen und Lohnbücher, Bearbeitung der Angaben der Arbeitgeber und ihrer Beamten auf der einen Seite und einer vollständig durchgeführten Befragung der gesamten Arbeiterschaft der gleichen Betriebe in bezug auf: örtliche, ethnische, soziale, kulturelle Provenienz, Berufsschicksal, Arbeitsstellung und alle anderen objektiven und subjektiven Fakta, welche für diese Erhebung in Betracht kommen, auf der anderen. Wo immer dies durchgeführt werden kann, sei es selbst nur für einen einzelnen (hinlänglich umfangreichen!) Betrieb, wäre es in erster Linie anzustreben. Stößt dies auf technisch unüberwindliche Schwierigkeiten, so würde, falls die Durcharbeitung der Stammrollen und des Kalkulations- und Lohnbuchführungs-Materials oder der anderweitigen verwertbaren Auskünfte das Bestehen charakteristischer Differenzen der Arbeitseignung wahrscheinlich machen, zur Feststellung ihrer etwaigen ethnischen, sozialen und kulturellen Bedingtheit natürlich nicht schlechthin unbedingt die Befragung der gesamten Arbeiterschaft der betreffenden Kategorien notwendig sein, sondern es könnte die Untersuchung einer (immerhin: möglichst großen) Anzahl von solchen Arbeitern, welche quantitativ oder qualitativ besonders charakteristisch differenziert erscheinen, unter Umständen den Zweck erfüllen. Allein selbst in dieser Beschränkung kann nach Lage der Verhältnisse nicht unbedingt darauf gerechnet werden,

daß diese Fälle zahlreich genug sein werden, um in ihrer Gesamtheit ein hinlänglich gesichertes Bild von dem, was die Arbeiterschaft über diese Verhältnisse auszusagen hat, zu gewähren. Auch wenn die Betriebsleitungen das denkbar größte Entgegenkommen in bezug auf die Gestattung direkten Verkehrs mit den Arbeitern und direkter Verteilung von Fragebogen an sie zeigen sollten, so ist damit noch nicht immer gewährleistet, daß die Arbeiterschaften ihrerseits gegenüber einer von den Betriebsleitungen zugelassenen oder unterstützten Erhebung sich nicht mehr oder minder ablehnend verhalten. Dieses Mißtrauen wird nicht immer zu überwinden sein, trotz der nach meinen Erfahrungen meist anzuratenden ausdrücklichen Aufforderung zur Fortlassung der Namen der Befragten in den Fragebögen und trotz der ausdrücklichen Garantie, daß das von beiden Seiten gelieferte Material ausschließlich den mit der Aufnahme und Verwertung beschäftigten wissenschaftlichen Bearbeitern zur Verfügung stehen wird. Es wird also in vielen Fällen auf die angegebene Art der Materialbeschaffung von der Arbeiterseite verzichtet werden müssen, und die auf das Material und die Auskünfte der Betriebsleiter und Angestellten gestützte Erhebung wird alsdann vielfach nur die Mitteilungen dieser Seite, ergänzt durch persönliche Beobachtungen des Bearbeiters, zum Ausdruck bringen. Eine Ergänzung durch Ausgabe von Fragebogen an die für die betreffenden Regionen bestehenden örtlichen Organisationen der Gewerkschaften und Gewerkvereine der verschiedenen Richtungen kann alsdann — so erwünscht sie ist — einen wirklich vollen Ersatz für diesen Ausfall naturgemäß nicht liefern. Die Arbeiterorganisationen erstrecken sich quer durch die Betriebe ihrer Branche hindurch. Sie umfassen nicht regelmäßig sämtliche Arbeiterkategorien eines Betriebs. Andererseits umfassen sie nicht selten Arbeiter aus Betrieben verschiedener Produktionsrichtung. Wenn also nicht alle Betriebe, in denen Mitglieder der Organisation beschäftigt sind, analysiert werden und nicht annähernd alle Arbeiterkategorien dieser Betriebe organisiert sind, — was schwerlich je zutrifft —, findet schon aus diesen Gründen eine Kongruenz des zu bearbeitenden Materials nicht statt. Vor allen Dingen stellen auch die kräftigst entwickelten Organisationen regelmäßig nur eine Auslese aus der Gesamtheit der Arbeiterschaft der betreffenden Kategorie dar, die nicht selten in geringer persönlicher Berührung, zuweilen

direkt im Gegensatz zu den nicht organisierten Arbeitern steht, so daß auch der (stets zu erwägende) Versuch, durch ihre Vermittlung die Fragebogen an die nichtorganisierten Arbeiter der betreffenden Betriebe verteilen zu lassen, wohl nicht immer aussichtsreich wäre. Eine annäherungsweise erschöpfendes Material für die Beurteilung des typischen Berufsschicksals einer Arbeiterkategorie kann naturgemäß am ehesten von gewissen hochqualifizierten »gelernten« Arbeitern erwartet werden, wo die Arbeiterorganisationen zuweilen annähernd die Gesamtheit der betreffenden Arbeiterkategorie umfassen.

Daraus ergibt sich, daß in vielen Fällen die Erhebung in zwei gesonderten Typen von Erhebungsweisen auseinanderfallen muß:

1. Die eine wird, wo immer sie kann, die Analyse von Betrieben unter Berücksichtigung vornehmlich der Fragen des »Arbeitsplans« zum Ausgangspunkt nehmen. Sie wird zunächst die innere Gliederung der Arbeiterschaft nach Kategorien der Arbeiter, also: den Bedarf an Arbeitskräften bestimmter Art, den je eine bestimmte Maschine zu ihrer Bedienung und den je eine technische Betriebseinheit von bestimmter Größe nötig hat, zahlenmäßig feststellen, alsdann das Lohnsystem in Voraussetzungen und Wirkungen. Sie wird ferner Stammrollen und, wenn irgend möglich, die Lohnbücher zu analysieren suchen, weiter die Erfahrungen der Betriebsleiter und Angestellten und diejenigen von Fachtechnikern, welche die Anforderungen der Maschinen an die Arbeiter in ihrer Entwicklung in der letzten Zeit kennen, verwerten, und alsdann tunlichst ihre Ergebnisse durch persönliche Erhebungen unter der Betriebsarbeiterschaft ergänzen. Wo sie sich etwa mit Fragebogen an die örtlichen Organisationen der Arbeiterschaft wendet, wird sie daneben nach Möglichkeit die persönliche Recherche über die vielleicht sehr abweichenden Verhältnisse der nichtorganisierten Arbeiter versuchen müssen. — Die Anregung zur Ausbeutung des Materials der Berufsgenossenschaften und anderer Arbeiterversicherungsanstalten für die Ermittelung der Betriebswechselfrequenz und ähnlicher Fragen, wie sie von geschätzter Seite gegeben wurde, erscheint sehr beachtenswert.

2. Die andere Art von Erhebung wird sich mit Hilfe des Fragebogens an die Arbeiterorganisationen wenden, und zwar, da in diesem Fall der Wert des Materials mit der Zahl der beantworteten Fragebogen wächst, möglichst große Gebiete,

unter Umständen das Gesamtgebiet des Reichs, zugrundelegen, also nicht die örtlichen, sondern, in erster Linie wenigstens, die zentralen Instanzen der Arbeiterorganisationen um ihrer Mitwirkung, insbesondere um die Vermittelung bei den kleineren Organisationen bitten, welche dann ihrerseits um Uebernahme der Adressierung der ihnen — in frankiertem Kuvert und adressiertem und frankiertem Rückkuvert — zuzustellenden Fragebogen zu ersuchen wären. Dabei wird die Möglichkeit, die Verhältnisse der nichtorganisierten Arbeiter mit zu erfassen, regelmäßig nicht gegeben sein. Vielmehr würde diese Erhebungsweise auf möglichst umfassende Auszählung des Materials unter möglichst vielen einzelnen und kombinierten Gesichtspunkten und alsdann, soweit möglich, auf Deutung der so gewonnenen Zahlen aus bekannten oder mit Hilfe von erfahrenen Technikern festzustellenden Entwicklungstendenzen der betreffenden Industrie ausgehen.

Naturgemäß lassen sich aber außer diesen beiden Typen noch andere Kombinationen von Ausgangspunkten denken, und jede Arbeit, welche auch nur ein wichtiges Teilproblem der Erhebung unter einem selbstgewählten Gesichtspunkt behandelt, kann willkommen sein, sofern sie nur sich innerhalb des Bereichs ihrer wesentlichen Ziele: — Feststellung des Einflusses ökonomisch-technischer Eigenarten der geschlossenen Großindustrien und ihrer Umgestaltungen auf die Eigenart ihrer Arbeiterschaft und umgekehrt — hält. Wo infolge geographischer Konzentriertheit einer Industrie jene hauptsächlich in Betracht kommenden beiden Arbeitsrichtungen der Erhebung in der Hand eines Bearbeiters kombiniert werden können, ist dies besonders erfreulich. Allein dies wird nicht immer der Fall sein können. Und da auf die Erhebung eines möglichsten Maximums von Material bei den Arbeiterorganisationen keinesfalls verzichtet werden sollte, so wird jedenfalls neben dem Typus Nr. 1 (auf Betriebs- bzw. Industrie-Enquete — eventuell unter Heranziehung des Materials der Arbeiterversicherungsanstalten — basierte Darstellungen) der Typus Nr. 2 (auf Gewerkschafts- bzw. Gewerkvereins-Statistik basierte Darstellungen) vielfach selbständig in der Hand besonderer Bearbeiter auftreten und es begrüßt werden müssen, wenn sich auch Mitarbeiter finden, welche lediglich diese Seite der Erhebung pflegen wollen. Andererseits wird es ebenso willkommen sein, wenn eine Arbeit sich auf die Aus-

beutung des Stammrollen- und Lohnbuchführungs-Materials großer Betriebe nach allen in Betracht kommenden Gesichtspunkten beschränkt und dabei an der Hand eigener genauer Bekanntschaft mit der Umgestaltung der Technik einer Industrie lediglich die Verschiebungen in der inneren Gliederung der Arbeiterschaft, in den Ansprüchen an die Arbeitseignung und den typischen »Berufskarrieren« der Arbeiterschaft analysiert werden.

Ueber die Gesichtspunkte, welche für Bearbeitungen des ersten Typus in Betracht kämen, ist weiter oben bereits mancherlei gesagt und ergibt der »Arbeitsplan« das Erforderliche. Für den Fall, daß es bei derartigen Bearbeitungen gelingt, mit der Arbeiterschaft persönliche Fühlung zu gewinnen, sei nur noch auch hier ausdrücklich hinzugefügt, daß natürlich neben den oben vornehmlich behandelten, weil kompliziertere Probleme bietenden Gesichtspunkten der objektiven Arbeitseignung und des objektiven Berufsschicksals der Arbeiterschaft in ganz gleichem Maße auch ihre subjektive Attitüde zu ihrer Arbeitstätigkeit in Betracht kommt. Dahin gehören Fragen wie die: welche Arbeitsstellungen ihnen als relativ begehrenswerter gelten und warum [1])? Ob dabei also — darauf kommt es an — neben dem selbstverständlichen Verdienstinteresse andere Motive ausschlaggebend wirken und welche? Ob etwa bei den Arbeitern nach örtlicher, ethnischer, sozialer, kultureller Provenienz verschiedene? Inwieweit also etwaige Unterschiede in der Verteilung der Arbeiter verschiedener Provenienz auf die einzelnen Arbeitsstellungen nicht nur in Unterschieden der Arbeitseignung, sondern auch in solchen der Neigung oder der sozialen Schätzung der betreffenden Arbeitsart ihren Grund finden? (Eins von massenhaften Beispielen: die Näherinnen in Webereibetrieben, deren Arbeit ihnen, der Sauberkeit und wohl auch der Verwandtschaft mit der Hausarbeit wegen, als sozial der, höher gelöhnten, Arbeit der Weberinnen überlegen erscheint und daher oft sozial und örtlich stark abweichende Rekrutierung, namentlich: stärker städtische Rekrutierung der Näherinnen, bedingt.) Ferner: welche subjektiven Folgen die Arbeiter von der verschiedenen Art der Arbeitstätigkeit physisch und psychisch verspüren oder zu verspüren glauben, in welcher Art und Rich-

[1]) Zu diesen Fragen sind namentlich die Ausführungen von H. Herkner, Die Bedeutung der Arbeitsfreude (Dresden 1901) und Die Arbeiterfrage (5. Aufl. 1908, bes. S. 27 ff.) zu vergleichen.

tung sich also die Ermüdung durch die Arbeit, durch den Maschinenlärm und die sonstigen Bedingungen der Arbeit subjektiv fühlbar macht und wie sie im außerberuflichen Leben nachwirkt? Ob die Arbeiter bestimmte Vorstellungen über wünschenswerte Aenderungen z. B. der Arbeitspausen, der Lohnsysteme haben, und welche (natürlich stets für die einzelnen Kategorien). Ferner, warum sie selbst diesen und keinen anderen Beruf ergriffen haben bzw. ihm von den Eltern zugewiesen worden sind? Inwieweit die Zuweisung zu dem Beruf ihren Neigungen entsprach oder durch Verdienstinteressen oder andere objektive Momente erzwungen wurde? Noch wichtiger: welchen Beruf und mit welcher Vorbildung sie ihm ihre Kinder zuzuführen beabsichtigen oder zugeführt haben und aus welchem Grunde? Endlich und namentlich die schon früher berührte Frage: Wie stellen sich die Arbeiter s u b j e k t i v zu den beiden Möglichkeiten: der gleichförmigen Beschäftigung mit einer und derselben Arbeitsverrichtung oder der Abwechslung zwischen verschiedenen (natürlich unter Ausscheidung der Fälle, wo die Stellungnahme dazu durch reine Lohnfragen von vornherein determiniert ist)? Können die Arbeiter für die in dieser Hinsicht, wie es scheint, vorkommenden Unterschiede ihrer Stellungnahme Gründe angeben? Scheinen diese durch ethnische, soziale, kulturelle Provenienz und dadurch bedingte Unterschiede der Eigenart bestimmt? Und inwiefern sind sie es andererseits durch die Eigenart der betreffenden Arbeitstätigkeiten? Nach welcher Richtung bewegt sich in den einzelnen Industrien die Entwicklung dieser Stellungnahme der Arbeiter, falls darin überhaupt eine Entwicklung kenntlich ist? In welchem Maße und unter welchen Umständen (wenn überhaupt) findet insbesondere eine Zunahme jener, wie es scheint, gelegentlich zu beobachtenden, auch inneren psychischen Bindung der Arbeiter an ihre jeweilige Beschäftigungsart statt (soweit nicht die früher erwähnten Momente: Gegensätze von Alter und Familienstand, maßgebend sind)? — Solche und ähnliche Fragen, wie sie der »Arbeitsplan« enthält, werden von den Arbeitern sehr oft nicht ohne weiteres, oft überhaupt nicht mit Bestimmtheit beantwortet werden können. Der Umstand aber, d a ß sie dies nicht vermögen, erscheint alsdann — wenn gleichwohl die betreffenden Entwicklungstendenzen als vorhanden zu konstatieren sind — schon an sich charakteristisch für ihre gesamte seelische Situation und ist auch für die Zwecke

der Erhebung wichtig. Denn naturgemäß bildet einerseits gerade das, was einer Bevölkerungsschicht so selbstverständlich ist, daß es eben deshalb nicht besonders ausgesprochen wird, andrerseits was ihr unbewußt bleibt, weil es auf zahllosen unmerklichen Suggestionen durch ihre spezifische Umwelt beruht, die wichtigsten Komponenten ihrer inneren Attitüde zu ihrer Lebenslage. Ausdrücklich sei schließlich noch hervorgehoben, daß nach dem Zweck der Erhebung, wie er auch in dem Wortlaut des »Arbeitsplans« zum Ausdruck kommt, neben dem »Berufsschicksal« auch der außerberufliche »Lebensstil« Gegenstand der Ermittelung sein soll. Selbstverständlich nicht die übersehbare, durch keinerlei einheitliche Gesichtspunkte zusammenhaltende Mannigfaltigkeit von Details, wie sie in biographischen und anderen Versuchen, typische Arbeiterlebensläufe zu schildern, in zuweilen recht wertvoller Art in Angriff genommen worden ist. Sondern stets soll nur das herausgehoben werden, was erweislich durch die Eigenart der geschlossenen Großindustrie bedingt ist. Zunächst wird sich dabei der Bearbeiter die Frage vorzulegen haben: Welche Art von außerberuflichen Interessen kann überhaupt, produzierend oder rezipierend, ein normaler Arbeiter noch pflegen, nachdem er durch seine Berufsarbeit — nicht überhaupt: »ermüdet«, sondern: in dieser, der betreffenden Arbeitsleistung eigentümlichen Art ermüdet worden ist? Alsdann wird natürlich immer zu fragen sein: Unterscheiden sich, zunächst ganz allgemein: — Familienleben, Kindererziehung, Erholungs- und Vergnügungsformen, Formen und Gewohnheiten der Geselligkeit, Ernährungs- und Trinkgewohnheiten, geistige und ästhetische Interessenrichtung und -Betätigung nach Maß und Art (Lektüre), Beziehung zur Schule, zu den offiziellen Formen des Kirchenlebens und zu religiösen und anderen »Weltanschauungs«-Fragen usw. bei der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie merkbar gegenüber den entsprechenden Lebensäußerungen anderer Bevölkerungsschichten, die über ähnlich bemessene Einkommen und ähnliche Schulbildung verfügen? Unterscheidet sich insbesondere die obere Schicht der bestgestellten Arbeiter darin von den Subaltern- und Privatbeamten und von dem Kleinbürgertum ähnlicher Einkommens- und Schulbildungsstufen? Weiter aber: Unterscheiden sich die einzelnen durch das Maß der Gelerntheit und die Stellung im Arbeitsprozeß oder durch Alter

und Familienstand oder Herkunft gebildeten Kategorien der Arbeiterschaft der Großindustrien in dieser Hinsicht untereinander? Stiften die Unterschiede der Beschäftigungsart, oder des Maßes der Gelerntheit, oder der Arbeitsstellung, abgesehen von den rein ökonomischen Interessengemeinschaften, auch rein »gesellschaftliche« Gemeinschafts- und Verkehrsbeziehungen oder nicht? Und im Fall der Bejahung: Wo liegt die Grenze, und nach welchen Kriterien scheiden sich die Arbeiter im geselligen Verkehr? Daß eine solche Scheidung vielfach vorkommt, ist bekannt. In den angelsächsischen Ländern besteht zwischen den gelernten Gewerkschaftern und den darunter liegenden Schichten der Arbeiter oft nicht der geringste gesellschaftliche Kontakt: sie setzen sich zuweilen bekanntlich nur mit Schwierigkeit an denselben Tisch. Inwieweit und warum in Deutschland ähnliche Differenzierungen bestehen oder im Entstehen oder umgekehrt im Verschwinden begriffen sind, wäre von erheblichem Interesse zu untersuchen, ebenso natürlich die Frage, inwieweit Konnubium, gesellige und sonstige gesellschaftliche Beziehungen zum Kleinbeamten- und Kleinbürgertum bestehen, im Entstehen oder Schwinden begriffen sind. Soweit sie in die Fragestellung dieser Untersuchung gehören, also soweit sie durch die Eigenart der einzelnen Industrien bedingt sind, wären endlich auch die oft tief eingreifenden Einflüsse der Zugehörigkeit zu Arbeiterorganisationen der verschiedenen Art auf die Art der Lebensführung darzustellen. Es wären dabei die Betriebe sowohl nach Größe als nach Lohnsystem gesondert zu untersuchen, da je nach der ökonomischen und organisatorischen Avancementschance, das Solidaritätsgefühl oder das Individualinteresse, »Klassenbewußtsein« oder Sorge für den Aufstieg der Kinder, Auffassung der Organisation als ökonomischen Rückhalts oder als Zelle einer idealen Zukunftsorganisation überwiegen.

Arbeiten des zweiten (vorwiegend gewerkschaftsstatistischen) Typus werden für die durchzuführenden Berechnungen entweder eigener Schulung des Bearbeiters in der statistischen Technik oder aber des steten Beirats geschulter Statistiker nicht entraten können. — Es wird bei der Auszählung wohl jedenfalls 1. die Zahl der Orts- und Betriebswechsel nach den einzelnen Arbeiterkategorien und ferner nach deren Provenienz, altersklassenweise geordnet, tabellarisch dargestellt werden

müssen. Alsdann wäre 2. ebenfalls nach Kategorien der Arbeiter und innerhalb dieser altersklassenweise gesondert, die »Berufskarriere« derselben festzustellen. Inwieweit dies in Tabellenform möglich ist oder nicht, kann wohl erst der Befund des erhobenen Materials lehren. Es sei nochmals ausdrücklich darauf hingewiesen, daß diese Frage zu den am meisten im Mittelpunkt des Interesses der Erhebung stehenden gehört. 3. wäre für die einzelnen Arbeiterkategorien deren örtliche Herkunft und diejenige der beiden Eltern, sodann der Beruf des Vaters, des Großvaters, der Geschwister und der etwa schon erwachsenen Kinder, weiter die Art der Schulbildung und Lehre, all dies nach Möglichkeit tabellarisch darzustellen. Dabei wäre eine vergleichende Darstellung gerade dieser Verhältnisse auch für die einzelnen großen Gruppen von Arbeiterorganisationen (Gewerkvereine, freie Gewerkschaften, christliche Organisationen usw.) von Interesse, ebenso andererseits die Feststellung der Verteilung dieser Gewerkschaftsarten auf die einzelnen Arbeiterkategorien (Arbeitsstellungen) und: auf die Größenklassen der Betriebe. Sodann müßten 4. die einzelnen Arbeiterkategorien auf eigenen Nebenerwerb oder den der Familie, Hausbesitz oder sonstige Ansässigkeit ausgezählt werden. Was 5. die Militärtauglichkeit anlangt, so wäre von größerem Interesse, als die Vergleichsziffern der Tauglichkeit der verschiedenen Generationen untereinander, die Feststellung des Verhältnisses von Militärtauglichkeit und Qualifikation (Berufschancen, wie sie in der Berufskarriere zum Ausdruck kommen) in den einzelnen Industrien, soweit das Material eine solche gestatten sollte. 6. Die Verteilung der konfessionellen Zugehörigkeit in den einzelnen Arbeiterkategorien könnte unter den heutigen Verhältnissen bei der anscheinenden Bedeutung der Konfession für die Berufsneigung ein für die Auszählung ausreichendes Interesse bieten, falls es sich um Industrien handelt, welche starke konfessionelle Mischung, die nicht (wie bei den Polen) mit ethnischer Mischung kongruent ist, aufweisen.

In fast allen diesen Fällen liegt, wie bei allen Erhebungen von Berufen und Beschäftigungsarten, die Schwierigkeit in der Art der endgültig zugrundezulegenden Klassifikation der Arbeiter auf Grund ihrer Arbeitsstellungen. Diese Klassifikation kann in jedem Einzelfall kaum sorgfältig genug erwogen und kaum zu detailliert durchgeführt werden. Inwieweit die fabrikü blichen

Bezeichnungen der einzelnen Arbeiterkategorien ausreichen würden, wäre stets vorab zu prüfen und, soweit möglich, von ihnen auszugehen. Im übrigen müßte sie bei der Würdigung der Zählungsergebnisse nach zweierlei Richtungen erfolgen. Sie hätte 1. an die schon früher erörterte Fragestellung anzuknüpfen: auf welche konkreten Qualitäten es in den betreffenden Arbeitsstellungen, nach eigenem Befund oder eingehend motivierter fachtechnischer Ansicht, vornehmlich ankommt, welche also im Einzelfall am stärksten dem Einfluß der »Ermüdung« und »Uebung« ausgesetzt sind; danach wären dann die Arbeiter in Kategorien zu scheiden, je nach dem Grade, in welchem sie wesentlich auf Muskelleistungen hin oder wesentlich auf die verschiedenen, sorgsam zu unterscheidenden Leistungen nervöser und psychischer Art in Anspruch genommen werden; 2. aber wäre auch das Maß und die Art der »Gelerntheit«, beim »Anlernen« also die durchschnittliche Dauer bis zur Erreichung der Normal- und Maximalleistung ihrer Arbeitsstellung einer Klassifikation zugrundezulegen. Danach wären die Arbeiter möglichst allseitig nach Kategorien zu scheiden, welche nun unter den vorstehenden Fragestellungen ausgezählt werden müßten, um auf ihre Provenienz und die sonstigen erfragten Verhältnisse untersucht werden zu können.

Alle vorstehenden Erläuterungen und Anregungen, welche wünschenswert schienen, um den Sinn der Erhebung unzweideutig hervortreten zu lassen, verfolgen übrigens in keiner Weise den Zweck, die Herren Mitarbeiter in der Freiheit der eigenen Ausgestaltung ihrer Arbeit sozusagen zu schulmeistern. Die wichtigste und lohnendste Aufgabe für sie wird vielmehr vielleicht gerade darin liegen, die geeigneten Fragestellungen und Methoden selbst zu erproben. Und da erst die Inangriffnahme der Arbeit darüber belehren kann, wo die eigentlichen Schwierigkeiten derselben liegen, so wird dafür im reichsten Maße Gelegenheit geboten sein. Von seiten des Vereins für Sozialpolitik als solchem wird lediglich (für die Arbeiten, die unter seiner Flagge zu segeln wünschen) die Bearbeitung der in den offiziellen Schriftstücken (Arbeitsplan und Fragebögen) festgelegten Fragen beansprucht. Mit welchen Mitteln sie erfolgt, ist durchaus der Privatinitiative überlassen. — Eines darf den Herren, welche ihr Wissen und ihre Arbeitskraft in den Dienst dieser Erhebung zu stellen gewillt sind, vorausgesagt werden: die unentbehrlichste

Eigenschaft, um irgend welche (neuen!) Ergebnisse zu gewinnen, wird in diesem Fall mehr als bei irgendeiner früheren Erhebung des Vereins ein außergewöhnliches Maß von Zähigkeit in der Verfolgung des einmal gesteckten Zieles sein. Wer diese Eigenschaft nicht besitzt, bleibe der Mitarbeit fern. Es ist gänzlich ausgeschlossen, auf diesem Gebiet etwa in wenigen Monaten Resultate zu erzielen, welche es wert sind, gedruckt zu werden. —

Weitausgreifend wie die Fragestellungen der Erhebungen jetzt schon sind, stellen sie selbstverständlich doch nur einen (allerdings wichtigen) Teil einer sozialwissenschaftlichen Analyse der modernen Großindustrie dar. Außer der Erörterung der organisatorischen (»morphologischen«) Fragen kommerzieller und technischer Art, von denen eingangs die Rede war, würde ferner auch die Auslese und das Berufsschicksal der großindustriellen, namentlich der technischen, Beamtenschaft 1. für die einzelnen Industrien und 2. für die einzelnen, nach der Richtung der Vorbildung zu scheidenden Schichten der Beamten gesondert, zu untersuchen. Schließlich würde auch der keineswegs uninteressanten Frage nach der heute, gegenüber früher, erforderlichen Qualifikation und Provenienz der Unternehmer und ihrer Vermögen in den einzelnen Industrien eingehend nachzugehen sein.

Alle diese Untersuchungen vereint erst würden ein Bild von der Kulturbedeutung des Entwicklungsprozesses, den die Großindustrie vor unsern Augen durchmacht, geben können. Die Kulturprobleme, welchen damit letzten Endes nachgegangen wird, sind von ganz gewaltiger Tragweite. In einer (in der Vorbemerkung erwähnten) Denkschrift für den Unterausschuß hob A. Weber — in Uebereinstimmung mit der Auffassung vieler von uns — hervor: daß die Struktur jenes eigentümlichen »Apparates«, welchen die großindustrielle Produktionsorganisation der Bevölkerung »über den Kopf gestülpt« habe, in ihrer schicksalsvollen Bedeutung selbst die Tragweite der Frage nach »kapitalistischer« oder »sozialistischer« Organisation der Produktion übertreffe, weil das Bestehen dieses »Apparates« als solchen von dieser Alternative unabhängig sei. In der Tat: die moderne Werkstatt mit ihrer amtlichen Hierarchie, ihrer Disziplin, ihrer Kettung der Arbeiter an die Maschinen, ihrer Zusammenhäufung und doch zugleich (im Vergleich etwa mit den Spinnstuben der Vergangen-

heit) Isolierung der Arbeiter[1]), ihrem ungeheuren, bis in den einfachsten Handgriff des Arbeiters hinabreichenden Rechnungsapparat, ist — begrifflich — davon unabhängig. Sie übt auf die Menschen und ihren »Lebensstil« weitgehende, durchaus ihr eigentümliche spezifische Wirkungen. Aber freilich: — darin läge wiederum die Grenze jenes Gesichtspunktes — ein Ersatz der heutigen »Auslese« nach dem Prinzip der privatwirtschaftlichen Rentabilität, mit ihrer Kettung der ganzen Existenz aller in den Betrieb, leitend oder gehorchend, Gebannten, an den Ausschlag des privaten Kosten- und Gewinnkalkuls des Unternehmers, durch irgendeine Form von gemeinwirtschaftlicher »Solidarität« würde den Geist, der in diesem ungeheuren Gehäuse heute lebt, grundstürzend ändern, und niemand kann auch nur ahnen, mit welchen Konsequenzen. Für die vorliegende Erhebung kommen solche Perspektiven nicht in Betracht, — sie darf sich zu ihrer Rechtfertigung mit der Tatsache begnügen, daß der »Apparat«, so wie er heute ist, und mit den Wirkungen, die er ausübt und deren Untersuchung hier in Angriff genommen werden soll, das geistige Antlitz des Menschengeschlechts fast bis zur Unkenntlichkeit verändert hat und weiter verändern wird.

[1]) Die Frage, inwieweit Konversation bei der Arbeit möglich ist oder (und warum) nicht, die Frage: welche Qualitäten (berufliche und andere) im Kreise der Arbeitsgenossen Geltung verschaffen, die Richtung ethischer Werturteile innerhalb der Arbeiterschaft, — alle solche und ähnliche Fragen wollen in der Art ihrer Bedingtheit durch die Werkstatt-»Gemeinschaft« (welche eben im Grunde keine »Gemeinschaft« ist) und durch das (auf seinen Grad hin zu untersuchende) Vorwiegen rein pekuniärer Beziehungen zur Arbeit studiert sein.

Zur Psychophysik der industriellen Arbeit (1908–09).

Inhalt: Vorbemerkung S. 61; besprochene Literatur S. 63. — 1. »Ermüdung« und »Erholung« S. 66. — 2. »Uebung« (»Mechanisierung«, Rhythmisierung, Summation und Ausnutzung der »Reiznachwirkungen«, »Leistungsverschiebung«; »Uebungsfähigkeit« und »Uebungsfestigkeit«; »Mitübung« und »Vorübung«) S. 73. — 3. Ermüdung und Uebung in ihrem Zusammenwirken (andere Komponenten der Arbeitskurve: »Anregung«; »Willensantrieb«; »Gewöhnung«) S. 89. — 4. Die Gewöhnung bei Arbeitsstörung und Arbeitskombination (Unterschiede der Arbeitskurve bei einfacher und kombinierter Leistung; Arbeitswechsel) S. 94. — 5. Arbeitsunterbrechung (Pausenwirkung, Bedeutung der Pausenexperimente: »Methode der günstigsten Pause«) S. 106. — 6. Methodische Fragen S. 109. — Kraepelins Methodik und die Verwertbarkeit seiner Begriffe S. 111. — Die hygienischen Erörterungen über die Wirkungen der industriellen Berufsarbeit S. 121. — Zur Frage der Methodik »exakter« Erhebungen über die Psychophysik der industriellen Berufsarbeit S. 126. — 7. Schwankungen der industriellen Arbeitsleistung: a) innerhalb des Arbeitstages S. 136. — 8. b) Zwischen den einzelnen Arbeitstagen S. 144. — 9. c) Zwischen größeren Zeiträumen S. 153: Oekonomische Konjunkturen. — »Soziale« Konjunkturen: Das »Bremsen«. »Weltanschauung« und Arbeitsleistung S. 155. — 10. Geschlecht, Alter, Familienstand usw. in ihrem Einfluß auf die Arbeitsleistung S. 163. — 11. Akkordverdienste und Leistungsdifferenzen S. 175. — 12. Stuhluhrmessungen und Leistungsschwankungen S. 183. — 13. Uebungszuwachs und Stetigkeitszunahme der Leistung. Anpassung der Leistung an die Lohnkalkulation S. 196. — 14. Analyse einzelner Arbeitsleistungen und ihre Entwicklung: a) reine Handarbeit S. 219; b) Maschinenarbeit S. 222. — 15. Resumé S. 232. — 16. Weitere Fragen und Arbeitsaufgaben S. 242.

Bei den außerordentlichen Fortschritten der anthropologischen, physiologischen, experimentalpsychologischen, psychopathologischen Forschung erscheint es auf den ersten Blick überraschend, daß bisher der Versuch, Resultate dieser Disziplin mit der sozialwissenschaftlichen Analyse der wirtschaftlichen Arbeit in Beziehung zu setzen, nur in einigen Ansätzen (die später erwähnt werden) gemacht worden ist. Jeder Vorgang der »Arbeitsteilung« und »Spezialisierung«, insbesondere aber der »Arbeitszerlegung« innerhalb der modernen Großbetriebe, jede Aenderung des Arbeitsprozesses überhaupt durch Neueinführung und Aenderung von Arbeitswerkzeugen (Maschinen), jede Aenderung der

Arbeits z e i t und der Arbeitspausen, jede Einführung oder Aenderung eines Lohnsystems, welche die Prämiierung bestimmter qualitativer und quantitativer Arbeitsleistungen bezweckt, — jeder dieser Vorgänge bedeutet ja in jedem einzelnen Fall eine Veränderung der an den psychophysischen Apparat des Arbeitenden gestellten Ansprüche. Welche Erfolge eine jede solche Aenderung erzielt, hängt also von den Bedingungen ab, unter denen jener »Apparat« funktioniert und bestimmte Leistungen hergibt. Wenn also z. B. das Verhältnis von Arbeitszeit, Arbeitslohn und Arbeitsleistung diskutiert oder sonst die Bedingungen und Wirkungen der Intensitätssteigerung der Arbeit erörtert werden, so spielen — n e b e n verschiedenen anderen Dingen — doch stets a u c h jene grundlegenden Bedingungen der Arbeitsleistung hinein, deren Untersuchung zu den Aufgaben der erwähnten naturwissenschaftlichen Disziplinen gehört. Gleichwohl begnügen wir uns bei diesen Erörterungen innerhalb unserer Disziplin im allgemeinen mit, in der Fachsprache der Psychologen geredet: »vulgärpsychologischen« Erfahrungen und Erwägungen. Es könnte nun sein, daß dieser scheinbare »Mangel« für große Teile der Untersuchungen unserer Fachdisziplin seinen guten methodischen Grund hat: — worin dieser liegt, wird späterhin zur Sprache kommen. Allein hier stellen wir uns vorerst auf den, rein theoretisch, natürlich unanfechtbaren Standpunkt: es müßte, i m »P r i n z i p«, möglich sein, auf Grund physiologischer, experimentalpsychologischer und vielleicht auch anthropologischer Erkenntnisse, auch Einsichten über die Voraussetzungen und Wirkungen der technischen und ökonomischen Veränderungen der Bedingungen industrieller Arbeit zu gewinnen.

Zweck der nachfolgenden Zeilen ist es nun: 1. die Schwierigkeiten verständlich zu machen, denen es zuzuschreiben ist, daß jene »im Prinzip« mögliche Zusammenarbeit der verschiedenen Disziplinen zur Zeit noch so gut wie nicht stattfindet, — 2. zu fragen, in welchem Sinn und Maße vielleicht in Zukunft eine solche Zusammenarbeit möglich werden könnte.

Es erscheint dabei unvermeidlich, zu diesem Behuf hier den Versuch zu machen, einen — gegenüber der ausgedehnten Literatur freilich sehr summarischen — Ueberblick über eine Anzahl von experimentellen Untersuchungen zu gewinnen, auf deren Resultate es für unsere Gesichtspunkte wesentlich a n k o m m e n würde. Wenn ein auf jenen Gebieten so vollkommener Laie wie

ich dies Wagnis unternimmt, so geschieht dies natürlich in jeder Hinsicht »cum beneficio inventarii« und in der Erwartung, daß vielleicht gerade ein solcher Laienversuch mit den ihm notwendigerweise anhaftenden Mängeln den Fachmännern es erleichtern könnte, uns an denjenigen Punkten beizuspringen, an denen wir ihrer Hilfe am dringendsten bedürfen. An diesen Versuch muß sich dann die Frage schließen, ob und welche Verbindungslinien sich etwa zwischen den Untersuchungsmitteln der naturwissenschaftlichen Disziplinen zu denjenigen Mitteln, welche unsrer eigenen Facharbeit zu Gebote stehen, herstellen ließen, oder inwieweit die breite, heute hier klaffende Lücke als, sei es vorläufig, sei es dauernd, unausfüllbar anzusehen ist. Nur auf diese methodische Frage, nicht etwa auf den (wie sich leider zeigen wird, in fast jeder Hinsicht verfrühten) Versuch, schon jetzt irgendwelche Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Disziplinen direkt für die sozialwissenschaftliche Analyse zu verwerten, läuft diese Darstellung hinaus. —

Für alle sozialwissenschaftlichen Probleme der modernen (speziell der großindustriellen) Arbeit müßten »im Prinzip« die physiologischen und psychologischen Bedingungen der Leistungsfähigkeit (für konkrete Arbeiten) den Ausgangspunkt der Betrachtung bilden. Gleichviel nun, worauf der Besitz oder Nichtbesitz einer »Leistungsfähigkeit« für bestimmte Arbeiten bei einem Individuum beruht: — ob also ererbte Anlage, Erziehung, Ernährung oder andere Lebensschicksale ausschlaggebend an ihrer Entwicklung beteiligt waren, — immer äußert sich diese seine Arbeitseignung praktisch in der Art der Arbeitsökonomie seines psychophysischen Apparats. Daher stehen für die nachstehende Kompilation im Mittelpunkt der schwer zu übersehenden experimentalpsychologischen Literatur die umfassenden, auf äußerst intensiver Denkarbeit und höchst sinnreichen und mühevollen, mehr als ein Jahrzehnt fortgesetzten, Experimenten ruhenden Arbeiten des ausgezeichneten Psychiaters E. Kraepelin und seiner Schüler über die psychophysischen Voraussetzungen und Wirkungen von Arbeitsleistungen. In seinem, die Publikation dieser Arbeiten einleitenden Artikel legt Kraepelin die Gesichtspunkte dar, unter denen er an seine Untersuchungen herantrat: Von der Aphasielehre her habe sich die Psychiatrie gewöhnt gehabt, die Seele »monadologisch« in eine Unzahl von spezifischen Mächten zu zersplittern und demgemäß

psychische Leistungen anzusehen als »Ergebnis von Majoritätsbeschlüssen des Unterhauses der Wahrnehmungen und des Oberhauses der Erinnerungsbilder«. Es sei demgegenüber nötig, als entscheidend für den Ablauf psychophysischer Leistungen die »physiologischen Grundqualitäten« der Persönlichkeit anzusehen, welche die Art und Weise entscheiden, wie der einzelne die »Reize«, auf welche er »reagiert«, in sich »verarbeitet«. Auf die Ermittlung dieser »Grundqualitäten« des Arbeiters ist also die Untersuchung letztlich abgestellt, und, um diese zu ermitteln, muß von den möglichst einfachsten Grundkomponenten der Arbeits l e i s t u n g ausgegangen werden. Es liegt auf der Hand, wie sehr diese F r a g e stellung dem Interesse unserer Disziplin entgegenkommt. Im nachfolgenden wird daher durchweg von den Untersuchungen Kraepelins und seiner Schüler ausgegangen (insbesondere überall da, wo nicht im Text das Gegenteil ersichtlich gemacht ist). Andere Literatur ist nur ergänzend, insbesondere da, wo sie sich zu Kraepelin und seinen Schülern kritisch stellt, herangezogen [1]). Was an n i c h t experimentalpsycho-

[1]) U e b e r s i c h t: K r a e p e l i n selbst hat seine Auffassung 1. in der von ihm verfaßten Einleitung zu dem fünfbändigen Sammelwerk: »Psychologische Arbeiten, herausgegeben von E. Kraepelin«, 2. in der Festschrift für Wundt (Philosophische Studien XIX S. 475: auch als Heft separat: »Die Arbeitskurve«, 1902), 3. im Archiv für die gesamte Psychologie Bd. I niedergelegt. Wesentlich auf seinen Forschungen beruhen die betreffenden Abschnitte in den bekannten Werken von W u n d t, E b b i n g h a u s u. a. Für die Leistungen des Muskels sind die einschlägigen Abschnitte in den physiologischen Kompendienwerken von M u n k, T h i e r f e l d e r, und für die Bewegungslehre namentlich R. D u B o i s R e y m o n d (Spezielle Muskelphysiologie und Bewegungslehre 1903, S. 210 ff.) zu benützen (vgl. auch in R a n k e s bekanntem Werke: Der Mensch, Bd. I, S. 476 ff., Bd. II. S. 163 ff.). Es ist das Verdienst des hübsch geschriebenen Aufsatzes von D e r s o n (im 10. Bande der Zeitschrift f. Sozialwissenschaft), den Versuch systematischer Verwertung physiologischer Kenntnisse für sozial t h e o r e t i s c h e Zwecke zuerst gemacht zu haben, so skeptisch man vielem, was er sagt, gegenüberstehen mag. — Die nachstehende Kompilation ist, wie im Text gesagt, im wesentlichen eine zusammenfassende Besprechung der in dem genannten fünfbändigen Sammelwerk von Kraepelin herausgegebenen, im psychologischen Laboratorium der Heidelberger Irrenklinik ausgeführten Arbeiten seiner Schüler, kombiniert mit einiger anderer Literatur. Die schon in diesem Teile des Referats mit herangezogene differentialpsychologische und psycho-pathologische Literatur, namentlich auch diejenige zur Vererbungsfrage, wird besser zu dem zweiten Aufsatz angeführt. Hier sei nur zu den einzelnen Abschnitten des Textes noch auf folgende Arbeiten speziell hingewiesen: Ermüdung und Erholung: M o s s o, Die Ermüdung, deutsch von Glinzer. Dazu Ph. L. B o l t o n, Kraepelins Arbeiten IV, S. 175 f. (speziell über die Methodik, auf welche im zweiten Aufsatz zurückzukommen ist). Ferner (für die Nachwirkungen geistiger und körperlicher Arbeit): B e t t m a n n, Kraepelins Arbeiten I, S. 182; M i e s e m e r, das. IV, S. 375 ff. T r è v e s, Le travail,

logischen Arbeiten über Arbeitspsychologie und Physiologie sonst bereits existiert, bleibt vorläufig einmal beiseite. Wir stellen zunächst die wesentlichen Ergebnisse der Kraepelinschen und verwandter Arbeiten voran, um dann nach der Methodik zu fragen, die ihrer Herausarbeitung zugrunde liegt, und sie mit unseren eigenen methodischen Hilfsmitteln zu vergleichen.

Wenn man die Arbeitsleistungen eines kontinuierlich in bestimmter Art arbeitenden Menschen entweder direkt mittels geeigneter maschineller Vorrichtungen im Laboratorium oder aber durch Feststellung des Produktes nach Quantität und Qualität in möglichst kleinen Zeitintervallen mißt und das Ergebnis in ein Koordinatensystem als »Leistungskurve« einträgt, so zeigt diese Linie einen sehr unregelmäßigen, nicht nur auf den

---

la fatigue et l'effort. L'année psychologique XII (1906), S. 34 f. Für Muskelarbeit (Ergogramm-Untersuchungen) Oseretzkowsky, Kraepelins Arbeiten III, S. 507 ff.; Yoteyko, in l'Année psychologique V, 1899 (Alter und Ermüdungskurve: Maggiora, Arch. ital. di biol. 29, 1898); Trèves, ebenda. Arbeit ohne Ermüdung: Broca und Richet, Arch. de physiol. normale et patholog. 5 Sér. X, 1898. Polemik gegen den Kraepelinschen Ermüdungsbegriff bei: Seashore, Psychol. Bull. I, 1904, S. 87—101 (Bericht für die Versammlung der Amer. Psychol. Assoc. — Uebung: von älteren Arbeitern, bes. Fechner, Verh. d. Sächs. G. d. Wiss. (Math.-Phil. Kl.) IX (1857), S. 113; X (1858), S. 70. Wirkung der Uebung: Bolton, Gerson a. a. O. Ebert und Meumann, Archiv f. d. ges. Psychologie IV, 1904, dazu die Besprechung von D. E. Müller in der Ebbinghausschen Zeitschrift für Physiologie und Psychologie der Sinnesorgane 39, 1905. v. Voß (Schwankungen geistiger Arbeitsleistungen), Kraepelins Arbeiten II, S. 399 ff. — Reaktionstypen und Rhythmisierung: Specht, Archiv f. d. ges. Psychologie III, 1904; Yerkes (Variabilites of reaction times), Psychol. Bull. I, 1904, S. 137—146. Tarchanoff, Atti del XI Congr. medico internaz. di Roma (Wirkung der Musik), im übrigen das zum 2. Aufsatz zu zitierende Buch von W. Stern und die andere dort angegebene Literatur. — Mitübung: Fechner a. a. O. (1858), Volkmann, Verh. d. Sächs. Ges. d. Wiss. VIII (1856), Washburn, Philos. Stud. XI, 95. — Versuche über Uebung mit Setzern: Aschaffenburg bei Kraepelin I, S. 611. (Ueber Abbé s. d. 2. Artikel.)

Ablenkung und Gewöhnung, Arbeitskombination: Vogt, Kraepelins Arbeiten III, S. 62 ff. — Arbeitswechsel: Weygandt, Kraepelins Arbeiten II, S. 118 ff. Kritik dieser Arbeit bei Seashore a. a. O. Ueber Lerntechnik und Lernökonomie: Christo Pentschew im Archiv f. d. ges. Psychologie I (1903). Ueber Uebungsfestigkeit z. B.: Swift, Memory of shifted movements, Psychol. Bull. III (1906), S. 185—187. — Arbeitsunterbrechung, Pausenwirkung: Hylan und Kraepelin in Kraepelins Arbeiten IV, S. 454 ff., Oseretzkowskya. a. O., Heumann, Kraepelins Arbeiten IV, S. 538 ff. Ueber die methodische Bedeutung der Pausenuntersuchungen: Kraepelin in dem oben unter Nr. 3 zitierten Aufsatz. Weitere Literatur zum zweiten Aufsatz.

Wertvolle Hinweise verdanke ich den Herren Dr. H. Gruhle in Heidelberg und Privatdozent Dr. W. Hellpach in Karlsruhe.

ersten Blick, sondern auch nach bereits ziemlich eingehendem Studium schwer erklärlichen Verlauf, an dem zuerst nur ein gewisses Maß von Ansteigen bei Beginn der täglichen Arbeitszeit, ein gewisses (aber sehr verschieden starkes und abgestuftes) Fallen gegen Ende hin gemeinsam scheint. Auf die Komponenten dieses Verlaufs der »Arbeitskurve«, die man sich gleichfalls einzeln als Kurven darstellbar denkt, beziehen sich nun die folgenden Begriffe:

I.

Dem Grundbegriff der »Ermüdung« steht derjenige der »Erholung« gegenüber. Beide werden praktisch auf die Abnahme bzw. Wiederzunahme der Fähigkeit bezogen, konkrete Leistungen in gegebenen Zeiteinheiten zu wiederholen. Es wird angenommen, daß jene Abnahme der Leistungsfähigkeit, welche das Symptom der »Ermüdung« bildet, auf einem zwiefachen Grunde ruhe, nämlich: — 1. auf der direkten Hemmung der Leistung durch stetig zunehmende Anhäufung von Ermüdungsstoffen; 2. der Abnahme der (bzw. einiger) für die Leistungsfähigkeit unentbehrlicher Stoffe (»Erschöpfung«). Diese Hypothese dient zur Deutung des Verlaufs der »Erholung«. Für die Beseitigung jener direkten »Hemmung« genügen kurze, die Fortschaffung der Ermüdungsstoffe vermittels Durchspülung des betreffenden Organs mit frischem Blut ermöglichende, evtl. nur wenige Minuten dauernde Zwischenräume zwischen den Leistungen. Für die Beseitigung der »Erschöpfung«, die Herstellung also der physiologischen Anfangsqualitäten des Organs, sind dagegen längere, nach Kraepelin stets, auch bei kurzer Arbeit, über mehrere Stunden sich erstreckende Zeiträume erforderlich. Es steht, wie es scheint, physiologisch vorerst nicht endgültig fest, ob der Ermüdungsvorgang bei vorwiegend nicht muskulären Leistungen, insbesondere also bei Leistungen des nervösen Zentralapparates, jener von J. Ranke u. a. entwickelten chemischen Auffassung der Muskelermüdung unbedingt gleichartig ist. Jedenfalls aber scheint die Ermüdung in beiden Fällen in ihrem Effekt auf die Leistungsfähigkeit wesentlich gleichartig zu verlaufen. — »Ermüdung« ist im übrigen bekanntlich nicht nur die Folge von »Arbeit« im Sinn der Vollziehung irgendwelcher bewußten »äußeren« oder »inneren« Anstrengungen. Erfahrungsgemäß ist vielmehr ausreichender Schlaf als Mittel für die Beseitigung

derjenigen allgemeinen Ermüdung, welche durch den Kräfteverbrauch des bloßen wachen Lebensprozesses als solchen, gleichviel ob die Wachezeit in »Arbeit« oder in absoluter »Ruhe« zugebracht wird, entsteht, stets schlechthin unersetzlich.

Von der »Ermüdung« durch Arbeit wird nun, offenbar behufs leichterer Anpassung an gewisse naturwissenschaftliche Grundhypothesen, angenommen und empirisch wahrscheinlich zu machen gesucht, daß sie mit dem ersten Moment des Beginns der Arbeit einsetze und — sofern nicht durch Pausen eine Erholung herbeigeführt werde, — unaufhörlich fortschreite, genau entsprechend dem Kräfteverbrauch, welcher seinerseits der »wirklichen« Arbeitsleistung parallel gehe. Soweit der Ablauf der Arbeitsleistung dem Anscheine nach dieser Hypothese widerspricht, wird dies auf die Einwirkung bestimmter anderer, weiterhin zu besprechender, ursächlicher Komponenten des äußeren Hergangs zurückgeführt. Insbesondere wird deshalb streng geschieden von der »objektiven«, d. h. auf materiellen Stoffverbrauch- Stoffersatzvorgängen ruhenden »Ermüdung« das subjektive Gefühl der »Müdigkeit«, dessen psychisches Wesen, Entstehung und Verlauf ein (ziemlich komplexes) Problem der Psychologie ist. So gewiß diese Gefühlslage in einem gewissen durchschnittlichen Zusammenhang mit jenen physiologischen Tatbeständen zu stehen pflegt und so wünschenswert, hygienisch gewertet, das Bestehen des normalen Maßes von Parallelismus beider ist, so häufig fallen doch im Einzelfall beide auseinander, weil — von pathologischen Abnormitäten ganz abgesehen — die subjektive Müdigkeit auch Funktion zahlreicher außerhalb der »wirklichen« Leistung selbst liegender Bedingungen, darunter namentlich auch des psychischen Sichverhaltens zu der geforderten Arbeitsleistung, namentlich des Maßes des Arbeitsinteresses, ist. Diese psychisch bedingte »Müdigkeit« läßt nun zwar die effektive Arbeitsleistung keineswegs unberührt (sie wirkt auf gewisse weiter unten zu besprechende Komponenten ein, welche Kraepelin als »Anregung« und »Willensantrieb« bezeichnet) und sie kann auf die Dauer wohl zweifellos einen allgemeinen ungünstigen, schließlich auch physisch sich äußernden Gesamthabitus hervorrufen. Dagegen ihr direkter Einfluß, und damit auch der direkte Einfluß solcher Momente, wie: »Arbeitsfreude«, »Stimmung« usw. auf die Leistungsfähigkeit wird, gegenüber jenem physiologischen Tatbestand der »Ermüdung«, von Kraepelin und seinen Schülern (und auch von

andern Psychologen) ganz wesentlich geringer eingeschätzt, als dies heute zuweilen geschieht. Solche Momente beeinflussen also, von pathologischen »Hemmungs«vorgängen abgesehen, wesentlich die Arbeits n e i g u n g , nicht: die »objektive« Arbeits e i g n u n g. T r o t z großer Arbeitsunlust und subjektiver »Müdigkeit« wurden nicht nur gleiche, sondern sogar (infolge der Uebung) steigende Leistungen erzielt. Die Leistungs f ä h i g k e i t (soweit sie als abhängig von der »objektiven« Ermüdbarkeit zu denken ist) gilt darnach als etwas »psychologisch n i c h t K e n n z e i c h n e n d e s« und also — darf hinzugefügt werden — auch nicht psychisch B e d i n g t e s , — eine für die Kraepelinsche Schule charakteristische Auffassung, welche sicherlich noch zu manchen prinzipiellen Auseinandersetzungen führen wird.

Natürlich gilt dauernde erhebliche Diskrepanz zwischen »subjektiver« Müdigkeit und »objektiver« Ermüdung als ein, die K o n t r o l l e über die Kräfteökonomie und damit die organische Selbststeuerung der Arbeit empfindlich beeinträchtigendes, daher i n d i r e k t auch die dauernde Leistungsfähigkeit gefährdendes Moment.

Die A r b e i t s ermüdung, mit welcher wir hier allein zu tun haben, ist stets Folge konkreter Leistungen. Auf rein »muskulärem« Gebiet bedeutet dies: daß sie die Folge der Inanspruchnahme bestimmter e i n z e l n e r Muskeln oder Muskelgruppen ist. Aber ihre Wirkung ist dennoch nicht rein lokal. Ermüdung nur e i n e s Muskels ist, wie es scheint, selbst im Wege des Experiments vermittels eigens dazu eingerichteter Apparate, — z. B. des Mossoschen »Ergographen« — n i c h t zu erzielen, weil, physiologisch betrachtet, nie mit nur einem Muskel agiert wird. Stets ist vielmehr die Arbeitsleistung Resultante einer Reihe, sozusagen, übereinander gelagerter Wirkungen verschiedener Muskelgruppen, und namentlich sind sehr häufig, speziell im Falle der Ausschaltung oder der Erschöpfung eines oder einiger von diesen, andere Gruppen vorhanden, welche in die betreffenden Funktionen einspringen können. Vor allen Dingen aber haben bei allen Leistungen ein ganzer Apparat von peripherischen motorischen Endorganen, Nervenleitungen und, vor allem, das nervöse Zentralorgan z u s a m m e n zu wirken. Und wenn von den Nerven bestritten zu sein scheint, in welchem Sinne sie überhaupt oder wenigstens: im Verlauf welcher Zeiten sie durch Inanspruchnahme ermüden können, so ist dies bei dem Gehirn, auch bei

körperlicher Arbeit, unzweifelhaft innerhalb normaler Tagesleistungen der Fall. In der Theorie wäre also »peripherische« Ermüdung (Muskel und motorische Endapparate) und »zentrale« Ermüdung zu scheiden. Schon die durch die Kräfteökonomie des Muskels selbst bedingte Ermüdung desselben folgt nun aber, für sich allein (vermittels der Zuckungsexperimente) betrachtet, ziemlich verwickelten Gesetzen (z. B.: Aenderung wesentlich der Intensität, nicht der Quantität, der in Betracht kommenden Stoffwechselvorgänge, zunehmende Trägheit des Oxydationsprozesses ohne wesentliche Abnahme der Menge der oxydierten Stoffe, nach Volkmann). Durch die Kombination mit den Zentralvorgängen und durch die Aenderung der Lage und Spannung des Muskels im Verlauf seiner Inanspruchnahme kompliziert sich die kausale Analyse noch weiter. Und da beide in der Praxis, z. B. in den Kurven der Ergogramme ungeschieden vereint sind, begegnet die gesonderte Messung beider Komponenten natürlich den größten Schwierigkeiten. Wie dem nun sei, jedenfalls ist anerkannt, daß auch körperliche Ermüdung nicht nur über die konkret ermüdende Einzelleistung, sondern auch über diejenige Funktion des psychophysischen Apparates, welche durch jene Einzelleistung in Anspruch genommen wurde, hinausgreift. Sie ist also mindestens insoweit eine nicht rein lokale, sondern generelle psychophysische Zuständlichkeit (oder wird dies doch bei hinlänglich fortgesetzter Inanspruchnahme des Organismus). Von der »geistigen« Ermüdung nimmt Kraepelin, welcher auf dem Gebiet der Körperleistungen partielle Ermüdbarkeit des Organismus ziemlich weitgehend anerkennt, unbedingt an, daß sie ein für allemal eine generelle sei. Vielleicht geht er darin zu weit (s. u.), jedenfalls aber ermüdet geistiges Arbeiten bestimmter Art das Zentralorgan auch für andere geistige Leistungen, als diejenige, deren anhaltender Vollzug die Ermüdung herbeiführte. Ferner aber ermüdet starke »körperliche« Arbeit in gewissem Maße auch für geistige Leistungen, — ein Effekt, der experimentell festgestellt zu sein scheint, wennschon er, wie auch die Alltagserfahrung lehrt, zeitweise durch die »psychomotorische« Erregung, welche körperliche Leistungen zu hinterlassen pflegen, sowohl subjektiv als in der Kurve der objektiven Leistung »verdeckt« werden kann. Es scheint weiter, daß umgekehrt auch körperliche Leistungsfähigkeit durch voraufgehende intellektuelle Anstrengung ge-

hemmt wird, obschon die Tragweite bestritten und vielleicht, je nach dem (»sensorischen« oder »motorischen«) Charakter der Leistung verschieden ist. Daß z. B., wie Hylan zur Erklärung gewisser experimentell gewonnener Ergebnisse als möglich annahm, die vorangegangene physische Arbeit ihre Ermüdungswirkung stärker auf die Gedächtnisleistung, ihre Erregungswirkung stärker auf die Leichtigkeit der Reaktion bei einer nachfolgenden »geistigen« Leistung wirken läßt, scheint an sich plausibel, wenn auch wohl noch nicht erwiesen. Und endlich ermüdet auch e i n e spezifisch körperliche Leistung, wenigstens bei hinlänglich starkem Fortschritt der Ermüdung, für a n d e r e, und zwar wie es scheint, unter Umständen auch für ganz heterogene Leistungen ganz anderer Muskeln. Man wird a priori geneigt sein anzunehmen, daß in allen diesen Fällen die Ermüdung der n i c h t direkt ermüdeten, sondern nur »mitermüdeten« Leistungsfähigkeiten eine geringere sei, als wenn sie unmittelbar in Anspruch genommen werden, ebenso, daß durch eine bestimmte Arbeit die Fähigkeiten zur Leistung anderer Arbeiten, je nach der Beschaffenheit beider, möglicherweise v e r s c h i e d e n stark mitermüdet werden. Es läge namentlich die Annahme nahe, daß, speziell auf »geistigem« Gebiete, Leistungen, welche ihrer Art nach psychophysisch miteinander näher »verwandt« seien, von der Mitermüdung durch angestrengte Ausübung einer von ihnen stärker, heterogenere Leistungen dagegen weniger mitbetroffen würden. Indessen die weiter unten, bei Erörterung des »Arbeitswechsels«, zu besprechenden Erfahrungen scheinen diese Voraussetzung n i c h t zu bestätigen, oder doch jedenfalls der Aufstellung eines a l l g e m e i n gültigen Satzes dieser Art eher ungünstig als günstig zu sein. Es ist dabei auch zu erwägen, daß die Frage einer näheren oder entfernteren »Verwandtschaft« verschiedener Leistungen untereinander, von welcher ebenfalls (bei Erörterung der Arbeitskombination) noch zu reden sein wird, nicht so ganz einfach zu entscheiden ist, und daß, falls für die »Mitermüdung« überhaupt irgendwelche Verwandtschafts g r a d e der Leistungen mit in Betracht kämen (was z. B. von Kraepelin bestritten wird), wohl jedenfalls nicht der rein »psychologische«, sondern der »p h y s i o l o g i s c h e« Charakter der Leistungen ausschlaggebend sein würde, daneben vielleicht eine Reihe bisher ganz unbekannter Umstände. Vorerst scheint nur das eine sicher zu sein: daß die Ermüdung durch Arbeit zwar stets, auch bei »rein

körperlichen« Leistungen, über den Bereich der unmittelbar beanspruchten Funktion des Organismus hinausgeht, schon weil stets das Zentralnervensystem mitbeteiligt ist, — daß dies aber um so höher in höherem Grade der Fall ist, je mehr eine Leistung »geistigen« Charakters ist, das heißt: vornehmlich Funktionen des Zentralnervensystems in Anspruch nimmt.

Maß und Tempo der objektiven »Ermüdung«, wäre theoretisch betrachtet, direkt durch die Abnahme der Leistung, unter den erforderlichen Kautelen zur Ausschaltung von Nebeneinflüssen, meßbar, Maß und Tempo der »Erholung« durch den Vergleich der Leistungsfähigkeit nach einer eingeschalteten Pause bei Feststellung des zu Beginn der Pause eingetretenen Ermüdungsgrades, unter den gleichen Kautelen. In Wahrheit stellt aber schon die Messung des Einflusses, den die Ermüdung — in Kraepelins Sinn des Wortes — auf den Verlauf der wirklichen »Arbeitskurve« ausübt, wegen der Fülle von Komponenten, welche in ganz verschiedener Art deren Gestalt beeinflussen, ein ungemein schwieriges Problem dar, dessen Lösungsversuch durch Kraepelin, trotzdem er auf der Arbeit eines Jahrzehnts beruht, doch nach seiner eigenen Ansicht im einzelnen noch stark hypothetisch geblieben ist. Soweit eine einigermaßen plausible Herausschälung des Verlaufs der Ermüdung gelingt — auf welchem Wege? davon später — soll, nach Kraepelins Ansicht, es wahrscheinlich gemacht sein, daß sie zwar je nach der variierenden Tages-Disposition einer Person erheblich variiert, dennoch aber bei ein und demselben Menschen ein bedeutendes Maß von Konstanz der Rhythmik aufweist. Von der hiernach in Maß und Tempo bestimmbaren »Ermüdbarkeit« eines Individuums und ebenso von seiner »Erholbarkeit« nimmt Kraepelin an, daß sie nicht nur für konkrete Leistungen, sondern regelmäßig für Leistungen jeder Art, im wesentlichen in gleichem Maße bei ihm vorhanden seien, daß sie ferner zwar durch Uebung (s. u.) erheblich modifizierbar seien, aber in ihrem Grundbestande doch der konkreten Persönlichkeit als solcher dauernd generell charakteristische Eigenarten darstellten, die also an einer (beliebigen) Leistung desselben gemessen werden könnten. Die Erholbarkeit soll dabei u. a. mit der Schlaffestigkeit des Individuums meist proportional gehen. — Dieser Standpunkt Kraepelins ist namentlich von amerikanischen Psychologen (Seashore) angefochten und behauptet worden, daß »Ermüdung« weder etwas Homogenes,

noch etwas Generelles sei, daß vielmehr Art und Umfang der Ermüdung durchaus von Art und Grad der ermüdenden Arbeit abhänge, die »Ermüdbarkeit« einer Person also nicht eine am Verlauf einzelner Arbeitskurven meßbare einheitliche Qualität sei. Der Nichtfachmann wird hier nicht urteilen können, — für die Wirkungen »geistiger« und »körperlicher« Arbeit aufeinander könnten auch einzelne Resultate von Arbeiten aus Kraepelins Schule einen von dem seinigen abweichenden Standpunkt nahelegen. Inwieweit übrigens mit Kraepelins Standpunkt zur Sache zugleich statuiert sein würde, daß jene von ihm angenommene »Grundqualitäten« durchweg »angeboren«, und — was damit nicht identisch — »ererbt« seien, steht natürlich dahin. Dauernde allgemeine »Dispositionen« kann man ja auch »erwerben«; von der Akquisition erhöhter Ermüdbarkeit durch Krankheit und andere Schädlichkeiten, insbesondere alkoholischer und sexueller Provenienz abgesehen, ist sicherlich das ganze Jugendschicksal, darunter wohl auch die Art der Ernährung, von Einfluß, z. B. nach neueren Behauptungen die Länge der Stillungszeit der Säuglinge auf das Maß der später von ihnen erreichten körperlichen und, wie gelegentlich nachzuweisen versucht worden ist, auch geistigen Leistungsfähigkeit.

2.

Ein weiterer Grundbegriff ist derjenige der »Uebung«. Sie bedeutet: Steigerung der Leichtigkeit, Schnelligkeit, Sicherheit und Gleichmäßigkeit einer bestimmten Leistung durch deren oftmalige Wiederholung. Die »Uebung« in diesem Sinn ist nun schon bei einfachen, das heißt: praktisch nicht weiter zerlegbaren Leistungen ein komplexer Vorgang, bei welchem eine Reihe von Einzelursachen zusammenwirken, um jene Verbesserung der Kräfteökonomie zu erreichen, welche das Wesen des Uebungsvorgangs ausmacht [1]). Sein Effekt ist: sparsamere und erfolgreichere Ausnutzung des Kräftevorrats und der »Kraftkapazität« des gegebenen psychophysischen Apparats, also Erzielung einer (absolut) zunehmenden Leistung unter Aufwendung (mindestens: relativ) abnehmender Kräftequanta. Diese Kräfteökonomie wird nun vor allem bewirkt durch Ausschaltung oder Beschränkung

[1]) Das Hineinspielen des Zentralorgans zeigt z. B. die Einwirkung der Uebung von Muskeln der einen Körperhälfte auf die der anderen.

der Inanspruchnahme aller der Teile des psychophysischen Apparates, welche für die konkrete Leistung entbehrlich sind. »Körperlicher« und »geistiger« Arbeit gemeinsam ist in dieser Hinsicht vor allem der Vorgang der »Mechanisierung«, »Automatisierung« möglichst vieler, anfänglich in allen ihren Einzelheiten durch gesondert bewußtwerdenden Willensimpuls und unter konstanter Inanspruchnahme der Aufmerksamkeit vollzogenen Bestandteile der Leistung. Das heißt also: mit häufiger Wiederholung einer Leistung stellt sich allmählich die Fähigkeit ein, sie auch ohne jene bewußte Inanspruchnahme des Willens und der Aufmerksamkeit für die erforderlichen Einzelfunktionen des psychophysischen Apparates, schließlich sogar besser ohne Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf sie, zu vollziehen. Abgesehen davon, daß dieser, aus der Alltagserfahrung ja genugsam bekannte Vorgang den bewußten Willen und die Aufmerksamkeit für anderweitige Inanspruchnahme disponibel macht, und daß er daher insbesondere die unentbehrliche Grundlage aller kombinierten und komplizierten Leistungen ist, bedeutet er vermutlich auch ganz direkt eine Kraftersparnis durch Entlastung des nervösen Zentralorgans. Die »Mechanisierung« scheint nun in hohem Grade durch »Rhythmisierung« der Arbeit gefördert zu werden, weil diese die Hervorbringung der typischen Reaktionen ohne artikulierten Willensimpuls wesentlich erleichtert, und zwar sowohl bei »körperlichen« als bei »geistigen« Leistungen. Die Zusammenhänge von physischer Arbeit und Rhythmus hat Bücher in seinem bekannten schönen Buch kulturgeschichtlich beleuchtet. Für die psychophysische Analyse kommt nun aber wesentlich in Betracht, daß die einzelnen Individuen sich 1. in dem Grade ihrer Beeinflußbarbeit durch Rhythmen ziemlich verschieden zu verhalten scheinen: wesentlich »muskulär« (s. u.) reagierende Personen werden von Aenderungen eines die Arbeit begleitenden Rhythmus nach den Beobachtungen von Specht unbewußt sehr stark beeinflußt, »sensorielle« Reaktionstypen dagegen unter Umständen gar nicht. Ferner aber scheint es 2. ein unter Umständen erheblicher Unterschied zu sein, ob der Rhythmus dem Arbeitenden von außen aufgenötigt wird, oder aber ein ihm, nach den individuellen Strukturverhältnissen seines psychophysischen Apparates, adäquates Tempo hat. Awranoff nimmt zur Erklärung dessen an, daß die Rhythmisierung der Arbeit ihren Erfolg wesentlich der Anpassung an die natürlichen Willens- und Aufmerksam-

keitsoszillationen (s. u.) verdankt. Jedenfalls ist die Bedeutung dieser individuellen Differenzen wohl verschieden je nach der Art der Leistung und des Rhythmus. Es scheint durchaus glaublich, daß es zahlreiche einfache Leistungen und zu ihnen gehörige Rhythmen: z. B. Marschrhythmen u. dgl. gibt, an welche sich die große Mehrzahl der Menschen leicht anpaßt. Dagegen ist andererseits auch die Behauptung plausibel, daß bei differenzierten und komplizierten Arbeiten der einzelne auf verschiedene Rhythmen sehr verschieden reagiert. Gerade bei kombinierten Leistungen ist die Rhythmisierung als Mittel der »Gewöhnung« (s. u.), und zwar insbesondere, um die — wie später zu erörtern sein wird, für den Vollzug komplizierter Leistungen sehr wichtige — Möglichkeit zu gewinnen, die einzelnen miteinander kombinierten Teilleistungen gegenseitig in ihre kleinsten, unmerklichen Pausen hineinzupassen, anscheinend von Wichtigkeit.

Die Mechanisierung der Leistung scheint ferner, wenn auch nicht immer, so doch häufig, und zwar gerade da, wo sie den höchsten Grad erreicht, mit einer Umgestaltung des Reaktionsablaufes Hand in Hand zu gehen, welche, physiologisch gesprochen, die Ausnutzung der »Reiznachwirkungen« durch »Summation« ermöglicht. Der Vorgang findet, scheint es, bei allen Arten von Arbeit statt. Auf dem Gebiet der Muskelinanspruchnahme bedeutet er in einfachster Form: daß, durch Beschleunigung des Aufeinanderfolgens der einzelnen Reize, derjenige Reiz, welcher die folgende Muskelzuckung hervorruft, vor dem vollen Ablauf der voraufgehenden Zuckung wirksam wird, womöglich im Moment der Maximalhöhe der ersten Zuckung oder sogar schon vor ihrem Beginn (im sog. »Latenz«zustande des ersten Reizes). Ist dies letztere der Fall, so kann die starke, stets mehr als proportionale Mehranstrengung, welche eine so starke Beschleunigung der Leistung erfordert, dennoch mehr als aufgewogen werden durch den Effekt der »Superposition der Reize«. Das heißt praktisch: eine Summe kleiner, unter Umständen unmerklicher, und daher nicht artikuliert zum Bewußtsein gelangender Reize kann dann eine summierte, kontinuierliche Wirkung ausüben, welche selbst von (summiert gedacht) wesentlich stärkeren Reizen, wenn sie in größeren Zeitintervallen erfolgen, nicht erreicht werden könnte, weil im ersten Falle weit weniger von den Wirkungen der Einzelreize ungenutzt verloren geht als in letzteren. Solche tetanus-(krampf-)artigen

Muskelzustände, — deren arbeitsökonomische Wirkung man, wie es scheint, auch am Ergographen bei großer Beschleunigung des Tempos an den Arbeitskurven beobachten kann, — scheinen nun auf dem Gebiet des vorwiegend nicht »muskulären«, »geistigen« Arbeitens eine Parallele zu finden in der Ausnutzung des ebenfalls »krampfartigen« Erregungszustandes, welcher bei größtmöglichster Beschleunigung z. B. des Zahlenaddierens entsteht, überhaupt aber in dem Ablauf, welchen der Vollzug sehr einfacher Arbeitsverrichtung bei sehr hohem Grade der »Uebung« nimmt. Die Arbeitsleistung wird dann in hohem Maße stetig: die Leistung scheint von einer kontinuierlichen Anspannung getragen: — v. Voß beobachtete, daß diese Gleichmäßigkeit als Folge der Uebung sowohl (und namentlich) auf Kosten der langsamsten, als auch auf Kosten der allerschnellsten Reaktionen, die bei unstetigerer Arbeit vorkommen, entsteht. — Daß sie in Wahrheit auch dann von lauter einzelnen, stoßweise sich folgenden, Willensimpulsen hervorgebracht wird, kommt bei der großen Schnelligkeit, mit welcher diese aufeinanderfolgen, nicht zum Bewußtsein. Ebenso nicht, daß die »kontinuierliche« Aufmerksamkeit in Wahrheit aus einer Serie von stets neuen Impulsen zur Einstellung auf diese konkrete Leistung besteht. Beides läßt sich aber, scheint es, experimentell wahrscheinlich machen, und gewisse im Experiment nachweisbare, kleine Oszillationen, welche sowohl die Willensspannung, als die Aufmerksamkeit bei hoch geübten und möglichst einfachen Arbeiten zeigen, scheinen zu ergeben, daß dabei eine Art von »Rhythmisierung« des Stärkegrades der einzelnen Willens- und Aufmerksamkeitsimpulse sich entwickelt [1]). Die arbeitsökonomische Zweckmäßigkeit der Arbeitszerlegung beruht, wie angenommen wird, zum nicht geringen Teil auch darauf, daß bei den einfachsten Leistungen jene krampfartige Ausnutzung der Reiznachwirkungen und ihrer »Superposition« die vollständigste sein kann, vollständiger als bei Leistungen, von denen jede eines anders gerichteten Impulses bedarf, und daher jede, infolge der Verlangsamung durch

[1]) Im übrigen scheint die Frage der »Superposition« von Reizen speziell für die Leistungen des Zentralorgans noch äußerst ungeklärt zu sein, schon weil dasselbe nicht imstande zu sein scheint, überhaupt einzelne Reize auszusenden und weil — nach fachmännischer Ansicht — jeder Impuls eine in ihrem Rhythmus anscheinend unbeeinflußbare »natürliche Reizfrequenz« hat. Dies würde die Deutung der im Text erwähnten Erscheinungen modifizieren, ohne ihrer praktischen Tragweite Eintrag zu tun.

die erforderliche Einschaltung anders gerichteter Reize und Reaktionen, Verluste an Ausnutzung der »Reiznachwirkungen« erleiden muß.

Mit diesen Vorgängen gehen nun bei der »Uebung« eine Reihe von anderen Prozessen parallel, welche gleichfalls der Kräfteökonomie des psychophysischen Apparates dienen. So zunächst bei der Uebung der für eine bestimmte Reaktion verwendeten Muskeln. Schon an sich ist der Muskel — nach Munks Ausdruck — die »vollendetste Dynamomaschine, die wir kennen«, weil er unter Umständen bis zu 40 % von den chemischen Spannkräften der verbrauchten Stoffe in Arbeitsleistung umzusetzen vermag (während der als unbenutzte Wärme entweichende Bruchteil bekanntlich bei jeder »Maschine« bis $^9/_{10}$ und mehr beträgt). Die fortschreitende Uebung bedeutet nun die stets fortschreitende Reduktion der ohne Nutzen für die betreffende Leistung verbrauchten Spannkräfte, oder, anders ausgedrückt, die stete Verbesserung des Verhältnisses zwischen physiologischer (Arbeits-) Leistung zur physikalischen (Energie-)Leistung. Dies geschieht vor allem durch die möglichste Beschränkung der Bewegung 1. auf die an der betreffenden Arbeit direkt mitbeteiligten Muskeln: Ausschaltung der im Anfang der Uebung massenhaft auftretenden unwillkürlichen Mitbewegung anderer, für die Leistung entbehrlicher, Muskeln, welche ja das äußerlich charakteristische Symptom der »Ungeschicklichkeit« und, vor allem, eine Verletzung der Kräfteökonomie ist, 2. auf diejenigen unter den, nicht selten, mehreren möglichen Muskeln, welche die betreffende Arbeit unter dem kleinstmöglichen Kräfteaufwande vollbringen können. Ob bei diesen Vorgängen ferner auch eine allmähliche Beseitigung irgendwelcher gegenseitiger innerer physischer Hemmungen des möglichst freien Spiels der Muskeln durch diese selbst untereinander wirksam wird, scheint vorerst seitens der Fachmänner nicht entschieden zu sein. — Von den beiden erwähnten Richtungen, in welchen bei der Uebung die Kräfteökonomie fortschreitet, ist nun die Verschiebung der Leistung auf diejenigen Muskeln, welche den geringsten Kräfteaufwand erfordern, die prinzipiell interessanteste. Ueber sie hat neuerdings — soviel ich sehe, unter dem Gesichtspunkt der Arbeitsökonomie zuerst — Gerson in einem geistreich geschriebenen Essay ansprechende, teilweise auch der Laienerfahrung entsprechende, natürlich aber in allem einzelnen und in ihrer Tragweite nur durch den phy-

siologischen Fachmann nachprüfbare Theorien entwickelt. — Die Mechanisierung und Beschleunigung, welche Bedingungen der Kräfteersparnis sind, sollen darnach ihr Maximum bei solchen Bewegungen erreichen, die von kleineren Muskeln ausgeführt werden, deren »Reizschwelle«[1]) niedrig sei und deren Kraftverausgabung bei der einzelnen Zuckung leicht unterhalb der Bewußtseinsschwelle bleibe. Von den Bewegungen der größeren Muskeln erfordere dagegen im allgemeinen jede einzelne einen starken Reiz, um überhaupt in Betrieb zu kommen (»hohe Reizschwelle«). Es erfolge ferner sowohl die Wirkung des Reizes als der Ablauf der Reaktionen bei den großen Muskeln so langsam, und es stelle jede Einzelbewegung einen so bedeutenden Kraftaufwand dar, daß sie schwerer automatisiert werde (z. B. die Bewegungen etwa des Schmiedes oder des Ruderers; anders steht es mit den Gangbewegungen, solange die Gangart nicht besonders anstrengend ist), als dies bei Bewegungen kleinerer Muskeln (z. B. Schreibbewegungen usw.) gelinge. Die Verschiebung möglichst aller Leistungen, welche ein bestimmter Arbeitszweck erheischt, auf die möglichst kleinsten Muskeln, namentlich die Muskeln der Hand, und die Entlastung der größeren Muskeln bedeute daher, selbst wenn der von den kleinen Muskeln insgesamt für einen Arbeitszweck zu leistende Kraftaufwand nicht geringer ist, als ihn (für den gleichen Zweck) die großen zu leisten hätten, dennoch eine vollständigere Ausnutzung der umgesetzten Spannkräfte, weil die Ausnutzung der Reizwirkungen und die Mechanisierung dabei vollständiger sein könne. — Daß die modernen Maschinen, im großen und ganzen, die Entlastung speziell der großen Muskeln zu Lasten der kleinen besorgt haben, wird nicht bestritten werden können. Es wäre durchaus fruchtbar, die Entwicklung der Technik unter diesem Gesichtspunkt eingehender zu analysieren, so wenig es natürlich angeht, die ganze Kulturgeschichte oder auch nur die ganze Geschichte der Technik sozusagen aus einem »Prinzip des kleinsten Muskels« erklären zu wollen. Noch mehr der näheren Untersuchung bedürftig erscheint, inwieweit diese, wohl innerhalb gewisser, a priori nicht sicher feststellbarer, Grenzen, für die Kulturgeschichte zutreffende Entwickelung auch für die individuellen Uebungsvorgänge eine Rolle spielt. Soweit überhaupt die Möglichkeit einer annähernd

[1]) Nach einer übrigens unter den Fachleuten anscheinend noch durchaus bestrittenen Ansicht.

gleichwertigen Verwendung verschiedener Muskelgruppen zu der gleichen Arbeitsverrichtung besteht (wo und wie oft dies überhaupt der Fall ist, könnte nur die Einzelanalyse der Fachmänner zeigen), da wird auf die Dauer zweifellos die möglichste Ausschaltung aller übrigen mit Ausnahme des unter der größten Kraftersparnis verwendbaren Muskels stattfinden. In vielen Fällen wird dies vermutlich zugleich der möglichst kleinste Muskel sein. Ob immer, könnte nur fachmännische Untersuchung entscheiden. Jedenfalls findet nicht selten, — so in der Arm- und Handmuskulatur — im Wege der »Uebung« in Wahrheit eine Verschiebung in den für eine Leistung aufgewendeten Mitteln statt.

Eine solche Verschiebung in der Art der Leistungsmittel findet sich nun, in charakteristischer Weise, auch auf dem Gebiet des »geistigen« Arbeitens. In nicht wenigen Fällen kann eine und dieselbe Leistung mit sehr verschiedenen Mitteln vollzogen werden. Man pflegt z. B. die Art des Gedächtnisses zu unterscheiden, je nachdem die Einprägung etwa von Zahlen- oder Silbengruppen unter Benutzung visueller Mittel (Gesichtsbilder der Zahlen bzw. Silben) oder akustisch (Gehörsbilder: man hört sich »innerlich« sprechen) oder aber motorisch (man fühlt sich »innerlich« flüstern) erfolgt, bzw., da sehr oft nur von einem Ueberwiegen des einen Mittels über das andere die Rede sein kann: je nachdem vorwiegend das eine oder das andere von ihnen sich im Betrieb befindet. Kraepelin wollte darnach überhaupt »Erlernung« (sensorische Einprägung) von »Uebung« (motorische Einschulung) grundsätzlich scheiden (denen beiden, wie er andeutete, vielleicht die »assoziative Uebung« als dritter Typ zuzugesellen sei). Praktisch scheint bei Gedächtnisleistungen meist nur ein mehr »visueller« und ein mehr akustisch-motorischer Typ leicht unterscheidbar: das bekannteste und oft angeführte Beispiel waren die beiden Rechenkünstler Inaudi und Diamandi, von denen der letztere nur mit Gesichtsbildern, der erstere (bis zum 20. Jahre Analphabet) rein akustisch-motorisch sich die Zahlengruppen einprägte. Es handelt sich hier um »Anschauungstypen«, die zwar in einem gewissen, oft vielleicht hohen Maße, auf angeborener Anlage ruhen, andererseits aber auch, — wie Henry betont hat, — in ziemlich erheblichem Maße durch die faktisch einmal eingeschlagene Richtung der »Uebung« ausgeprägt und oft geradezu geschaffen werden. Die Zugehörigkeit zum einen oder anderen Typus und vor allem die, bei der Mehrzahl der Individuen in

irgendeinem Grade vorhandenen Möglichkeit, zwischen der Art der »Auffassung« zu wechseln, ist, wie später zu erörtern, für die Möglichkeit der Kombination mehrerer Teilleistungen miteinander vermutlich ziemlich wichtig. In ähnlicher Art pflegt man auch »Reaktionstypen« zu unterscheiden, je nachdem bei dem Ablauf der Reaktion auf einen Reiz die Aufmerksamkeit vornehmlich auf den Reiz oder auf die auszuführende Bewegung gerichtet ist: »sensorielle« oder »motorische« Reaktionsweise vorherrscht. Man hat (Baldwin) diese Gegensätze mit den Anschauungs- und Sprachtypen kombinieren und, da man auf Grund einiger Beobachtungen annahm, daß die Reaktion bei »sensorischem« Ablauf langsamer erfolge, deren Zeitdauer für das entscheidende Merkmal der Eigenart eines jeden Individuums hinstellen wollen. In der Tat hängt jener Gegensatz der Reaktionsweise, obwohl auch er in der Mehrzahl der Fälle relativ ist, anscheinend oft mit praktisch weitgehenden Unterschieden der Persönlichkeiten (der »Temperamente«) zusammen. Die größere Fähigkeit zur »Kritik« z. B. pflegt, bei gleichzeitig größerer »Passivität«, den »sensorischen«, die größere Promptheit und »Aktivität«, Vielseitigkeit, den »motorischen« Typ auszuzeichnen. Allein schon der Umstand, daß »sensorische« Sprachtypen bestimmter Art (auditive) häufiger sind als sensorische Reaktionstypen, scheint es auszuschließen, daß man einfach »sensorische« und »motorische« Persönlichkeiten scheidet. Auch »Anschauungstypen« und »Reaktionstypen« decken sich nicht. Und ebenso glaubt Flournoy gezeigt zu haben, daß die sensorische Reaktionsweise zwar häufig, aber nicht immer, die langsamere sei, — eine Behauptung, die von anderer Seite als durch die stets nur relative »Reinheit« der Typen (»Uebergangstypen«: Götz-Martius) veranlaßt angesehen wird. Es scheint immerhin möglich, daß zahlreiche Individuen gerade darnach klassifiziert werden könnten: welche von beiden Reaktionsarten bei ihnen schneller und leichter abläuft, daß es ferner auch Individuen gibt, die keinen von beiden Typen angehören oder die sich zu beiden indifferent verhalten, das heißt: bei denen die Reaktion gleich schnell abläuft, mögen sie nun ihre Aufmerksamkeit dem Reiz, der Reaktion oder keinem von beiden vorwiegend zuwenden. Gleichwohl bleibt in sehr vielen Fällen der Unterschied der einem Individuum gewohnten Reaktionsweise, ebenso die Art seines »Anschauungstyps« und

vor allem: die größere oder geringere Fähigkeit, mit der Art der Benutzung seines psychophysischen Apparates in diesen Hinsichten zu wechseln, eine wichtige Komponente seiner Leistungsfähigkeit, und zwar speziell seiner Fähigkeit, kombinierte Leistungen zu vollbringen. Es zeigt sich nun, daß durch die »Uebung« nicht selten bei einer und derselben Person ein Wandel in diesen Verhältnissen eintritt, namentlich dann, wenn die Uebung in besonders starkem Maße auf die steigende Schnelligkeit der Leistung abgestellt wird. Es findet sich dann namentlich oft, daß der Uebende unvermerkt von der »sensorischen« zur »motorischen« Uebung übergeht, um auf diese Weise die Beschleunigung und Mechanisierung der Leistung zu erleichtern. Denn wenn auch, wie gesagt, in Abrede gestellt wird, daß »motorische« Leistung an sich schon größere Schnelligkeit bedeute, so hängt doch wohl allerdings die möglichste Verdrängung der Leistung aus dem Bereich der bewußten Aufmerksamkeit und Willensimpulse (die »Automatisierung«) mit dem Ueberwiegen der motorischen Reaktionsweise ziemlich eng zusammen, und ebenso hat die motorische Reaktionsweise für die Schnelligkeit der Leistung (im Gegensatz zur Präzision derselben) den Vorteil, die allgemeine ((»psychomotorische«) Erregung, welche jede vorwiegend »motorisch« zu vollziehende Arbeit hervorbringt, als »Anregung« (s. u.) für die Steigerung der Leistungskurve verwerten zu können. Ueber die Bedeutung derjenigen Fälle von Wechsel in den technischen Mitteln der Erzielung einer Leistung, welche durch die Notwendigkeit, diese mit andern Leistungen zu kombinieren und also diese verschiedenen Leistungen möglichst auf verschiedene Mittel des psychophysischen Apparates zu verteilen, geschaffen werden, wird weiter unten zu handeln sein. In jedem Falle zeigt das Vorkommen solcher Aenderungen des psychophysischen Charakters einer Arbeit bei Gleichbleiben ihres Leistungseffekts, daß man sich hüten muß, diesen Effekt und also den »Sinn« und »Zweck« einer Leistung zur Grundlage einer Klassifikation der Arbeit nach ihrer psychophysischen Eigenart zu machen. Und ebenso zeigt sich: daß die »Uebung« einer Leistung unter Umständen deren qualitative Aenderung, ja geradezu: die Substitution eines dem Wesen nach anderen psychophysischen Geschehens bedeuten kann.

Die Wirkung der Uebung äußert sich in erkennbarer Weise am unmittelbarsten natürlich in den Fortschritten des Leistungsmaßes in der Zeiteinheit im Verlauf einer kontinuierlichen Arbeit. Allein in diesem Fall »wirkt«, vom Standpunkt der Kraepelinschen Betrachtungsweise aus gesehen, die stetig fortschreitende Ermüdung ihr »entgegen«. Während anfangs die zunehmende Uebung die beginnende Ermüdung überwiegt und also die Arbeitskurve, im ganzen, sich aufsteigend bewegt, beginnt, bei immer weiterer Fortsetzung der Arbeit, die Ermüdung gegenüber der Uebungszunahme im Effekt auf die Arbeitsleistung mehr und mehr zu überwiegen. Man pflegt daher den Uebungsfortschritt zu messen nach dem Maß des Zuwachses, den die Leistungsfähigkeit bei Beginn einer neuen, durch eine zur Erholung ausreichende Pause von der vorangehenden getrennten, Arbeitsperiode, insbesondere eines neuen Arbeitstages gegenüber dem Niveau bei Beginn des vorhergehenden, aufweist. Als erfahrungsgemäß (und experimentell) feststehend wird aber andererseits angesehen, daß das erreichte Niveau der Geübtheit sich mit Aufhören der kontinuierlichen Wiederholung der Leistung sofort, zunächst schnell, dann langsamer, zu senken beginnt (»Uebungsverlust«); es wird also auf diese Weise nur der bei Beginn der neuen Arbeitsperiode noch verbliebene Rest des Uebungszuwachses (»Uebungsrückstand«) gemessen. Der Uebungsverlust während des Schlafs scheint geringer zu sein als derjenige während des Wachens, offenbar weil der Einfluß andersartiger Einstellungen des psychophysischen Apparates die Spuren der Uebung alteriert. Durchweg nimmt ferner im Verlauf immer weiter fortgesetzter Uebung und immer höheren Niveaus der Geübtheit der Uebungszuwachs, relativ betrachtet, ab, bis zur Erreichung eines Maximums von Geübtheit, welches natürlich für jede Person und jede Leistung verschieden sein kann. Je mehr sich das Maß der Geübtheit diesem Maximum annähert, desto früher muß in den Arbeitskurven der einzelnen Tage, — die nunmehr infolge des hohen Standes der Geübtheit ja mit viel höheren Anfangsleistungen einsetzen als die Arbeitskurven Ungeübter (aber dafür auch weniger steigerungsfähig sind) — die Ermüdung die Arbeitskurve zum Sinken bringen. Andererseits scheint die experimentelle Erfahrung zu lehren, daß bei hohem Uebungsstande diesem früheren Manifestwerden des Einflusses der Ermüdung eine größere Langsamkeit in der Senkung der Arbeitskurve also eine geringere

Ermüdbarkeit entspricht. Die Arbeitskurve des »Geübten« setzt also höher ein, steigt mäßiger an, beginnt früher zu sinken, sinkt aber langsamer und verläuft also im ganzen 1. auf höherem Niveau, 2. flacher und stetiger, als die des »Anfängers«.

Das Tempo des Uebungszuwachses stellt nach Kraepelins Terminologie das Maß der »Uebungsfähigkeit« dar. Das bei verschiedenen Personen sehr verschiedene Tempo des Uebungsverlustes oder vielmehr das Maß des nach Pausen, insbesondere nach dem Nachtschlaf, noch verbliebenen Uebungsrückstandes, bezeichnet er als »Uebungsfestigkeit«. Die Uebungsfestigkeit äußert sich zunächst in dem Grade der Stetigkeit, mit welcher, infolge der zunehmenden Uebung, die Leistungsfähigkeit beim Arbeitsbeginn von Tag zu Tag zunimmt, bis die maximale Geübtheit erreicht ist. Alsdann in der Stetigkeit, mit der dies Maximum bestehen bleibt. Endlich aber auch in der Schnelligkeit, mit welcher nach lange dauernden Perioden der Arbeitsunterbrechung das früher erreichte Niveau der Geübtheit wieder erlangt wird. Es scheint, daß, während die Geübtheit bei Unterbrechung der Arbeit zunächst ziemlich schnell zu sinken beginnt, dieses Sinken sich allmählich verlangsamt und auf sehr lange Perioden hinaus eine Disposition zu beschleunigter Wiedererlangung des einmal vorhanden gewesenen Grades der Geübtheit haften bleibt. Ein (amerikanischer) Versuch an Schreibmaschinen zeigte z. B., daß dasjenige Maß der Geübtheit, welches beim erstmaligen Erlernen des Maschinenschreibens am 50. Tage erreicht wurde, nach einer Pause von mehr als 2 Jahren, während deren die Versuchsperson sich des Maschinenschreibens völlig entwöhnt hatte, schon am 13. Tag wieder erreicht war. In der Verkürzung der erforderlichen Uebungszeit auf ca. ¼ zeigt sich der »Uebungsrest«. Andererseits scheint auch durch experimentelle Nachprüfung bekannter Alltagserfahrungen festzustehen, daß selbst ein noch so hoher Grad von Geübtheit niemals gegen »Uebungsverlust« immun macht, vielmehr jede Unterbrechung auch des höchstgeübten Arbeiters (Setzer, Buchhalter, Klaviervirtuose) in der fortdauernden Uebung alsbald sich fühlbar macht, — was für die Frage der Arbeitsabwechslung (s. u.) von praktisch erheblicher Bedeutung ist.

Die Arbeiten der Kraepelinschen Schule haben nun, nach Ansicht ihres Leiters, auch gewisse wichtige Aufschlüsse über die gegenseitigen Beziehungen zwischen Ermüdung und Uebung und

die Dispositionen zu beiden gegeben. Zunächst hält Kraepelin es für experimentell wahrscheinlich gemacht, daß »Ermüdungsarbeit«, d. h. Arbeit im Zustande starker Erschöpfung, geringe oder keine Uebungsrückstände hinterlasse, also spezifisch geringeren Uebungswert habe. Und ferner — was noch wichtiger wäre — hält er für ziemlich sicher, daß das Maß der »Ermüdbarkeit« und das Maß der »Uebungsfähigkeit« bei ein und derselben Person einander annähernd zu entsprechen scheinen. Die Allgemeingültigkeit dieser Beobachtung ist zwar von anderer Seite in Abrede gestellt worden. Kraepelin seinerseits hält es aber ferner auch für wahrscheinlich, daß großer »Uebungsfähigkeit« geringe »Uebungsfestigkeit« zu entsprechen pflege, so daß also durch die häufige Kombination der Dispositionen zu: rascher Uebung, rascher Ermüdung, raschem Uebungsverlust, ein spezifischer, labiler, psychischer Typus konstituiert würde. — Jedoch ist auch dies, wenigstens wenn man darunter eine einheitliche Klassifikation der möglichen Verhaltungsweisen menschlicher Konstitution verstehen soll, noch nicht unbestritten. Festzustehen scheint andererseits, daß Uebungsfähigkeit und absolute Leistungsfähigkeit nicht in Beziehung zueinander stehen. Ein Mensch von (für eine bestimmte Arbeit) eng begrenzter Maximalleistungsfähigkeit kann dies Maximum sowohl schneller als auch langsamer erreichen, als ein anderer mit höherem Maximum.

»Ermüdung« und »Uebung« verhalten sich in ihrem Gesamtablauf in mehreren Hinsichten gegensätzlich zueinander. Die Wirkungen der Ermüdung sind — pathologische Fälle beiseite gelassen — ihrem Wesen nach flüchtige. Hingegen sind die Wirkungen der Uebung stets, nur dem Grade nach individuell verschieden, dauernde. Von der Ermüdung scheint, wie erwähnt wurde, festzustehen, daß sie mindestens bei stärkeren Graden und bei »geistigen« Leistungen universell wird, den gesamten Organismus beeinflußt und die Höhe aller, nicht nur der speziell in Anspruch genommenen, Leistungen, wenn auch wohl in verschieden starkem Maße, herabsetzt. Die Uebung dagegen ist ihrem Wesen nach spezialistisch und »einseitig«. Sie vollzieht sich ja bei rein physischen Leistungen teils durch Ausschaltung der anfänglichen, unökonomischen Mitbewegungen möglichst vieler für die beanspruchte Leistung entbehrlichen Muskeln, durch Begrenzung der Inanspruchnahme auf diejenigen

Muskeln, welche im gegebenen Falle mit der günstigsten Kräfteökonomie arbeiten, dann bei fortgesetzter Uebung durch Wachstum dieser, und daneben durch möglichste »Automatisierung« ihres Funktionierens, d. h. Ersparnis von Inanspruchnahme bewußter Willensimpulse, — durchweg also auf dem Wege der Außerbetriebsetzung des möglichen Maximums von Organen. Und bei der Einübung »geistiger« Leistungen handelt es sich gleichfalls um die Aufsuchung derjenigen Art der Inanspruchnahme des psychophysischen Apparates, welche den Vollzug der Leistung mit dem Minimum von Anstrengung gestattet, und, nachdem diese Art und Weise — z. B. die »auditiv-motorische« Form des Lernens — einmal gefunden ist, ebenfalls um möglichst maximale »Automatisierung«. In allen Fällen also wird durch die »Uebung« einer bestimmten Leistung das Feld derjenigen psychophysischen Funktionen, welche zu ihrem Vollzug in Anspruch genommen und beschäftigt werden, verengt. Fraglich und vorerst anscheinend nicht zu entscheiden ist nur, wieweit diese Einengung der Inanspruchnahme im Einzelfall gehen kann. Diese Frage kann man nun auch in umgekehrter Form stellen und sie gewinnt alsdann erhebliche Wichtigkeit, weil die Mitinanspruchnahme anderer Funktionen unter Umständen vielleicht auch deren Mitübung bedeuten könnte.

Man hat vielfach versucht, »Uebung« entweder mit »Gedächtnis« zu identifizieren oder unter diesen Begriff als Spezialfall zu subsumieren, oder umgekehrt von ihm zu scheiden. Diese Fragen können uns hier unberührt lassen. Denn soviel steht fest: versteht man unter »Gedächtnis« nur die Aufbewahrung von Eindrücken und die Fähigkeit der absichtlichen oder zufälligassoziativen Reproduktion dieser selben speziellen Eindrücke, dann greift der Effekt der »Uebung« darüber hinaus: es steht, ganz unbeschadet des über den Unterschied der spezialisierenden Wirkung der Uebung im Verhältnis zu dem der Ermüdung soeben Gesagten, dennoch durchaus fest, daß die Uebung jedenfalls in manchen Fällen, und speziell für gewisse geistige Leistungen, nicht nur der Wiederholung der speziell geübten Einzelleistung, sondern der ganzen betreffenden Richtung psychischer Tätigkeit, deren Einzelfunktion jene war, zugute zu kommen pflegt. So wird durch Uebungen im Reproduzieren bestimmter konkreter Eindrücke nicht nur die Merkfähigkeit für diese Eindrücke, sondern nach unzweideutigen experimentellen

Erfahrungen die Merkfähigkeit überhaupt gesteigert, also: »geübt«. In einzelnen Fällen von Gedächtnisleistungen hat man sogar nach einer längeren Zwischenepoche (mehrere Monate) diesen generellen »Uebungsrückstand« anscheinend größer gefunden als das am Schluß der früheren Uebungsperiode erreichte Uebungsniveau. Die Deutung dafür ist bestritten: »Latente Fortbildung einmal geweckter Dispositionen« in Verbindung mit Erholung (so G. E. Müller) oder: »Ueberfütterung« des Gedächtnisses am Schluß der ersten Uebungsperiode mit konkretem Material, welches assoziativ hemmend auf die Aufnahme weiteren Materials wirkte, so daß jenes erst vergessen sein mußte, ehe die Fortbildung der generellen Disposition durch die Uebung zur Wirksamkeit gelangen konnte (so: die Experimentatoren, Ebert und Meumann, selbst).

Bei jeder von beiden Interpretationen ist es jedenfalls eine Disposition zu Leistungen bestimmter genereller Qualität, welcher die »Uebung« zugute kam. Wegen ihrer, in Maß und Art, wie gesagt, nicht unbestrittenen Wirkung über die direkt geübte Leistung hinaus hat man die Uebung gelegentlich mit einer (sachlich vielleicht nicht ganz einwandsfreien) Terminologie: »eine Art von Generalgedächtnis« genannt und versucht, jenen Effekt als eine Ausbreitung der psychophysischen Erregung auf Gebiete, die von der ersten Erregung nicht direkt betroffen waren, zu deuten. Ob diese, ebenfalls nicht unbestrittene, Annahme eine für die naturwissenschaftliche Theorie adäquate Interpretation ist, kann weder der Nichtfachmann beurteilen noch interessiert es für die Aufgaben, um die es sich bei Untersuchungen über die Tragweite der Uebung handelt. Dagegen wäre es von der allereinschneidendsten Bedeutung, wenn festgestellt werden könnte, wieweit der Uebungseinfluß sich, je nach dem Objekt der Einübung, über die eingeübte Spezialleistung hinaus erstreckt, wo also die Grenze des Einflusses der Uebung in dieser Hinsicht liegt. Denn dies erst würde zeigen, welche anderen konkreten Leistungen an dem erleichternden Effekt der Einübung einer oder mehrerer bestimmter Leistungen partizipieren, durch sie sozusagen »vorgeübt« oder »mitgeübt« werden, also mit der oder den geübten Originalleistungen sozusagen in psychophysischer Uebungsgemeinschaft stehen? — wobei es selbstverständlich wäre, daß die »Vorübung« einer Leistung durch eine andere niemals die direkte »Uebung« der ersteren selbst er-

setzen könnte. Hierfür scheinen nun, abgesehen davon, daß es, wie gesagt, an prinzipiellen Ablehnungen der ganzen Formulierungsweise nicht fehlt, kaum die ersten Anfänge von Untersuchungen vorzuliegen[1]) und (außerhalb der erwähnten Experimente über das Lerngedächtnis) gar keine solchen, die ausdrücklich gerade auf diese Frage abgestellt wären, — begreiflich genug schon bei den ungeheuren technischen Schwierigkeiten, welchen derartige Experimente begegnen würden. Die Behauptung, daß auf dem Gebiet der Merkfähigkeit die Mitübung sich gradweise, je nach dem Maß der Verwandtschaft der »mitgeübten« Leistungen mit der direkt eingeübten, abstufe, ist auf Widerspruch gestoßen. Man hat demgegenüber behauptet, daß wesentlich die generell gesteigerte »Konzentrationsfähigkeit«, die Verbesserung der »Lerntechnik« und die Verbesserung der subjektiven »Gefühlslage« als Ursachen der generell gesteigerten Leistungsfähigkeit in Betracht kämen. Wie dem sei, — jedenfalls werden auch bei dieser letzteren Annahme durch konkrete Leistungen bestimmte, über diese Einzelleistungen übergreifende »Fähigkeiten«, welche der Vollziehung auch a n d e r e r , als der direkt geübten Leistungen, zugute kommen, mitgeübt, und es käme nun eben darauf an, w e l c h e Leistungen von diesem indirekten Uebungseffekt im Einzelfall betroffen werden könnten. Wüßte man darüber Genaueres, so wäre das für die mannigfachsten Probleme von Bedeutung. Die teils beobachtete, teils behauptete weitgehende Abhängigkeit der Berufsqualifikation von den in der Zeit größter Plastizität des Individuums: in der frühen Jugend, erfahrenen Einflüssen könnte man z. B. zum erheblichen Teil unter einen weitesten Begriff der »Vorübung« subsumieren. Die Bedeutung, welche die Art der S c h u l bildung auf die Qualifikation für die moderne gewerbliche Arbeit anscheinend ausübt, ferner die auch für die Gegenwart nicht selten behauptete und in einzelnen Fällen wahrscheinliche Beeinflussung dieser Qualifikation durch die von den religiösen Konfessionen »eingeübten« Lebensstile, dann die Beeinflussung industrieller Leistungsfähigkeit durch städtische Aufzucht oder Herkunft aus bestimmten ökonomischen Milieus, endlich die Art der Jugendbeschäftigung, speziell z. B. im haus-

[1]) Die Frage der Mitübung der korrespondierenden Glieder der anderen Körperhälfte und Erscheinungen wie die Mitübung des Tastsinns symmetrischer Hautstellen kommen in d i e s e m Zusammenhang nicht oder doch nur insofern in Betracht, als sie zeigen, daß jedenfalls die »Uebung« kein peripherisch lokalisierter und spezialisierter Vorgang ist.

industriellen Betriebe der Eltern, und andere derartige g e n e r e l l e Jugendeinflüsse, — zu denen vor allem auch der moderne Militärdienst zu zählen ist, — betrachtet man wohl mit Recht als in hohem Grade entscheidend für die Entwicklung derjenigen Fähigkeiten, welche auch für die industrielle Brauchbarkeit einer Bevölkerung von Belang sind. Sehr zweifelhaft ist freilich, ob, oder vielmehr: w i e man die Art des Einwirkens solcher Umwelteinflüsse unter die Begriffe der »Vorübung« und »Mitübung« wird unterbringen können, wenn man die letzteren einigermaßen streng, im Sinne der F a c h psychologie, auffaßt. Denn es fehlt bisher durchaus an einigermaßen exakten Kenntnissen gerade darüber, w e l c h e Fähigkeiten eigentlich in ihrer »Vorgeübtheit« und »Mitgeübtheit« durch solche Einflüsse bestimmt und »bestimmbar« sind, und daher kommt man dabei über vage Allgemeinheiten in dieser Hinsicht vorerst kaum hinaus.

Die Untersuchungen, welche dies Thema wenigstens berühren, bewegen sich auf dem allerdings sehr wichtigen Gebiet der rein i n t e l l e k t u e l l e n Leistungsfähigkeit. Es wurde (durch Bolton) experimentell einigermaßen wahrscheinlich (?) zu machen versucht, daß bestimmte Arten von motorischen Leistungen, speziell bestimmte Bewegungen, welche Schnelligkeit und Exaktheit des Reagierens erfordern (z. B. Einstechen einer Nadel in die Lücken eines sich bewegenden Bandes), bei Kindern verschiedener sozialer Provenienz mit dem Maß der Entwicklung des Intellektes in Korrelation stehen. Aus solchen und ähnlichen Beobachtungen wird dann gelegentlich z. B. etwa geschlossen: Die stärkere Anreicherung des psychophysischen Apparates mit motorischen Fähigkeiten führe zu einer entsprechend stärkeren Anreicherung des Geisteslebens mit »Bewegungsvorstellungen« und dadurch zu dessen Entwicklung (»Uebung«) in der Richtung lebhaften Reagierens überhaupt. Mit einiger Phantasie könnte man daraus die Psychologie der Völker auf bergigem und welligem Terrain im Gegensatz zu den Ebenenvölkern ableiten — und das bekannte »Körnchen Wahrheit« würde dabei vielleicht nicht fehlen; — aber wissenschaftlich wertvoll wäre nur, wie g r o ß dieses »Körnchen« etwa sein könnte. In dem obigen Beispiel dürfte nun das Kausalverhältnis doch wohl so liegen: daß die Schulung des Intellektes, speziell: die Uebung der Aufmerksamkeit und Konzentrationsfähigkeit, für welche die Kinder der sozial höher stehenden Schichten so viel bessere Chancen haben, die Ursache jener höheren

Leistungsfähigkeit für exakte Bewegungen ist, nicht aber umgekehrt. Neben diesem »Schulungs«effekt der intellektuellen Anreicherung kommen aber in solchen Fällen sicherlich auch die Unterschiede der Ernährung und des hygienischen »Milieus« mit ihren Konsequenzen für die Leistungsfähigkeit in Betracht: die ungünstige Relation der Ermüdbarkeit gegenüber der Uebungsfähigkeit, welche bei den ärmeren Kindern beobachtet wurde, kommt sicherlich ebenso auf ihre Rechnung, wie ihre von Bolton, nach seiner Angabe, experimentell ermittelte Neigung zu Entwicklungsrückständen im 8. und 9. Lebensjahre, soweit sie wirklich eine allgemeine Erscheinung sein sollte. Wie die allgemeine Schulung gewisser intellektueller Fähigkeiten — es wäre noch zu untersuchen: welcher? —, so ist natürlich noch spezieller die jugendliche Beschäftigungsart ein, für die Entwicklung bestimmter Leistungsfähigkeiten, auch anderer, als des speziell benützten, »vorübender« Faktor, wie auch umgekehrt ein Moment, welches für die N i c h t entwicklung und Verkümmerung bestimmter Qualitäten mitbestimmend werden kann. Zuweilen freilich fällt ihr Einfluß nicht unter dieses Schema (»Vorübung«, »Mitübung« einer Fähigkeit oder umgekehrt: Schwund infolge Nichtübung), sondern stellt einfach eine d i r e k t e Veränderung des physiologischen Habitus dar. Die Disqualifikation aller Männer, die in ihrer Jugend anhaltende Ackerarbeit getan haben, für die Verwendung an gewissen modernen Textilmaschinen z. B. ist wohl einfach direkte Folge der, infolge der Art und des Milieus der Feldarbeit, eintretenden Verdickung der Epidermis, welche ihrerseits die Spezialisierung und Anpassung der in Betracht kommenden Muskeln im Sinn der physiologischen Kräfteökonomie hindert. — In jedem Fall bleibt auch in allen obigen Fällen der Begriff der »Vorübung« ein ziemlich vager. Denn es fallen alle jene entscheidend wichtigen Einflüsse, welche die Jugendschicksale durch Entwicklung oder Nichtentwicklung der allgemeinen physischen und intellektuellen Fähigkeiten ausüben, eben n i c h t unter den spezifischen Begriff, von dem oben ausgegangen wurde, wo es sich fragte: welche s p e z i e l l e n andern Leistungen durch anhaltende Uebung in einer bestimmten s p e z i e l l e n Leistung mitgeübt werden bzw. o b ein solcher mitübender Einfluß überhaupt allgemein besteht und sich über seine Tragweite Aussagen machen lassen. — Darüber stehen eben Untersuchungen exakter Art vorerst m. W. nicht zur Verfügung. Denn die Wirkung der vor-

hergehenden Leistung auf die nachfolgende beim Arbeitswechsel, von der später die Rede sein wird, fällt unter ganz andere Gesichtspunkte.

3.

Uebung und Ermüdung in ihrem Gegeneinanderwirken bestimmen vorwiegend den Verlauf der auf- und absteigenden Tageskurve der Leistungsfähigkeit. Sie beeinflussen sie nicht nur bei jedem Individuum je nach dessen Disposition für »Ermüdbarkeit«, »Uebungsfähigkeit« usw. anders, sondern auch für das einzelne Individuum verschieden je nach der Art der Arbeit: z. B. ist beim gleichen Individuum die Leistungskurve für Zahlenadditionen und die für Memorieren sehr oft ganz verschieden, weil beides ganz verschiedene Arten des Funktioniernes des psychophysischen Apparates und ganz verschiedene Grade von Anstrengung erfordert und dadurch die Resultanten aus dem Antagonismus zwischen Ermüdung und Uebung anders ablaufen müssen. Aber der Ablauf und die Unterschiede der Arbeitskurven, je nach Individuum und Art der Leistung, unterstehen noch anderen Bedingungen. Ermüdung und Uebung bestimmen sie 1. nicht ausschließlich und 2. auch nicht in dem Sinne: daß ein bei Beginn des Arbeitstages vorhandener Status der Leistungsfähigkeit, welcher »an sich« die Tendenz hätte, konstant zu bleiben, nun lediglich unter dem Einfluß dieser beiden Momente sich abwandelte. Zunächst scheint von generellen Faktoren z. B. der Einfluß der Nahrungszufuhr sich direkt, und zwar anfänglich, während der Verdauungsarbeit, lähmend, dagegen weiterhin, z. B. in den späteren Nachmittagsstunden, anregend fühlbar zu machen. Wenn dabei die Verschiedenheit der Vor- und Nachmittagsleistung am »Ergographen« speziell darin hervortreten soll, daß die Zahl der Hübe entweder gleichbleibt oder herabgesetzt wird, ihre Höhe dagegen steigt, so könnte man versucht sein, diese Beobachtung entweder mit der — bestrittenen und schwerlich sicher erweislichen — Behauptung in Zusammenhang zu bringen, wonach die letzteren wesentlich Muskelleistungen, die ersteren dagegen durch Zustände des Zentralorgans bedingt seien. Wie dem nun sei, — jedenfalls scheint soviel sicher, daß die Tageskurve der Leistungsfähigkeit auch spontanen, von der Arbeitsermüdung unabhängigen, Schwankungen unterworfen ist, welche bei den einzelnen Individuen charakteristisch verschieden

verlaufen (wie dies zuerst Mosso behauptet hat). Es gibt, jedenfalls auf dem Gebiete »geistiger« und »nervöser« Leistungen, »Morgen«- und »Abendarbeiter«, wie dies die Alltagserfahrung zeigt und das Experiment zu bestätigen scheint, und es wird behauptet, daß diese Differenz im wesentlichen eine solche der Anlage (?) sei. Kraepelin hat, um auch hier seinen streng physiologisch orientierten »Ermüdungs«begriff festzuhalten, die Hypothese aufgestellt, daß die Schlaftiefe und das ihr entsprechende Tempo der Stoffersatzvorgänge: der Grad also, in welchem des Morgens die Aufnahme neuer Teile in das arbeitende Gewebe schon vollendet oder noch unvollendet sei, für die »scheinbare« Morgenermüdung entscheide. Fest steht jedenfalls, daß es auch außer den schon früher erörterten Elementen der »Ermüdungsfähigkeit«, »Uebungsfähigkeit«, »Uebungsfestigkeit« noch andere derartige, den Ablauf der Arbeitskurve weitgehend beeinflussende, dauernde, wenn auch nicht notwendig ererbte, individuelle Differenzen des psychophysischen Apparates gibt. Man hat, auf Grund solcher Beobachtungen, zur Feststellung der Art, wie beim Einzelindividuum die Leistungskurve oder, noch allgemeiner, die »psychische Energiekurve« verläuft, bestimmte Maßmethoden (so z. B. W. Stern den Rhythmus einfachen Taktklopfens als — nach seiner Ansicht — Charakteristikum des »psychischen Tempos« der Persönlichkeit) vorgeschlagen, über deren Wert oder Unwert nur die Fachleute zu urteilen berufen sind. Jedenfalls steht wohl zu befürchten, daß es hier eindeutige, und vollends so einfache, Maßmittel schon um deswillen zur Zeit nicht geben kann, weil wohl der Tatbestand einer einheitlichen »psychischen Energie« doch recht problematisch erscheinen muß. Die empirische Untersuchung scheint vielmehr durchweg von der Voraussetzung auszugehen, daß diese »Energie« nicht Determinante, sondern Resultante aus einer ganzen Serie von Einzelkomponenten ist, ebenso wie (ad 1 oben) die »Arbeitskurve«.

Von den Komponenten der letzteren haben Kraepelin und seine Schüler neben »Ermüdung« und »Uebung« noch einige weitere festzustellen und begrifflich zu formulieren gesucht. Und zwar sind dies solche, welche, ihrer mehr oder minder »affektiven«, zum Teil direkt psychischen, Provenienz wegen, in das Kraepelinsche Spiel von mechanisch gegeneinander wirkenden Stoffumsatzvorgängen am wenigsten leicht einzuordnen waren. Dahin gehört zunächst jene allgemeine Veränderung des psychischen

Habitus, welche die Arbeit selbst beim Arbeiter erzeugt, die »Anregung«, welche Kraepelin als »Beseitigung der Organträgheit«, als »Inbetriebsetzung« aller für die betreffende Arbeit in Betracht kommenden psychophysischen Zonen definiert: — ein unbewußt oder jedenfalls ungewollt eintretender »psychomotorischer« Zustand also, eine Erregung, welche die Arbeit, unabhängig von dem Maß der Geübtheit, erleichtert, und deren Charakteristikum es ist, daß sie kurze Zeit nach Beginn der Arbeit einzutreten pflegt und schon nach ziemlich kurzen Arbeitspausen (oft genügen 15 Minuten) wieder restlos verschwunden ist. Aus diesem Vorgang, in Verbindung mit den Ermüdungs-, Erholungs-, Uebungs- und Uebungsverlustverhältnissen, werden (s. u.) die verschiedensten Konsequenzen für das Optimum der Wirkung von Arbeitspausen, je nach ihrer Dauer und Verteilung, gezogen. Jedenfalls gilt das Maß der »Anregbarkeit« dabei als nicht nur individuell, sondern auch nach der Art der Arbeit (besonders nach dem Maß des Arbeitsinteresses) verschieden. Von dieser, durch die Arbeit als solche, ohne aktives Eingreifen von Willensimpulsen, rein mechanisch bewirkten und den Ablauf der Arbeit fördernden — aber auch entsprechend die Ermüdung beschleunigenden — Erregung unterscheidet die Kraepelinsche Schule die Wirkung des »Willensantriebs«. Im Gegensatz zu jenem mittleren Grade der »Willensanspannung«, der dem gesamten Ablauf der Arbeitskurve zugrunde liegt, wird darunter ein durch besondere Bedingungungen herbeigeführter, plötzliche Steigerungen bewirkender Impuls verstanden. In typischer Weise soll er in einem stoßweisen und nur kurzen Ansteigen der Leistungskurve bei Beginn der Arbeit, ferner nach etwaigen Störungen derselben und dann, ebenso, mit ziemlicher Regelmäßigkeit, gegen den Schluß hin auftreten, außerdem aber: sobald die Ermüdung subjektiv fühlbar wird und doch der Entschluß besteht, die Leistung nicht sinken zu lassen. In besonders starkem Maße soll er sich, in Gestalt großer Unstetheit der Arbeitskurve, da bemerklich machen, wo die besondere Schwierigkeit der Leistung ein öfteres Eingreifen des Willens zu ihrer immer erneuten Ueberwindung herausfordert. Negativ beeinflußt wird der »Antrieb« anscheinend namentlich auch durch »Langeweile« der Arbeit und, im Beginn der Arbeit, durch das Bewußtsein einer bevorstehenden langen Arbeitszeit. Während also die größere oder geringere »Unlust« und die durch sie erzeugte psy-

chische »Müdigkeit«, ebenso eine jede andere Art der »Müdigkeit« (s. o.) bei der Arbeit die Leistungs f ä h i g k e i t , insbesondere den Verlauf der (»objektiven«) E r m ü d u n g nicht oder fast nicht zu beeinflussen imstande sein, für diese vielmehr das Verhältnis zwischen Arbeit und Erholung allein entscheiden sollen, soll die Beeinflussung der Leistungs r e s u l t a n t e durch den (psychisch bedingten) »Willensantrieb« trotz (oft: g r a d e bei) weit vorgeschrittener »objektiver Ermüdung« in gleichem Maße möglich bleiben. Der Einfluß der psychischen Faktoren also, wie zum Beispiel der »Langeweile« und also auch der »Arbeitsfreude« und jeder andern »Gefühlslage«[1]), auf die Leistung kam bei diesen Laboratoriumsversuchen lediglich in dem, stets nur flüchtigen, Einfluß des »Antriebes« und, eventuell, in der ebenfalls, wenn auch nicht in gleichem Grade, flüchtigen »Anregung« zur Wirkung. Man hat sich dabei aber immer gegenwärtig zu halten, daß ebensolche Versuche stets, auch dann, wenn sie mit der Anweisung: »bequem« zu arbeiten, gemacht werden, nach Erziehung und ideellen Eigeninteressen der Versuchspersonen und nach der ganzen Natur des Versuches, ein hohes Niveau von Durchschnittsanspannung des Willens bedingen, also mit den Arbeiten im Alltagsleben (etwa in der Fabrik) keineswegs direkt vergleichbar sind. In diesem spielt jedenfalls stets das ö k o n o m i s c h e, unter Umständen auch das ideelle oder durch die psychische Beziehung zur Arbeit bedingte Arbeitsinteresse eine ganz gewaltige, oft dominierende Rolle.

Auf dem Gebiet der experimentell gewonnenen Arbeitskurven, welche immer auf einem erheblichen Maße von Anspannung ruhen, äußert sich der Einfluß des in dieser Anspannung steckenden W i l l e n s momentes in dem verschiedenen Maße der E r m ü d u n g , welche Arbeiten erzeugen, bei deren Ergebnis der W i l l e stark mitspricht, gegenüber solchen, die er nicht oder in nur geringerem Maße zu beeinflussen vermag. Wenn beispielsweise, bei gewissen »Störungs«experimenten, die Ermüdungskurve für anhaltendes Zahlen a d d i e r e n wesentlich steiler verläuft, als bei Zahlen- und Silben l e r n e n , obwohl ersteres unstreitig die leichtere Arbeit ist, dann würde dies (mit Vogt) wohl mit Recht auf

[1]) Die Behauptung, daß musikalische Dur- und Mollpartien generell steigernd bzw. herabsetzend auf die Arbeitsleistung wirkten, wird von der Kraepelinschen Schule (Oseretzkowsky und Kraepelin) abgelehnt. Nur der R h y t h m u s wirke dabei, in der ihm eigenen Art, auf die Arbeitsleistung ein.

den Umstand zurückgeführt werden müssen, daß reine Gedächtnisleistungen vom Willen nicht oder doch ungleich weniger beeinflußt werden, als dies bei der Geschwindigkeit des Addierens der Fall ist. — Damit, daß, wie auch anderweit festgestellt erscheint, die Leistungen der Merkfähigkeit nur unwesentlich vom Willen abhängen, steht natürlich nicht im Widerspruch, daß 1. experimentell wahrscheinlich gemacht ist, daß das Interesse von ganz ausschlaggebender Bedeutung für die Auslese des tatsächlich im Gedächtnis Haftenden ist. (An diesem Umstande scheiterten oft genug die Versuche, individuelle Differenzen der Merkfähigkeit als solcher festzustellen, indem z. B. die einzelnen Schüler, welche als Untersuchungsobjekt dienten, je nach der Richtung ihres Interesses, bei an sich vielleicht gleicher Merkfähigkeit, doch die größten Differenzen der Gedächtnisleistung für die gleichen Objekte zeigten.) Ebenso widerspricht es jenem Satze nicht, daß 2. das Maß der Konzentration der Aufmerksamkeit die Gedächtnisleistung natürlich entscheidend beeinflußt, und daß diese ihrerseits zweifelsohne eine »Willensleistung« ist, sofern man an dem psychologisch komplexen Begriff des »Willens« überhaupt in irgendeinem Sinn festhält. Denn es handelt sich bei jenem Satz darum, daß, bei gleicher Konzentration im einen wie im anderen Falle, doch in dem einen (Addieren) das Tempo und der Umfang des Arbeitserfolges stärker durch Anstrengung gesteigert werden kann, als bei der anderen. Es wäre natürlich — wenn jene Deutung Vogts richtig ist — von großem Interesse, möglichst viele einzelne Arten von Arbeit daraufhin analysiert zu sehen, in welchem Sinn und Maß »Willenseinflüsse« bei jeder von ihnen den Leistungs- (und damit auch: den Ermüdungs-)erfolg mitbestimmen können. Soviel ich weiß, liegen wenigstens systematische Untersuchungen dieser Art noch nicht vor. —

Eine fernere Komponente der Arbeitskurve findet Kraepelin (und, nach ihm, Wundt) in der »Gewöhnung«. Gelegentlich wird sie, oder werden mit ihr wesensgleiche psychophysische Zuständlichkeiten, auch als »Eingestelltheit« auf eine konkrete Arbeitsleistung bezeichnet. Die Bekanntschaft mit der betreffenden Art der Arbeit äußert sich in dem stetigeren Verlauf des Uebungszuwachses, nachdem die, in dem Gefühl des »Ungewohnten« bei einer, längere Zeit nicht geübten, Arbeit sich psychisch äußernde innere »Unangepaßtheit« des psychophysischen

Apparates an die Aufgabe geschwunden ist. Bei einfachen Leistungen geschieht dies schon nach wenigen Tagen. Der Effekt jenes »Gewöhnungs«prozesses wird dabei in einer sprunghaft schnell, schneller als die normale Zunahme der Uebung es erklärlich macht, ansteigenden Zunahme der Leistung gefunden.

4.

Der Begriff der »Gewöhnung« gewinnt nun, in etwas anderer Wendung, erhebliche Bedeutung speziell auf dem Gebiet der »Arbeits s t ö r u n g« und »Arbeits k o m b i n a t i o n«. Das Milieu, in welchem sich eine Arbeit vollzieht, übt fortgesetzte Einflüsse aus, welche die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, also von der Arbeit »abzulenken« trachten. Das Maß der »Ablenkungsfähigkeit« oder umgekehrt der Widerstandsfähigkeit dagegen: der »Konzentrationsfähigkeit«, ist individuell sehr verschieden. Sie gilt als eine generelle, häufig in ererbten Anlagen begründete, Disposition, was jedoch nicht ausschließt, daß Individuen von gleicher g e n e r e l l e r Sammlungsfähigkeit sich den g l e i c h e n Arten von störenden Einflüssen gegenüber sehr v e r s c h i e d e n ablenkbar verhalten: Die individuelle Geschichte der Persönlichkeiten sowohl wie die sonstigen Unterschiede ihrer Veranlagung (z. B. etwa der musikalischen) begründen eben sehr oft tiefgehende Verschiedenheiten der »Empfänglichkeit« für ganz die gleichen Eindrücke. In jedem Falle stellt die, sei es angeborene oder erworbene, Fähigkeit zur »Konzentration« eine äußerst wichtige Komponente der Arbeitsleistungsfähigkeit eines Individuums dar. Sie kann sowohl dem erreichbaren Grade, wie dem Tempo nach, in welchem diese gegenüber störenden Einflüssen erreicht wird, verschieden sein. — Das M a ß der Wirkung ablenkender Einflüsse ist natürlich am stärksten bei solchen, die neu, »ungewohnt« sind, um dann rasch abzunehmen. Die S c h n e l l i g k e i t, mit der ein Individuum an Widerstandsfähigkeit gegen bestimmte, ihm ungewohnte, Ablenkungen z u nimmt, sich an sie »gewöhnt«, seine G e w ö h n u n g s f ä h i g k e i t, ist daher ebenfalls von erheblicher Tragweite für seine Leistungsfähigkeit. Die »Gewöhnungsfähigkeit« in diesem Sinn ist vermutlich in nicht unerheblichem Maße durch »Uebung« erwerbbar. Das heißt: die zunehmende Gewöhnung an bestimmte Störungen bei Arbeiten einer konkreten Art wirkt — dies scheint auch experimentell nachweisbar — auch beim Uebergang zu Arbeiten a n d e r e r

Art nach. Inwieweit die »Gewöhnung« an bestimmte Arten von Störungen auch die Gewöhnungsfähigkeit für andersartige Störungen steigert, scheint noch nicht festgestellt zu sein.

»Störungen« und »Ablenkungen« können nun auch bestehen in der Nötigung, neben einer kontinuierlichen Arbeit noch eine andere Leistung, sei es nur gelegentlich, sei es diskontinuierlich wiederkehrend, sei es endlich ebenfalls dauernd, zu vollziehen, also: in der zeitlichen Kombination einer Leistung mit einer anderen Nebenleistung. Unter den Begriff von »Störungen« im eigentlichen Sinne des Worts wird diese allerdings nur dann fallen, wenn 1. die eine von beiden Leistungen als »Hauptleistung«, die andere als »Nebenleistung«, die störend zu jener hinzutritt, angesehen werden kann, und wenn 2. beide Leistungen untereinander heterogen sind, so daß sie sich nicht zu einer aus Einzelleistungen bestehenden Gesamtleistung zusammenfügen. Indessen ist, ad 1, der Fall, daß keine der beiden Sonderleistungen als Hauptleistung angesehen werden kann, dem Prinzip nach dem Fall der »Störung« (im engeren Sinn) gleichartig, und ad 2 ist, falls etwa praktische Unterschiede bestehen sollten, doch der Uebergang von »kombinierten« zu »Gesamtleistungen« natürlich ein gänzlich flüssiger. Denn letztlich läßt sich zum mindesten eine sehr große Anzahl von »einheitlichen« Arbeiten des Alltagslebens, wohl die übergroße Mehrzahl aller, in eine Mehrheit von Einzelleistungen zerlegen, die keineswegs immer als schon ihrer Natur — d. h. der Art der Inanspruchnahme des psychophysischen Apparates — nach aneinander angepaßte Teilstücke einer Einheitsleistung erscheinen. Selbst ein so »einfacher« Vorgang z. B. wie das »Lernen« von Silben erscheint gegenüber dem »Lernen« von Zahlen, wenn dies letztere rein »motorisch« erfolgt, dadurch kompliziert und »gestört«, daß beim Silbenlernen das »akustische Bild« stärker mitwirkt und dadurch kompliziertere innere Anpassungen notwendig macht. Erst recht aber bestehen massenhafte Arten gewerblicher Arbeitsleistungen aus einem Ineinandergreifen und aus gelegentlicher Abwechslung mehrerer Verrichtungen, die ganz verschiedene Organe und Fähigkeiten oder dieselben Organe in verschiedenem Sinn in Anspruch nehmen. Insofern ist also mit Recht die (bisher wesentlich »geistige« Leistungen betreffende) experimentalpsychologische Untersuchung der »kombinierten« und »Gesamt»leistungen von dem Begriff der »Störung« ausgegangen. — Natürlich liegt eine »Kombination«

mehrerer Leistungen in dem hier erörterten Sinne nur da vor, wo es sich nicht — wie, am einfachsten, bei der Aufeinanderfolge von »Auffassung« des »Reizes« und »Reaktion« auf den Reiz — um einen sukzessiven Ablauf innerer Vorgänge handelt, von denen jeder folgende durch den vorhergehenden bedingt wird. Dagegen kann natürlich der Ablauf der Reaktion auf e i n e n Reiz durch die gleichzeitige Aufnahme eines a n d e r e n »gestört« werden, wie ebenso die Aufnahme zweier verschiedener Reize oder die Reaktionen auf sie miteinander im Sinne von »Störungen« kollidieren können. Prinzipiell kann man ferner von gegenseitiger »Störung« zweier Leistungen nur dann sprechen, wenn sie s i m u l t a n vollzogen werden. Allein nun ist — wenn man unter »Gewöhnung« auch den Vorgang innerer Anpassung der verschiedenen simultanen, einander »störenden«, Einzelleistungen aneinander bezeichnet — es fraglich, ob dieser »Gewöhnungs«vorgang nicht wesentlich gerade in der Verwandlung »simultaner« in »sukzessive« Leistungen b e s t e h t? Ziemlich wahrscheinlich scheint es jedenfalls gemacht zu sein, daß ein erheblicher T e i l ihrer derart verläuft: daß eine der miteinander kombinierten Leistungen in die (subjektiv oft unmerklichen) kleinen P a u s e n, die im Rhythmus des Ablaufs der anderen sich finden, hineingezwängt wird, die »innere Anpassung« also in einer solchen Ausgestaltung des Rhythmus der Einzelleistungen besteht, daß dies: das heißt also: eine Verwandlung kontinuierlicher simultaner in rhythmisch alternierende Leistungen, möglich wird. Ein Teil der Bedeutung des »Rhythmus« für die Arbeit würde — wenn diese Hypothese richtig wäre — vielleicht eben hierauf beruhen. Immerhin erschöpft dies die Art des Verlaufes der »Gewöhnung« anscheinend keineswegs. Eine andere Form ihres Ablaufes scheint in einer Umwandlung der psychophysischen T e c h n i k einer der beiden Leistungen zu bestehen, derart, daß der psychophysische Apparat für die andere frei wird. Unter dieses Schema fällt, ganz allgemein, schon die Erfahrung, daß bei komplizierten Leistungskombinationen ein möglichstes Maximum der Einzelbestandteile möglichst schnell (durch erhöhte Anfangsanstrengung) »mechanisiert« und dadurch das Zentralorgan für die Inanspruchnahme durch andere Leistungen freigesetzt wird. Aber jenes Prinzip beherrscht auch die technischen Einzelhergänge der Arbeit in ihrer qualitativen Gestaltung. So hat z. B. Vogt wahrscheinlich gemacht, daß bei einer Kombination von fortlaufenden Additions-

leistungen mit (gleichzeitigem) Hersagen eines (bekannten) Gedichtes für den Vollzug der von der Versuchsperson gewöhnlich unter Benützung des Sprachklangbildes (»akustisch-motorisch«) vollbrachten Additionsleistung nunmehr (unbewußt) die optischen Zahlenbilder als Mittel substituiert, der Ablauf des (dadurch wesentlich anstrengender gestalteten) Addierens also von demjenigen Teil des psychophysischen Apparates, welcher für die andere Leistung (Gedichthersagen) benötigt wurde, sozusagen auf eine Surrogatmaschinerie gedrängt wurde. Die Kombination mehrerer simultaner Einzelleistungen ist also nicht einfach eine Summe dieser, sondern kann qualitative Aenderungen ihrer Ableistungsart bedingen. Derartige Vorgänge komplizieren die »technische« Art, wie sich die »Einübung« kombinierter Leistungen vollzieht, ungemein, und sie entscheiden zugleich über den Grad, in welchem die Einzelleistungen sich gegenseitig »stören«, also auch über die Schwierigkeit der Kombination. Es scheint, daß mehrere simultane Leistungen sich um so weniger stören, je weniger sie zu ihrem Vollzuge auf die gleichen technischen Mittel angewiesen sind: »den gleichen Draht benützen« müssen, wie Vogt es ausdrückt. Leistungen, die sich in den technischen Mitteln, die sie erstreben, besonders nahestehen, stören sich also gegenseitig am stärksten. Zwei untereinander in dieser — »technischen« — Hinsicht völlig identische Leistungen können nie wirklich simultan, sondern in Wahrheit stets nur alternierend vollzogen werden. Je heterogener dagegen in jenem rein »technischen«, psychophysischen (nicht etwa, wie schon oben gesagt, im logischen oder sachlichen) Sinn geistige Leistungen sind, desto leichter sind sie ceteris paribus (im Prinzip) simultan psychophysisch kombinierbar. Womit nicht gesagt ist, daß es nicht (vielleicht!) auch Leistungen geben könnte, die umgekehrt infolge allzu starker psychophysischer Heterogenität schwerer kombinierbar, weil etwa schwerer in der Rhythmisierung aneinander anpaßbar oder etwa auch schwerer zu einer, die »Aufmerksamkeit« weniger in Spannung haltenden »Gesamt«leistung zusammenziehbar sein können. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die größere oder geringere Fähigkeit der Kombination mehrerer Leistungen in hohem Grade auch Funktion individueller Differenzen in der Technik ist, die dem einzelnen für den Vollzug bestimmter einzelner in der Kombination enthaltener Leistungen die adäquateste ist: je

nachdem er also z. B. das »Lernen« visuell, oder auditiv, oder motorisch vollzieht, oder je nachdem er die eine oder die andere »Reaktion« leichter oder schwerer zu mechanisieren oder in einer für die Anpassung an die übrigen Leistungen geeigneten Art zu rhythmisieren imstande ist usw. Es folgt daraus ferner, daß die Frage, ob die Kombination mehrerer Einzelleistungen zu einer simultanen Gesamtleistung oder umgekehrt die möglichste Zerlegung einer Gesamtleistung in sukzessiv zu vollziehende Einzelleistungen »ökonomischer« ist, d. h. in einer gegebenen Zeiteinheit mehr Gesamteffekt einbringt 1. je nach den psychophysischen Verwandtschaftsverhältnissen der betreffenden Einzelleistungen, und 2. je nach den individuellen — sei es auf ererbter Anlage, sei es auf anhaltender Gewöhnung beruhenden — Differenzen der psychophysischen Arbeitstechnik des einzelnen Individuums beim Vollzug jeder dieser Einzelleistungen, gänzlich verschieden sein können, — was für die Theorie der Arbeitszerlegung und »Spezialisierung« nicht unwichtig ist.

Es erklären sich ferner, wie es scheint, aus der Eigenart jener Anpassungsvorgänge auch gewisse Eigentümlichkeiten des Verlaufs der Arbeitskurven kombinierter Leistungen. Bei einer von Anbeginn an (z. B. durch ungewohntes Milieu, ebenso aber durch Kombination mit einer anderen Leistung) »gestörten« Leistung tritt die Steigerung der Leistung, wie es scheint, oft wesentlich schneller und stärker ein, als der bloße Einfluß des Uebungsprozesses es nach den Erfahrungen bei ungestörten Leistungen bedingen würde, insbesondere, wie der Versuch zeigt, auch schneller, als wenn die gleiche Arbeit ohne »Störung« begann und weitergeführt wird. Andererseits stellt sich die »Ermüdung« bei der »gestörten« resp. kombinierten Arbeit nicht selten langsamer ein als bei der »ungestörten«, ja, die Leistungen in späteren Arbeitsstunden scheinen bei der »gestörten« Arbeit sehr oft größere zu sein, als der normale Uebungszuwachs erwarten läßt. Diese Ergebnisse, welche die komplizierte Arbeit als die weniger ermüdende und leichter einübbare erscheinen lassen, würden — die Richtigkeit der Beobachtungen vorausgesetzt — nur dem Anschein nach paradox sein, wie Vogt überzeugend darlegt. Sie erklären sich einfach daraus, daß die »gestörte« Leistung — also, bei einer kombinierten Leistung, jede der Einzelleistungen, in die sie sich zerlegen läßt — infolge der »Störung« auf wesentlich niedrigerem Niveau ein-

setzt als die ungestörte. Daher erhebt sich die Leistung mit fortschreitender »Gewöhnung« und innerer Anpassung an die »Störung« bzw. an die übrigen Leistungen wesentlich schneller zu ihrem Maximum, als bei ungestörten Leistungen, weil eben nicht nur die fortschreitende Uebung, sondern auch die zunehmende Anpassung an die »Störung« zur Geltung kommt und weil diese oft gerade gegen Ende der Arbeit erst ihre volle Höhe erreicht. Das Maximalniveau der »gestörten« Leistungen, also: bei kombinierter Leistung dasjenige jeder Einzelleistung, für sich betrachtet, bleibt hinter dem Niveau jeder von ihnen, wenn sie ungestört verläuft, natürlich regelmäßig (auf die Dauer nicht immer) sehr merklich zurück. Es kann dadurch, unter Umständen, der Ermüdungseinfluß nicht nur jeder Einzelleistung, sondern auch mehrerer simultan kombinierter Einzelleistungen zusammen, geringer, also insofern die Leistungskombination arbeitsökonomischer sein, als bei sukzessivem gesondertem Vollzug der Einzelleistungen. Ob dies der Fall ist oder nicht, hängt unter anderem natürlich von der größeren oder geringeren Schwierigkeit ab, die kombinierten Einzelleistungen in die gegenseitigen rhythmischen Pausen hineinzuverlegen, überhaupt aber davon, ob die Anpassung derselben aneinander besonders schwierig ist, ob sie also nicht nur, wie stets, eine Verzögerung, sondern auch spezifische Anstrengungen verursacht oder nicht, endlich auch davon, ob dabei das Maß der Arbeit — wie das bei motorischen im Gegensatz zu sensorischen Leistungen der Fall ist — durch den Willen stark steigerungsfähig, damit aber auch stark ermüdend, ist. — Aehnlich steht es mit der Uebung bei gestörten oder kombinierten Leistungen. Ihr Effekt tritt bei solchen weniger rein zutage, als bei einfachen Leistungen, und die Kombination ihrer Wirkungen mit denjenigen der »Gewöhnung« gibt oft stark abweichende Bilder der Leistungskurven. Die »Gewöhnungs«anstrengung scheint, vielleicht weil sie oft auf einer ziemlich komplizierten Anpassungstechnik, besonders auf der Hineinpressung einer Leistung in die Pausen der anderen nach voraufgegangener Rhythmisierung beruht, flüchtiger zu wirken, als die Uebung. Wäre dies richtig, dann wäre es auch begreiflich, daß, wie Vogt für einige Fälle »gestörter« bzw. kombinierter Arbeiten feststellt, im geraden Gegensatz zu dem rascheren Ansteigen der Leistung während des einzelnen kontinuierlichen Arbeitstages, der Fortschritt der Arbeitsleistung von

einem Arbeitstage zum anderen kleiner wäre, als dies bei ungestörten Einzelleistungen der Fall sein würde. Dem starken Gewöhnungsfortschritt innerhalb des einzelnen Arbeitstages stände dann ein starker Gewöhnungsverlust von einem Arbeitstage zum andern gegenüber. Bei Individuen mit besonders starker »Ablenkbarkeit« oder geringer »Gewöhnungsfähigkeit«, ebenso auch bei Arbeiten, welche die innere Anpassung ihrer Einzelbestandteile aneinander sehr erschweren, würde daher auch die Arbeitskurve der gestörten Arbeit oft dauernd ihre charakteristische Abweichung von derjenigen der ungestörten Arbeit beibehalten. Gerade Individuen mit geringer Gewöhnungsfähigkeit könnten daher, da für ihre Arbeitskurven die jeden Tag neu zu vollziehende innere Anpassung ausschlaggebend wäre, speziell bei komplizierten Arbeiten den Eindruck spezifisch geringer Ermüdbarkeit, also stark während des Arbeitstages ansteigender und lange anhaltender Arbeitsfähigkeit, mithin: eines besonders günstigen »Uebungs«verlaufs, vortäuschen. Bei Vorherrschaft kombinierter Arbeitsleistungen könnten, aus den gleichen Gründen, unter Umständen lange Arbeitszeiten spezifisch zweckmäßig sein oder doch scheinen. Je mehr umgekehrt ein Arbeitsprozeß in seine einfachsten Elementarleistungen zerlegt, also »Störungen« und »Kombination« beseitigt würden, desto mehr gelangte lediglich der Antagonismus von Ermüdung und Uebung zur Geltung, und desto früher machte sich also, nach erreichtem Uebungsmaximum während des Arbeitstages, die Arbeitsermüdung durch Leistungsabnahme fühlbar, desto weniger also würde durch lange Arbeitszeiten das Leistungsoptimum erreicht werden können, — alles dies unter der Voraussetzung, daß jene psychophysischen Gedankengänge wirklich zutreffend sind.

Eine gewisse Rolle könnten denkbarerweise für die Frage der Arbeitsökonomie kombinierter oder fraktionierter Leistungen schließlich auch gewisse allgemeine »geistige« Bedingungen des Funktionierens der »Aufmerksamkeit« spielen. Auf dem Gebiet der Lernökonomie hat, bei Behandlung der Streitfrage: ob Lernen (z. B.: eines Gedichtes) im ganzen oder in Einzelteilen arbeitsökonomischer sei, Christo Pentschew experimentell wahrscheinlich zu machen gesucht: daß das Lernen im ganzen 1. nach der Zahl der erforderlichen Wiederholungen, 2. nach der insgesamt erforderlichen Zeit, 3. nach dem Effekt:

der Festigkeit des Haftens im Gedächtnis also, günstigere Resultate erziele, weil die Aufmerksamkeit dabei besser ausgenützt werde, als bei fraktioniertem Lernen. Dies hängt, wenn es generell zutrifft, letztlich wohl sicherlich mit dem Umstand zusammen, daß ein sinnvolles Gebilde geistig ungleich leichter aufgefaßt und, als Ganzes, dem geistigen Besitzstande einverleibt werden kann, als seine entweder direkt sinnlosen oder doch — wie in diesem Fall — jedenfalls nicht den vollen »Sinn« enthaltenden, insofern also immerhin minder »sinnvollen« Einzelbestandteile: sinnlose Einzelsilben z. B. erfassen und erlernen gerade Kinder weit schwerer als Erwachsene. Eine einfache Uebertragung dieses Gesichtspunktes von dem Gebiet der Gedächtnisleistungen auf andere Arbeitsgebiete ist natürlich nicht möglich. Immerhin wäre es wenigstens denkbar — ob irgend wahrscheinlich, darf der Laie nicht zu beurteilen wagen —, daß in gewissen Fällen die Einübung eines zweckvoll und leicht verständlich, im Hinblick auf einen bestimmten Leistungserfolg, kombinierten gewerblichen Arbeitsvorgangs wenigstens in den Anfangsstadien des Lernprozesses die Einübung psychisch mehr erleichterte als bei Zerlegung in sinnlose Handgriffe. Doch fehlen darüber offenbar exakte Erfahrungen und es ist sehr möglich, daß etwas Aehnliches nicht besteht. — Im übrigen treten die allgemeinen psychophysischen Unterlagen der »Einübung« auch in dem von Pentschew erörterten Fall darin zutage, daß, entsprechend der nach Tempo und Effekt (beim Lernen im Ganzen) gesteigerten Leistung auch die Ermüdung infolge der gesteigerten Inanspruchnahme der Aufmerksamkeit stärker ist.

Ueber die, wie alles vorstehend Gesagte zeigt, arbeitsökonomisch sehr wichtige Frage der größeren oder geringeren Schwierigkeit der (simultanen) Kombination mehrerer Leistungen zu einer »Gesamtleistung« liegen erst einige, einer systematischen Zusammenfassung wohl vorerst noch nicht fähige, Erfahrungen vor. Das oben erwähnte allgemeine Prinzip, wonach die psychophysische Verwandtschaft (die Benutzung des »gleichen Drahtes«) entscheiden soll, erleidet im einzelnen mancherlei Komplikationen. Zunächst setzt sich jede, auch die psychophysisch »einfachste« Leistung, doch aus einem Ablauf mehrerer aneinander geketteter Vorgänge zusammen, »geistige« Leistungen insbesondere zum mindestens aus — irgendwie gearteten — »Auffassungs«vorgängen und der entsprechenden »Reaktion«. Beide können wieder sehr

mannigfaltig kombinierte Leistungen darstellen, es können Leistungen der »Merkfähigkeit« dazutreten usw. Wenn nun mehrere »Einzel«leistungen kombiniert werden, so fragt es sich stets, welche von den sukzessiven Teilvorgängen jeder einzelnen von ihnen durch die »Störung«, welche sie gegenseitig aufeinander ausüben, am stärksten betroffen wird und wie sich also die Wirkung auf die sukzessiven Teilvorgänge verteilt. Dies ist natürlich je nach den Qualitäten der Leistungen ganz verschieden. Es scheint, daß die Reaktionsleistung — an Schnelligkeit und Sicherheit — stärker durch Störung leidet, als die bloße Auffassung, und diese auch weniger als etwaige in Anspruch genommene Gedächtnisleistungen. Motorische Störungen scheinen auf motorische Leistungen (wenn diese generell heterogener Art sind, s. o.), auf die Dauer relativ wenig beeinträchtigenden Einfluß auszuüben. Dagegen erleidet z. B. ein unter Störung »motorisch« Lernender (s. o.) anscheinend um deswillen eine stärkere relative Herabminderung seiner Leistungsfähigkeit, weil er (s. o.) spezifisch schneller zu arbeiten pflegt, und deshalb die Pausen, in welche die »Störungsleistung« hineinverlegt werden könnte, geringer sind als bei optisch (durch Gesichtsbilder) Lernenden. Handelt es sich ferner um die Kombination mehrerer in sich schon — psychophysisch betrachtet — komplizierter Leistungen, dann werden die Wirkungen der gegenseitigen Störungen bei jeder solchen weiteren Kombination immer komplizierter. Namentlich tritt auch hier dem Verständnis der Vorgänge die »vulgärpsychologische« Gewöhnung in den Weg, die Leistungen nach dem Effekt, nicht nach der psychophysischen Technik, zu klassifizieren. Was, vom »Effekt« aus betrachtet, als »Hauptbestandteil« einer Leistung erscheint, ist es keineswegs immer auch der psychophysischen Relevanz nach. Eine — vom Standpunkt des Effekts der Leistung aus angesehen — geringfügige Aenderung einer Leistung, namentlich eine Modifikation der Reaktionsform, kann für ihre Kombinationsfähigkeit mit andern entscheidend wichtig werden[1]). Was die verschiedenen Gattungen von Leistungen des psychophysischen Apparats anlangt, so glaubt Vogt feststellen zu können, daß Willens-, Gedächtnis- und Assoziationsleistungen sowohl selbst, beim Hinzu-

[1]) So: das bloße Hinzutreten des jedesmaligen Durchstreichens eines aus einem sinnlosen Text auszuzählenden Buchstabens, welches sehr bedeutende Differenzen ergibt.

tritt zu anderen Leistungen, auf diese letzteren am stärksten »störend« wirken, als auch umgekehrt ihrerseits durch jene anderen am stärksten gestört werden. — In welchem Maße also die Einzelleistungen durch Kombination herabgesetzt werden, ist je nach ihrer Qualität ganz verschieden und darnach auch die arbeitsökonomische Bedeutung der Kombination oder umgekehrt der Zerlegung komplizierter Leistungen. Es scheint vorzukommen, daß, nach einer gewissen Gewöhnungszeit, mehrere kombinierte Leistungen ohne jeden Störungseinfluß vollzogen werden (natürlich aber: mit entsprechender Steigerung der Ermüdungswirkung). Und ebenso gestaltet sich, wie schon früher angedeutet, (vermutlich) die Arbeitsökonomie der Kombination beziehungsweise Zerlegung durchaus verschieden, je nach den psychophysischen Mitteln, welche der Arbeitende zur Hervorbringung einer bestimmten Leistung verwendet, je nachdem er z. B. in bestimmten Fällen »sensorisch« oder »motorisch« reagiert.

Mit dem Probleme der Beeinflussung verschiedener simultaner Leistungen durcheinander ist die andere Frage, wie die Sukzession verschiedenartiger Leistungen die Einzelleistung beeinflußt, nahe verwandt. Experimentell untersucht ist dabei bisher (begreiflicherweise) nur die Frage: wie der unmittelbare Arbeitswechsel während eines kontinuierlichen Arbeitstages wirkt, nicht aber die andere, für die ökonomische Betrachtung wichtigere: wie ein in längern Perioden — z. B. Monaten oder doch Arbeitswochen — einsetzender Wechsel der ganzen Beschäftigungsart wirken würde. Was nun den stundenweisen Arbeitswechsel anlangt, so interessierte die Experimentatoren im wesentlichen die Frage: wie der Verlauf der Ermüdung beeinflußt, ob insbesondere das Fortschreiten der Arbeitsermüdung durch Einschaltung möglichst heterogener Arbeiten in eine kontinuierliche Leistung gehemmt oder gar aufgehoben werden könne. Kraepelins auf Grund der eigenen Experimente und derjenigen seiner Schüler (namentlich Weygandts) gewonnene Meinung zur Sache ist eigentlich schon in seiner früher wiedergegebenen Auffassung des Wesens der geistigen Ermüdung resümiert. Er bestreitet in Konsequenz jener Auffassung — und im Gegensatz zu dem frühern »Dogma« der Schulmänner, daß »im Wechsel die Erholung liege«: eine Ansicht, auf der ein erheblicher Teil der Stundenplanordnung der Schulen ruhte — jeden derartigen Einfluß: »Nur die Schwierigkeit der Leistung ist für

den allgemeinen Ermüdungsgrad maßgebend, nicht ihre Art.« Ein Wechsel der Arbeit setzt nur dann das Tempo des Ermüdungsfortschrittes herab, wenn die eingeschaltete Arbeit leichter ist als die Hauptarbeit, im umgekehrten Fall dagegen steigert die Einschiebung auch die Ermüdung entsprechend, und wenn man mit zwei Arbeiten abwechselt, so wird folglich die an sich schwerere von ihnen — infolge der geringeren Ermüdung — leichter, die an sich leichtere dagegen — infolge der stärkeren Ermüdung — schwerer ertragen, als dies (in den betreffenden Arbeitsabschnitten) geschehen wäre, wenn nur eine von ihnen kontinuierlich geübt worden wäre.

Da auch Weygandt zu dem Ergebnis kam, daß sich ein Unterschied je nach der Art der Wechselarbeiten nicht finden lasse, daß insbesondere auch die Meinung, man könne durch den Wechsel mehrerer möglichst heterogener Arbeiten »Erholung« schaffen, sich experimentell nicht — jedenfalls nicht für die bisher untersuchten Arbeitsarten — bestätige, so wird (s. o.) von ihm und auch von Kraepelin die Möglichkeit partieller geistiger Ermüdung überhaupt abgelehnt, und darin ein strikter Gegensatz gegen die Arbeit der Muskeln, welche eine große Zahl voneinander unabhängiger Tätigkeitsgebiete darstellen, deshalb einzeln ermüden und sich erholen können, gefunden. Es scheint nach den Ergebnissen anderer Arbeiten und auch nach manchen anderweiten Aeußerungen Kraepelins selbst, immerhin mit der Möglichkeit gerechnet werden zu müssen, daß diese Auffassung, wenigstens in dieser Schärfe, nicht aufrecht erhalten werden kann. Es handelt sich, praktisch betrachtet, ohnehin doch nur um Gradunterschiede. Denn was die Muskelermüdung anlangt, so steht ja, wie früher erwähnt, fest, daß auch sie in immerhin nicht ganz geringem Umfang »genereller« Art ist: anhaltendes Marschieren ermüdet z. B. auch die Arme, und schon ein bloßer Spaziergang von langer Dauer scheint auf die nachfolgende geistige Arbeit ermüdend zurückzuwirken. Kraepelin selbst bestreitet diese Erfahrungen keineswegs und führt sie (s. o.) darauf zurück, daß diese Ermüdungswirkungen dem Bereiche der Willensauslösungen, also dem Zentralorgan, entstammten. Insofern ist also, im praktischen Effekt, natürlich auch nach Kraepelins Ansicht der Einfluß auch physischer Leistungen ein indirekt (durch Vermittlung des Zentralorgans) genereller.

Auch Kraepelin gibt ferner doch eine Möglichkeit der Leistungssteigerung als Folge eingeschobener andersartiger Ar-

beiten zu. Die (von ihm als möglicherweise richtig zugestandene) Beobachtung: daß der Vollzug leichterer geistiger Arbeiten durch voraufgegangene oder eingeschobene schwerere Arbeiten vielleicht direkt erleichtert werde, begründet er damit, daß die größere Willensanspannung von der vorangegangenen schwereren Leistung hier noch nachwirke. Was also bedeuten würde, daß unter Umständen durch den Arbeitswechsel die Leistung — natürlich aber damit, nach Kraepelins Theorie, auch die »objektive« Gesamt ermüdung — gesteigert werden kann. Auch an prinzipiellen Ablehnungen der Theorie von der stets generellen Wirkung geistiger Ermüdung überhaupt fehlt es in der Literatur nicht ganz. Eine solche Ablehnung müßte sich freilich, wenn sie prinzipiell sein wollte, in letzter Linie wohl gegen Kraepelins Ermüdungsbegriff überhaupt richten. In praktischer Hinsicht ist bisher gelegentlich behauptet (wenn auch wohl noch nicht einwandsfrei erwiesen) worden: Es sei möglich, einen Arbeitstag aus Arbeitsleistungen verschiedener Art, bei geeigneter Unterbrechung durch Pausen, der Art zusammenzusetzen, daß überhaupt keine Arbeitsermüdung stattfinde. Der Nichtfachmann wird sich hier keinerlei Meinung anmaßen wollen. Nach manchen von Weygandts Einzelexperimenten könnte man den Eindruck gewinnen, daß vielleicht, je nach der Arbeitstechnik, jeder Einzelfall verschieden liegt. Im übrigen sind die Schwierigkeiten — wenn sie vorliegen — offenbar durch die ebenso sinnreichen wie komplizierten Begriffe von Ermüdung usw., welche Kraepelin geschaffen hat, bedingt.

Gar nicht (oder so gut wie gar nicht) untersucht ist, wie gesagt, die Wirkung des Arbeitswechsels innerhalb längerer Arbeitsperioden. Wo in eine experimentell geprüfte Leistung ganze Erholungstage oder Tage mit andersartigen Leistungen: z. B. Spazierengehen statt Addieren usw., eingeschoben wurden, geschah dies wesentlich behufs Messung des — für jenes Problem allerdings sehr wichtigen — Uebungsverlustes oder zu ähnlichen Zwecken, nicht aber um die Oekonomie der Leistung bei Arbeitswechsel zu erproben, und es liegt auch auf der Hand, daß dies — von anderen Schwierigkeiten abgesehen — experimentell nur in weit längeren Zeiträumen durchführbar wäre, als vermutlich eine und dieselbe Versuchsperson zur Verfügung stehen könnte. A priori, d. h. in diesem Fall: auf Grund anderweitiger bisher festgestellten Tatsachen, läßt sich über die Chancen des perio-

d i s c h e n Arbeitswechsels wenig, und mit Sicherheit eigentlich nur sagen: daß er je nach der Eigenart der Leistungen sowohl wie der Person vermutlich sehr verschiedene Ergebnisse zeitigen müßte. Neben der »Uebungsfähigkeit« und »Uebungsfestigkeit« der betreffenden Person käme vor allem ihre »Gewöhnungsfähigkeit« in Betracht. Die Leistungen würden sich also wohl jedenfalls je nach dem Maße der Kompliziertheit, je nach dem Grade also, in welchem »Gewöhnung« eine Rolle für die Leistung spielt, verschieden gestalten. Bei kombinierten Gesamtleistungen, welche nicht leicht in ihre Elemente zerlegbar wären, könnte, bei einem sehr »gewöhnungsfähigen« Arbeitspersonal, der Wechsel vielleicht günstig, bei starker Zerlegung der Leistungen in ihre einfachsten Elemente und Arbeitern von großer »Uebungsfähigkeit« vielleicht die Festhaltung bei der gleichen Leistung zweckmäßiger sein; je nach Lage der Dinge könnte also aus Gründen der Eigenart des Arbeitsprozesses u n d der Eigenart der Arbeiterschaft heraus ein bestimmter Fortschritt der Arbeitsspezialisierung und die Festhaltung jedes Arbeiters bei seiner Spezialität arbeitsökonomisch ganz verschieden wirken. Doch läßt sich darüber allgemein gar nichts sagen, es käme darauf an, die Einzelfälle zu studieren.

5.

Eine sehr bedeutende Rolle spielt in den Arbeiten der Kraepelinschen Schule die Erörterung der Wirkung von Arbeits- u n t e r b r e c h u n g e n — gemeint sind hier zunächst: kürzere Pausen i n n e r h a l b des einzelnen Arbeitstages — und zwar nicht nur aus sachlichen, sondern auch aus wichtigen methodischen Gründen. Die Messung der Veränderungen der Leistungsfähigkeit vor und nach Pausen von verschiedener Länge, die nach verschiedener Dauer der Arbeit in diese eingeschoben werden, ist nämlich das einzige brauchbare Mittel, welches zur Verfügung steht, um festzustellen, w e l c h e s M a ß von Einfluß auf den Verlauf einer Arbeitskurve die einzelnen, vorstehend erörterten, Komponenten der Leistung im Einzelfall gehabt haben. Die Möglichkeit, Pausenexperimente zu diesem Zwecke zu verwerten, folgt aus dem schon in der vorangehenden Darstellung mehrfach erwähnten Umstande, daß jene einzelnen Komponenten in verschiedenem Maß und T e m p o in Wirksamkeit treten und — was jetzt speziell in Betracht kommt — auch in verschiedenem

Maß und Tempo in ihren Nachwirkungen schwinden. Grundlegend für die Möglichkeit, überhaupt Fortschritte in der Arbeitsleistung zu erzielen, ist ja zunächst: daß die Uebung, im Gegensatz zur (normalen) Ermüdung, dauernde Rückstände hinterläßt. Für die Pausenwirkung tritt noch hinzu, daß der »Uebungsverlust«, obwohl auch er anscheinend unmittelbar nach Unterbrechung der Arbeit sich am schnellsten vollzieht, dennoch gerade während der ersten Zeit der Pause ganz wesentlich langsamer wirksam wird als die durch diese bewirkte »Erholung«, während auf der anderen Seite die Pause auch die durch die Arbeit selbst hervorgebrachte »Anregung« und den etwa vorhandenen (s. o.) »Willensantrieb« zum Schwinden bringt. Die gegenseitige Relation des Schwindens von 1. Ermüdung, 2. Anregung, 3. Antrieb, 4. Uebung bestimmt nun diejenige Länge der Pause, welche jeweils arbeitsökonomisch am günstigsten wirkt, d. h. ein Optimum von Leistungsfähigkeit nach der Pause gewährleistet. Nach welcher Zeitdauer diese »günstigste« Pausenwirkung erreicht wird, ist nun je nach der Ermüdbarkeit, Uebungsfähigkeit, Anregbarkeit, Uebungsfestigkeit der einzelnen Individuen, ferner aber je nach dem vor der Pause erreichten Grade der Ermüdung: — also der Art und dem Quantum der vorher geleisteten Arbeit, —ebenso je nach dem Maße der vorhandenen »Anregung« und des etwaigen »Willensantriebs«, endlich auch nach dem Grade des Uebungsfortschritts — der ja (s. o.) mit steigenden Graden der Ermüdung sinkt und schließlich ganz ausbleibt — sehr verschieden. Ebenso ist von diesen Umständen das Maß der Erholungswirkung von Pausen überhaupt bedingt. Ueberwog vor der Pause die Arbeitsermüdung über die Arbeitsanregung, war also die erstere, nicht aber die letztere, im Steigen, so wirkt die Pause auf die nachfolgenden Leistungen günstig, im umgekehrten Fall, wenn die Erholung durch die Pause nicht ausreicht um den Verlust der Anregung auszugleichen, ungünstig. War der Willensantrieb vor der Pause schwach, so pflegt er nach der Pause stärker einzusetzen und also die Leistung stark zu steigern, war dagegen die Willensanspannung stark (was z. B. in Fällen des Ankämpfens gegen Ermüdung der Fall sein kann), so wirken Pausen, welche jene Anspannung erschlaffen lassen, oft direkt nachteilig. Es gibt also neben den jeweils »günstigsten« auch eine und, unter Umständen, mehrere »ungünstige« Pausenlängen. Denn der Verlauf der Pausenwirkungen scheint normalerweise der zu

sein, daß zunächst die Ermüdung sich rasch auszugleichen und die Anregung, langsamer als die Ermüdung, zu schwinden beginnt, daß aber von einem bestimmten Moment ab der Ausgleich der Ermüdung langsamer vor sich geht, als der Verlust der »Anregung«. Nach völligem Schwinden der letzteren ist der erste Tiefpunkt der Pausenwirkung erreicht; dieselbe beginnt nun wieder zu steigen, bis, nach Beseitigung des »Ermüdungsstoffes«, gegenüber dem nur langsam erfolgenden Schwund der »Erschöpfungs«-Wirkungen (s. o. Absatz I) der Uebungsverlust zu überwiegen beginnt; damit ist das Optimum der Pausenwirkung überschritten und diese senkt sich bis zu einer zweiten »ungünstigen« Pausenlänge, um dann, mit Verlangsamung des Uebungsverlustes und der beginnenden Ausgleichung der »Erschöpfung«, wieder zu steigen. Durch Komplikation mit den Verhältnissen des »Willensantriebs« und der »Eingestelltheit« auf die Arbeit entstehen unter Umständen noch wesentlich verwickeltere Bilder der Pausenwirkungen. Arbeitsökonomisch kommt neben dem Prinzip, daß im allgemeinen bei stark ermüdenden Arbeiten, namentlich aber gegen Ende der Arbeitszeit, k u r z e Pausen, welche die »Angeregtheit« durch die Arbeit und die »Eingestelltheit« auf die Arbeit nicht schwinden lassen, günstiger wirken als lange, hauptsächlich in Betracht, daß h ä u f i g e und zugleich kurze (wenige Minuten währende) Pausen bei stark ermüdbaren und gleichzeitig leicht erregbaren und übungsfähigen Personen angebracht sind, seltene (und eventuell entsprechend längere) bei Personen, die schwerer geübt werden und langsamer ermüden. Wie Kraepelin die Pausenexperimente: die »Methode der günstigsten Pause«, zur Zerlegung der Arbeitskurve in ihre Komponenten benutzt hat, so müssen darnach die U n t e r s c h i e d e der Pausenoptima 1. für ein und dieselbe Person, beim Vollzug untereinander verschiedenartiger Arbeiten, und ebenso umgekehrt 2. bei den gleichen Arbeiten, wenn sie von verschiedenen Personen ausgeführt werden, als wichtiges Hilfsmittel für die Analyse der psychophysischen Eigenart der Arbeiten dort, der Personen hier, gelten. Daß nach Kraepelins (übrigens von ihm selbst nur als »wahrscheinlich« bezeichneter) Ansicht dabei die »Grundqualität« der »Ermüdbarkeit« und, obwohl er dies nicht sagt, wohl auch andere der von ihm statuierten »Grundqualitäten«: Uebungsfähigkeit, Uebungsfestigkeit, Gewöhnbarkeit, Ablenkbarkeit, derart als g e n e r e l l e Eigenschaften der betreffenden Persön-

lichkeit zu gelten hätten, daß sie im Prinzip schon an dem Verlauf einer Arbeit allein bei genügend eingehender Analyse derselben gemessen werden könnten, ist eine wichtige — freilich (wie schon bemerkt) nicht ganz unbestrittene — Konsequenz seiner Auffassungsweise.

Andererseits hat gerade Kraepelin auf das Nachdrücklichste dahin gewirkt, den Glauben: man könne durch ein einfaches System von Stichproben innerhalb kurzer Frist ein annähernd adäquates Bild der für eine Person oder für die Wirkung einer bestimmten Arbeit charakteristischen psychophysischen Zuständlichkeiten gewinnen, zu zerstören. Von dieser methodischen Seite all dieser Untersuchungen ist nunmehr zusammenfassend noch einiges zu sagen, da sie für die Frage ihrer Verwertbarkeit für die sozialökonomischen Probleme ausschlaggebend ist.

6.

Die methodischen Prinzipien Kraepelins und seiner Schüler stehen in scharfem Gegensatz gegen die Versuche, welche in den 90er Jahren in Deutschland vornehmlich — wenn auch nicht ausschließlich — von pädagogisch interessierter Seite, im Ausland, speziell in Frankreich und Amerika, von einer ganzen Reihe geistreicher Fachpsychologen, gemacht worden waren, um von den Maßmethoden des Laboratoriums aus den Weg zu Massenuntersuchungen zu finden.

In Frankreich und Amerika stand dabei das Interesse an demjenigen Problemkomplex im Vordergrund, welchen William Stern später »Differenzialpsychologie« getauft hat und den andre unter dem Namen »Ethologie«, »Charakterologie« usw. zum Objekt einer selbständigen Disziplin zu stempeln versucht hatten. Während auf dem Gebiet der Anthropologie die Bertillonsche anthropometrische Methode nach »signaletischen« physischen Merkmalen, d. h. nach Kombinationen von meßbaren Eigenschaften der Individuen sucht, von denen sich jede Einzelkombination mit hoher Wahrscheinlichkeit schlechthin nur ein einziges Mal findet, will die Methode des sog. »mental tests« in letzter Instanz typische Kombinationen von individuellen psychischen Unterscheidungsmerkmalen entdecken, derart, daß man eine geringe Zahl von psychophysischen Stichproben an einem Individuum ziehen, damit seine Einordnung in einen bestimmten »Anschauungs«-, »Auffassungs«- und »Reaktions«-Typus usw. vor-

nehmen und daraus hinlänglich wahrscheinliche Schlüsse auf alle seine »wesentlichen« Qualitäten soll entnehmen können. Die hiermit aufgeworfenen sachlichen Probleme stellen wir vorerst noch zurück, und es sei nur schon hier bemerkt, daß in methodischer Hinsicht, mit ganz wenigen Ausnahmen, die deutschen Psychologen den hierhergehörigen Arbeiten von Binet, Henry u. a. mit absoluter Skepsis gegenüberstehen. Hier jedoch geht uns zunächst noch nicht das Problem der Messung der individuellen Differenzen der Personen, sondern das Problem der Massenmessung von Wirkungen differenter Arbeiten und Arbeitsbedingungen an.

Im Vordergrund stand auch hier in der Literatur, mit der sich die Kraepelinsche Schule auseinanderzusetzen hatte, das Problem der Ermüdung und ihrer Messung an Personenmassen. Griesbach in Deutschland, Vannod in Frankreich hatten mit Hilfe des »Aesthesiometers« den Einfluß von Arbeitsleistungen auf die Raumunterschiedsempfindlichkeit der Haut (den Schwellenwert der Merklichkeit des Abstandes zweier Zirkelspitzen voneinander) zu untersuchen begonnen. Sie glaubten in dem Maß der Abnahme derselben einen Maßstab für die Ermüdung durch Arbeiten bestimmter Art: Schul-, Kontorarbeiten, Maschinenweben und andere Maschinenarbeit zu besitzen. Kemsies suchte mit Hilfe des Mossoschen Ergographen den Einfluß von Schularbeiten verschiedener Art auf die physische Leistungsfähigkeit festzustellen, um so den »ergographischen Index« der einzelnen Schulfächer: ihren Ermüdungswert, zu ermitteln. Das Interesse der Pädagogen begann sich diesen Problemen, welche durch die »Ueberbürdungs«-Erörterungen der letzten Jahrzehnte in den Vordergrund der Diskussion gerückt waren, zuzuwenden: Arbeiten angesehener Pädagogen (Wagner-Darmstadt) suchten, gegenüber der rein psychophysischen Behandlung des Problems, die Bedeutung des Arbeitsinteresses der Schüler für die Ermüdung stärker zu betonen, die Frage, ob die Aufmerksamkeitsspannung oder umgekehrt der »Zwang zur Langeweile« das Ermüdendere sei und ähnliche Fragen gerieten erneut in Fluß usw.

Obwohl z. B. Griesbach seine Maßmethode noch auf dem internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie in Berlin (1907) vertreten hat, dürfte die Kritik der Kraepelinschen Schule doch im ganzen und großen die anfänglich gehegten Hoffnungen zerstört haben. Nicht nur wird die Leistungsfähigkeit des Ergo-

graphen als Maßmittel von der deutschen Kritik erheblich niedriger eingeschätzt, als von seinem Urheber [1]), und nicht nur wird ziemlich allgemein dem Aesthesiometer ein eindeutiger Wert als solchem nicht mehr eingeräumt [2]), sondern der Eindruck der außerordentlichen Kompliziertheit der Komponenten von Arbeitskurven und ihres Mit- und Gegeneinanderwirkens selbst, wie es Kraepelin zu analysieren versucht hatte, der Eindruck ferner davon: wie sorgsam die Isolierung gegen zahllose mögliche Störungen und Verfälschungen des Ergebnisses der Messung vorzunehmen war, um überhaupt brauchbare Zahlen zu erhalten, — solche Eindrücke mußten die Hoffnung, man werde nun bald mit einfach funktionierenden Instrumenten und Experimenten das Maß der Ermüdungswirkung konkreter Arbeiten auch nur für eine einzelne Schulklasse, vollends aber für einige tausend Arbeiter, »exakt« feststellen können, völlig schwinden lassen.

Kraepelin selbst, der immerhin gelegentlich auch seinerseits für die Beobachtung der Ermüdung an Schulkindern einen — hier nicht weiter interessierenden — Vorschlag gemacht hat, betrachtet gleichwohl die Chance, auf diesem oder auf einem der sonst bekannten Wege zu wirklich brauchbaren Resultaten zu kommen, mit der größten Skepsis. Seine eigentliche Ansicht ist zweifellos, daß die dauernde Unmöglichkeit, über die psychophysischen Bedingungen und Einwirkungen der Arbeit je nach ihrer Eigenart und je nach »typischen« Eigenarten des Arbeitenden Resultate durch irgendeine Art von Massenbeobachtungen zu gewinnen, schon heute feststehe. Unter »Massenbeobachtung« wäre dabei, um dies alsbald klarzustellen, jede Art der Untersuchung zu verstehen, deren Objekt Personen sind, deren Verhalten in bezug auf Schlaf, Ernährung, Alkoholgenuß, körperliche und geistige Beschäftigung und alle anderen, für die Kräfteökonomie des Nervensystems und der Muskeln belangreichen Lebensäußerungen nicht vom Beobachter reguliert und unter Kontrolle gehalten sind. Jedes Durchblättern der Arbeiten der Kraepelinschen Schule zeigt ja in der Tat, welche ungemeine Einwirkung die wechselnde »Tagesdisposition« des einzelnen auf den Ausschlag der Experimente

[1]) Hiezu vgl. z. B. Robert Müller, Ueber Mossos Ergographen mit Rücksicht auf seine physiologischen und psychologischen Anwendungen (Philos. Studien, XVII, 1901).

[2]) Hiezu und zu dem ganzen Problem vgl. namentlich die zu Abschnitt 1 zitierte Arbeit von Bolton in Kraepelins Arbeiten, Bd. IV.

übt. Die Kraepelinschen und verwandten Untersuchungen erstreckten sich daher stets über Wochen, zuweilen über Monate, oft mit sehr einschneidender Lebensreglementierung für die Versuchspersonen, welche möglichst stets Persönlichkeiten mit wissenschaftlichem Selbstinteresse, jedenfalls — außer bei sehr einfachen (namentlich: Alkohol-) Versuchen — von beträchtlichem Bildungsniveau waren oder doch, als Beamte (und, zuweilen: Insassen) einer Klinik, der Untersuchung des Experimentators ständig unterstanden. Und selbst unter diesen Bedingungen erforderte es einen ganz außerordentlichen Aufwand an Scharfsinn und Gewissenhaftigkeit, um den Einfluß von »Zufälligkeiten« auszuschalten.

Die Zahl der an einer einzelnen kontinuierlichen Untersuchung beteiligten Personen war daher stets eine sehr kleine: 4 Personen dürfte eine mittlere, 8 schon eine beträchtliche Zahl darstellen. Wenn man dann ferner die raffinierte Kombination der Untersuchungsmethoden, die feinen Registrierapparate, die unerhörte Umsicht bei der Feststellung der oft mit den stärksten Vergrößerungsapparaten abgelesenen Registraturen derselben in Betracht zieht, so steht allerdings völlig fest: von h i e r führt k e i n Weg zur »Massenuntersuchung« in irgendeinem noch so begrenzten Sinn dieses Wortes.

Dabei darf nun überdies nicht verschwiegen werden, daß, trotz der allgemeinen Anerkennung von Kraepelins eminenter geistiger Leistung, doch ein gewisses Maß von Skepsis gegenüber manchen Unterlagen und Resultaten dieser Arbeiten unter den Fachmännern besteht, welches, wohl unter dem Einfluß des wohlbegründeten Respekts, den Kraepelin in der Oeffentlichkeit genießt, noch nicht in vollem Maße hervorgetreten ist. So erhebt sich z. B. die Frage: ob nicht doch die Eigenarten dieser stets so wenigen Versuchspersonen als »Zufälligkeiten« eine so bedeutende Rolle spielen können, daß der Wert der Beobachtungen dadurch gefährdet würde? Es ist nicht eigentlich die Kleinheit der Zahlen an sich, an die man damit denkt, sondern die Gefahr ihrer A u s l e s e. Vor allem in e i n e r Form könnte bei Zugrundelegung von solchen Beobachtungen an E i n z e l personen eine direkte Präokkupation der Resultate eintreten, die jeder, der ähnliche Rechnungen macht, an sich selbst beobachten kann: Der Untersuchende geht entweder mit einer bestimmten Hypothese über mögliche oder wahrscheinliche Ergebnisse an die Untersuchung

heran, oder aber es bildet sich ihm, nach einer Reihe von Beobachtungen, die gewisse »charakteristische« Züge gemeinsam zu haben, in anderen »charakteristisch« zu differieren scheinen, eine Vorstellung über die Art, wie diese Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu erklären seien, und diese scheint sich dann vielleicht an einer Anzahl weiterer Beobachtungen zu bestätigen. Nun aber treten Fälle von Abweichungen auf. Regelmäßig wird er alsdann unwillkürlich die Frage so stellen: warum diese Abweichungen vom »normalen« Verhalten auftreten, also: Gründe für diese »abnorme« Abweichung ausfindig zu machen suchen — und finden, worauf ebenso unwillkürlich der »Fall« als singulär und für die Gesinnung von »typischen« Tatsachen ungeeignet beiseite gelassen wird. Ob nicht die Fälle, welche seiner Vorstellung von dem »normalen« Ablauf zugrunde liegen, ebenfalls singuläre Bedingungen (vielleicht sehr heterogener Art, aber, wie dies bei komplexen Erscheinungen und kleinen Beobachtungszahlen vorkommt, trotzdem in der gleichen Richtung wirkend) aufweisen, bleibt dann leicht ununtersucht, und so verfälscht sich durch fortwährende Ausscheidung »singulärer«, das heißt, von dem als normal vorausgesetzten Resultat abweichender, Objekte der Wert der Beobachtungen. Wenn diese spezifischen Gefahren jeder auf Einzeluntersuchungen beruhenden Behandlung solcher Probleme hier hervorgehoben wird, so soll damit natürlich nicht etwa behauptet werden, Kraepelin und seine Schüler seien jener Gefahr einer unbewußt vollzogenen »Auslese« der Versuchspersonen faktisch zum Opfer gefallen. Eine solche Behauptung, beweislos, von einem Laien gemacht, würde gegenüber der ungeheuren Arbeit, die in diesen Untersuchungen steckt, natürlich eine Leichtfertigkeit und Anmaßung darstellen. Es ist bis zum Gegenbeweis anzunehmen, daß nicht nur Kraepelin selbst, sondern auch seine geschulten Mitarbeiter sich jener Möglichkeit bewußt waren. Aber die Tatsache der unvermeidlichen Kleinheit der Zahlen der Versuchspersonen muß allerdings das — übrigens von Kraepelin selbst, nach mehrfachen Aeußerungen, offenbar durchaus geteilte, — Urteil nahelegen, daß die Resultate dieser Untersuchungen, soweit sie in allgemeinen »Theorien« ihren Niederschlag gefunden haben, wesentlich den heuristischen Wert einer bis zu einem gewissen, für jede Einzelbehauptung vielleicht verschiedenen Grade plausiblen Hypothese haben, und vor allem: daß ihr Wert nicht sowohl in der Erzielung

definitiv gesicherter, generell gültiger Lehrsätze, als in der Schaffung von Begriffen liegt, mit denen sich auf dem Gebiet der Untersuchung von allgemeinen psychophysischen Bedingungen der Arbeit operieren läßt. Dies gilt namentlich von Begriffen wie »Ermüdbarkeit«, »Uebungsfähigkeit«, »Uebungsfestigkeit«, »Uebungsrest«, ferner auch von den für kombinierte Leistungen so wichtigen Begriffen der »Störung«, »Ablenkbarkeit«, »Gewöhnung«, »Gewöhnungsfähigkeit«, und den Erörterungen über die möglichen Mittel der Anpassung mehrerer Leistungen des psychophysischen Apparats aneinander. Es gilt aber auch von denjenigen positiven Aufstellungen, welche durch die »vulgärpsychologische« Alltagserfahrung gestützt werden, oder nur »Sublimierungen« dieser letzteren sind, oder durch Verwendung »vulgärpsychologischer Erfahrungen« als heuristischen Mittels gewonnen sind, — und deren sind unter den in den früheren Abschnitten vorgetragenen Ergebnissen Kraepelins, wenn man sie daraufhin einmal näher ansieht, eine ungemein große Zahl. Vielleicht am wenigsten gilt, eben deshalb, das Gleiche für die Theorien, die Kraepelin seinem Ermüdungsbegriffe und überhaupt seiner ganzen Behandlung der kausalen Bedingtheit der Arbeitsleistung zugrundegelegt hat: die Hypothese von der gegenseitigen »Verdeckung« und »Ueberdeckung« der einzelnen Komponenten der Leistung, die durch seine Darstellungsweise sehr leicht suggerierte Vorstellung überhaupt: daß hier innerhalb des Muskel- und Nervenchemismus sozusagen verschiedene »Kräfte« miteinander »ringen«, bald die eine, bald die andere die Oberhand habe, könnte leicht eine Vorstellungsweise über die Art der kausalen Zurechnung suggerieren, gegen die auf anderen Gebieten mehrfach Widerspruch erhoben worden ist. Indessen diese mehr formellen, die Art der Formulierung treffenden — und übrigens m. E. logisch nicht durchschlagenden — Bedenken beiseite gelassen, stecken doch naturgemäß auch eine Anzahl sachlicher Schwierigkeiten in Kraepelins Theorie, wenn man sie mit der Vorstellungsweise vergleicht, die sonst unter den durch Wundt beeinflußten Experimentalpsychologen herrscht. Die Psychiatrie, und gerade diejenige Kraepelins, wird immer mehr oder minder dazu neigen, die somatischen Vorgänge als das »Reale«, die psychischen als zufällige »Erscheinungsweisen« anzusehen. Geschieht dies, so geraten eine Anzahl derjenigen »Komponenten« der Arbeitskurve, mit denen Kraepelin arbeitet, leicht in eine

etwas schiefe Position. Von Einzelheiten abgesehen sind es namentlich die Vorstellungen über die Wirkungsweise der »psychomotorischen Erregung«, der »Anregung« und des »Antriebes«, welche davon betroffen werden würden: die auf allen Gebieten der Psychophysik als letztes Problem immer wieder sich einstellende Frage: wie das unbezweifelbare Einwirken dieser, zu einem erheblichen Teile nur psychisch ableitbaren Faktoren mit einer streng physiologisch operierenden Theorie der Ermüdung und Uebung zu kombinieren seien, spielt hier hinein. Wenn die »Müdigkeit«, weil rein psychisch, für die objektive Leistungsfähigkeit — die doch ihrerseits wieder nur an Leistungen, nicht an ungreifbaren »Möglichkeiten« zu solchen meßbar ist — außer Betracht bleiben soll, so fragt es sich, ob nicht für jene anderen, so stark mit nur psychologisch verständlichen Elementen durchsetzten Tatbestände Aehnliches zu gelten hätte? Die Kraepelinsche Theorie führt für sich an, daß trotz starker »Müdigkeit« gleiche Leistungen beobachtet wurden, — sie muß andererseits leugnen, daß es Zustände »psychomotorischer Erregung« geben könne, die nicht nur »scheinbar« (d. h. der Gefühlslage nach), sondern auch wirklich — d. h. im Sinne von Stoffersatzvorgängen — »Erholung« bedeuten. Ob dies nun wirklich zutrifft, könnte wohl nur die Neuropathologie entscheiden, und wenigstens ihre Praxis scheint nicht selten mit ganz anderen Voraussetzungen zu arbeiten, wie mir von Nervenärzten bestätigt wurde. Die Frage nach dem Einfluß des (nicht: ökonomisch, sondern: durch die Art der Arbeit bedingten) Arbeitsinteresses, überhaupt der (»ideogenen«) »Gefühlslage« auf den Ablauf der Ermüdungsvorgänge gehört natürlich ebenfalls und ganz besonders hierher und letztlich vielleicht die ganze rein »vegetativ-physiologische«[1]) Vorstellung von einer mit dem ersten Anbeginn der Leistung, als dem ersten Stoffumsatz, beginnenden »Ermüdung«, welche — weil durch »Anregung«, »Uebungszuwachs« usw. »verdeckt« — nicht in einer Verminderung der Leistung greifbar werden kann. Empirisch feststellbar ist aber (und wird doch wohl dauernd bleiben) nur das, was der Chemismus der Gewebe

[1]) Ein Ausdruck, den z. B. W. Hellpach (Grenzfragen der Psychologie S. 103) auf ähnliche Vorstellungsweisen verwendet, im Gegensatz zur »animalischen Physiologie«, welche die Ermüdung von dem Moment erkennbarer Leistungsverminderung an zu rechnen habe.

leistet: »Ermüdung«, »Uebung«, »Gewöhnung«, »Anregung« usw. sind Begriffe, die letzten Endes eben doch durchaus nur von diesen Leistungen aus orientiert sein können, und dabei gewisse — vorerst in wichtigen Punkten noch sehr hypothetische — jeweilige chemische Zuständlichkeiten und Vorgänge als die Quelle jener Leistungen voraussetzen. Es fällt dabei aber offenbar nicht ganz leicht, mit wirklich rein chemischen Konstruktionen Ernst zu machen und dabei doch mit dem Apparat der »Ueberdeckungs«vorstellungen zu arbeiten.

Der Kraepelinsche »Ermüdungs«begriff und alles, was an ihm hängt, könnte so möglicherweise — denn wie soll ein Laie das beurteilen? — auf Schwierigkeiten stoßen, die gerade durch den Versuch, ihn streng physiologisch, genauer: biochemisch, zu fassen, infolge der Bedingungen, welche ein strenger Kausalbegriff auf diesem Gebiet stellen würde, entständen. Auf der anderen Seite ist namentlich die, wie erwähnt, so lebhaft bestrittene spezifisch Kraepelinsche Konstruktion einheitlicher Grundqualitäten der (psychophysischen) »Persönlichkeit« — z. B.: der »Ermüdbarkeit« als einer generellen Qualität — doch wohl eine Konsequenz ganz bestimmter biologischer Auffassungen, welche mit jener rein chemischen Orientierung vielleicht nicht ohne manche Schwierigkeiten harmonieren würden.

Letztlich würden alle solche Erörterungen wohl unvermeidlich das ewige Problem der theoretischen Grundfragen der »Psychophysik« (im Fechnerschen Sinn dieses nicht immer ganz eindeutig gebrauchten Wortes) aufrühren: gewisse Bestandteile der Kraepelinschen Theorie (Willensantrieb!) könnten — sehr gegen seine Absicht — letztlich doch auf den Gedanken »unbewußter« und doch nicht »physischer«, sondern »psychischer« Vorgänge führen und damit auf eine ganz andere Struktur der den Anschauungen über das Verhältnis vom Physischen zum Psychischen[1]) zugrundezulegenden Theorien, als sie der offizielle Wundtsche »Parallelismus« darstellt, dem die meisten Psychiater (wenigstens vermeintlich) anhängen.

Zum Glück für uns ist aber die Frage nach der theoretischen Substruktion der Kraepelinschen Begriffe für deren Verwertbarkeit zu unsern Zwecken von untergeordneter Bedeutung. Ob man sich den Auf- und Abstieg der Leistung durch Ermüdung, Uebung,

[1]) Darüber vgl. jetzt die Abhandlung von W. Hellpach in der Ebbinghausschen Zeitschrift 1908 (»Unbewußtes oder Wechselwirkung«).

ihre Beeinflussung durch »Störung«, Unterbrechung, Uebungsrest und Uebungsverlust, psychomotorische Einflüsse u. dgl. letztlich besser in der Form eines Mit- und Gegeneinanderwirkens von Einzelkomponenten denkt, dergestalt, daß jede von ihnen irgendwelche ihr spezifischen psychophysischen Zuständlichkeiten hinterläßt, welche im Organismus irgendwie n e b e n einander bestehen, oder ob man, wie etwaige Gegner müßten, »einfache« Stoffabbau- und Anbauvorgänge im Gewebe der Muskeln und in den Nervenzellen substruiert, die je nach der Inanspruchnahme des Organismus bald nach der einen, bald nach der andern Richtung beeinflußt werden und alsdann ihrerseits die Leistung beeinflussen, — das ist wenigstens für unsere praktischen Zwecke schließlich von sekundärer Bedeutung. Es genügt, wenn mit jenen p r a k t i s c h wichtigen Begriffen richtige Beobachtungen zusammengefaßt sind, von denen wir annehmen dürfen, daß sie auf dem Gebiet der industriellen Arbeit m ö g l i c h e r w e i s e, bei hinlänglich genauer Analyse, ebenfalls zu machen wären und wenn also z. B. »Uebungsrest« oder »Uebungsfestigkeit« oder »psychomotorische Erregung« oder »Uebungsverlust« als Bezeichnungen gelten dürfen, welche den Kausalzusammenhang zwischen dem N i v e a u, auf dem sich ein Arbeiter bei einer Leistung bestimmter Art bewegt, und bestimmten empirisch feststellbaren Tatsachen, die bei ihm vorliegen oder fehlen, adäquat wiedergeben. Das aber scheint nach den Beobachtungen des Alltags ebenso wie nach den sachlichen Ergebnissen der Experimente der Fall zu sein. Die an sich auch für unser Thema recht wichtige Frage, ob man eine generelle Qualität der »Ermüdbarkeit«, »Erholbarkeit«, »Anregbarkeit« usw. statuieren und also an e i n e r einzelnen Leistung messen kann, dürfen wir v o r l ä u f i g noch auf sich beruhen lassen und uns damit begnügen, wenn wahrscheinlich gemacht ist, daß solche als mehr oder minder konstante Eigenschaften m i t B e z u g a u f k o n k r e t e A r t e n v o n L e i s t u n g e n sich beobachten lassen, — was nach den Experimenten sowohl als der Alltagserfahrung kaum zweifelhaft sein kann. Vollends unabhängig von jeder »Theorie« erscheinen endlich die zahlreichen für uns so wichtigen B e o b a c h t u n g e n über die Art, wie Pausen, Kombinationen von Leistungen usw. wirken. Und auch die in der Darstellung, wie ich hoffe, mit hinlänglich deutlichem Vorbehalt wiedergegebenen H y p o t h e s e n über die Art, wie sich z. B. Leistungskombi-

nationen und ähnliche Vorgänge eigentlich psychophysisch vollziehen, über Leistungsverschiebung, motorische und sensorische Reaktionsweisen in ihrem Suppletivverhältnis zueinander, dürften für uns von recht erheblicher Fruchtbarkeit sein. Sie zeigen zum mindesten, auch dem, der sie ablehnt, wie wenig einfach die Vorgänge, mit denen wir in unseren Erörterungen über die Wirkungen der »Arbeitsteilung« stetig als mit bekannten Größen operieren, in Wahrheit zustandekommen.

Wenn wir aber mit dem Begriffsvorrat, den die Experimentalpsychologie geschaffen hat, im allgemeinen recht wohl auch für die Analyse der industriellen Erwerbsarbeit würden wirtschaften können, so fragt es sich, ob die Möglichkeit besteht, daß Beobachtungen dieser außerhalb des Laboratoriums sich vollziehenden »Alltagsarbeit« geliefert werden könnten, welche qualitativ ein irgendwie ähnliches Material für die exakte Bearbeitung darböten, wie die Laboratoriumsversuche. Es bedarf kaum des Hinweises, wie ungünstig die Chancen hier liegen. Von allem andern, schon oben über die Technik und die wissenschaftlichen Bedingungen der Laboratoriumsversuche Gesagten, ganz abgesehen, untersteht die Fabrikarbeit, so, wie sie sich im Alltagsleben vollzieht, stets einer Serie von ganz grobschlächtigen Bedingungen, welche dem Laboratorium fremd sind. So: 1. die Ernährungs- und Wohnungsverhältnisse und die Trinkgewohnheiten [1]) der Arbeiterschaft, unter Umständen die Art ihres Sexuallebens, ferner: ihre eventuelle Nebenbeschäftigung, — 2. der Umstand, daß normalerweise nur Geldinteresse, nicht ideales Eigeninteresse sie mit der Arbeit verknüpft, daß die Lebenslänglichkeit und die sonstigen Bedingungen der Fabrikarbeit sie nicht zu einer kontinuierlich gleich hohen, am wenigsten aber zu einer stetigen maximalen Anspannung veranlassen können, — während die Experimente der Psychologie sehr oft nur unter der Bedingung kontinuierlicher Maximal-Anspannung der Leistungsfähigkeit Resultate ergeben (da ja sonst die sichere Vergleichbarkeit fehlt) — 3. damit zusammenhängend:

[1]) Ein Alkoholkonsum von nur 30 g im Tag wird in seiner Wirkung so eingeschätzt, daß für eine sonst 8 stündige Arbeitsleistung 9 Stunden erforderlich werden. — Dies ganz unbeschadet des Umstandes, daß bekanntlich die in Kraepelins Schule (Aschaffenburg) gemachten Alkoholversuche bisher nicht eindeutig eine qualitative Verschlechterung der Leistung auch bei ganz kleinen Dosen (welche aber in quantitativer Hinsicht bereits sehr merkliche Wirkungen zeigen), erwiesen haben.

die Einwirkung des Lohnsystems, welches auch bei gleichem Maße der Prämiierung quantitativ und qualitativ hoher Leistungen dennoch — wie noch zu erwähnen — ein ganz verschiedenes Verhalten der Arbeiter (auch der gleichen Arbeiter in verschiedenen Zeitabschnitten) zur Arbeit herbeiführen kann. Dazu tritt nun, daß bei weitem die Mehrzahl der industriellen Arbeitsleistungen in ihrem Ausschlag nicht nur an das jeweilige Funktionieren der Maschinen — das ließe sich wohl ausgleichen — und, unter Umständen, an Witterungsverhältnisse (die ebenfalls berücksichtigt werden könnten), sondern oft auch ziemlich stark an die keineswegs immer leicht in ihrem Einfluß abzuschätzende Qualität des Materials gebunden und daß sie, auch wo die Arbeitszerlegung sehr weit geht, doch meist auch weit komplexer und ganz andersartig sind, als die Leistungen, welche man der Laboratoriumsbeobachtung zugrundelegt. Arbeiten wie Setzen und Maschinenschreiben stehen diesen relativ nahe, — und an ihnen ist ja auch tatsächlich experimentiert worden — aber schon diejenige Kombination und (äußerst unstete) Abwechslung von Manipulationen, welche die »Bedienung eines Maschinenwebstuhles« ausmachen, recht weit. — Wie soll ferner eine direkte und nach Art des Laboratoriums »exakte« Beobachtung von Leistungen an den großen Arbeitsmaschinen stattfinden? Ein Plüschwebstuhl muß pro Tag für ca. 50 Mk., ein kleiner Taschentuchwebstuhl für ca. 15 Mk. Ware produzieren, um verzinst und amortisiert zu werden. Es ist doch natürlich schwer auszudenken, daß in einem Laboratorium etwa eine Anzahl solcher kostspieliger Maschinen aufgestellt und daran experimentiert werden könnte, und auch die Herstellung von — sozusagen — »Phantomen« zum Experimentieren wäre sicher eine sehr schwierige und ungemein kostspielige Sache. Eher wäre, an und für sich, es immerhin noch denkbar, daß, in Zeiten der Betriebseinschränkung wegen Krisen, ein Betrieb des Interesses halber einmal einige Maschinen gegen Entgelt zum Zweck von Experimenten — immerhin, wie obige Zahlen zeigen, auch dann recht teuren Experimenten — laufen ließe, wie er ja zum Anlernen und unter Umständen zu Kalkulationszwecken solche mit Verlust laufen lassen muß. Allein auch solche Eventualitäten liegen doch vorerst leider recht sehr »im weiten Feld«.

So scheint, von ganz besonders günstigen Zufällen abgesehen, für die große Ueberzahl der modernen industriellen Berufsarbeit

vorerst nicht abzusehen, auf welche Art sie einer experimentellen Untersuchung von ähnlicher Exaktheit, wie sie das Laboratorium verlangt, zugänglich werden soll. Stecken wir also unsere Ansprüche zunächst einmal niedriger und fragen: von welcher Seite und in welcher Art bisher Material zur Beurteilung der psychischen und psysischen Bedingungen und Wirkungen der industriellen Arbeit beschafft wurde.

Wir sehen dabei von den erst in den Anfängen begriffenen [1]) anthropologischen Arbeiten, welche unser Problem betreffen und, soweit Massenuntersuchungen in Betracht kommen, regelmäßig an Rekrutenmessungen anknüpfen, ab. Dies 1. weil sie für unsere Zwecke nur eine grobe — wennschon zweifellos eine sehr wichtige — Vorarbeit liefern, — 2. weil speziell die Rekrutenmessungen die Arbeiter durchweg in einem noch jugendlichen Alter, wo über ihre definitive Verwendung und Arbeitseignung noch nichts Endgültiges ausgemacht ist, erfassen, also wesentlich die Berufsneigung und daneben die vulgäre, traditionell bestimmte Einschätzung der Berufsqualifikation der Kinder für diesen oder jenen Beruf seitens der Eltern, die hier die »Auslese« vollziehen (weshalb sie natürlich für die alten traditionellen Handwerke das beste Material bringen). Dann bleibt uns die Auskunft des Arztes, speziell (in Deutschland) des Kassenarztes, über die Erfahrungen seiner Praxis, als mögliches Hilfsmittel übrig. Hier gibt es höchst schätzenswerte wissenschaftliche Arbeiten über den Einfluß der Fabrikarbeit, nicht dagegen (bisher): über die Bedingungen der Arbeitsleistung. Erstere können, kombiniert mit den freilich bis zur praktischen Unauffindbarkeit zerstreuten gelegentlichen Aeußerungen der Gewerbeaufsichtsbeamten, manche recht wichtige und lehrreiche Aufschlüsse geben [2]). Werfen wir auf die Gesichts-

[1]) Wichtig sind vor allem die Schweizer Rekrutenstatistiken (Schweiz. Statistik Lief. 62, 65, 68), weit weniger oder gar nicht die italienischen (Ann. di stat. Ser. II vol. 2, 1878), bayerischen (J. Ranke, Beitr. z. Anthrop. u. Urgesch. Bayerns Bd. IV), schleswigschen und mecklenburgischen (Meisner, Arch. f. Anthrop. XIV, XIX), amerikanischen (Elliot, Gould, 1865, 1869) usw. Vgl. dazu übrigens Lexis, Art. Anthropologie in der 3. Aufl. des Handw.-B. d. Staatswiss., S. 531. Die Messungen der Kinder verschiedener sozialer Schichten (Bergleute und Bürgerkinder: Geißler und Uhlitzsch, Z. des sächs. Stat. Bureau, 1888, S. 317, wohlhabende und arme Kinder: Pagliani, Ann. di stat. a. a. O.) sind wesentlich für die Frage des Einflusses der Ernährung und ähnlicher Bedingungen wichtig.

[2]) Die internationalen Kongresse für Hygiene und Demographie (XIII: Brüssel 1903, XIV: Berlin 1907) haben eine Sektion für »Ermüdung durch Berufsarbeit«,

punkte welche jene von Fachphysiologen und Aerzten gepflogenen Erörterungen bestimmten, einen kurzen Blick.

Die Erörterungen über die Bedeutung der Erwerbsarbeit innerhalb der Oekonomie der physischen und psychischen Lebensvorgänge haben naturgemäß an die direkt pathologischen Erscheinungen angeknüpft. Die Frage der Uebermüdung, also der vom ärztlichen Standpunkt aus »übermäßigen« Arbeit wurde diskutiert, nicht aber die Frage nach der Wirkung »normaler« Arbeit, d. h. einer nicht direkt hygienisch, im Sinne der Lebensverkürzung oder der, mit dem Durchschnitt verglichen, vorzeitigen Abnützung oder der Deformierung einzelner Organe »schädlichen«, Arbeit auf den Menschen und umgekehrt der Bedingungen, an die ihre Ableistung geknüpft ist. Für die Psychophysik der Arbeit enthalten trotzdem diese Untersuchungen vieles grundlegend wichtige: die abnehmende »Zweckmäßigkeit« der physiologischen Arbeitsökonomie im Ermüdungszustand (suppletorischer Eintritt anderer minder adaptierter Muskeln an Stelle der ermüdeten, zunehmende Inexaktheit der Innervation durch das übermüdete Zentralorgan; beides zweifellos Hauptgründe des geringen Uebungswertes der Ermüdungsarbeit), Inanspruchnahme des Herzens und Atemfrequenz als Zeichen des Ermüdungsgrades; Bedeutung des Maschinenlärms (dem Maß nach bestritten)[1]) und der durch die Maschinen bewirkten Erschütterungen auf die Ermüdung (schnellere Ermüdung in den oberen Stockwerken der Webereien und Spinnereien), sodann die ganze Schar der »Berufskrankheiten« und vor allem der nervösen

in denen 1903 sowohl wie 1907 von sehr beachtenswerten Fachmännern Referate mit anschließender (meist freilich wenig belangreicher) Diskussion gehalten wurden. Das weitaus beste der dort gehaltenen Referate scheint mir das von Roth (Berl. Kongr. 1907, Bd. II, S. 593 ff.); dem Referate von W. Eisner (daselbst S. 573 ff.) sind eine Anzahl weiterhin mehrfach mitbenutzter Auskünfte von Fabrikbetrieben beigefügt. Die anderen Referate (Zuntz, Trèves, Imbert) stellen meist nur Resultate anderweit von ihnen publizierter Arbeiten zusammen. — Die kolossale Literatur über »Berufskrankheiten« lassen wir hier ganz beiseite, da es nur darauf ankommt, inwieweit die Erörterungen ärztlicher oder diesen nach Arbeitsgebiet und Interessenlage nahestehender Kreise Resultate oder Methoden von allgemeiner heuristischer Verwendbarkeit geliefert haben oder liefern könnten.

[1]) Denn daß der Lärm der großen Fabriksäle schon nach ganz kurzer Gewöhnung kaum mehr empfunden wird, beweist an sich noch nichts gegen die Wirkung. Nach Heilig, in der »Medizinischen Reform«, Wochenschr. f. soziale Medizin, 11. Jahrg., 1908, S. 370, kam von 574 Fällen von Arbeiterneurosen, die ihm in »Haus Schönow« bei Berlin zur Verfügung standen, in 11,2% der Lärm ätiologisch in Betracht.

Störungen durch die industrielle Arbeit, — dies alles bietet ein in stetem Wachsen begriffenes Material, welches für die Zwecke der Ergründung der Eigenart der verschiedenen industriellen Arbeitsleistungen nach Wirkung und Bedingungen von größter Bedeutung ist. Dies namentlich auf dem Gebiet der nervösen Inanspruchnahme des Organismus durch die Arbeit. Denn es scheint, daß die große Mehrzahl derjenigen Aenderungen der Art der Arbeitsverrichtung, welche wir als »Intensivierung« der Arbeit bezeichnen, eine weit mehr als proportionale Zunahme der nervösen oft direkt auf Kosten der rein muskulären, in Kilogrammmetern meßbaren äußeren »Bewegungs«leistung darstellt. Es ist gewiß auf das lebhafteste zu begrüßen, wenn man die rein muskuläre, in Bewegungen der äußeren Körperorgane sich äußernde Arbeitsleistung so in physikalische Teilleistungen zerlegt und mißt, wie dies Imbert und Mestre mit den Arbeitern am »Diable« (Getreidekarren) getan haben [1]). Aber in Imberts Rechnungen [2]) verrichtet der Laufbursche bei dreimal je drei Stunden Gehens 259 500 kgm (Inanspruchnahme vornehmlich der großen Beinmuskeln) ein Kohlenschipper (Inanspruchnahme vornehmlich der großen Armmuskeln) in 8 Stunden nicht ganz 75 000 [3]), und dennoch war die Leistung des letzteren ungleich »intensivere« Arbeit, d. h. sie ist von ungleich größerem Ermüdungseffekt, nicht nur wegen des stärkeren Einschlags von »statischen« Elementen (darüber später) in der Arbeit, sondern wegen der stärkeren Inanspruchnahme des Nervensystems durch die stärkere kontinuierliche Einstellung auf eine Leistung von erheblicher Monotonie. Alle Untersuchungen stimmen darin überein, daß die »geistigen« Bedingungen der Arbeit, — das soll heißen: die Art der Inanspruchnahme des Zentralnervensystems, zunehmende Bedeutung für die hygienischen Wirkungen der Arbeit gewinnen. Einerseits das Maß der Inanspruchnahme und Anspannung der Aufmerksamkeit: den relativ größten Prozentsatz der

[1]) Imbert und Mestre, Recherches sur la manoeuvre du Cabrouet et la fatigue qui en resulte, Bull. de l'Inspect. du travail 1905, Nr. 5.

[2]) Vgl. dessen Arbeiten: De la mesure du travail musculaire dans les professions manuelles (Rapport au Congrès international d'hygiène alimentaire Paris, 1906). — Vgl. ferner: L'étude scientifique expérimentale du travail professional (l'Année psychologique, Paris 1907), und für die im Text angezogene Rechnung sein Referat für den Berliner Internat. Kongr. f. Hygiene und Demographie 1907, Bd. II, S. 636.

[3]) Der ouvrier du chais Gouthiers, den Imbert mit heranzieht, ist, wie I. selbst hinterher bemerkt, nicht vergleichbar.

Neurastheniker aus Arbeiterkreisen stellen die »gelernten« Arbeiter [1]) (die freilich bei den Beobachtungen nicht immer leicht von Handwerksgesellen oder auch Meistern — bei denen ganz andere, ökonomische, Determinanten hineinspielen, — zu sondern sind). Dann aber, und wahrscheinlich in Verbindung damit: eben die Monotonie, derart, heißt das, daß die Kombination »geistiger Befähigung« mit dem Zwang monotoner Arbeit die entscheidende Schädlichkeit ist. Die Rolle, welche dieses spezifische Element der industriellen Arbeit spielt, ist ärztlich-exakt im Verhältnis zu der weittragenden Bedeutung des Problems erst sehr wenig untersucht [2]). Es scheint, daß, wie beim »Fabriklärm«, so erst recht hier zwischen der durch die Monotonie hervorgerufenen, dem Arbeiter zum Bewußtsein kommenden, Gefühlslage — die z. B. in Industrien mit ganz leichter, aber sehr monotoner Arbeit (Stanzen in den Korsett- und Knopffabriken, große Teile aller Textilindustrie), zuweilen zu starkem »unmotiviertem« Stellenwechsel (als Kompensation gewissermaßen) führt — von der dem Arbeiter unbewußt bleibenden, insbesondere nicht als Arbeitserschwerung und erst recht nicht als Gesundheitsgefährdung empfundenen Einwirkung der Monotonie zu scheiden ist [3]). Es ist 1. ziemlich allgemein angenommen, daß die angelsächsischen Völker Monotonie leichter ertragen als die romanischen, es wird 2. behauptet, daß Frauen sie leichter ertragen als Männer, es steht 3. für manche Industrie erfahrungsgemäß fest, daß ältere und verheiratete Arbeiter sie, im Gegensatz zu jüngeren, geradezu bevorzugen, — wenn damit entsprechend stetigerer Verdienst verbunden ist und weil ihnen nicht mehr so viel wie den jungen am Hinzulernen neuer Fertigkeiten, welche die Vielseitigkeit der Arbeitseignung und also die Chancen des Vorwärtskommens erweitern, liegt und liegen kann. »Psychophysische« und »rationale« Gründe sind hier schwer zu scheiden.

Schon dies Beispiel zeigt uns, daß hinter der Frage der »Wirkung« der Arbeits»monotonie« und der Attitüde der Arbeiter zu

[1]) Nach Leubuscher und Bibrowicz (D. med. Wochenschr. 1905, Nr. 21) waren 15¾% Schriftsetzer, 9¾% Tischler, 5% Schlosser, 1,9% Mechaniker unter 100 von ihren Nervenpatienten aus Arbeiterkreisen; die Berliner Dissertation von Schönfeld (1906: Ueber die Ursachen der Neurasthenie und Hysterie in Arbeiterkreisen) zählt im »Haus Schönow« 74% gelernte Arbeiter und Handwerker gegen 26% ungelernte. Vgl. Roth a. a. O. S. 614.

[2]) Vgl. die Bemerkungen von G. Heilig in der Wochenschrift f. Soz. Medizin, 16. Jahrg. (1908), S. 395 und Roth a. a. O. S. 614.

[3]) Ueber die Wirkung der letzteren einige Andeutungen bei Heilig a. a. O.

ihr sich Knäuel von sehr verschiedenartiger Fragestellungen verbergen, die zu entwirren kaum die ersten Anfänge gemacht sind. Der Einfluß des Arbeitsrhythmus , wie ihn die Maschine erzeugt, vor allem: der Grad, in dem sie ihn erzeugt (in der Textilindustrie z. B. natürlich weit mehr als etwa in der Werkzeug- und Maschinenindustrie), gehört ja ebenfalls in diesen Zusammenhang der »Monotonie«-Frage, ist aber, nach dem früher über die Rhythmisierung Gesagten, auch an und für sich ein Gegenstand, der systematischer Untersuchung bedürftig wäre. Ob tatsächlich der außerordentliche Gegensatz in den Ermüdungssymptomen und in der Häufigkeit der Erkrankungen, speziell der nervösen und anämischen Erkrankungen, in den von Roth untersuchten Textilfabriken einerseits, einem Elektrizitätswerk andererseits, gänzlich auf die Unterschiede in der Abhängigkeit vom Tempo der Maschine zu schieben ist, kann vielleicht bezweifelt werden, — daß dieser Faktor sehr nachdrücklich und vielleicht tatsächlich entscheidend mitspricht, wohl kaum.

Indessen, so wichtig derartige Erörterungen — die, angesichts der anwachsenden »sozialhygienischen« Literatur hier noch weiter fortzuspinnen keinen Zweck hätte — für uns als Wegweiser zur Erkenntnis der Aetiologie der Ermüdung und anderer Einflüsse der industriellen Arbeit werden können, so werden wir doch für unser eigentliches Thema so lange durch sie nicht entscheidend gefördert, als nicht in systematischer Weise der Versuch gemacht wird, das Gebiet der pathologischen zu verlassen und die physischen und psychischen Einflüsse zu erfassen, welche die einzelnen Kategorien von Arbeitsprozessen auch und gerade da, wo sie keinerlei direkt als »Krankheit« in die Erscheinung tretende »Störungen« des Lebensprozesses zeitigen, auf die Arbeiter ausüben. Denn wir fragen: welche Bedingungen für die ökonomische Verwertbarkeit, die Rentabilität der Verwendung von Arbeitern in den einzelnen Industrien bestehen und inwieweit diese Bedingungen von Arbeiterschaften bestimmter ethnischer, kultureller, beruflicher, sozialer Provenienz erfüllt, nicht erfüllt oder in untereinander verschiedenem Maße erfüllt werden. Es ist klar, daß auch für diese Fragen die Pathologie höchst wichtige Fingerzeige geben könnte. Insbesondere die Neuropathologie, wenn sie sich in der Lage zeigen sollte, zu einer vergleichenden und differenziellen Neuropathologie der ethnischen,

kulturellen, beruflichen und sozialen Gruppen auszuwachsen [1]). Wir werden später zusehen, was davon bisher an Ansätzen vorhanden ist. Aber es ist klar, daß auch hier die Beobachtung von Differenzen der nervösen Morbidität, auch der nervösen Berufsmorbidität, nur die gröbsten Außenlinien und extreme Fälle erfassen wird. Die neurotische Disqualifikation der amerikanischen Neger für gewisse textilindustrielle Arbeiten ist für sie leicht greifbar; aber die ungleich feineren und dabei doch für die Rentabilität der Verwendung der betreffenden Arbeiter entscheidenden Differenzen, wie sie sich in europäischen Industriebetrieben zeigen, sind aus den Mitteln noch so vortrefflicher gewerblicher Krankheitsstatistiken [2]) allein, so wichtig diese auch für unsern Zweck sind, nicht erfaßbar. Der Kassenarzt könnte einer der wichtigsten Helfer für die Analyse der gewerblichen Arbeit in ihren physischen und psychischen Bedingungen und Wirkungen gerade erst dann werden, wenn er, über sein unmittelbares Berufsobjekt: den Kranken, hinausgehend, die verschiedenen Qualitäten eingehend, mit den Mitteln seiner Wissenschaft, analysierte, welche die einzelnen Arbeitsverrichtungen, die innerhalb seines potentiellen Patientenkreises von den Arbeitern verlangt werden, bei diesen als vorhanden voraussetzen und, im Wege der Auslese, an ihnen züchten, einerlei in welchem Maß bei diesen Auslese- und Anpassungsprozessen die eigentlich »pathologische« Entgleisung gestreift wird.

Eine systematische physiologische und experimentalpsychologische Untersuchung der industriellen Erwerbsarbeit darf zur Zeit vornehmlich von zwei Instituten erwartet werden: einmal hat der Direktor des Office du Travail, Herr A. Fontaine, in Frankreich ein Laboratorium für diesen Zweck geschaffen. Ferner ist an der Havard University unter H. Münsterbergs Leitung ein Institut für angewandte Psychologie im Entstehen begriffen, welches zweifellos auch diese Studien zu pflegen versuchen wird. Man wird jedes Urteil über die Chancen dieser Anstalten suspendieren, bis Resultate vorliegen, — aber die in Vorstehendem berührten Schwierigkeiten für die Erfassung der ge-

[1]) Mir ist unbekannt, wie sich die Fachleute im einzelnen zu den Konstruktionen von W. Hellpach (Psychologie der Hysterie, letzter Teil) stellen.

[2]) Dafür Vorschläge bei K. Hauck, Internat. Krankheitsstatistik, in der Zeitschr. f. Gewerbehygiene, Unfallverhütung und Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen, Wien, XII. Jahrg., ebenso, für die Technik der Krankenjournale von Krankenkassen überhaupt, bei Eisner (Berliner Kongreß, a. a. O.).

werblichen Alltagsarbeit durch noch so sinnreiche Laboratoriumsversuche, wenn diese zugleich irgendwelchen exakten Wert haben wollen, bleiben natürlich auch für sie bestehen. In Deutschland wäre das einzige Laboratorium, welches schon jetzt Untersuchungen dieser Art leisten könnte, wohl das Kraepelinsche in München, dessen Leiter allen solchen Versuchen vermutlich mit großer Reserve, wenn nicht mit Skepsis, gegenüberstehen dürfte. Außerdem soll die Budapester Universität — wie man mir sagte — über möglicherweise geeignete Einrichtungen und Kräfte verfügen (was ich nicht kontrollieren kann).

Angesichts dieser gewiß nicht ermutigenden Sachlage fragt es sich nun, ob nicht wenigstens als Aushilfe irgendwelche andere Mittel in Betracht kommen können, um den Bedingungen und Wirkungen, — wir wollen hier zunächst einmal uns darauf beschränken, zu sagen: den Bedingungen — industrieller Arbeitseignung näher zu kommen. Da es neben den physiologischen, psychologischen und hygienischen die ökonomischen Disziplinen sind, welche sich mit dem Problem der Arbeit befassen, wenden wir uns naturgemäß an sie. Unter den sehr mannigfachen »Gesichtspunkten«, von denen aus die ökonomische Betrachtung sich mit der Arbeit befaßt, ist es nun offenbar der elementarste von allen: der privatwirtschaftliche Rentabilitätsstandpunkt, der hier in Betracht kommen wird, — deshalb, weil Rentabilitätsfragen rechnerische Fragen sind. Für das Problem der »Rentabilität« kommt die »Leistungsfähigkeit« eines Arbeiters ausschließlich in ganz demselben Sinn in Betracht, wie die Rentabilität irgendeiner Kohlensorte, eines Erzes oder sonstigen »Rohstoffes«, einer Kraftquelle oder einer Arbeitsmaschine bestimmter Art. Der Arbeiter ist hier im Prinzip schlechthin nichts als ein (möglicherweise!) rentables Produktionsmittel, mit dessen spezifischen Qualitäten und »Nücken« ebenso »gerechnet« werden muß, wie mit denjenigen irgendeines mechanischen Arbeitsmittels. Seine Qualitäten werden »kalkuliert«, sowohl auf Grund der bereits vorliegenden Erfahrungen unter dem Gesichtspunkt der Frage: ist mit der gegebenen, auf Leistungsfähigkeit und Leistungswilligkeit ruhenden effektiven Leistung einer gegebenen Arbeiterschaft ein bestimmter Grad der Ausnützung bestimmter Maschinen und Rohstoffe derart möglich gewesen, daß, bei gegebenen Lohn-, Rohstoff- und Verzinsungsunkosten, die durch die Marktlage gebotene Preisbemessung einen gewinn-

bringenden Absatz gestattete? andererseits unter der Fragestellung: durch welche Mittel kann die Leistung, also sowohl die Leistungsfähigkeit als die Leistungswilligkeit, der Arbeiterschaft derart gesteigert werden, daß durch gesteigerte Ausnützung der Maschinen und Rohstoffe und die dadurch bewirkte Herabsetzung der Lohnkosten — nicht zu verwechseln mit: Herabsetzung des Lohnes, die auf einem andern, uns hier nicht interessierenden, Blatte steht — eine Preisbemessung der Produkte ermöglicht wird, welche einen gewinnbringenden (oder: noch gewinnbringenderen) Absatz gestattet? Das Mittel zur Steigerung der Leistungsfähigkeit und -willigkeit ist bekanntlich teils direkte Prämiierung der Leistungssteigerung durch ein geeignetes Lohnsystem: der einfachste Typus ist das nackte Akkordsystem, — teils »Auslese«, d. h. möglichste Abstoßung minder leistungsfähiger oder leistungswilliger Arbeiter. Die Möglichkeit der Anwendung des letzteren Mittels: die stets drohende Peitsche der »Arbeitslosigkeit«, trägt mindestens in gleichem Maße wie die im Akkordsystem gegebene direkte Abhängigkeit der Höhe des Erwerbes von der Leistung zu jener Entfaltung der Leistungsfähigkeit der Arbeiterschaft bei, welche wir in vielen Industrien, wenn auch ihrem Grade nach durchweg in ganz rohen und vielfach direkt auf falscher Grundlage beruhenden Zahlen berechnet, so doch als Tatsache unzweifelhaft, beobachten können.

Indessen interessiert uns zuerst die Frage: inwieweit die rechnerische Ermittlung des »Leistungswertes« der Arbeiter »exakt« genug ist, um mit ihren Ergebnissen wissenschaftlich etwas anfangen zu können. Das ist nun zunächst ein Problem, das für jede einzelne Industrie verschieden liegt. Mehr, als für die Zwecke der Rentabilitätsermittlung in Vor- und Nachkalkulation nötig ist und im Effekt rentabel zu sein verspricht, rechnet kein Betrieb. Und was dazu nötig ist, hängt ab: 1. von der relativen Bedeutung der Lohnkosten im Verhältnis zu den Gesamtkosten der Produkte der betreffenden Industrie, — 2. von dem Maß, in welchem die Leistungsfähigkeit der Arbeiter von Einfluß auf die Quantität und Qualität des Produktes ist, — 3. endlich von dem Maß an Mühe und Kosten, welche die technisch möglichen Arten der Kontrolle der Leistungsfähigkeit machen. Sowohl bei technisch ungewöhnlich hoher, die Arbeit völlig automatisierender Entwicklung der Arbeitsmaschinen (so für manche Arbeiten in Nähmaschinenfabriken) als bei völliger Ab-

wesenheit aller »Maschinen« im gewöhnlichen Sinn des Worts (Hochöfen) kann der Einfluß der Arbeiter auf das Produkt auf ein Minimum sinken; andererseits hindert das relative Zurücktreten der Lohnkosten innerhalb der Gesamtkosten (Weberei gegenüber der Spinnerei) keineswegs, daß der Einfluß der Arbeitsleistung auf die Qualität des Produktes ein sehr großer sein kann. Es sind bisher nur relativ enge Kreise der Gesamtindustrie, welche, wenn überhaupt rechnerische Abschätzungen der Arbeitsleistung regelmäßig vorgenommen werden, über die Feststellung ganz roher Durchschnittszahlen hinausgehen: etwa der durchschnittlichen täglichen Tonnenförderung der Belegschaft eines bestimmten Schachtes. Daß zwischen solchen Zahlen und den Maßmethoden, die wir in den Laboratorien der Experimentalpsychologen fanden, auch nicht die allerentfernteste Beziehung herzustellen ist, liegt auf der Hand. Aber eine ungeheure Kluft gähnt auch zwischen der »exaktesten«, in der Industrie heute vorkommenden Maßmethode und dem Experiment des Psychologen. Nehmen wir etwa die Maschinen, welche die Zahl der Stiche oder Schläge (Schusterei), oder die Zahl der Touren oder — in der Weberei — die Bewegungen des Schützen automatisch zählen, so geben sie zunächst nur die quantitative Seite der Maschinenleistung (und das heißt: des Maßes der Ausnützung der Maschine durch den Arbeiter) wieder. Nicht nur muß die Qualität des Produktes zum Zweck des Vergleichs noch nebenher festgestellt werden, und nicht nur kann diese letztere nun und nimmermehr im Laboratoriumssinne (wo nach Zahl der »Fehlreaktionen« usw. gemessen wird) »exakt«, sondern immer nur nach gewissen Durchschnitten (z. B. beim Weben unter Kombination von Zahl, Maß und Bedeutung der Webefehler) schätzungsweise festgestellt werden [1]), — sondern vor allen Dingen drückt sich in der Zahl der Schützenbewegungen und der Einreihung des Produktes in eine bestimmte Qualitätsklasse (z. B. etwa: I—III, wonach man bei Prämiensystemen die Zulassung zur Prämiierung bestimmt) keineswegs die Leistung des Arbeiters aus, sobald er — an der gleichen Maschine und zwar auch bei gleicher Tourenzahl und gleicher Einstellung aller ihrer einzelnen Teile — nacheinander entweder mit Rohmaterial verschiedener

[1]) Inwieweit die qualitative Seite der Leistung direkt oder indirekt meßbar ist, — das liegt natürlich bei jeder Industrie verschieden und wäre bei Behandlung unserer Probleme stets vorab zu studieren.

Sorten, oder, bei gleicher Sorte, verschieden gut gearbeiteter Qualität zu schaffen hat. Wie außerordentlich stark das z. B. in der Weberei auf die Leistung einwirkt, soll später illustriert werden. Aber auch bei Voraussetzung der Gleichheit aller dieser Bedingungen enthält die mit Hilfe der automatischen Meßinstrumente, — die, im allgemeinen, eben doch immer noch das Maximum der »Exaktheit« darstellen, und, soweit es auf die von ihnen kontrollierten quantitativen Leistungen innerhalb einer Zeiteinheit (Tag, Stunde) ankommt, ja in der Tat »exakt« sind, — gemessene Leistung in sich die ganze Fülle jener früher erwähnten ganz grobschlächtigen Komponenten, welche das Laboratorium ausschaltet. Bei den Maschinen mit jenen Meßvorrichtungen ist es in das Belieben des Arbeiters gestellt und muß es in sein Belieben gestellt sein, die Maschine abzustellen oder sie stellen sich (z. B. bei Fadenbrüchen) automatisch ab und harren der Wiederinbetriebsetzung nach Zusammenknüpfung der Fäden: das quantitative Arbeitsergebnis, welches gemessen werden soll, ist bei ihnen von dem Zeitraum abhängig, in welchem die Maschine nicht gelaufen ist.

Der Grund aber, wegen dessen ein Arbeiter die Maschine abgestellt stehen läßt, langsamer beschickt oder — wo etwa auch dies in seine Hand gegeben ist — langsamer laufen läßt, kann ganz außerhalb des Arbeitsprozesses, den er an dieser Maschine vollzieht, liegen. Er kann, wenn er mehrere Webstühle bedient, den einen abstellen, weil er zeitweise durch Defekte oder Unordnung an einem anderen ausschließlich beschäftigt ist (ein sehr häufiger Fall). Er kann aber auch, wenn er nur einen bedient, diesen sowohl aus technischen Notwendigkeiten seiner Arbeit wie aus Bequemlichkeit, oder um gemächlich zu arbeiten, oder um Lohnherabsetzungen infolge zu hohen Verdienstes vorzubeugen, oder infolge Ermüdung wegen schlechter Tagesdisposition (die auf einer ganzen Anzahl verschiedener im Laboratorium stets sorgsam ausgeschalteter Gründe beruhen kann), häufiger abstellen, als er dies sonst oder als es ein anderer in gleicher Lage täte, ohne daß über diese Verhältnisse die nackte Zahl, die der Meßapparat zeigt, irgend etwas verriete. Immer also bedürfen diese Zahlen der Interpretation und es ist klar, daß diese an Schwierigkeit, wenn man wirklich die Einzelheiten exakt in ihrer Bedingtheit erfassen möchte, so kolossal über allem, was im Laboratorium an ähnlichen Deutungsaufgaben vorkommen kann, steht, daß sie

selbst bei alsbaldiger Untersuchung am gleichen Tage und bei bestem Willen zu erschöpfender Auskunft seitens des beteiligten Arbeiters, schwerlich zu Resultaten führen könnte, wie sie das Laboratorium — unsicher genug, wie wir sahen — zeitigt.

Steht es so mit der direkten »Messung« der Arbeitsleistungen, dann ist natürlich die fernere, praktisch sehr wichtige Möglichkeit, die Lohnbuchungen der Fabrikbetriebe, insbesondere die »nackten«, d. h. die unter Abzug aller etwaigen Prämien, Minimallöhne, Zuschläge und »Vergütungen« berechneten Akkordverdienste der Arbeiter, Zahlen also, welche nur den praktischen Endeffekt der Arbeit, absolut nicht dagegen die Art, wie dieser erzielt ist, angeben, zur Grundlage der Ermittlung ihrer Leistungsfähigkeit zu machen, vom Laboratoriumsstandpunkt aus noch ungleich unexakter und direkt entgegengesetzt allen psychophysischen Maßmethoden, welche ja zwar selbstredend von der »Leistung«, dem Effekt des Funktionierens des psychophysischen Apparates, ausgehen müssen, aber die Art, wie der psychophysische Apparat diese Leistung zustande gebracht hat, die Technik seines Funktionierens, zum Objekt ihrer Analyse machen (man erinnere sich der Ausführungen über die Leistungskombination). Da außerdem die Akkordverdienste stets nur für größere Perioden (mindestens eine, regelmäßig zwei Wochen) festgestellt werden, so ist bei ihnen natürlich nicht nur nicht von einer »Beobachtung«, sondern regelmäßig kaum von einer direkten »Anamnese« der näheren Gründe der Leistungsschwankungen zu sprechen: sie müssen günstigenfalls unter Beihilfe persönlicher, aber nie durch Eigenbeobachtung, sondern nur durch Sachkritik zu kontrollierender, Auskünfte erschlossen werden. Will man ferner die Leistung eines Arbeiters, der verschiedene Sorten Waren an einer oder verschiedenen Maschinen herstellt, in verschiedenen Zeitperioden oder gar — und dies ist ja in letzter Instanz die Aufgabe, um derentwillen alle diese Probleme aufgerollt werden — die Arbeitsleistung von Arbeitern verschiedener Provenienz (geographisch, ethnisch, beruflich, sozial, kulturell) für bestimmte Arten von Arbeiten miteinander vergleichen, so ist der »nackte« Akkordsatz im obigen Sinne gar nicht immer verwertbar. Bedient z. B. ein Arbeiter verschiedene Webstühle gleichzeitig, so bedeutet der zeitweilige Stillstand eines von ihnen (in-

folge Einlegen neuer Ketten oder infolge Defektes) natürlich die Möglichkeit einer Steigerung der Leistung auf den nunmehr übriggebliebenen (wir werden noch untersuchen, in welchem Grade). Der »nackte« Akkordverdienst gäbe in diesem Falle kein richtiges Bild, andere, aber: — s. u. — auf Kalkulation der Betriebsleitung beruhende, Zahlen sind alsdann adäquater. Wechseln ferner die Arbeiter mit den Sorten, so steckt in ihrem »nackten« Akkordverdienste ebenfalls — wie noch zu erörtern sein wird — die Kalkulation des Verhältnisses der »Schwierigkeit« der Arbeit von verschiedenen Sorten durch die Betriebsleitung. Nur bei ganz besonders günstigen Fällen kontinuierlicher und gleichmäßiger Arbeit stoßen wir nicht auf dies, alle Probleme der Akkordbemessung in die scheinbar so »exakten« Zahlen hineintragende Element, dessen Eliminierung oft nur mit erheblichen Schwierigkeiten gelingt und dessen Nichtvorhandensein in den Akkordverdienstzahlen, wenn sie zu Vergleichungen benützt werden sollen, in jedem Falle vorab festzustellen ist.

Trotz aller dieser Vorbehalte sind die unter Rentabilitätsgesichtspunkten gesammelten Erfahrungen der industriellen Betriebe: die Akkordverdienste und die zu Kalkulationszwecken gemachten Berechnungen der »Nutzeffekte«, d. h. des Maßes der Maschinenausnutzung bei gegebenen Produktionsaufgaben durch gegebene Arbeiter die wertvollste von allen zur Verfügung stehenden Handhaben, um von der Seite unserer Methoden her an einer allmählichen Verengerung der Kluft, die uns heute von den Maßmethoden der Experimentalpsychologen trennt, zu arbeiten, — wenn man sie ohne unverständige Illusionen über das, was sie leisten können, gebraucht. Das was sie, wenn man günstige Vorbedingungen aufsucht, zu leisten vermögen, ist keineswegs unerheblich, und es sollen in folgendem einige, wesentlich die Methode betreffende, Bemerkungen darüber gemacht werden.

Bei dem Versuch, die Wandlungen in den Arbeitsleistungen, wie sie sich, sei es in den Akkordverdiensten, sei es in »exakt«, durch Meßautomaten festgestellten Ziffern ausdrücken, kausal zu ergründen, hat man sich gegenwärtig zu halten, daß hier mehrere Kategorien von, ineinander auf ihren gegenseitigen Grenzgebieten übergehenden, dennoch aber in der Art ihres »Gegebenseins« recht verschiedenen Komponenten zusammenspielen. Zunächst, auf der einen »Seite« rationale Erwägungen: wir werden wieder

und wieder auf die Tatsache stoßen, daß die Arbeiter ihre Leistung nach Maß und Art planvoll zu »materiellen« (d. h.: »Erwerbs«-) Zwecken regulieren, steigern oder herabsetzen oder, beim Nebeneinander mehrerer Leistungen (z. B. mehrerer Sorten mit verschiedenen Verdienstchancen auf mehreren Webstühlen) in der Art der Kombination ändern. Die »Maxime«, denen solche zweckvolle Regulierungen folgen, können wir durch »pragmatische« Deutung »erschließen«. Auf der anderen Seite verändert sich, quantitativ oder qualitativ, ihre Leistung durch Veränderungen im Funktionieren ihres psychophysischen Apparates, welche ihnen unter Umständen dem psychischen Effekt nach: Erleichterung oder Erschwerung der Leistung, nicht aber dem »dahinter stehenden« psychophysischen Hergang nach ins Bewußtsein tritt, sehr oft aber — ein Beispiel lieferten die Arbeiter der Zeiß-Werkstätten bei Einführung des Achtstundentages — ihnen als Tatsache überhaupt gänzlich verborgen bleibt und nur am Effekt: Leistungsänderung, sichtbar wird. Diese Komponenten können wir ihrer Ursächlichkeit nach mit Hilfe der sog. »äußeren« Erfahrung und als Spezialfälle der durch »Experiment« gewonnenen Regeln, zu »erklären« suchen. Sodann finden sich Komponenten, welche eine spezifische Mittelstellung (nicht: eine Mittelstellung überhaupt: — denn deren gibt es zahlreiche) einnehmen: das sind Vorgänge, bei denen »Stimmungslagen«, die als solche ins Bewußtsein treten, die Arbeitsleistung beeinflussen, ohne daß zugleich der Hergang dieser Beeinflussung, die Mehr- oder Minder- oder Andersleistung, als damit zusammenhängend bewußt »erlebt« würde; solche Vorgänge können wir »psychologisch« verständlich machen. Setzt der Arbeiter seine Leistung herab, um Akkorderhöhung zu erzielen, so ist das, was uns an dem Vorgang interessiert: die »Motive« der Leistungsherabsetzung, weil der Welt des »Gedanklichen« angehörend, unmittelbar »deutbar« und durch keine psychophysische, psychologische, physiologische, biochemische Erwägung in diesen, für uns entscheidenden Punkten (darauf kommt es an) der Ergänzung bedürftig. Auf Komplikationen mit eventuell »psychologisch« zu analysierenden Bedingungen stoßen wir — möglicher-, nicht notwendigerweise — erst wieder beim historischen Regressus auf die Motive, aus denen etwa gerade jetzt eine Akkorderhöhung verlangt wurde, auf psychophysische beim Progressus zu der

Frage, wie das bewußte Herabsetzen seiner Leistung z. B. den Uebungseffekt, die »psychomotorischen« Bedingungen seiner Arbeitsleistung usw. beeinflußt habe. Geht die Leistung des Arbeiters infolge von »Stimmungslagen«, — wie dies vorkommt, — »unbewußt« herab, so ist die »Ursache«, d. h. eben jene »Gefühlslage«, introspektiv »nachbildbar«, der Zusammenhang mit dem Effekt ist dagegen »beobachtbar« und aus der psychophysischen Erfahrung als Spezialfall einer Regel »erklärbar«, aber in den kausal interessierenden Punkten nicht immer introspektiv nachbildbar. Machen sich die »Uebungseinflüsse in dem Maße der Leistung geltend, so ist der kausal interessierende Punkt, je nach dem Maß der Fortschritte der biochemischen Kenntnisse, als Spezialfall einer Erfahrungsregel dieser Wissenschaft begreiflich zu machen, introspektiv nachbildbar ist aber nicht die »Ursache«, sondern lediglich ein für uns nur nebensächlich interessanter, auch nur unter Umständen vielleicht eintretender, gefühlsmäßiger Effekt der gesteigerten Geübtheit. Zahlreiche Kombinationen, Komplikationen und Mittelstufen sind zwischen diesen drei Typen denkbar und empirisch vorhanden. Wir stellen dies Ineinandergewobensein derartig verschiedener, hier übrigens nur in einer ganz provisorischen, ganz und gar nicht wissenschaftlich korrekten Sprache formulierten, Arten von Komponenten hier nur als Tatsache fest: — sie komplizieren das Problem einer rein psychophysischen Behandlung der industriellen Arbeit nicht unerheblich.

Methodisch wichtig wird speziell die Frage sein, ob 1. möglichst umfassende kausale Analyse eines möglichsten Maximums einzelner Leistungs- oder Akkordverdienst-Kurven von Arbeitern, oder aber 2. die Gewinnung eines Materials von großen Durchschnitten aus möglichst vielem, wenn auch gröberem Zahlenmaterial, die Kenntnis von den Bedingungen der Arbeitsleistung sicherer fördert. Da die Ausführungen aller folgenden, namentlich aber der Schlußabschnitte dieser Erörterungen gerade auch zur Beantwortung dieser Frage das Ihrige beitragen möchten, so antizipiere ich hier nur provisorisch einige der mir z. Z. nicht zweifelhaften Sätze. Ich bin 1. überzeugt, daß mit bloßen Durchschnitten — etwa von Akkordverdienstzahlen oder Produktionsergebnissen möglichst großer, sei es auch noch so homogener Schichten einer Arbeiterschaft und der Feststellung von Unterschieden solcher Durchschnitte nach Gebieten,

Herkunft usw. — allein gar nichts oder so gut wie gar nichts gewonnen wäre. Wenn die Verhältnisse nicht ganz außergewöhnlich einfach liegen, ist es ein unentbehrliches Gebot, sich genau klarzumachen, wie die Akkordverdienste der Arbeiter im einzelnen zustande kommen, wenn man die Brauchbarkeit dieser Zahlen für die Ermittelung der Leistungsfähigkeit richtig einschätzen will. Es ist andererseits 2. der Satz unanfechtbar, daß schon einige Dutzend von selbst sorgsam ausgezogenen, dann von allen »Zufälligkeiten« gesäuberter und dann auf Höhe des Tagesakkordverdienstes, Schwankungen von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat — wo immer alles dies möglich ist — durchgerechneten und dann ferner selbst, unter steter Rücksprache mit den im Einzelfall besten Sachkennern, insbesondere den Betriebsleitern und, wo dies irgend tunlich ist (und es ist aus zahlreichen Gründen, unter denen der Widerstand der Betriebsleitungen keineswegs der wichtigste ist, leider nur sehr selten tunlich) auch den Arbeitern, kausal analysierten Leistungskurven unendlich lehrreicher ist, als die größte Massenstatistik, die mit fix und fertig übernommenen Durchschnittszahlen arbeitet. Aber allerdings haben auch die Durchschnittszahlen ihr gutes Recht. Sie können 3. allerdings nur wenn man sie hinlänglich nach Arbeiterkategorien und eventuell, nach Durchschnittsleistungen einzelner Arbeiter eines Betriebes differenziert, ausgezeichnete Wegweiser für die Auffindung dessen sein, was auffällig von dem, was man erwarten sollte, abweichend ist: die nach oben oder unten sich abhebenden Fälle sind diejenigen, welche der individuellen Untersuchung zunächst am meisten bedürftig sind. Und 4. nachdem man mit Hilfe von individuellen Einzeluntersuchungen das Verständnis für die Art, wie die Zahlen entstehen, gewonnen hat, wird man auch in der Lage sein, mit den rohen Durchschnittszahlen großer Massenfeststellungen ohne Gefahr ihrer oberflächlichen Ueberschätzung nützlich zu arbeiten: als Abschluß ist die »große Zahl« selbstredend unentbehrlich. Wer immer aber sich an solchen Untersuchungen auch in noch so bescheidenem Maße versucht hat, der muß 5. schließlich und vor allem auch sehen, in wie starkem Maße während der individuellen Untersuchung, als deren Kontrolle, die stete Orientierung an Durchschnitten erforderlich ist, um das gänzlich Singuläre vom generell Erheblichen zu scheiden. Die Einzeluntersuchung

hat den Durchschnitt, dieser die Einzeluntersuchung zu kontrollieren. Die Einzeluntersuchung hat daher, beim heutigen Stande der Probleme, vornehmlich »zahlen k r i t i s c h e n« Sinn und Wert.

In den folgenden Ausführungen soll nun nicht etwa der Versuch unternommen werden, sachliche E r g e b n i s s e zu liefern, welche für die hier erörterten Probleme neue Aufschlüsse gäben. Es sind allerdings in diese Erörterungen eine ganze Anzahl von Rechnungen eingeflochten, welche ich auf Grund der mir von den Leitern eines industriellen Betriebes freundlichst zur Verfügung gestellten Lohnbücher und Beobachtungen über das Maß der Ausnützung von Maschinen gemacht habe [1]). Die Kleinheit des Zahlenmaterials allein schon schließt aber jeden Gedanken daran, daß damit etwas »bewiesen« werden könnte, aus. Die Zahlen haben i l l u s t r a t i v e n Zweck und sollen ausschließlich zeigen, daß und welche Wege es bei a u s r e i c h e n d e m Zahlenmaterial geben w ü r d e, aus Zahlen dieser A r t mehr herauszuholen, als sie auf den ersten Blick zu sagen scheinen. —

Einleitend soll in folgendem zunächst, ohne alle Gewähr einer (hier ganz irrelevanten) Vollständigkeit, festgestellt werden, was ungefähr heute schon über Schwankungen der Arbeitsleistungen und die wichtigsten der bereits bekannten äußeren und inneren Einflüsse, von denen sie bedingt erscheinen, festgestellt ist und was darüber zunächst weiter und w i e es etwa festgestellt werden könnte, um dann erst einige reale Leistungskurven auf die Gründe, die sie bestimmt haben können, und natürlich auch auf die Lücken, die eine solche Untersuchung heute läßt, zu analysieren und m e t h o d i s c h e Schlüsse daraus zu ziehen. Dann

[1]) Auch ein Teil der Auszüge aus den Lohnbüchern und gewisse dafür erforderliche Rechnungen sind mir freundlicherweise von seiten des Betriebes besorgt worden. Ich habe jedoch fast kein nicht selbst nochmals nachgerechnetes Material hier verwendet, da sehr häufig sich die Notwendigkeit einer etwas andersartigen Rechnungs w e i s e herausstellte. Darüber wird in späteren Abschnitten das Erforderliche bemerkt. Diese Zahlen im Text verfolgen u. a. auch den Zweck, zu zeigen, daß auf Grund der r ü c k h a l t l o s e s t e n Einsicht in alle hierher gehörigen Registraturen dennoch eine u n s e r e n Zwecken genügende Art der Verwertung des Materials sehr leicht möglich ist, welche j e d e s Nachrechnen der Selbstkosten des Betriebs durch einen Konkurrenten, der etwa diese Zeilen sehen sollte, vollkommen ausschließt. Da ich selbst nur 14 volle Arbeitstage Zeit auf die Herstellung von Auszügen verwenden konnte, so muß hier mit s e h r kleinem Zahlenmaterial hausgehalten werden. Für bloß i l l u s t r a t i v e Zwecke muß es wohl oder übel genügen, da mich andere Arbeiten hindern, selbst eine Monographie zu schreiben.

soll schließlich versucht werden, in Kürze auch der Frage näher zu treten, die letztlich im Hintergrunde aller dieser Erörterungen steht: welche Chancen der Versuch, auf ererbter Anlage, kulturelles, soziales und berufliches Milieu als Quellen der Leistungsdifferenzen von Arbeiterschaften zurückzugehen, heute haben kann[1]).

7.

Eine wirklich exakte Untersuchung des Verlaufes der Arbeitsleistung innerhalb des einzelnen Arbeits t a g e s ist in all den Industrien prinzipiell möglich (und vielfach in Uebung), welche den Gang ihrer Maschinen durch automatische Meßinstrumente kontrollieren können. Ohne Reibungen und Mißstimmung würden allerdings zuweilen wohl nur die Zeiträume zwischen je zwei P a u s e n im ganzen kontrollierbar sein. Denn wo sie die Macht dazu hätte, würde die Arbeiterschaft das stundenweise Ablesen der Kontrollzahlen während der Arbeit oft als lästige Ueberwachung empfinden und ablehnen. Diejenigen Industrien, welche bei elektrischem Betrieb den Stromverbrauch stundenweise messen können, würden, sofern genügend für die Ausschaltung täuschender und störender Faktoren gesorgt ist, wenigstens das Schwanken der Gesamtleistung aller Arbeiter zusammen während des Tages festzustellen in der Lage sein, ohne daß aber damit ermittelt wäre, welche einzelnen Kategorien der Arbeiterschaft bei diesen Schwankungen die entscheidende Rolle spielen und ob und wie sich etwa auch ihre einzelnen Bestandteile, nach Alter und Provenienz gegliedert, darin u n t e r s c h e i d e n. Die Kontrolle der Leistungsschwankungen an der Hand der Verteilung der Produktablieferungen über den Tag (so in einem von Roth zitierten Walzwerk, auf dessen Lager durchschnittlich in der ersten Hälfte des Arbeitstages 57½, in der zweiten 42½% der Tagesproduktion einzugehen pflegte) oder durch direkte Beobachtung des Ablaufes der Arbeit durch die Meister, oder endlich nach Angabe der Arbeiter selbst sind in dem Maß der Exakt-

[1]) Diese Fragen sind die Themata der gegenwärtig in den Anfängen befindlichen Erhebung des Vereins für Sozialpolitik über »Anpassung und Auslese (Berufswahl und Berufsschicksal) der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie«; ich habe, teilweise im Anschluß an Erörterungen mit meinem Bruder, Prof. A. Weber, der seinerseits dem Komitee des Ausschusses des Vereins den ersten Entwurf von Fragebogen mit einem, die Gesichtspunkte dieser Erhebung skizzierenden, Exposé vorlegte, auch meinerseits eine, auf Veranlassung des Vereins im Manuskript gedruckte, Denkschrift überreicht, aus der verschiedene Gesichtspunkte hierher übernommen sind.

heit natürlich sehr verschiedenwertig [1]). Die allgemein gehaltenen, nicht auf exakt kontrollierte Zahlen gestützten Auskünfte der Betriebsleiter widersprechen sich, auch bezüglich der gleichen Arten von Arbeit und zuweilen sogar in der gleichen Fabrik. Einigermaßen plausibel ist es, wenn einerseits die Bergwerke mit ihrer höchst anstrengenden, auf Inanspruchnahme bestimmter Muskelgruppen beschränkten Arbeit unter sehr ungünstigen Bedingungen, andererseits die Baugeschäfte (starker Alkoholgenuß der Arbeiter während der Tagesarbeit) besonders häufig die ersten Frühstunden der Arbeit als die Zeit höchster Leistung angeben. Pieraccini wollte ganz allgemein den Höhepunkt für körperliche und geistige Leistungen in der 2. und 3. Arbeitsstunde finden. Daß dies für industrielle Arbeit ganz allgemein zutrifft, dürfte unwahrscheinlich sein: es hängt wohl nicht nur von der Schwere der Arbeit selbst ab, sondern auch von der Frage: ob und was der Arbeiter morgens vor der Arbeit zu sich genommen hat: — oft genug verschiebt er jede Nahrungsaufnahme bis zur ersten Pause. Die Regel bildet, und zwar namentlich, wie es scheint, in der maschinellen Fertigfabrikatindustrie das Bestehen zweier Höhepunkte: in der Zeit nach dem Frühkaffee (der Vormittagspause) etwa von 9 oder 10—12 und nach dem Nachmittagskaffee (Vesperpause) etwa 3 oder 4—6. Im allgemeinen erscheint dabei die zweite Hälfte des Vormittags als die absolut beste Zeit (so z. B. auch in der von Roth wiedergegebenen Tagesleistungskurve der Firma Siemens & Halske A.-G., noch entschiedener wird das Gleiche aus der Draht-Industrie berichtet). Die »anregende« Wirkung des Kaffees ist dabei, wenn der Arbeiter nicht gänzlich nüchtern zur Arbeit gegangen ist, wohl lediglich als »auslösendes« Moment für das durch Uebung (vormittags) und Nahrungszufuhr nach vollendeter Verdauung (spätnachmittags) bedingte bessere Funktionieren des psychophysischen Gesamthabitus anzusehen. Die starke Bedeutung des ökonomischen Arbeitsinteresses für die Arbeitsleistung äußert sich speziell in den mehrfach behaupteten erheblichen Unterschieden der Arbeitsleistung in den letzten Arbeitsstunden, je nachdem Akkord- oder Stundenlohn besteht: wenn gesagt wird, daß (Behauptungen aus der Maschinenindustrie) Stundenarbeiter die »Lust« schneller

[1]) So sind in dem mir freundlichst zur Einsicht überlassenen Enquetematerial von A. Levenstein (s. u.) Angaben über den Gang der Ermüdung gemacht, welche jedenfalls nur für die subjektive Müdigkeit (s. o.) gelten können.

verlieren und deshalb stärker »ermüden«, so fragt sich, in welchem Sinn hier der Tatbestand einer »Ermüdung« vorliegt. Manche Ergebnisse der Beobachtungen über die Verteilung der Unfälle über die Stunden des Arbeitstages, welche ein stetiges Ansteigen in jeder der beiden Tageshälften bis zur Mittagspause bzw. bis gegen Abend zeigen [so neuestens die Angabe von Bille-Top [1])], könnten sowohl als Beweis für das stetige Ansteigen der »objektiven Ermüdung« (trotz steigender Leistung), wie als Ausdruck dafür, daß Intensivierung der Arbeit an sich die Unfallgefahr steigert, gedeutet werden. Ob die Behauptung einzelner Konserven- und Lederfabriken, daß die effektive Leistung in den letzten Arbeitsstunden die höchste sei — was bei Akkord an sich wohl möglich wäre —, hinlänglich uninteressiert, und ob sie, wenn ja, durch exakte Beobachtung gestützt ist, scheint nicht ganz sicher. Was vorerst noch ganz fehlt, ist eine, übrigens schon von Roth geforderte, systematische Scheidung der Arbeiter nach der Art der Inanspruchnahme des Organismus und die vergleichende Untersuchung ihrer so gebildeten Kategorien. Ferner aber auch: die, freilich nicht ganz einfach zu machende, jedenfalls längere Beobachtungs-Zeiträume fordernde Scheidung der ethnischen und sozialen Provenienzen, der Alters- und Familienstandskategorien der Arbeiterschaft und deren gesonderte Untersuchung in bezug auf die Tagesleistungskurve.

Fast durchweg, man kann wohl direkt sagen: mit Ausnahme tendenziöser Auskunftgeber, wird heut der Minderwert (in Draht-

[1]) H. Bille-Top, Kopenhagen: Die Verteilung der Unglücksfälle der Arbeiter auf die Wochentage nach Tagesstunden (Zentralbl. f. allg. Gesundheitspflege, 27. Jahrg., 1908, S. 197). Die Angaben sind der Privatpraxis des Verf. entnommen. Die Verteilung der absoluten Zahlen war folgende (1898—1907):

	6—7	7—8	8—9	9—10	10—11	11—12	12—1	1—2
Männer	2	11	12	16	20	34	5	9
Frauen	2	2	3	8	8	6	—	1

	2—3	3—4	4—5	5—6	6—7	7—8	8—9	nachts
Männer	14	26	29	20	7	2	2	7
Frauen	5	8	2	5	3	1	1	1

(Ein Teil der großen Betriebe wird schon um 5 Uhr geschlossen.) Die Zahlen für Männer und Frauen zusammen verteilen sich so: 6—9: 31, 9—12: 92, 12—3: 34, 3—6: 90. Am Sonnabend in den entsprechenden Stunden: 5—16—6—24. (Der Tag nach der Löhnung, an dem also die Steigerung der Unfälle mit zunehmender Leistung rapider als an anderen Tagen zunimmt.) Die Zahlen sind klein, aber nicht wertlos. Der Unterschied zwischen Männern und Frauen ist eine Folge der Alkoholwirkung (s. später).

und Nagelfabriken: 25 %) der Leistung in Ueberstunden, wenigstens dann, wenn diese längere Zeit fortgesetzt werden, zugegeben. Vielfach erscheinen wenige Tage, wohl immer 14 Tage bis 3 Wochen als Maximum der, ohne Beeinträchtigung der Gesamtleistung, durchführbaren Ueberarbeit. Selbstverständlich kommt es darauf an, in welchem Maß die Arbeiterschaft vor den Ueberstunden angestrengt worden ist. Dabei gibt aber die Länge der normalen Arbeits zeit allein keineswegs den Maßstab, da normalerweise, bei herrschender Akkordarbeit — aber, wie ziemlich sicher festzustehen scheint, nicht nur in diesem Fall — die Arbeitsleistung bei kürzerer Arbeitszeit entsprechend intensiver wird als bei längerer. Abgesehen von den oft erörterten und seitdem noch wesentlich vermehrten Erfahrungen, die Brentano s. Z. in seiner bekannten Schrift erörtert hat, berichteten die Arbeitgeber dies freiwillig z. B. auf die Eisnersche Rundfrage für die Lederfabrikation (jetzt 8½ Stunden Nettoarbeitszeit), die Eisengießerei und den Maschinenbau (in 9 Stunden dieselbe Leistung wie früher in 9¾), die Herstellung optischer Instrumente; zugleich wurde aber (Draht- und Nagelfabrikation) die Notwendigkeit schärferer Kontrolle der Werkzeuge (wegen des hastigeren Arbeitens) gegen Arbeitsschluß bei verkürzter Arbeitszeit betont: offenbar Folge der stärkeren Ermüdung durch die intensivere Anspannung. Diese Steigerung der Intensität braucht selbstverständlich keineswegs immer den Effekt zu haben wie in den berühmten Schulbeispielen für die Wirkung der Arbeitsverkürzung (namentlich dem Beispiel der Zeiß-Werkstätten): daß in der kürzeren Arbeitszeit absolut ebenso viel, ja mehr geleistet wird als in der längeren. Aber allerdings ist kürzere Arbeitszeit bei sonst gleichen Verhältnissen, namentlich gleicher Machtlage der Arbeiter und Unternehmer im Verhältnis zueinander, fast stets ein Zeichen für ein gewisses, wenn auch nicht immer entsprechendes Maß von gesteigerter Intensität der Arbeit. Sie bedeutet damit physiologische Mehr-Inanspruchnahme und also: physiologische Mehr er mü dung (wenn man bei den Kraepelinschen Begriffen bleibt) derArbeiter, auf die Arbeitszeit-Einheit (z. B. die Arbeitsstunde) gerechnet. Und es versteht sich, daß mithin die Ueberarbeit bei kürzerer Arbeitszeit keineswegs notwendig leichter erträglich wird als bei langer. Daß mit zunehmender Inanspruchnahme der physischen und psychischen Arbeitsfähigkeit der Arbeiterschaft in so vielen Industrien die

normale Arbeitszeit »ganz von selbst« zurückgegangen ist, d. h. auf Grund der Erfahrungen der Unternehmer über die Unrentabilität der langen Arbeit von ihnen freiwillig, wenn auch sehr zögernd, verkürzt wurde, beruht zum guten Teil auf ähnlichen Gründen. Dazu einige Worte. —

Es hätte keinen Zweck, hier das umfassende Thema der »Arbeitszeit« mit seiner ausgebreiteten Literatur aufzurollen [1]). Die äußerst wichtige Frage: wie sich die einzelnen Industrien in der Wirkung der Arbeitszeitreduktion unterscheiden, bedarf, soviel einzelnes darüber auch gesagt worden ist, doch noch der systematischen Untersuchung an der Hand streng rechnerischer Unterlagen. Namentlich das vielumstrittene Problem, inwieweit die zunehmende Automatisierung des Arbeitsprozesses und die damit verbundene Ausschaltung des Einflusses der Leistung der Arbeiter auf das Maß der Intensität der Motoren- und Maschinenausnützung dem Satz: kurze Arbeitszeit = hohe Arbeitsintensität, Schranken setzt, entbehrt noch einer zugleich streng exakten und streng unbefangenen Erörterung, welche nur als vergleichende Darstellung möglichst vieler in dieser Hinsicht charakteristisch verschiedener Arbeitsmanipulationen fruchtbar sein könnte. Das bisherige Material, soweit es als exakt anzuerkennen ist, bezieht sich fast gänzlich auf Industrien, bei denen ein erheblicher Einfluß der Arbeiter auf das Tempo und die Qualität der Produktion besteht. Die theoretisch originellste, physiologisch und an der Praxis des eigenen Betriebes orientierte Darlegung hatte Abbé in seinen bekannten Vorträgen gegeben [2]): Der Kräfteverbrauch bei der Arbeitsleistung führt, seinen Ursachen zugerechnet, auf drei deutlich zu scheidende Komponenten zurück: er ist teils 1. Funktion des Quantums der zu vollziehenden (gleichartigen) Manipulationen überhaupt, gleichviel in welcher Zeiteinheit sie erfolgen, teils 2. Funktion der Geschwindigkeit der Arbeit, teils endlich 3. entspricht er dem Kraftverbrauch für »Leergang« bei der Maschine, d. h. er ist Folge der rein »passiven« Ermüdung durch die Nötigung des Verharrens in einer ganz bestimmten sitzenden oder stehenden, besonders oft wohl einer gebückt stehenden Stellung, wie sie die betreffende Arbeit als Vor-

[1]) Um so weniger, als der Artikel »Arbeitszeit« (von Herkner) im Handw.-B. d. Staatswiss. einen vortrefflichen Ueberblick gibt.

[2]) Sozialpol. Schr. S. 228 f.

aussetzung ihres Vollzuges erfordert. Daß die Arbeitszeitverkürzung unter allen Umständen diese letztere unproduktive Komponente der Ermüdung einschränkt, ist nach Abbé das entscheidende Geheimnis ihres Erfolges. — Die erste der drei in diesen Ausführungen enthaltenen Behauptungen ist mit der Kraepelinschen Ermüdungslehre gut im Einklang, aber deshalb auch der gleichen Kritik wie diese selbst (s. o.) ausgesetzt. Die dritte, die unbedingt Zutreffendes enthält, bezieht sich in ihrer jetzigen Formulierung durch Abbé wesentlich auf die von den Gewerbehygienikern sog. »statischen« Arbeiten, d. h. solche, die nicht eine wechselnde An- und Entspannung großer Muskelsysteme, sondern eine kontinuierliche gleichmäßige Haltung des ganzen Körpers (vor allem: Gebücktheit, — nicht: Stehen an sich), verbunden mit »dynamischer« Arbeit (= Bewegung) nur einzelner Muskeln fordern: nicht diese dynamisch arbeitenden Muskeln sind es in diesen Fällen, — z. B. bei Bäckern, Schustern, Schlossern, Schmieden, Plätterinnen, vielen Textilarbeitern überhaupt, vor allem beim Kohlenmachen im Liegen, auch bei der Arbeit in den Schleifereien, — welche Ermüdungs- und eventuell Uebermüdungserscheinungen zeigen, sondern die »statisch« beanspruchten: Krampfadern bei stehend Arbeitenden, Kreuzschmerzen beim Schuster, Rückenschmerzen beim Bäcker. (Trotzdem wird aber, wo überhaupt die Wahl freisteht, das stehend Arbeiten meist, weil die Arbeit so »leichter von Hand geht«, vorgezogen). Aber nicht schlechthin alle Arbeit ist in dieser Art »statisch« gebunden und Abbés Formulierung dürfte einer erweiterten mehr psychologischen Formulierung zugänglich und bedürftig sein: es ist gewiß überhaupt, auch bei »statischer« Arbeit, nicht nur die Körperhaltung, sondern teils daneben, teils vornehmlich, die innere psychische oder psychophysische »Eingestelltheit« auf die Arbeit und die mit ihr als deren Kehrseite verbundenen Hemmungen aller Art, welche hier in Rechnung zu stellen wären. Es führt dieser Gesichtspunkt damit wieder in die Nachbarschaft bekannter Fragen der pädagogischen Hygiene: der Frage z. B. wie das passive Zuhören und Stillsitzenmüssen in der Schule bei sehr extensiver Inanspruchnahme der eigenen »Produktivität« des Gehirns, wie es die Massenschule mit sich bringt, eigentlich wirkt u. dgl. Es wird sich für die Schulhygiene kaum behaupten lassen, daß schon abschließende Erfahrungen vorliegen. Und für die industrielle Arbeit ist die Tragweite jenes

Abbéschen Gesichtspunktes, so anerkannt seine Bedeutung an sich ist, für die einzelnen Industrien noch sehr der Ermittlung bedürftig, die aber, wie gesagt, nicht auf die rein physiologische Seite der Sache beschränkt bleiben dürfte und vielleicht stets nur ein sehr relatives Maß von Exaktheit zulassen wird.

Den zweiten Teil seiner Theorie der Arbeitsermüdung endlich: über die Art des Einflusses der Geschwindigkeit des Arbeitstempos, hat Abbé nur ziemlich unbestimmt ausgebaut. Von erheblichem Interesse sind dagegen — gleichviel ob die Formulierungen Abbés in ihren Einzelheiten vor der Fachkritik dauernd bestehen werden, — seine daran geknüpften Ausführungen über die »automatische Anpassung« der Arbeit [1]), denen zahlreiche anderweite Erfahrungen entsprechen. In weitgehender Unabhängigkeit vom Wissen und Wollen der Arbeiter vollzieht sich darnach der Kräfteausgleich zwischen Leistung und Erholung derart, daß, bei gegebener Arbeitszeit, die Intensität der Arbeit einen dem Maß der dabei erzielten Erholung entsprechenden Grad erreicht. In der Tat hat man nicht selten den Eindruck, daß das Maß der Arbeitsleistung pro Arbeitsstunde, wenigstens bei bestehendem Akkordlohn, in ziemlicher Stetigkeit um ein jeweiliges Optimum herumpendelt, welches hinter der jeweiligen maximalen Leistungsfähigkeit des »psychophysischen Apparates« einer konkreten Arbeiterschaft um einen Bruchteil zurückbleibt, der, ohne, selbstverständlich, eine konstante Größe darzustellen, doch in größeren Durchschnitten nicht allzu stark schwankt, sondern sich lediglich durch Uebungseinflüsse, soweit und solange solche wirksam sein können, langsam erhöht. Sehr starke Anspannungen der Arbeiterschaft an einem Tage, in einer Woche, in einem Monat, scheinen — wir kommen darauf später zurück — fast stets von einem Kollaps der Leistung in einer meist etwas kürzeren, folgenden Zeitperiode (Tag, Woche, Monat) abgelöst zu werden. Erst nach dem Schwinden dieser Erschlaffung pflegt sich der Uebungsfortschritt zu zeigen. Und ebenso scheint andererseits bei absichtlicher Einschränkung der Arbeitsleistung seitens der Arbeiter (»Bremsen«) — wovon ebenfalls noch zu reden sein wird — die effektive Tagesleistung zwar längere Zeit herabgesetzt, aber dennoch der Uebungsfortschritt nicht ganz gehemmt zu werden: denn nicht nur pflegt, wenn, so oder so, der Anlaß zum »Bremsen« fortgefallen ist, eine

[1]) S. 233 a. a. O.

erhebliche Steigerung der Leistung gegenüber der Zeit vor dem »Bremsen« sich zu zeigen (was ja schon als direkte Folge von »Erholung« erklärlich wäre), sondern auch w ä h r e n d des »gebremsten«, gemächlicheren, Arbeitens selbst pflegt ein Fortschritt der Leistung, langsamer allerdings als bei ungebremstem Drauflosarbeiten, stattzufinden. Daß im Endeffekt allerdings der Uebungsfortschritt bei »gebremstem« Arbeiten g e r i n g e r ist als bei scharfer Anspannung, ist zwar nicht strikt erwiesen, mir aber in hohem Grade wahrscheinlich. Die Erfahrungen im Zeißwerk beim Uebergang zum Achtstundentag, wo die Arbeiter anfänglich mit aller Macht »gerannt« waren, um die nötige Intensivierung zu erzwingen, dann erschlafften und, nach i h r e r Meinung, im früheren gemächlichen Tempo fortarbeiteten, dabei aber faktisch dennoch um m e h r als $^1/_9$ intensiver arbeiteten, als früher, ist bezeichnend genug, und ich bin n i c h t überzeugt, daß hier a l l e i n die Abkürzung der von Abbé als »Leergang« bezeichneten »statischen« Energieausgaben, welche durch die kontinuierlich gekrümmte Körperhaltung bedingt sind, und die Verlängerung der Erholungszeit verantwortlich sind. Es können sehr gut auch spezifische »Uebungs«einflüsse i n f o l g e des zeitweiligen »krampfhaften« Arbeitens mitspielen. Soviel ich an Arbeitskurven von Webern, die ich tageweise, wochenweise und monateweise durchrechnete, sehen konnte, pflegt das »Einarbeiten« in eine neue Sorte bei Akkordarbeit und leistungsfähigen und -willigen Arbeitern fast stets in einem scharfen Anlauf, auf den eine Erschlaffung folgt, der erneute Anläufe und Erschlaffungen sich anschließen, zu geschehen. Unter stetigem Schwanken wird von den Arbeitern so ein allmählich steigendes Durchschnitts-Niveau der Leistung erreicht. Wir werden dies Auf und Ab der Leistungen später näher zu beobachten haben und dann auch sehen, daß, wie es scheint, Arbeiter, welche in der Möglichkeit dieser Art der s t o ß weisen Willensanspannung und des »flotten« Arbeitens — z. B. durch immer erneute Zuteilung schlechter Ketten — u n t e r b r o c h e n werden, trotz notorischer Gewissenhaftigkeit a b nehmende Rentabilität zeigen.

Doch davon später. Wir sind mit diesen etwas vorgreifenden Erörterungen bereits bei der Frage angelangt, ob und wie sich etwa die Arbeitsleistung z w i s c h e n den Arbeitstagen und weiterhin zwischen längeren Arbeitsperioden überhaupt verschiebt.

8.

Es ist zunächst zu konstatieren, daß die Schwankungen der Arbeitsleistung der einzelnen Arbeiter bei kontinuierlicher Arbeit gleicher Art von einem T a g e zum andern, wenigstens in manchen Industrien ganz erhebliche und weit größere sind, als man dies a priori für wahrscheinlich halten würde. Nehmen wir beispielsweise einige mit Hilfe automatischer Maßvorrichtungen festgestellte Leistungen von Webern [1]), die sich jedesmal auf den gleichen Webstuhl, die gleiche Sorte und die gleiche Kette beziehen, so finden wir, die jedesmalige Durchschnittsleistung = 100 gesetzt, bei einem Arbeiter folgende Leistungen in aufeinander folgenden Arbeitstagen (5. Juni bis 11. Juli 08):

88,4. 86,7. — (Pfingsten) — 96,0. 116,4. 115,4. 99,5. 109,5. — 100,8. 108,3. 114,6. 106,4. 97,5. 103,2. — 113,1. 89,4. 89,4. 76,7. 109,1. 99,3. — 91,1. 97,4. 105,4. 96,9. 103,2. 99,8. — 84,8. 84,8. 93,7. 106,4. 87,3. (Die Wochen sind durch Gedankenstriche getrennt.)

Die Differenz zwischen höchster und niedrigster Tagesleistung innerhalb dieser fünfwöchigen Periode beträgt 39,7% der Durchschnittsleistung, die Maximalleistung steht also um 51,7% der Mindestleistung über dieser. Gleichheit der Leistung in zwei aufeinander folgenden Tagen kommt zweimal vor, im übrigen aber zeigen sich gerade zwischen benachbarten Tagen sehr erhebliche Schwankungen, die höchste beträgt (109,1—76,7 =) 32,4% der Durchschnittsleistung oder 42,2% der niedrigen der beiden aufeinander folgenden Leistungen, der D u r c h s c h n i t t aller Schwankungen von einem Tag zum andern beträgt 8¾% oder rund $^1/_{12}$ der Durchschnittsleistung. Inwieweit der für die Leinenweberei sehr wichtige Feuchtigkeitsgehalt der Luft dabei mitspielt, zeigt z. B. der Hygrometerstand einer Woche, verglichen mit den Arbeitsleistungen:

Hygrometerstand (Soll-normale = 80)	76	77	70	64	75	76
Arbeitsleistung in % des Durchschnitts:	113,1	89,4	89,4	76,7	109,1	99,3

[1]) Der betreffende (westfälische) Betrieb liegt eine Kleinbahnstunde von einer großen Industriestadt in einem stadtartigen Flecken. — Bei diesen, wie bei den gleich weiter folgenden Rechnungen mußten natürlich Wochen, die durch Feiertage unterbrochen waren, ebenso Tage, deren Leistung offenbar durch ein, von dem n o r m a l e n Ablauf des Arbeitsprozesses und vom Willen des Arbeiters unabhängiges Ereignis (z. B. einen »Schützenschlag«, der Hunderte von Faden zerreißen und die Leistung unter Umständen für fast 2 Tage bis an den Nullpunkt drücken kann), ausgeschieden werden.

Der Tiefpunkt der Leistung fällt also allerdings auf den Tag mit (infolge der trockenen Hitze der Außenluft) abnorm ungenügend gelungener Wassersättigung der Werkstattluft, ein der beiden nächstniedrigeren auf den zweitungünstigsten Tag, auch steht die ganze, hygrometrisch ziemlich ungünstig klassifizierte Woche im Durchschnitt um 2,4% unter der Durchschnittsleistung des Arbeiters. Im übrigen aber sind die Schwankungen davon nicht bedingt. — Die hier beobachteten Schwankungen sind keineswegs abnorm hohe. Es kommen weit stärkere vor. Ein anderer Arbeiter, der die gleiche Sorte zur gleichen Zeit (10. Juni bis 9. Juli) auf einem 8,4% schneller laufenden Stuhl und neben einer anderen, auf einem zweiten Stuhl laufenden Sorte machte, hatte, in Prozenten seines (naturgemäß gegenüber der einstühligen Arbeit merklich niedrigeren [3]) Durchschnittes, folgende Tagesleistungen:

95,6. 104,4. 88,5. 117,1. — 103,3. 99,6. 108,3. 85,2. 98,8. 92,1. — 91,6. 110,9. 78,0. 77,8. 93,3. 95,5. — 97,8. 110,8. 110,5. 100,0. 80,1. 121,7. — 96,5. 105,0. 137,5.

Der Unterschied zwischen höchster und niedrigster Leistung beträgt hier (137,5—77,8) = 59,7% der Durchschnittsleistung und 76,7% der niedrigsten Tagesleistung, der höchste Unterschied zwischen den Leistungen zweier aufeinander direkt folgenden Tage beträgt (121,7—80,1) = 41,6% der Durchschnittsleistung und 50,2% der niedrigeren der beiden Tagesleistungen, der Durchschnitt aller Unterschiede zwischen je zwei direkt aufeinander folgenden Tagen beträgt 14,0% oder fast ein Siebentel der Durchschnittsleistung. Nehmen wir die gleiche, in der Wirkung durchschnittlich recht ungünstige Woche zur Prüfung des Einflusses der Luftfeuchtigkeitsverhältnisse, so ergibt sich:

Hygrometerstand (voll-normaler = 80)	76	77	70	64	75	76
	91,7	110,9	78,0	77,8	93,3	95,5

Mithin trifft auch hier die niedrigste aller registrierten Tagesleistungen auf den gleichen Tag, wie im vorigen Fall, die zweitniedrigste auf den nächstungünstigeren, und die Woche als Ganzes steht mit 7,2% Minderleistung gegenüber dem Durchschnitt bei diesem Arbeiter noch ungünstiger da, als bei dem andern (darüber später); aber die übrigen 5 Wochentage außer den erwähnten erscheinen in dem Maß ihrer Schwankungen nicht durch jene Wassersättigungsverhältnisse bedingt.

[3]) Darüber später.

Bei den übrigen, von mir durchgerechneten Arbeitsleistungen beträgt der Durchschnitt aller Schwankungen zwischen zwei unmittelbar aufeinander folgenden Tagen zwischen 6,83 und 20,9%, es kommen dabei Maximalschwankungen zwischen zwei Tagen bis fast 100% der niedrigeren von beiden Leistungen vor, wobei außergewöhnliche, durch Maschinendefekte oder »Schützenschläge« herbeigeführte Störungen natürlich außer Betracht gelassen sind.

Ueber die Gründe dieser starken Schwankungen der Arbeitsleistungen von Tag zu Tag wird späterhin zu sprechen sein. Hier sollte nur die Tatsache festgestellt werden. Nur das sei schon hier bemerkt, daß aus Gründen, die im Rohmaterial liegen, die tägliche Leistung des Leinewebers erheblicheren, von seinem Willen und seiner Tagesdisposition zur Arbeit unabhängigen Schwankungen ausgesetzt ist, als bei anderen Industrien; die Zahl der Fadenbrüche, welche die Tagesleistung in höchst entscheidender Weise beeinflußt, hängt durchaus nicht nur von Bedingungen der Werkstattluft, sondern vor allem von der Qualität des Garns und der Sorgfalt, mit der die Kette geschlichtet worden ist, ab, und ihre Zahl *verteilt* sich naturgemäß auch um so unregelmäßiger auf die einzelnen Tage, je ungleichmäßiger und deshalb ungünstiger es in beiden Hinsichten um das Rohmaterial bestellt ist. Andrerseits ist das Tempo der Arbeit in immerhin erheblichem Maße nicht von der Eigenart, sondern auch vom Willen des Arbeiters abhängig, der den Webstuhl abgestellt lassen kann, um an einem Fadenbruch, oder an einer Verwirrung der Kettfäden zu bessern, so langsam er will und zu seiner Erholung braucht. Es gibt zahlreiche Industrien, bei denen dies in ebensolchem oder höherem Maße der Fall ist, andere wieder, bei denen er — immer die gleiche Intensität und Wirksamkeit der Kontrolle durch die »Meister« vorausgesetzt — darin ungünstiger steht, und es wäre sehr der Mühe wert, die einzelnen Industrien bzw. Arbeiterkategorien einmal sorgsam *darnach zu klassifizieren*, wie streng in *diesem* hier jetzt gebrauchten Sinne des Wortes der Arbeiter wirklich »an die Maschine gekettet« ist.

Hier fragen wir vorerst nur, ob sich die schwankende Höhe der Tagesleistungen vielleicht zu den einzelnen *Wochen*tagen in Beziehung setzen läßt. In den obigen beiden Beispielen wird man davon wohl keine Spur entdecken: die Tagesleistungen scheinen

ohne alle und jede Rücksicht auf die Lage des Tages in der Woche auf- und abzuspringen. Allein vielleicht ergibt sich ein anderes Bild bei Zusammenfassung der Leistungen größerer Gruppen von Arbeitern. Erinnern wir uns zunächst, was bisher über dies Thema gesagt worden ist.

Für die Schwankungen der Arbeitsleistung innerhalb der Woche geht die wohl einstimmige Ansicht der Betriebsleiter dahin, daß der schlechteste Arbeitstag der Montag sei: Folge der Sonntags-Gewohnheiten der deutschen Bevölkerung im Gegensatz zu dem, aus diesem Grunde für die Leistungsfähigkeit der Arbeiter nicht unwichtigen englischen Sonntag, welcher, in Verbindung mit dem freien Samstagnachmittag, den Trunk auf diesen letzteren schiebt und seinerseits der Ueberwindung der Folgen des Trunkes dient [1]). Die Leistung scheint Montags besonders stark gedrückt zu sein einerseits bei Arbeiten, welche relativ viel Intelligenz erfordern, andererseits bei sehr monotonen Arbeiten. Der letztere Punkt könnte, falls er sich bei exakten Messungen bestätigen sollte, für die Arbeitspsychologie von Bedeutung sein. Die Ansichten über die Arbeitsleistung des Sonnabends gehen auseinander. Man findet sowohl die Meinung, daß dieser Tag oder auch: daß die beiden letzten Wochentage abnehmende Leistung zeigten, wie die andere, daß bei Akkordarbeit die Arbeit am intensivsten am Schluß der Arbeitswoche sei. Exakte Feststellungen darüber und über die anderen Wochentage fehlen bisher. Das quantitativ recht bescheidene, nur etwas über hundert (statt — sagen wir — 10 000) Arbeitswochen umfassende, Material von (in dem schon erwähnten Betrieb) exakt gemessenen Tagesleistungen, welches ich daraufhin durchgerechnet habe, zeigt für eine Anzahl männlicher Weber folgendes Bild: Setzt man die Durchschnittsleistung desjenigen Wochentages, auf dem das Maximum liegt, = 100, so ist dieser Tag der Mittwoch, und es gruppieren sich um ihn die übrigen Wochentage wie folgt:

Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend
93,61	96,45	100	96,79	98,64	99,54

[1]) In welchem Grade etwa dadurch die Montagsleistung der englischen Arbeiterschaft höher, und ob sie so viel höher ist, daß der freie Sonnabend-Nachmittag dadurch mehr als wettgemacht wird, könnte nur eine exakte Untersuchung zeigen. — Selbstverständlich bedeutete auch die Abschaffung der zahlreichen katholischen Feiertage für die Arbeitsleistung mehr als nur die Hinzugewinnung dieser Tage selbst als Arbeitstage.

Die Woche würde also eine stärker (Montag—Mittwoch) und eine schwächer (Donnerstag—Sonnabend) ansteigende Leistungskurve aufweisen, getrennt durch eine Senkung zwischen Mittwoch und Donnerstag. Zählt man nun ferner in denjenigen Wochen, in welchen ein einzelner Wochentag sich hinlänglich deutlich durch ein Maximum der Leistung von den andern Tagen unterscheidet, diese Maximaltage aus, so zeigt sich, daß dieses Wochenmaximum, welches, bei gleichmäßiger Verteilung, für jeden Wochentag 16,6% der Fälle ergeben müßte, liegt am:

	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend
in % der Fälle:	10,9	14,1	29,3	15,2	14,1	16,4

Zählt man schließlich (für die gleichen Arbeiter) die einzelnen Tage auf die Häufigkeit des Vorkommens einer Vermehrung oder Verminderung der Leistung gegenüber dem vorangegangenen Arbeitstage durch, so ergibt sich für diejenigen Fälle, in denen überhaupt eine hinlänglich deutliche Abweichung sich zeigt, folgendes Bild: Es nahm die Leistung zu (+) bzw. ab (—) in Prozenten der berücksichtigten Fälle am:

Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend
+ 42,3	+ 66,6	+ 68,0	+ 38,8	+ 56,3	+ 48,8
— 57,7	— 33,3	— 32,0	— 62,2	— 43,7	— 51,2

Unter diesen (stark ländlich beeinflußten) Bedingungen zeigt also der Montag, der auch mit ca. 11% der Arbeitsmaxima einsetzt, gegenüber dem Sonnabend immerhin in mehr als $^2/_5$ der Fälle eine Zunahme und steht also wenigstens in dieser Hinsicht günstiger da als der Donnerstag gegenüber dem Mittwoch. Die eminent günstige Stellung des Mittwochs als Arbeitstag tritt bei der Zählung der Leistungszunahme ebenso wie bei der Zählung der Maxima hervor. Ebenso ist, gemessen an der Relation von Leistungszunahme und Leistungsabnahme, der Dienstag günstig und zwar in höherem Grade, als dies zur Ausgleichung der Unterbilanz des Montags gegenüber der Leistung am vorhergehenden Sonnabend erforderlich wäre. Jedoch ist die Zunahme von Dienstag zu Mittwoch noch häufiger als diejenige von Montag zu Dienstag. Donnerstag erscheint auch dabei als ein Tag, an welchem die Arbeitsleistung in der Mehrzahl der Fälle eine Neigung zum Erschlaffen zeigt; der Verlust drückt jedoch, wie dies auch in der Zählung der Maxima hervortritt, diesen Tag nicht ganz auf das Niveau des Dienstag zurück. Freitag und Sonnabend endlich verhalten sich bei der Zählung der Wochen-

Maxima anders als bei der Zählung der Leistungszunahmen gegenüber dem vorhergehenden Tage und wiederum anders bei der Ermittlung der Leistungsprozente der einzelnen Tage. Freitag zeigt eine geringere Zahl von Maxima, als sowohl Donnerstag und namentlich Sonnabend, der darin alle Wochentage, außer Mittwoch, übertrifft. Freitag zeigt eine stärkere Durchschnittshöhe der Leistung als Donnerstag, dagegen eine geringere als Sonnabend, der auch darin dem Mittwoch am nächsten steht. Dagegen ist die Häufigkeit der Zunahme der Leistung gegenüber dem Vortage bei ihm größer nicht nur als bei Donnerstag (der ja auf das Wochenmaximum folgt), sondern auch als der Sonnabend, der ein Ueberwiegen der Abnahme zeigt. Das enthält keinen Widerspruch in sich: es drückt sich darin vielmehr aus: daß die kürzere Webe zeit des Sonnabends, an welchem die letzten ($1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{4}$) Stunden für Instandhaltungsarbeiten verwendet werden [1]), von derjenigen Minderheit der Arbeiter, welche auf Grund des im Betriebe bestehenden Lohnsystems (Akkordlohn mit garantiertem Mindestverdienst und Prämienzuschlägen für höhere Leistungen) hohen Verdienst suchen, besonders häufig intensiv ausgenützt wird, während bei der Mehrheit bereits — im Bewußtsein des garantierten Lohnminimums — ein gewisser Grad von Feiertagsstimmung zu herrschen begonnen hat. Nun leiden diese Zahlen, mit denen hier gearbeitet wird, noch an einer erheblichen Unvollkommenheit: sie enthalten in mehr als der Hälfte der Fälle Messungen an Webstühlen, bei denen der bedienende Weber gleichzeitig noch einen zweiten Webstuhl (mit eventuell ganz heterogenen Sorten) zu bedienen hatte. Wie sich dies in den Leistungen ausdrückt, davon wird später die Rede sein. Hier sondern wir zur Probe noch diejenigen Fälle aus, bei denen Messungen einstühliger Arbeit, wobei also die ganze Arbeitskraft sich auf den einen Webstuhl konzentriert, vorliegen. Für diese Fälle nun stellt sich die Leistung der Wochentage, den Tag der Höchstleistung zu 100 gesetzt, durchschnittlich wie folgt:

Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend
92,69	95,61	100	96,91	99,67	99,18

[1]) Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die Tagesleistungen unter Berücksichtigung dieser schwankenden Stundenzahl der Arbeit an den einzelnen Tagen berechnet sind, also auf den täglichen durchschnittlichen Stundenleistungen effektiven Webens ruhen.

Die Maximalleistung liegt also auch hier auf dem Mittwoch, ebenso findet sich die ausgesprochene Senkung zum Donnerstag, dagegen stehen hier Freitag und Samstag dem Mittwoch näher und zeigt Samstag einen Abschlag gegen Freitag statt einer Zunahme. Daß bei zweistühligem Weben der Samstag günstigere Verhältnisse zeigt im Zusammenhalt mit der relativ hohen Zahl der Wochenmaxima, die er (s. o.) aufweist, würde, wären die Zahlen nicht zu klein, aus gewissen später zu erörternden besonderen Bedingungen, die das zweistühlige Weben schafft, vielleicht erklärlich sein. Daß der Montag so viel niedriger einsetzt als im Gesamtdurchschnitt, erklärt sich aus gleich zu erwähnenden Verschiedenheiten der Zusammensetzung der jedesmal in Betracht kommenden Arbeiterschaft. — Die Verhältnisse der Leistungshöhe, Leistungszunahme bzw. -abnahme und der Leistungsmaxima von Dienstag zu Mittwoch, Mittwoch zu Donnerstag, Donnerstag zu Freitag könnten recht wohl vorwiegend durch psychophysische (Uebungs-, Ermüdungs-, Erholungs-) Bedingungen bestimmt sein; doch bedürfte es natürlich u n g l e i c h umfassenderen Materials, um derartiges auch nur als provisorische Hypothese aufzustellen. In der von w e i b l i c h e n Arbeitern (jungen Mädchen) bedienten Säumerei des gleichen Betriebes sollen nach Angabe des Betriebsleiters die Verhältnisse bezüglich der Wochentagsleistungen so liegen, daß die Leistungen bis Mittwoch und teilweise Donnerstag steigen, dann sinken. Ich habe in denjenigen Kontobüchern, die ich einsah, diesen Eindruck bestätigt gefunden, ohne daß ich jedoch das Zahlenmaterial durchgerechnet hätte. Welches Maß individueller Differenzen ferner hinter obigen Durchschnittszahlen steckt, zeigt sich z. B. beim Vergleich folgender 7 Arbeiter (a—g) in bezug auf die Wochentage, an denen ihre markantesten Arbeitsmaxima [1]) lagen. Diese fielen auf:

bei	Montag Male	Dienst. Male	Mittw. Male	Donnerst. Male	Freitag Male	Sonnab. Male	a) Arbeits- wochen	b) Gezählte Maxima
a)	2	3	7	3	6	3	35	24
b)	3	0	7	4	2	5	27	21
c)	4	3	5	3	3	3	27	21
d)	0	1	3	1	0	0	17	5
e)	1	4	2	2	2	2	13	13
f)	0	1	2	0	0	1	5	4
g)	0	1	1	1	0	4	8	7

[1]) Es sind (wie oben) nur diejenigen Maxima in Betracht gezogen, welche die n ä c h s t höchste Leistung um mindestens 3% überragten.

Ebenso mögen hier für die drei Arbeiter (a—c), bei denen hinlänglich viele Arbeitswochen gezählt sind, um wenigstens die allergrößten Zufälligkeiten auszuschließen, die Schwankungen der durchschnittlichen Leistung an den Wochentagen wiedergegeben werden (das Maximum wieder = 100 gesetzt):

	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend
a)	92,3	96,4	100	97,0	98,4	99,2
b)	90,8	93,3	98,3	95,6	100	96,5
c)	97,2	96,5	100	92,4	89,7	94,7

Alle drei Arbeiter sind landgebürtig, c aber — im Gegensatz zu a und b, welche Brüder sind, — landsässig und überdies der älteste der 7 Arbeiter (40 Jahre), worauf wohl (infolge der hygienisch zweckmäßigen Verwendung des Sonntags) das wesentlich höhere Einsetzen seiner Montagsleistung zurückzuführen ist. (Der ebenfalls landsässige Arbeiter e setzt Montags gleichfalls ziemlich hoch ein, erreicht sein Maximum statt am Mittwoch schon am Dienstag und dann, nach starker Senkung, erneut am Freitag.) Von der früher vorgeführten Verteilung der beträchtlichsten Maxima über die Wochentage weichen die Arbeiter a, b und c (ebenso e) auch hier hauptsächlich bezüglich des Freitags und Samstags ab aus den schon erörterten Gründen. Im übrigen gelten a und b als tüchtige und kräftige, aber langsame, f und g (beide stadtsässig und -gebürtig) als sehr geschickte, etwas unstetere, c und d als nur mittelmäßig kräftige und relativ wenig geschickte, e endlich als ein besonders gewissenhafter und gleichmäßiger, wenn auch nicht sehr schneller Arbeiter [1]); b, f, g waren Gewerkschaftler.

Im übrigen soll die persönliche Eigenart der Arbeiter in ihrem Einfluß auf die Wochenkurve natürlich nicht verfolgt werden.

[1]) Des Vergleiches halber sei schließlich noch die Wochenkurve einer der tüchtigsten Arbeiterinnen, welche der gleiche Betrieb je gehabt hat (und welche, zweistühlig, an demselben Stuhl und der gleichen Sorte arbeitete, wie, zeitweise, der Arbeiter d), hergesetzt:

Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend
91,4	96,2	100	95,4	99,6	95,6

Wesentliche Unterschiede gegenüber der typischen Wochenkurve der männlichen einstühligen Arbeiter bestehen ersichtlich nicht; der Montag setzt eher noch tiefer ein als bei diesen, was doch darauf schließen läßt, daß nicht n u r der Alkohol bei den Mindestleistungen dieses Tages im Spiele ist: das durch Heirat abgegangene Mädchen war zur Zeit der obigen Arbeitsleistungen bereits verlobt und der Einfluß des Sonntags dürfte also auch bei ihr nicht gerade als eine »Erholung« ins Gewicht gefallen sein. Wir werden dem Einfluß erotischer Strapazen noch weiterhin begegnen und ihn auch an dem Beispiel dieser Arbeiterin erläutern.

Denn individuelle Differenzen an so winzigen Zahlen illustrieren zu wollen, könnte allenfalls im Zusammenhalt mit allen anderen Eigenarten des Verhaltens der betreffenden Arbeiter bei der Arbeit (worüber später einiges) einen gewissen Sinn haben, natürlich auch dann nur für die Verhältnisse dieses Betriebes und nur bei größter Vorsicht.

Die vorstehenden Notizen können daher auch unmöglich schon die Existenz einer in irgendeinem Sinne »typischen« Wochenleistungskurve beweisen wollen, die ja vielleicht für jede Industrie (je nach der Art der Arbeitsanspannung), ferner für Stadt und Land (Art und Maß der Sonntagsvergnügungen und des Alkoholverbrauches), endlich geographisch und ethnisch stark abweichenden Bedingungen unterliegt. Hier soll nur die Möglichkeit und Nützlichkeit solcher Rechnungen überhaupt illustriert werden. — Bei Industrien mit elektrischem Antrieb kann die Schwankung der Gesamtleistung natürlich mit Leichtigkeit durch das Schwanken des Stromverbrauchs nach Wochentagen gemessen werden. Daß die Verwertung dieses Maßstabes die genaue Berücksichtigung der jeweiligen Art der Beschäftigung und zahlreicher anderer betriebstechnischer Momente erfordert, versteht sich. Und jedenfalls sollte das Eindringen in die vielleicht ziemlich verschiedenen Arten des Sachverhaltens der einzelnen Arbeiterkategorien, nach Art der Beschäftigung und nach Provenienz, wenn irgend möglich, versucht werden, jedenfalls dann, wenn die Arbeiterschaft in diesen Hinsichten starke Gegensätze in sich schließt. Denn die Möglichkeit, daß in der Art der Gestaltung der Wochenleistungskurve sich typische Differenzen äußern [1]), ist wenigstens a priori nicht auszuschließen.

---

[1]) Es sei hier nur noch auf die von Bille-Top a. a. O. mitgeteilten Zahlen über die Unfallverteilung über die Wochentage in Kopenhagen (aus seiner Privatpraxis) aufmerksam gemacht (1898—1907):

	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend
Männer:	50	46	34	34	33	43
Frauen:	4	10	12	10	9	13

Die Sonnabendzahl ist Folge des Alkohols (Freitag ist Löhnungstag), das verschiedene Verhalten von Männern und Frauen in den ersten Wochentagen ebenfalls Folge der größeren gesundheitlichen Strapazen des Mannes gegenüber der Frau. — Ich unterlasse es des Raumes halber, meinerseits auf die offiziellen statistischen Feststellungen (Unfallstatistiken) einzugehen, deren Bedeutung für die Frage der »Uebermüdung« ja wiederholt diskutiert worden ist.

9.

Ueber die Schwankungen der Leistungen je nach den Jahreszeiten liegen mancherlei Behauptungen, aber kaum irgendwelches exakte Material vor. Die allgemeine Tatsache, daß in Betrieben mit starker Hitzeentwicklung (speziell in der Eisengießindustrie, Glasbläserei usw.) die Sommerleistung ebenso zurücksteht, wie dies in der Textil-, namentlich der Leinentextilindustrie bei Trockenheit, insbesondere also — da dann die richtige Temperierung und Wassersättigung der Binnenluft am schwierigsten ist — bei trockener Hitze im Sommer der Fall ist, steht fest. Die Ansicht, daß in gut geheizten und ventilierten Fabrikräumen im Winter überhaupt weit besser gearbeitet werde als im Sommer, ist darüber hinaus auch bei Fabriken sehr vieler Branchen, bei welchen nicht — wie in der Textilindustrie — direkte Einflüsse auf das Rohmaterial mitspielen, verbreitet und dürfte oft, aber keineswegs immer zutreffen. Z. B. in Gewerben, bei denen die Leistung des Auges eine starke Rolle spielt, drückt in den dunklen Monaten die künstliche Beleuchtung nicht selten auf den Effekt (so in der Stahlfederindustrie, wo teilweise aus diesem Grunde der Achtstundentag eingeführt wurde). Die Verhältnisse bedürften auch hierin für jede einzelne Industrie gesonderter Betrachtung.

Sehr sorgfältig müßte aber bei dem Versuch einer Feststellung von Schwankungen zwischen den einzelnen Jahreszeiten und Monaten, überhaupt zwischen größeren Zeiträumen, die Wirkung der allgemeinen geschäftlichen Konjunkturen und des davon abhängigen Beschäftigungsgrades der Betriebe beachtet werden, die eine Beobachtung des Einflusses der Jahreszeit, rein als solcher, auf die Arbeitsleistung sehr erschweren, da ihre Konjunkturschwankungen stets sich auch in Schwankungen des Maßes der Ausnützung der Arbeitskräfte äußern. Teils direkt so, daß der Betrieb »bremst«, d. h. das Höchstquantum der fertigzustellenden Produkte »kontingentiert«. Dies geschieht, wenn die Einschränkung der Arbeitszeit in Depressionszeiten nicht die erwünschte Verringerung der Produktion herbeiführt, sondern — wie dies in zahlreichen mir bekannten Fällen geschah — durch gesteigerte Intensität der Arbeit von der (im Akkord beschäftigten) Arbeiterschaft wettgemacht wird, während gleichzeitig die Qualität der Arbeit infolge des zu hastigen Arbeitens sinkt. Teils

wirkt die Konjunkturschwankung indirekt: bei schlechter Konjunktur, wo jeder Abnehmer ein weiteres Sinken der Preise erwartet, pflegen die Aufträge im Durchschnitt einerseits weit kleinere Posten zu umfassen, andererseits erst im letzen Moment dringlichsten Bedarfs, also: mit kürzerer Lieferungsfrist, gegeben zu werden: — so in typischer Weise in der Textilindustrie, — und andererseits pflegen in solchen Zeiten die Betriebe auch Aufträge, die sonst außerhalb ihres regulären Tätigkeitskreises liegen, zu übernehmen — so z. B. in großen Teilen der Maschinenindustrie, bei der jede Depression die Tendenz hat, die Spezialisierung herabzudrücken. Wo ferner die Fabriken direkt mit den Detaillisten verkehren und daher — weil der einzelne Detaillist naturgemäß sein ganzes Sortiment möglichst von einem oder wenigen Lieferanten zu beziehen verlangt, um seine Korrespondenz und Kalkulation zu vereinfachen — zu größerer Vielseitigkeit ihrer Produktion genötigt sind, als beim Verkehr mit dem Engrossortimenter, dessen Dazwischentreten ja (so in England) der einzelnen Fabrik es erst ermöglicht, sich auf die Herstellung einer Spezialität zu beschränken, — da steigert sich die Buntscheckigkeit der Produktion in Krisenzeiten, mindestens relativ zur Größe der Aufträge, noch weiter. M. a. W.: die Depressionen wirken in all diesen Fällen einerseits im Sinn der Rückbildung zu geringerer Spezialisierung, andererseits erzeugen sie unstete und dabei hastige Arbeit. Sie drücken so teils auf die Quantität (durch häufigen Wechsel der Beschäftigungsart der einzelnen Arbeiter), teils auf die Qualität der Arbeitsleistungen und also auch: der Akkordverdienste. Auf der anderen Seite ist in zahlreichen Fertigfabrikat-Industrien der Arbeiter in der Möglichkeit, seine Leistungen und Verdienstchancen zu verbessern, an gleichmäßige und gute Qualität des von ihm verarbeiteten Rohmaterials bzw. Halbfabrikats gebunden. Im Falle von Hochkonjunkturen aber, wo z. B. die Spinnereien sich vor Aufträgen seitens der Webereien nicht zu lassen wissen und in der Lage sind, die Bedingungen, unter denen sie Garn hergeben, zu diktieren, zwingen sie den letzteren — und ebenso jeder im Produktionsprozeß vorangehende Produzent den nachfolgenden — die Abnahme von Ware auf, die in normalen Zeiten nie abgenommen werden würde. Die Konsequenz davon — so beispielsweise in ganz typischer Weise die Garnqualitätsverschlechterung — fällt, vereint mit der hastigen Arbeit der Hochkonjunktur, wiederum zum erheblichen Teil

auch auf die Leistung (und damit: den Akkordverdienst) der Arbeiter der weiterverarbeitenden Industrie zurück. Dies bildet in Hochkonjunkturen einen wirksamen Streikanreiz und später, in den ersten Zeiten der Depression, wo das in der Hochkonjunktur notgedrungen abgenommene schlechte Material verarbeitet werden muß, den Grund von weiteren Minderverdiensten. Die beliebte Vorstellung, daß »der Unternehmer das Risiko des Betriebes trage«, ist auch im streng ökonomischen Sinne durchaus unrichtig: nicht nur macht sein Konkurs auch die Arbeiter brotlos, sondern jeder Fehler, den er bei der Beschaffung der Arbeitsmaschinen und Rohmaterialien begeht, fällt in seinen Konsequenzen ebenso auch auf die Arbeiter zurück, wie die Art und das mehr oder minder gute Funktionieren des Absatzapparates. Alle diese mit hineinspielenden Momente erschweren die Feststellung, inwieweit zwischen längeren Zeiträumen sich, sei es klimatisch, sei es physiologisch bedingt, Schwankungen der Arbeitsleistungen vollziehen, für viele Industrien ungemein. Exaktes Material liegt darüber nicht vor, auf einige hierhergehörige Fragen kommen wir später zurück. —

Wie die ökonomischen, so wirken auch die sozialen Konjunkturen in denjenigen Industrien, welche den Arbeitern die Beeinflussung des Produktionsergebnisses gestatten, auf die Leistung. Daß die »Gesinnung« der Arbeiterschaft und insbesondere ihre jeweiligen Beziehungen zum Unternehmer die Leistung beeinflussen, wird, freilich ohne exakten Nachweis, sehr bestimmt berichtet [1]). Die Klagen ferner über das »Bremsen« der Arbeiter sind an sich alt, aber sie haben sich im Lauf des letzten Jahrzehntes unzweifelhaft gesteigert, wie es scheint, ziemlich genau parallel: 1. der zunehmenden Rationalisierung der Lohnsysteme zwecks planmäßiger Steigerung der Leistung, und 2. wohl auch der, zufolge der stets verbesserten Organisation der Arbeitgeber, wenigstens in vielen Industrien zunehmenden Ungunst der Streikchancen. Wenn in den Klagen der Unternehmer die Gewerkschaften, vor allem die freien Gewerkschaften, für das Umsichgreifen des »Bremsens«, das heißt: der bewußten Einschränkung der Arbeitsleistung seitens des Arbeiters, verantwortlich gemacht werden, so ist diese Betrachtungsweise, soviel sich heute urteilen läßt,

[1]) So C. J. Wentworth Cookson (Australien), über dessen mir im Original nicht zugänglich gewesene Aeußerung u. a. die »Soziale Praxis« 1902, S. 890, zu vergleichen ist.

wahrscheinlich eine viel zu äußerliche. Das »Bremsen«, nicht nur das unwillkürliche, stimmungsmäßige, sondern das bewußte und absichtsvolle, findet sich auch beim Fehlen aller gewerkschaftlichen Organisation überall da, wo irgendwelches Maß von Solidaritätsgefühl in einer Arbeiterschaft oder doch einem hinlänglich bedeutenden Teil ihrer existiert. Es ist vielfach, ganz allgemein gesprochen, die Form, in der eine Arbeiterschaft, bewußt und hartnäckig, aber wortlos, mit dem Unternehmer um den Kaufpreis für ihre Leistung feilscht und ringt. Es kann sowohl die Erzwingung höherer Akkordsätze, wie, bei gleichbleibenden Akkordsätzen, die Erhaltung des traditionellen Tempos der Arbeit zum Zweck haben, wie endlich der Ausdruck einer ihrer Provenienz nach mehr oder minder deutlich bewußten allgemeinen Mißstimmung sein. Wo es das Mittel der »Akkordpolitik« der Arbeiterschaft ist, stellt es die unvermeidliche Reaktion dar auf die ebenso unvermeidliche Akkordpolitik des Unternehmers, deren Folge die Arbeiterschaft kontinuierlich am eigenen Leibe spürt. Eine deutsche Leinenweberei von mittlerer Vielseitigkeit der Produktion stellt (wenn man die Dinge wie den Flächeninhalt der Taschentücher und die Art und Breite ihrer Säume als »Sorten«-unterschiede einrechnet), oft 3—400 verschiedene Sorten von Waren her, und wenn auch ein erheblicher Teil jener Unterschiede für Art und Maß der Inanspruchnahme der Arbeiter und also auch für die Bemessung des Lohnes irrelevant ist, so muß sie doch immerhin, unter Berücksichtigung der Unterschiede in der technischen Ausrüstung ihrer Webstühle (z. B. des Grades, in welchem durch mechanische Vorrichtungen zum Abstellen bei Fadenbrüchen und zum Wiederfinden der gerissenen Fäden die Aufmerksamkeit entlastet und Zeit gespart wird), der Unterschiede der Gewebe nach Zusammensetzung (Leinen, Halbleinen, Feinheit der Garne), Breite und Dichtigkeit (Zahl der Schüsse auf den Zentimeter) usw. im ganzen über 200 verschiedene Akkordsätze »r i c h t i g« kalkulieren. D e r a r t, heißt das, kalkulieren, daß der bei mittlerer Anstrengung mögliche Arbeitsverdienst bei den einzelnen Sorten keine allzu augenfälligen Unterschiede aufweist, gegen welche die betreffende K l a s s e von Arbeitern — also etwa: die Weber — sehr bald mit dem Verlangen nach Erhöhung auch aller übrigen Akkordsätze reagieren würde. Die Kalkulation der Akkordsätze kann aber — wenn man sie nicht einfach aus den Tabellen der Konkurrenten abschreiben will (und

kann) — naturgemäß nur erfolgen, wenn ungefähr übersehbar ist, was der Durchschnitt der betreffenden Arbeiterschaft zur Zeit in den einzelnen Sorten zu leisten vermag bzw. nach hinlänglicher Uebung künftig zu leisten vermögen wird.

Die Zeiten, in welchen erstmalig eine Serie von Akkordsätzen für bestimmte Leistungen zu kalkulieren begonnen wird, namentlich also bei Einführung zahlreicher neuer Sorten, sind daher meist kritische Zeiten, sobald die Arbeiterschaft bemerkt, was die Uhr geschlagen hat. Auch ohne alle gewerkschaftliche Organisation pflegt alsdann, bei hinlänglich entwickelter Solidarität, systematisch »gebremst« zu werden, um die Festsetzung höchstmöglicher Akkordsätze durchzusetzen. Gelingt es, so schnellt die Leistung — so in höchst bezeichnender Weise bei den Mädchen der Näherei des oben erwähnten Betriebes — alsbald in die Höhe: der Unternehmer ist dann, wenn er eine generelle Erhöhung des Lohnniveaus hintanhalten will, genötigt, das, für seine eigenen Interessen immer bedenkliche, weil Streik oder doch erneutes Bremsen, oder aber eine für die Leistung (s. u.) und Arbeiterrekrutierung ungünstige Mißstimmung erregende, Mittel der Akkordherabsetzung anzuwenden. Handelt es sich nur um einzelne neue Sorten, dann ist es natürlich leichter, anfänglich »zu günstig« für den Arbeiter kalkulierte Akkorde durch gelegentliches Umlegen der Sorte auf einen anderen Stuhl mit entsprechend veränderten Sätzen zu drücken. Jenes »akkordpolitische« Bremsen, d. h. dasjenige, welches überhaupt den Zweck der Einwirkung auf die Akkordfestsetzung (und nicht rein traditionalistische oder ökonomisch irrationale) Ursachen hat, verläuft, wenn es von breiteren Arbeiterschichten solidarisch durchgeführt wird, ähnlich wie der Streik (dessen Surrogat es ja oft genug ist) dann verlaufen würde, wenn es keine »Arbeitswilligen« gäbe: es fragt sich, wer länger warten kann. Im Gegensatz zum Streik erfordert es keinen Apparat einer förmlichen Organisation und keine Kassen, die Arbeiter setzen sich nicht gänzlich aus dem Brot, sondern schränken ihren Verdienst nur ein, und ihre taktische Lage ist dabei auch insofern im Verhältnis zum Streik günstiger, als der Gegner keineswegs immer in der Lage ist, dem einzelnen nachzuweisen, daß und wie stark er tatsächlich »gebremst« hat: und eine formell ganz grundlose Entlassung eines nicht notorisch leistungsunfähigen Arbeiters wegen angeblichen »Bremsens« würde, wo die Arbeiterschaft

nicht gänzlich machtlos ist, eine Belastung mit einem nicht gern getragenen Odium für den Unternehmer bedeuten. Ansteigende Konjunkturen, und vor allem: Erweiterung der Produktionsrichtung des Betriebes sind die spezifischen Indikationen für das Bremsen. Der Kreis von Arbeitern, den es im Einzelfall ergreift, und dementsprechend seine Tragweite, kann verschieden groß sein. Ebenso natürlich der Erfolg. Mit Zunahme der Macht der Arbeitgeberverbände wird es, auf Kosten des aussichtsloser werdenden Streiks, wohl an Boden gewinnen. Seine heutige Frequenz wird sicherlich von seiten der Unternehmer oft stark übertrieben. Immerhin darf man sie auch nicht unterschätzen. Ein hervorragend leistungsfähiger Arbeiter der mehrfach zitierten Weberei, Vertrauensmann einer Gewerkschaft, führte in einer Zeit, wo von der Arbeiterschaft der Abschluß eines Tarifvertrages angestrebt wurde, nicht nur nach Angabe der betreffenden Meister, sondern auch nach Ausweis seiner (späterhin noch eingehender zu analysierenden) Leistungskurve, das Bremsen während eines Zeitraums von etwa 7 Monaten (Juni bis Januar) systematisch durch, dergestalt, daß seine Leistung hinter dem, was er, gemessen an der Entwicklung seiner Qualitäten in den 9 vorangegangenen Monaten, bei voller Anspannung hätte leisten können, um reichlich 15%, sein Lohnverdienst gegen den für ihn bequem möglichen um reichlich 10% zurückblieb [1]). Da die

[1]) Die durchschnittliche Tagesakkordleistung setzt im Oktober 1906 mit 80,3% des Soll-Normale (Anm. S. 159) ein und verläuft, zunächst durch Uebung ansteigend, in Dreimonatsabschnitten folgendermaßen: November-Dezember-Januar: 95,3%, Februar-März-April: 114,3, Mai-Juni-Juli (gebremst): 89,0, August-September-Oktober: 94,0, November-Dezember-Januar (1908): 92,6. Die Halbmonats- bzw. Monatszahlen sind: Oktober 1906: 80,3, November (1. Hälfte 95,0, 2. Hälfte 96,6): 95,6, Dezember (1. Hälfte 88,6, 2. Hälfte 94,3): 91,3, Januar 1907 (94,1, 103,3): 98,6, Februar (107,1, 117,6): 112,3, März (98,6, 125,6): 112, April (107,0, 132,0): 119,1, Mai (77,6, 105,3): 91,3 (Kollaps infolge Sortenwechsel, technischer Aenderungen am Stuhl). — Juni (85,3, 89,3): 87,3 (Beginn des Bremsens). Juli (87,0, 89,6): 88,3, August 97,0, September 94,6, Oktober 93,6, November 90,3, Dezember 101,3, Januar 1908: 86,6. Ueber die Art der Berechnung und die Gründe der auffälligen Schwankungen zwischen den einzelnen Monaten, namentlich die Einflüsse von Kettenqualitäten und Sortenwechsel, später Näheres. Erst aus der sorgsamen Berücksichtigung aller verschiedenen in Betracht kommenden Momente kann sich ein klareres Bild ergeben. Der Einfluß des »Bremsens« tritt neben dem Sinken der Höhe der Leistung namentlich darin hervor, daß bei der »gemächlichen« Arbeit die Schwankungen der Leistung (seit Juni 1907) sehr viel geringer waren, als in der Zeit, wo der Arbeiter nach dem Maximum des Verdienstes strebte und daher Perioden sehr hoher Leistung mit augenscheinlichen Erschlaffungsperioden abwechselten. Diese Stetigkeit tritt um so auffälliger hervor, als gleichzeitig bei der Mehrzahl der

Solidarität der Arbeiterschaft bei dem schließlich von ihm herbeigeführten offenen Bruch versagte, war dies »Bremsen« vergeblich gewesen. Die spätere Analyse der Leistungskurve jenes Arbeiters wird zeigen, wie schwierig bei dem Hineinspielen zahlreicher anderer Momente die einigermaßen sichere Bemessung des Einflusses des Bremsens selbst beim Einzelnen ist. Und das gilt natürlich auch und erst recht für eine Mehrheit von Arbeitern. Im vorliegenden Fall zeigt der monatliche Durchschnitt der Tages-Akkordleistung der meisten während der betreffenden Zeit kontinuierlich und gleichartig beschäftigten Arbeiter in den Spätherbst- und Wintermonaten 1907/08 — d. h. während der Zeit der lebhaftesten Agitation — eine auffällige Baisse, und zwar sowohl bei den männlichen als bei den weiblichen Webern im ganzen, ferner sowohl bei den breitstühligen Webern wie bei den Taschentuchweberinnen je besonders. Mängel des in der Zwangslage der Hochkonjunktur den Spinnern abgenommenen Materials und, in einem noch höheren Grade, die Einführung bzw. vermehrte Produktion neuer Sorten, haben entscheidend mitgewirkt (darüber später), erklären aber vielleicht nicht ganz, daß die in reinem Akkord berechnete Tagesleistung, welche im Durchschnitt der Zeit vom August 1907 bis August 1908 bei den Webern auf 85,0 %, bei den Weberinnen auf 71,0 % und im September bei den Webern auf 85,6, bei den Weberinnen auf 76,6 % des als Soll-Normale des Verdienstes der Männer geltenden Satzes [1]) gestiegen war, dann aber die Neigung zum Sinken zeigt, im Februar — nach der Entlassung jenes Arbeiters — auf dem Tiefpunkt: 79,6 bzw. 64,0 % anlangte, um im März auf 83,0 bzw. 74,0 % zu steigen, im April einen Höhepunkt [2]) von 91,6 bzw. 78,0 % zu erreichen und von da aus dann sich wieder dem alten Durchschnitt zu nähern. Die meteorologischen Verhältnisse pflegen, wie schon bemerkt, in der Weberei wesentlich im Sommer, wo

---

nicht mitbremsenden anderen Arbeiter, infolge des im Juli 1907 von der Betriebsleitung eingeführten Prämienlohnsystems, die Schwankungen der durchschnittlichen Tagesleistungen in den einzelnen Monaten (aus später zu erörternden Gründen) sich steigerten und die Durchschnittsleistung stieg, während der »bremsende« Arbeiter seine Leistung ersichtlich möglichst unterhalb des garantierten Lohnminimums hielt.

[1]) Dies Soll-Normale ist zugleich der garantierte Minimallohn, bei dessen Uebersteigen durch die Akkordleistung Prämien gezahlt werden.

[2]) Folge teils von »Erholungs«-Einflüssen als Konsequenz des »gemächlicheren« Brems-Arbeitens, teils von Uebungseffekten, teils endlich von (gegenüber dem Sommer) günstigeren hydrographischen Verhältnissen (s. später).

die Erhaltung der Binnenluft der Räume auf dem nötigen Feuchtigkeitsgehalt Schwierigkeiten macht, in fühlbarer Weise mitzuspielen, weit weniger oder fast gar nicht im Winter. Im Februar 1908 könnte freilich die starke Kälte bei teilweise beträchtlichen Wegen zur Fabrik die Handgelenkigkeit herabgesetzt haben, aber noch der ebenfalls sehr kalte Januar stand auf 85,0 bzw. 66,3 %, also, namentlich bei den Männern, ganz wesentlich höher. Die — von der Fabrikleitung für einen Teil des Winters als wahrscheinlich betrachtete — Beeinflussung der Leistung durch die sozialpolitische Konjunktur darf also wenigstens als möglich und plausibel, wenn auch nicht als streng erweislich, gelten.

Da diese Erörterungen die Frage des Zusammenhangs des politisch-sozialen, sagen wir: des »weltanschauungsmäßigen« Gesamthabitus der Arbeiterschaft mit ihrer Leistung nun einmal gestreift haben, mag hier noch einen Augenblick bei der Frage des Zusammenhangs jener Momente mit der Rentabilität der Arbeiter verweilt werden. Hinlänglich unbefangene Unternehmer pflegen bei der Frage nach der Qualität der sozialdemokratischen Gewerkschaftler als Arbeiter mit großer Regelmäßigkeit, in unter sich sehr verschiedenen Industrien, einzuräumen: daß sie, ihrer Leistungsfähigkeit nach, normalerweise an der Spitze aller Arbeiter marschieren (natürlich nicht: jeder sozialistische Gewerkschaftler als solcher: das wäre Unsinn, sondern: der »Typus« der vom Gewerkschaftsstandpunkt aus »gesinnungstüchtigsten« von ihnen). So z. B. selbst in der so gewerkschaftsfeindlichen rheinisch-westfälischen Eisenindustrie, wie auch Jeidels bezeugt. Im Fall des vorliegenden Betriebes trifft dies, im wesentlichen, gleichfalls zu. Die sämtlichen männlichen Arbeiter, die von der Betriebsleitung als besonders »stramme Gewerkschaftler« bezeichnet wurden, zeigen Rekordleistungen, die absolut besten Arbeiter des Betriebes finden sich, so viel ich sehen konnte, mit nur einer Ausnahme unter ihnen. Nicht nur war der erwähnte, im Konflikt ausgetretene Arbeiter vielleicht der leistungsfähigste des Betriebes, sondern sowohl bei den breitstühligen wie bei den schmalstühligen Webern stehen Gewerkschaftler mit ihrer Leistung unbestritten an der Spitze und stark über dem Durchschnitt.

Wieder ein anderes Bild zeigen die weiblichen Arbeiter. Bei ihnen scheinen die Arbeiterinnen, welche dem Kreise pietistischer Konventikel entstammen, qualitativ besonders hervorzutreten.

Es ist wohl unmöglich ein Zufall, daß die beiden Arbeiterinnen welche es in den beiden Abteilungen der Säumerei (Glatt- und Hohlsäumerei) zu Meisterinnen gebracht haben — darunter eine, obwohl [1]) sie nach Herkunft und Wohnsitz vom platten Lande kommt —, jenen religiösen Kreisen angehörten, — daß ferner die beiden Taschentuchweberinnen, für welche das gleiche zutrifft, z. B. in der Zeit vom August 1907 bis August 1908 mit 98,0 bzw. mit 99,6 % reinem Akkordwert [2]) ihrer durchschnittlichen Tagesleistung, gegenüber 71 % (s. o.) bei den übrigen in dieser Zeit kontinuierlich beschäftigten Weberinnen, um 38 bzw. 39 % des Durchschnitts konkurrenzlos über ihm standen [3]), — und daß endlich in der verantwortlichen und schwer kontrollierbaren Schlichterei ebenfalls pietistische Arbeitskräfte figurieren. Das Meiden der Tanzböden und ähnlicher vom »Pietismus« verpönter Vergnügungen, die Folgen der »protestantischen Askese« m. a. W. und des durch sie erzeugten innerlichen Verhaltens zur »gottgewollten« Berufsarbeit, sprechen sich in solchen Erscheinungen deutlich aus. Und ebenso tritt der alte, im religiösen Sinn des Wortes, »individualistische« und zugleich patriarchale, im ganzen spezifisch »arbeitswillige« Zug der religiösen Stimmung in der Feindschaft aller dieser Kreise gegen alles Gewerkschaftlertum hervor. In derartigen Anschauungen und Gewohnheiten erzogene Arbeitskräfte sind natürlich für den Unternehmer äußerst renta-

[1]) Denn der Dünkel des »Städters« gegenüber dem »paganus« wirkt auch in diesen Kreisen (obwohl der Ort des Betriebes keine Stadt, sondern ein Dorf mit sozialem Stadt charakter ist) so stark, daß dies Avancement fast eine Art von Revolte provozierte und Austritte erfolgten.

[2]) Es wird der Einfachheit halber stets die männliche Norm zugrundegelegt. Die angegebenen Prozente sind also Prozente von dieser, d. h. von dem den Männern garantierten Minimallohn pro Tag.

[3]) Die Größe des Leistungsunterschiedes zeigt sich ganz direkt meßbar, z. B. darin, daß dieselbe Kette, mit welcher eine andere (31jährige und schon längere Zeit im Akkord stehende) Taschentuchweberin im 2. Monat zweistühlig in 13 Tagen 43 Dutzend fehlerhafte Ware »Qualität III« erzeugte, nachdem sie der zweiten der im Text genannten »Pietistinnen« (27 J. alt) unter gleichzeitiger Akkordherabsetzung übertragen war, im 2. Monat, neben noch drei anderen Stühlen, in ebenfalls 13 Tagen ebenfalls 43,1 Dutzend Ware der »Qualität II« ergab. — Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß natürlich ebensowenig wie jeder Gewerkschaftler schon als solcher, so auch nicht etwa jede Pietistin (oder wohl gar: nur eine solche) eine tüchtige Arbeitskraft darstellt. Davon ist keine Rede, — aber die beobachteten Erscheinungen sind wohl trotzdem charakteristisch genug. (Ein ihrer physischen und psychischen Veranlagung spezifisch »unbegabtes«, weil langsames, pietistisches Mädchen wurde mit gutem Erfolg von der Taschentuchweberei an die wesentlich mehr Gewissenhaftigkeit erfordernden schmalen Leinenstühle versetzt.)

bel und vom Standpunkt seines Interesses aus ist der charakteristische Umstand, daß bei den männlichen Arbeitern diese Macht der Kirchlichkeit durchweg im Absterben begriffen ist, äußerst bedauernswert, obwohl ausdrücklich mitgeteilt wurde, daß gerade die tüchtigste jener »pietistischen« Arbeiterinnen durch ein ungewöhnlich schroffes — aber eben durchaus »individualistisch« sich äußerndes — Rechtsgefühl und eine hartnäckige Vertretung ihrer Ansprüche auffalle. Man wird sehr sorgsam zu untersuchen haben, inwieweit derartige Erscheinungen heute noch generelle Geltung haben, — daß sie als Residuen der Vergangenheit in den größeren Zusammenhang hineingehören, in welchem ich diese Dinge an anderer Stelle zu analysieren versucht habe und also immerhin in gewissem Maße für die in der Frühepoche des gewerblichen Kapitalismus wirksam gewesenen Kräfte charakteristisch sind, ist mir sehr glaubhaft [1]).

Während für diese »pietistischen« Kreise es als in ziemlich erheblichem Grade wahrscheinlich gelten darf, daß die Erziehung in einer bestimmten »Weltanschauung« in starkem Maße an der Entwicklung der Arbeitsleistung beteiligt — wenn auch natürlich nicht das ganz allein Ausschlaggebende — ist, kann natürlich für die Parallelerscheinung auf Seite der Männer: die hohe Qualität sozialdemokratischer Gewerkschaftler — falls sie einigermaßen generell besteht — nicht einfach das gleiche gelten. Daß ihrer Anlage nach spezifisch geweckte und gewandte, ihrer Rentabilität als »Produktionsmittel« sich bewußte Arbeiter

[1]) Inwiefern heute der Katholizismus mit Differenzen der Arbeitseignung zusammenfällt, ist durchaus problematisch. Es dürfte schwierig sein, Fälle zu finden, in denen er als »Ursache« des Vorhandenseins oder Fehlens bestimmter Qualitäten isolierbar wäre. Allein selbstredend muß dem Problem nachgegangen werden. Schon die Angaben der Berufszählung eignen dazu. —

In den Arbeiterbriefen, welche A. Levenstein soeben unter dem Titel »Aus der Tiefe« (Berlin 1909) herausgibt, findet sich (S. 82 f., speziell S. 91) ein Brief eines Webers, der offenbar bei strikter Ablehnung der Kirche religiös veranlagt (dabei aber Gewerkschaftler) ist. Die charakteristische Attitüde zur Arbeit und zum Webstuhl (S. 89 unten) zeigt, daß die psychische Kräfteökonomie derartiger Naturen sich — der allgemeinen Funktion der Religion entsprechend — auch hier günstiger vollzieht als bei anderen. Es ist darauf bei anderer Gelegenheit zurückzukommen. — Im übrigen bildet das gewaltige Material (über 6000 Fragebogen, oft lange Briefe), welches Levenstein durch eine unermüdliche und erfolgreiche Arbeit zusammengebracht hat (und von dem jene Publikation nur ein sehr schwaches Bild gibt), eine Fundgrube für Arbeiter-»Psychologie« im praktisch-ethischen und weltanschauungsmäßigen Sinne des Wortes, — das Wertvollste jedenfalls, was mir an derartigem bekannt ist. Man muß hoffen, daß es in möglichst nicht zu knappem Extrakt publiziert wird.

Gewerkschaftler und, unter modernen Verhältnissen, der Mehrheit nach Sozialdemokraten werden, ist sehr plausibel, während es der sehr genauen Analyse bedürfte, ob sozialistische Erziehung oder spätere Einführung in die Gedankenwelt des Sozialismus, der ein Religionssurrogat, wennschon auf Grundlage einer polar entgegengesetzten Gesinnung, sein w i l l, etwa auch schlummernde Qualitäten, die der Arbeitsleistung zugute kommen, zu wecken geeignet sein könnte. Das ist jedenfalls äußerst problematisch und führte hier, wo diesen Problemen nur mit Miniaturbildern nachgegangen werden könnte, zu weit; wir kehren lieber zu Betrachtungen zurück, für welche der Weg zu einer exakteren Behandlung mit unsren Mitteln gangbarer erscheint.

10.

Für die Arbeitseignung nach dem G e s c h l e c h t liegen eigentlich exakte Untersuchungen vorerst kaum vor. Es käme selbstverständlich darauf an, nur solche Industrien zu behandeln, bei denen wirkliche Konkurrenz der Geschlechter in Betracht kommt. Dazu gehören u. a. breite Gebiete der Textilindustrie. In der Leinenweberei ist der Vorrang des Mannes auf dem breiten Stuhl (für Bettücher u. dgl.) zweifellos: weder in der alten Hausindustrie noch heute dürfte die Verwendung von Frauen dafür in Frage kommen. An den Taschentuchstühlen andererseits scheint mir die Frau entschieden begünstigt. Der einzige Mann, der in dem mir bekannten (schon mehrfach zitierten) westfälischen Betriebe ausschließlich mit Taschentuchweben beschäftigt war — zugleich der einzige auswärtige, und zwar s ä c h s i s c h e, Arbeiter des Betriebes —, blieb, obwohl ein geübter Weber im besten Mannesalter (30 bis 31 Jahre alt), mit seiner (nach Abzug aller Zuschläge auf 69,3 % der Norma (s. o.) zu berechnenden) Jahresdurchschnittsleistung hinter der Durchschnittsleistung (71,6 %) aller während der gleichen Zeit kontinuierlich beschäftigten Taschentuchweberinnen, einschließlich der wenigstgeübten ganz jungen Mädchen, merklich zurück und erreicht knapp 70 % der Leistung der besten Taschentuchweberinnen (98,0 und 99,6 % bei zwei »pietistischen« Arbeiterinnen, s. o.). Auf den Stühlen für schmales Leinen scheint Männer- und Frauenarbeit miteinander zu konkurrieren, so zwar, daß tüchtige Arbeiterinnen m i n d e s t e n s die gleiche Leistung aufweisen, wie die tüchtigen Männer. Selbstverständlich kommt es dabei auch

auf die Sorten an. Bei einer ziemlich dichten Battistsorte z. B., bei welcher auf demselben Stuhl und an derselben Kette ein Mann auf ein durch Heirat ausscheidendes Mädchen folgte, stellten sich die Leistungen des Mannes, im Stundendurchschnitt nach der Zahl der Schüsse gemessen, auf nur 87,3 % derjenigen des Mädchens, bei besserer Qualitätsleistung [1]) des letzteren; wobei zu bemerken ist, daß beide zweistühlig webten, die daneben auf dem anderen Stuhl laufende Sorte bei beiden in Breite, Dichte und Garnsorte gleich war, daß das Mädchen zu den durch Körperkraft und Konzentrationsfähigkeit tüchtigsten Weberinnen, der Mann nur zu den mittelmäßigen Arbeitern gehörte, das Mädchen jedoch unmittelbar vor der Hochzeit stand [2]). Nur bei sehr gewissenhaften und gleichmäßigen, dabei nicht zu massig gebauten und gewandten schmalstühligen Webern erreicht die männliche Leistung diejenige auch tüchtiger Arbeiterinnen annähernd und übersteigt sie gelegentlich. Der, soviel ersichtlich, tüchtigste männliche Arbeiter dieser Art (Gewerkschaftler) hatte in den 9 Monaten von September 1907 bis Mai 1908 eine Durchschnittstagesleistung im reinen Akkordwerte von 93,6 %, das eben erwähnte sehr tüchtige Mädchen eine solche von nur 80,6 % der Norm, also um 13,9 % der Mannesleistung weniger [wobei wiederum der Einfluß ihrer bevorstehenden Heirat in Betracht kommt [3])].

---

[1]) Aus den gezahlten bzw. nicht gezahlten Prämien erkennbar.

[2]) Daß dieser Umstand auch zahlenmäßig in der Leistung ziemlich deutlich zum Ausdruck gelangt, ergibt sich aus folgendem: Das erwähnte Mädchen übertraf den erwähnten männlichen Arbeiter auch im Durchschnitt der 9 ihrer Heirat vorangehenden Monate (September 1907 bis Mai 1908), im ganzen um etwa 5% (80,6 gegen 77,0% der Norm (s. o.) reiner Akkordwert der Tagesleistung). Dagegen stellten sich im Jahre vorher die beiderseitigen Leistungen folgendermaßen: Das Mädchen: Oktober 06 (1. Hälfte 98,6, 2. Hälfte 88,0%, im Durchschnitt des Monats): 91,6, November (92,0, 89,0): 90,3, Dezember (85,3, 84,0): 84,6, Januar 07 (78,3, 86,0): 82,5, Februar (84,6, 87,6): 86,0, März (75,3, 87,6): 81,0, April (77,3, 81,0): 79,6, Mai (95,3, 90,0): 92,6, Juni (79, 6, 87,1): 81,0, Juli (88,0, 93,0): 90,3, im Durchschnitt (September 1906 und April 1907 arbeitete sie nur wenige Tage): 86,0, wozu noch zu bemerken ist, daß ihre Leistung dadurch noch (um reichlich 5%) gedrückt erscheint, daß sie während dieser ganzen Zeit (bis Juni) an Sorten arbeitete, deren Akkorde erst kalkuliert werden sollten und dann durchweg höher angesetzt wurden, als der ihr berechnete Akkord (sie bezog daher während dieser Zeit einen garantierten Lohn = 88,3% pro Tag). Der erwähnte männliche Arbeiter dagegen leistete an Tages-Akkordwert in der gleichen Zeit: Oktober 06: 79,6, November: 77,8, Dezember: 78,8, Januar 07: 61,8, Februar: 80,0, März 81,3 (April fehlte er), Mai: 89,5, Juni: 74,8, Juli: 81,1, August: 74,6; im Durchschnitt 73,3, wurde also von ihr während dieser Zeit um das 2½fache mehr, nämlich um 12¾% übertroffen.

[3]) Denn eine Berechnung der beiderseitigen Leistung im Jahre vorher

Bereits in der Handweberei war die Bedeutung der Frauen und Töchter im Taschentuchweben und wohl meist auch in der Herstellung schmaler Leinen nicht gering, schon weil sie auch im Sommer in höherem Maße dabei bleiben konnten, während der Mann, wenn er Bauer war, wesentlich nur im Winter sich an den Webstuhl setzte. Nicht selten mieteten die Bauern Mädchen (bis zu 9) zum Weben für den Verleger. Bei den Zieglern war das Verhältnis insofern ähnlich als auch hier der Mann nur im Winter am Webstuhl saß. Der geschlossene Betrieb würde, an sich, seinen Arbeitsbedarf nicht nur für Taschentücher, sondern auch für schmales Leinen wohl ganz mit weiblichen Händen bestreiten können, und nur die ungenügende Zahl von Mädchen, die zur Fabrikarbeit bereit wären und ihre größere Unstetigkeit (Heirat!) nötigt zur Heranziehung von Männern, die kostspieliger ist. Denn die geringeren Verdienstchancen der Männer am schmalen Stuhl und ihr Verlangen, doch unter allen Umständen mehr verdienen zu können als die Mädchen, nötigen, abgesehen davon, daß der garantierte Minimallohn der Männer höher ist als derjenige der Mädchen, überdies zur Gewährung von »Geschlechtszulagen« für die am schmalen Stuhl beschäftigten Arbeiter in Höhe von beträchtlich mehr als $^1/_5$ ihres reinen Akkordverdienstes. Und während mit Einschluß dieser Geschlechtszulage die Tagesverdienste der Männer natürlich diejenigen der am schmalen Stuhle beschäftigten Mädchen und auch den Durchschnitt aller Weberinnen überhaupt übersteigen, übersteigen auch so nur die Tagesverdienste der tüchtigsten von ihnen die reinen, ohne Zulage verdienten Tageseinnahmen der tüchtigsten Taschentuchweberinnen, während diese ihrerseits bedeutend über dem Durchschnitt der Tagesverdienste der männlichen schmalstühligen Weber mit Einschluß jener Zulagen stehen.

Die Gründe, aus welchen in diesem Betrieb der männliche Weber — genauer: der Weber mit dem Optimum dessen, was diese (westfälische) Landeseigenart an Qualitäten bietet — sich am vollsten am breiten Webstuhl, das (westfälische) Mädchen sich am besten an den kleinen Taschentücherstühlen (bei voller Angelerntheit: 4 pro Weberin) als Arbeitskraft auslebt [1]),

ergibt, daß auch dieser Arbeiter (mit einer Durchschnittsleistung von 81,3 der Norm) um 5½% der Leistung des Mädchens hinter ihr zurückstand.

[1]) Der breite Webstuhl stellt keineswegs nur an die Körperkraft (im Fall der Stillstellung und Wiederinbetriebsetzung bei Fadenbrüchen), sondern, je nach seiner Konstruktion, auch an die Aufmerksamkeit offenbar ganz andersartige

würden 1. der eingehendsten technischen Analyse der Eigenart der Arbeitsmaschinen bedürfen, die ich hier ganz beiseite lasse, da die vorstehenden, wie alle folgenden Ausführungen dieses Aufsatzes ja nur methodisch-illustrativen Zwecken dienen, nicht aber eine sachlich erschöpfende Monographie darstellen sollen; — 2. würden diese, hier ja nur für einen einzelnen Betrieb festgestellten Tatsachen vor ihrer Verallgemeinerung natürlich der Verifizierung an den Verhältnissen anderer Betriebe bedürfen und es würde sich dann zu zeigen haben, ob sich z. B. der Weber des schlesisch-sächsischen Gebirgsrandes mit seiner ganz anderen Vergangenheit (der schlesische Handwebstuhl wich in den Anforderungen, die er stellte, beträchtlich von den westfälischen ab [1]), seinen ganz abweichenden Ernährungsgewohnheiten und

---

Ansprüche als schmale Stühle: man sagt — das wäre eventuell nachzuprüfen — in letzterer Beziehung höhere als die Bedienung von 2 schmalen (die optischen Bedingungen des Uebersehens so großer Flächen von Fäden sind wohl das spezifische). Auf der anderen Seite erfordert die Bedienung der kleinen schmalen Taschentuchwebstühle, schon weil hier die Rentabilität der Arbeiterin durchaus an der Zahl der von einer solchen bedienten Stühle (4) hängt, vor allem »Geistesgegenwart« und »Fixigkeit« für die zahlreichen komplizierteren Handgriffe. Dagegen wird, infolge der besonders kleinen Flächen, das Auge weniger in Anspruch genommen, als schon bei schmalem Leinen, und ist die erforderliche Sorgfalt — da ein Webefehler stets nur das einzelne Taschentuch, nicht, wie bei anderen (breiten oder schmalen) Leinen, das ganze Stück disqualifiziert, — und auch die erforderliche Körperkraft geringer als schon beim schmalen Stuhl, wo das Hantieren mit Lade und Kettenbaum immerhin für Frauen ziemlich anstrengend ist. — Die Jacquard-Weberei endlich stellt an die eigentlichen Weber die geringsten Qualitätsansprüche: von der qualifizierten Arbeit fällt hier der Löwenanteil auf die viel kompliziertere Maschine und die unter einem Höchstmaße von Aufmerksamkeitsspannung arbeitende Kartenschlägerei; Webefehler verbergen sich unter den Mustern weit leichter als bei glatten Leinen.

[1]) Schon den Dimensionen nach. Die mächtigen westfälischen Webstühle, in wohlhabenden Bauernhäusern prachtvoll verziert, und, wie die geschnitzten Inschriften erkennen lassen, als Erb- und Aussteuer-Bestandteile von Geschlecht zu Geschlecht übertragen, konnten wegen der Erschütterung des Bodens, in unterkellerten Wohnungen überhaupt nicht ohne Webefehler (»Knickschläge«) hantiert werden: das Vordringen der Unterkellerung verschlechterte daher die Qualität des Handgewebes und gehörte zu den verschiedenen Gründen, welche ihm trotz der, bei zunehmenden Feinheitsgraden des Leinengewebes abnehmenden, bei manchen Geweben noch heute nicht bestehenden Konkurrenzfähigkeit des mechanischen Stuhles den Boden abgruben. (Die in ihrer Tragweite an sich problematische und unter den Aerzten bestrittene nervös strapazierende Wirkung des »Maschinenlärms« kann in der Weberei den Höllenspektakel des alten Handwebstuhles unmöglich übertreffen oder auch nur erreichen; sollten dennoch derartige Wirkungen vorhanden sein — was, für die Weberei wenigstens, äußerst fraglich erscheint —, so müßte wohl die Qualität der akustischen Eindrücke: ihre kontinuierliche surrende Hast in dem Ensemble des weiten Arbeitssaales, das Entscheidende sein.)

— was zum Teil damit, zum Teil v i e l l e i c h t mit Unterschieden der ererbten Qualitäten zusammenhängt — seiner sicherlich erheblich abweichenden Konstitution ähnlich oder ob er sich und eventuell: wiefern er sich abweichend verhält.

Daß, wie früher gesagt, der einzige männliche Weber, der ständig an Taschentuchstühlen beschäftigt ist, zugleich der einzige nicht aus der Umgegend, sondern aus dem Osten (Kgr. Sachsen) rekrutierte Arbeiter des oft genannten Betriebes ist, k a n n ein Zufall sein, ist es aber vielleicht doch nicht.

Wenn bei Zusammenrechnung der Akkordverdienste (ohne Geschlechtszuschlag) a l l e r männlichen Weber jenes Betriebes einerseits, aller seiner Weberinnen anderseits für August 1907 bis ebenda 1908, soweit sie kontinuierlich während dieser Zeit beschäftigt waren, die letzteren um rund 17 % hinter den ersteren zurückbleiben, so ist dafür zu einem Teil die Einrechnung der höheren Einstühligkeitszulage und Extrazulage bei schlechten Ketten bei den Männern, zu einem weiteren Teil die entsprechend höhere Kalkulation der Löhne für die schwerere Arbeit an den ausschließlich von Männern bedienten breiten Stühlen und endlich die zum Teil sehr große Jugendlichkeit der Mädchen verantwortlich. Die geübtesten Taschentuchweberinnen stehen erheblich über dem Durchschnitt der sämtlichen Männer und übertrafen auch die Durchschnittsleistung der breitstühligen Weber in dieser Zeit (94,3 %) um 3,6—5,4 % derselben.

Die Frage, wie das A l t e r der Arbeiter ihre Leistung beeinflusse, liegt aus bekannten Gründen für jede einzelne Industrie verschieden, noch weit verschiedener als die bekanntlich so stark differierende Lebenserwartung der Arbeiter der einzelnen Berufe. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben, für die einzelnen Industrien, innerhalb ihrer die einzelnen Arbeiterkategorien und für diese wieder nach den einzelnen ethnischen, sozialen und Berufs-Provenienzen festzustellen: wie schnell oder langsam sie ein solches Maß von Leistungsfähigkeit erlangen, daß ihre Verwendung als Vollarbeiter rentabel wird [1]), wann sie den Höhepunkt ihrer

[1]) W e n n sie überhaupt rentabel wird. Im anderen Fall werden sie in jedem scharf kalkulierenden Betriebe ausgeschieden. In dem oft zitierten Webereibetriebe vollzieht sich die »Auslese« der Arbeiter im wesentlichen in folgenden Formen: Gänzlich geschiedene Wege gehen (normalerweise) Weberei und Spulerei einerseits, Näherei und mit ihr Plätterei und Wäscherei andererseits. Für die letztere Arbeit, insbesondere (da nur hier die Zahl der Arbeiterinnen erheblich ins Gewicht fällt) für die Näherei kommt ganz überwiegend »städtische« (d. h. aus

Leistung erreichen, wie lange sie sich auf dieser Höhe behaupten und wann ihre Leistungsfähigkeit so weit sinkt, daß sie nicht mehr als Vollarbeiter, oder schließlich überhaupt nicht mehr für die

dem in geschäftlicher Hinsicht und als Domizil von Unternehmern und Rentnern stadtartigen Dorf stammende) Provenienz in Betracht: Mädchen aus »besseren« Kinderstuben, welche die saubere und ihrem Inhalt nach im traditionellen Sinne »häusliche« Arbeit vorziehen und keinenfalls in die eine Etage tiefer liegenden großen Fabriksäle »hinuntersteigen« würden, trotz der dort wesentlich höheren Verdienstchancen. In der Näherei erhalten die Mädchen für die erste und zweite Woche Taglohn, alsdann bis zur 12. Woche einen von Woche zu Woche sinkenden Zuschuß zum Akkord, von der 13. Woche an (normalerweise) reinen Akkord. — Was die Weberei und Spulerei anlangt, so werden »vorgeübte« Erwachsene (namentlich frühere Handweber oder — was bei dem ausgesprochen lokalen Charakter der Arbeiterschaft nur ganz ausnahmsweise vorkommt — anderwärts bereits an der Maschine beschäftigt Gewesene, die als Arbeiter in den Betrieb eintreten) direkt an den Webstuhl gestellt und dort angelernt. Für Jugendliche kommt dies ebenfalls vor, doch ist für sie die eigentliche Vorschule für das Weben die Spulerei. Diese könnte sehr gut von weiblichen Kräften allein besorgt werden, männliche Anfänger werden in sie nur eingestellt, um für den Betrieb den genügenden männlichen Nachwuchs zu erhalten, der sonst, wenn die Jungen anderweit beschäftigt würden, später geringer qualifiziert oder in seiner Neigung zum Fortzug nach auswärts bestärkt würde. Die aus der Spulerei an den Webstuhl übernommenen männlichen Arbeiter erhalten zunächst ihren durchschnittlichen Spulverdienst der letzten Monate für etwa ½ Jahr garantiert, direkt an den Webstuhl gestellte Lehrlinge einen etwa von sechs zu sechs Wochen 2mal ansteigenden Lohnsatz. Wenn sie sich hinlänglich geübt zeigen, um den Sollakkord der Weber dauernd annähernd zu verdienen, erhalten sie diesen Satz als Minimallohn garantiert und die Prämiensätze je nach Mehrverdienst, sie sind damit Vollarbeiter. Dies tritt nach mindestens 4, meist 9—10 Monaten ein, erreichen sie nach etwa 12 Monaten diese Leistungsfähigkeit nicht, so werden sie als ungeeignet entlassen. In der Spulerei, wo Akkord nach Kilo mit Prämien bzw. Strafen je nach dem Maße des Abfalles gegeben wird, ist ein ebensolcher Ausleseprozeß vorangegangen. Die zum Weben qualifizierten Spulerinnen werden, falls sie sich nicht freiwillig zum Uebertritt an den Webstuhl melden, was nicht nur des besseren Verdienstes, sondern, nach ausdrücklicher Angabe, auch »der interessanteren Arbeit wegen« die Regel ist, zu gegebener Zeit vor die Alternative gestellt, entweder auszuscheiden oder sich zur Weberei überführen zu lassen, da es im Interesse der Erhaltung des Nachwuchses für den Betrieb erwünscht ist, immer wieder Platz für die Einstellung m ä n n l i c h e r Jugendlicher als Spuler zu gewinnen. Ausnahmen machen solche Mädchen, welche spezifisch hohe Qualifikationen für das Spulen besitzen. Es scheinen das namentlich — aber nicht ausschließlich — ältere, unverheiratet gebliebene Arbeiterinnen zu sein, die der schwereren Webstuhlarbeit nicht mehr gewachsen sind und — während der männliche Weber in diesem Fall wohl nur noch als »Platzarbeiter« beschäftigt werden könnte — in der Spulerei noch brauchbar, und dann, weil gegen Erotik immun, ganz besonders brauchbar sind: in der Zeit von Juli 1907 bis August 1908 hatten zwei über 50jährige Spulerinnen, im nackten Akkord gerechnet, mit 73 bzw. 70,6% der männlichen Norm eine Durchschnittsleistung, die nur von einem 16jährigen Mädchen mit 79% überholt wurde, während die nächsthöchste Durchschnittsleistung (65,6%) dahinter um 11 bzw. 7½% und die übrigen um mehr als 20 bis zu 50% zurückblieben, die Jungen noch mehr als die Mädchen. (Im übrigen befand sich in der Spulerei neben 15jährigen auch noch eine im 70. Lebensjahr stehende Arbeiterin.) — Diese Aus-

betreffende Arbeitsart verwertbar sind. Daß ein Arbeiter den Höhepunkt seiner Leistungsfähigkeit aus Gründen des Alters erreicht oder überschritten hat, macht sich zunächst vielleicht generell in ähnlicher Weise erkennbar, wie die Annäherung an das Uebungsmaximum es tut: Abnahme des Tempos des Uebungsfortschrittes. Ob wirklich, könnte nur eine gründliche Prüfung von zahlreichen und dabei untereinander hinlänglich vergleichbaren Fällen dartun. Denn die von mir durchgerechneten Fälle, welche jene Vermutung (aber eben nur als gänzlich provi-

---

lese funktionierte im Ergebnis ziemlich fühlbar, auch wenn man die wegen Disqualifikation nicht berücksichtigten Meldungen ganz beiseite läßt und nur die Austritte berücksichtigt. Bei den weiblichen Arbeitern sind es allerdings in einem Drittel der Fälle »Familienverhältnisse«, das heißt mit nur ganz wenigen Ausnahmen: Heirat oder Vorbereitung dazu, die den Grund zum Austritt geben: diese »Auslese« ist natürlich eine in bezug auf die Qualifikation »wahllose«, d. h. es finden sich ganz ausgezeichnete ebenso wie mäßige Arbeiterinnen darunter. Ein weiterer Bruchteil von $^1/_{10}$ der Fälle beruht auf unbefriedigtem Ehrgeiz, Streit mit der Meisterin, Unzufriedenheit mit dem Gehalt. Bei den Näherinnen findet sich gelegentlich die Absicht, auf ihre Rechnung zu nähen oder zu schneidern, in einem Fall auch bei einer sehr tüchtigen Näherin der Eintritt in eine besonders gute Dienststelle, in einem Fall einer 63jährigen Spulerin Invalidität; endlich in einem Fall der Uebertritt in eine Weberei einer benachbarten Großstadt. Der Rest, ebenfalls ca. ein Drittel der Fälle, betrifft Ausscheiden wegen mangelnder Qualifikation, wobei besonders die Augen, daneben namentlich »Trägheit«, d. h. wohl: angeborene Langsamkeit des Reagierens, die sich dann gern im Uebertritt zum Hausdienst äußert, endlich auch hysterische Veranlagung (ein Fall) und sonstige Gesundheitsschwäche eine Rolle spielen. Bei den Männern sind $^1/_6$ der Fälle rein persönliche und Familienverhältnisse, in $^1/_3$ der Wunsch, mehr zu verdienen oder zu lernen oder die Abneigung gegen die Disziplin der Fabrik, welche den freiwilligen Austritt des Arbeiters bedingten, der Rest ($^1/_2$) Disqualifikation. Dabei spielten in einem Fall allzu stark entwickelte, d. h. die Disziplin gefährdende erotische Neigungen eine Rolle, in einem andern Kränklichkeit, in etwa der Hälfte der Fälle schwache Augen, in den übrigen »Langsamkeit« oder allgemeines Ungeschick. Die aus diesem letzteren Grunde ausgeschiedenen Arbeiter sind ganz überwiegend Ziegler, in je einem Falle Tischler, Bergarbeiter, Portier geworden. Wenn man die Zahl der im Herbst 1908 im Akkord befindlichen Arbeiter zugrundelegt, verhalten sich die Austritte, während $2\frac{1}{2}$ Jahren rückwärts zur Größe des Bestandes bei den männlichen Webern und Schlichtern, wie: 56 : 100, bei den Weberinnen wie 1 : 2, bei den Näherinnen wie 53 : 100. Die wegen ausgesprochener Disqualifikation erfolgten Ausscheidungen machten bei den Weberinnen nur $^1/_{10}$ des Bestandes von 1908, bei den männlichen Webern dagegen $^3/_8$ desselben aus. — Für das Einarbeiten in die Maschinenweberei bis zu dem Grade, der für den betreffenden Arbeiter den Höhepunkt der Geübtheit darstellt, schätzt man etwa 5 Jahre für den Durchschnitt; von den schon in der Jugend eingeschulten Arbeitskräften verspricht man sich die günstigeren Erfolge —, obwohl natürlich in Deutschland die zwei Militärjahre, mögen diese auch der Domestikation des Arbeiters für die Fabrikdisziplin zugute kommen, doch immer als recht fühlbare Unterbrechung der »Uebung« ins Gewicht fallen dürften.

sorische Vermutung) begründen, genügen, ganz abgesehen von ihrer geringen Zahl, auch dem Tatbestand nach, diesen Ansprüchen nicht. Z. B. würde dem Anschein nach gut brauchbar sein eine Vergleichung der beiden weiter oben als Illustration für das Maß der Leistungsschwankungen von Tag zu Tag gebrauchten Leistungskurven zweier Vettern, die in denselben Wochen dieselbe Sorte webten. Die beiden Arbeiter sind um annähernd 10 Jahre im Alter auseinander. In der Tat zeigen sie Unterschiede, die sehr wohl durch die Altersdifferenz mit bedingt sein könnten. — Stellen wir zunächst die Wochen durchschnitte der Tagesleistungen jedes Arbeiters — bei jedem von beiden nach Prozenten seiner Durchschnittsleistung berechnet, — untereinander, so zeigt sich folgendes Bild:

a) (37jährig):	87,5	107,5	105,1	96,1	98,9	91,8
b) (28jährig):	—	103,3	97,1	90,8	103,5	111,1

Auch die Leistung der jüngeren kollabiert also unter dem (früher bereits erwähnten) Einfluß ungünstiger Feuchtigkeitsverhältnisse, ähnlich wie diejenige des älteren Arbeiters, aber sie steigt, wie schon diese Zahlen zeigen, alsdann wesentlich rapider an, so stark, daß sich für die Verhältnisse der beiden Leistungen untereinander, wenn man die Leistung des einstühlig arbeitenden Webers a = 100 setzt und damit die des zweistühlig arbeitenden b vergleicht, folgendes Prozentverhältnis von b : a für die einzelnen Wochen, während deren beide entziffert sind, ergibt:

76,1 73,5 74,7 82,7 97,3.

Die Zahlenreihe zeigt, daß der jüngere Weber (b) zwar etwas (2. Woche) schneller, aber (3. Woche) weniger stark kollabiert ist als der ältere, und daß er, obwohl er doch neben der von beiden gewebten Sorte noch einen zweiten Webstuhl (mit einer allerdings, wie fast stets, leidlich glatt laufenden Halbleinensorte) zu bedienen hatte, dennoch zuletzt den Wochendurchschnitt von a fast erreicht hatte. Ist dies nun — ganz oder teilweise — Folge der Alters differenz? Der jüngere der beiden Arbeiter zeigt, wie aus den bei früherer Gelegenheit angeführten Zahlen über die Tages schwankungen hervorgeht, ein viel größeres Schwanken der Tagesleistungen als der ältere: das absolut höchste und niedrigste Leistungsniveau eines Tages standen bei ihm um 50 % weiter auseinander, als bei diesem, die höchste Schwankung

zwischen zwei aufeinander folgenden Tagen um rund 18—20%, der Durchschnitt aller Schwankungen von einem Tag zum andern um über 40%. Er erscheint also »labiler« (ermüdungsfähiger), andererseits zeigt er sich »übungsfähiger« als der ältere Arbeiter, der sein Vetter ist. Die Betriebsleitung betrachtet auf Grund der mit ihm gemachten Erfahrungen seine für die Arbeitseignung relevanten Qualitäten, insbesondere die Schnelligkeit des Reagierens und die Lernfähigkeit als individuelle Eigentümlichkeit, und ist der Ansicht, daß sie ihn auch gegenüber als jüngerem (33jähigen) Bruder auszeichnen. Nehmen wir nun aber eine Leistungskurve dieses Bruders (c) bei einstühliger Arbeit an einer ziemlich lockeren Halbleinensorte vom 21. 2. bis 31. 3. 1908, so zeigt sich folgendes Bild der Wochenleistungen (in % seines Durchschnitts): 88,0. 91,9. 88,3. 99,5. 104,2. 107,8. 114,7, — also, mit einem Rückschlag in der dritten Woche, stetiger Uebungsfortschritt. Dabei sind jedoch die Schwankungen auch bei ihm sehr bedeutende: Der Unterschied zwischen der Höchst- und Mindest-Tagesleistung der Periode ist 76,4 (66,7) % der niedrigsten, 55 (50) % der Durchschnittsleistung, der größte Unterschied zweier direkt aufeinander folgenden Tage 59 (33,6) % der niedrigeren, 42 (31,7) % der Durchschnittsleistung (die Zahlen in Klammern bezeichnen die nächsthöchsten Differenzen und sind beigefügt, weil die absolute Mindestleistung vielleicht durch einen nicht registrierten, weil in seinen Folgen nicht besonders weittragenden »Schützenschlag« bedingt war). Die durchschnittliche Schwankung zwischen je zwei Arbeitstagen beträgt 13,5%, also nur ½% weniger als bei dem jüngeren Vetter, obwohl Halbleinenqualitäten relativ glatt zu laufen pflegen und die Jahreszeit günstig war.

Nehmen wir dazu schließlich noch die Leistung eines mit diesen 3 Arbeitern nicht verwandten, als weit weniger geschickt und brauchbar als sie geltenden Webers d dazu, der (40 Jahre alt) a um 2 Jahre an Alter übertrifft und im Mai, Juni und Anfang Juli 1908 eine schmale Leinensorte mittlerer Dichtigkeit neben Halbleinen verarbeitete, so zeigt sich folgendes Bild: Wochenleistungen in % seines Durchschnitts: 96,6. 89,5. 95,3. 106,0. 106,4. 106,4. 92,6. 110,8. 99,3. 101,0. 103,0.

Man findet auch hier eine große Langsamkeit des Ansteigens der Leistung, wenn auch, anders als bei a, ausgeprägtes Steigen. Stellt man die Wochen untereinander, in denen

diese beiden Arbeiter gleichzeitig gearbeitet haben, so ergibt sich:

a)	87,5	107,5	105,1	96,1	98,9	91,8
d)	106,4	106,4	92,6	110,8	99,3	101,0.

Da ist keinerlei Parallelismus zu finden. In der meteorologisch ungünstigen (4.) Woche erreicht d seinen Höhepunkt, während a sinkt. Und wenn man auf die Tage dieser kritischen Woche zurückgeht, zeigt sich folgendes:

Hygrometerstand:	76	77	70	64	75	76
a)	113,1	89,3	89,3	76,7	109,1	9,93
d)	115,6	115,1	122,6	102,8	98,8	109,3.

Bei d trat also ein Rückgang ebenfalls ein, seine Wirkung zeigt sich erst n a c h dem ungünstigsten Tage in vollem Maße, während er bei b schneller als bei a und erst recht als bei d eintrat. Die zahlreichen möglicherweise mitspielenden Zufälle hindern hier vorerst die Deutung. — Der Durchschnitt der Abweichungen von einem Tag zum anderen ist bei d mit 11,4 % der Durchschnittsleistungen schwächer als sowohl bei b, wie bei a's jüngerem Bruder c, dagegen, wohl infolge der Doppelstühligkeit, stärker als bei a (8½ %); die Differenz des Maximums und Minimums beträgt 66,7 % der niedrigsten und 47,9 % der Durchschnittsleistung, die höchste Differenz von einem Tage zum andern 56,5 % der niedrigeren und 41,5 % der Durchschnittsleistung. Das sind nur wenig niedrigere Maximalschwankungen als bei b (dem jüngsten [28jährigen] Arbeiter: s. früher) und auch als bei c (a's jüngerem, 33jährigen Bruder), dagegen erheblich höhere als bei dem 37jährigen a: die Zweistühligkeit ist hier wohl das störende Element. Durch den Einfluß dieses Umstandes wird dies Beispiel überhaupt derartig stark entwertet, daß es eben nur als ein »Beispiel« für einen bereits a n d e r w e i t , durch zahlreiche gleichartige und unverdächtige Fälle als typisch erwiesenen Sachverhalt brauchbar wäre. Indes andere, diesen Fällen auch in bezug auf die geringere »Uebungsfähigkeit« (d. h. die geringere Fähigkeit des Sich-Einarbeitens in n e u e Sorten, welche schon gegen das 40. Lebensjahr einzutreten scheint) nicht unähnliche Beispiele, die ich anführen könnte, sind aus wiederum anderen Gründen — stets: weil noch a n d e r e Momente, die den Sachverhalt erklären k ö n n t e n , vorliegen — nicht unbedingt schlüssig. Vorerst muß es dahingestellt bleiben, inwieweit bei

den Unterschieden, die in diesem Fall hervortreten, die Altersdifferenz mitspricht. Soweit dies etwa der Fall sein sollte, würde der geringere Uebungszuwachs bei den beiden alten Arbeitern (a und d) wohl am ehesten darauf zu schieben sein [1]). Indes nur eine Beobachtung genügend g r o ß e r Zahlen von sorgsam auf ihre Schlüssigkeit durchgerechneten Fällen, und dann — wo dies möglich ist — die Kontrolle an Durchschnittslöhnen großer Betriebe könnten uns hier über unsichere Vermutungen hinausführen. Die älteren Jahrgänge der Arbeiter des Zeiß-Werkes haben s. Z. die durch den Achtstundentag gebotene Arbeitsintensivierung überraschend gut geleistet, besser, als die Mehrzahl der jüngeren Jahrgänge (Intensitätssteigerung in den ersten 4 Wochen nach Einführung des Achtstundentages: bei den über 40jährigen Arbeitern = 100 : 117,4, höher nur bei den jüngsten Jahrgängen, 22—25 Jahre: 100 : 117,9, bei den anderen je 5 Jahrgänge von 25—40 Jahren zusammenfassenden Gruppen: 100: 116,7 bzw. 114,9 bzw. 115,8) [2]). In der Leinenweberei scheint recht oft bald nach und zuweilen vor dem 40. Lebensjahr die erforderliche Schärfe des Auges nachzulassen.

Hier kam es ja nicht darauf an, Resultate zu erzielen, sondern: an einem für die Gewinnung von solchen wenig geeigneten Beispiele zu zeigen, w i e sie etwa gewonnen werden könnten. Auf Einzelheiten der sonstigen Probleme, die mit der Wiedergabe der obigen Zahlen ja nur angerührt wurden, ist später zurückzukommen.

Was endlich den Einfluß des F a m i l i e n s t a n d e s betrifft, so verfüge ich darüber nicht über Material. Bekannt ist, daß namentlich die Abneigung der Arbeiter gegen die G l e i c h f ö r m i g k e i t der Arbeit, wenn diese nur sicheres Einkommen bringt, im allgemeinen und sehr begreiflicherweise entschieden abnimmt, wenn sie erst einmal Familienväter sind. Möglich auch, daß die Monotonie dann von ihnen »psychophysisch« leichter ertragen wird, da der Einfluß des Alkohols, generell wenigstens, zurückzutreten pflegt [3]). Exakte Untersuchungen über alle diese

[1]) Wir kommen darauf noch bei Analyse der Arbeitskurven kurz zurück.

[2]) Dabei spielt aber die Art der Verteilung auf die Beschäftigungs a r t e n, die das Maß der Steigerungs f ä h i g k e i t bedingt, mit.

[3]) Eben dies traf aber z. B. bei den gleich zu erwähnenden Erhebungen in Kopenhagen n i c h t zu und auch die Magen- und Darmkrankheiten waren bei den Verheirateten eher s t ä r k e r vertreten: Folge kulinarischer Disqualifikation der Arbeiterfrauen!

Verhältnisse liegen nicht vor. Beachtenswert, aber auch der umfassenden Nachprüfung bedürftig sind die Ausführungen von H. Bille-Top [1]), wonach bei den Verehelichten der Akkordverdienst um durchschnittlich etwa ein Jahrfünft länger als bei den Ledigen (bei diesen bis zum 30., bei den Verheirateten bis zum 35. Jahre) steigen resp. auf der Höhe bleiben soll. Das alsdann beginnende Sinken soll bei den Ledigen um ein volles Jahrzehnt früher (mit dem Jahrfünft vom 40. zum 45. Jahre) einen sprunghaften Absturz zeigen, als bei den Verehelichten [50.—55. Jahr] [2]). Lässigere Arbeit und frühere Erschlaffung sollen die häufige Folge zu lange — d. h. wohl über das Jahrfünft vom 25.—30. Lebensjahr hinaus — dauernder Ehelosigkeit sein. (Es versteht sich dabei, daß »Ehelosigkeit« in der Arbeiterschaft, zumal einer Stadt wie Kopenhagen mit dem Weltrekord der Ungebundenheit, nicht das Entfernteste mit sexueller Frugalität zu schaffen hat: im Gegenteil, entscheidend für die »Leistungsfähigkeit« ist — die generelle Richtigkeit der Beobachtung vorausgesetzt —, die relative »Ordnung« der Lebensführung durch die Ehe, nichts anderes.)

Da über die im allgemeinen genügend bekannte Wirkung des Alkohols auf die Leistungsfähigkeit zu der unermeßlichen Literatur hier Neues ebenso wenig hinzuzufügen ist [3]), wie dem, was über den Einfluß der Wohnungsverhältnisse und der Länge des Weges zur Arbeit schon oft gesagt ist, und da das, wie ich glaube, keineswegs irrelevante Sexualleben der Arbeiter in seinen Zusammenhängen mit der Arbeitsleistung noch gar nicht erforscht ist [4]), so brechen wir hier die Erörterung der einzelnen, die Gestaltung der Leistungskurven generell beeinflussenden Momente ab.

[1]) H. Bille-Top, Bidrag til den sociale Arbejderstatistik, Kopenhagen 1904 (A. Bangs Forlag). Es liegen (s. o.) die Erfahrungen der Krankenkasse Aldertröst in Kopenhagen zugrunde.

[2]) Auch die Morbidität beider Kategorien soll sich erheblich unterscheiden.

[3]) Die Erhebung Levensteins enthält darüber massenhaftes, die Ansichten Kraepelins in den wesentlichen Punkten durchaus bestätigendes Material aus dem Munde der Arbeiter. Wesentlich die Schikanen der Polizei, das Fehlen von Gewerkschaftslokalen usw. bringt die Arbeiterschaft in Abhängigkeit von den Wirten und damit vom Alkohol.

[4]) Es ist erstaunlich, daß noch keinerlei Umfrage bei den Aerzten — natürlich möglichst international — veranstaltet worden ist, welche ein Bild von der unter den einzelnen ethnischen, sozialen, kulturellen, klimatischen Bedingungen als normal geltenden Beischlafsfrequenz (zunächst einmal: der ehelichen, die das wichtigste Thermometer ist) geben könnte. Es dürfte dies eine der allernächstliegenden und relativ leicht zu erledigenden Aufgaben medizinischer Enqueten sein.

II.

Wir wollen im nachstehenden eine Anzahl von Zahlenreihen analysieren, welche den Lohnbüchern und Stuhluhrregistraturen eines (schon mehrfach zitierten) Webereibetriebes entnommen und, in der früher erörterten Art, in Prozente von Durchschnitten oder von Maxima, umgerechnet sind. Ausschließliches Ziel dabei soll sein, in ganz ungefähren Umrissen ein Bild davon zu gewinnen, ob und an welchen Stellen man überhaupt Chance hätte, auf »psychophysisch« bedingte Momente zu stoßen.

Auf den ersten Blick bieten nun solche Zahlen ein scheinbar gänzlich willkürliches Chaos. Der Leser ist gebeten, sich z. B. die Tabelle I umstehend anzusehen, welche angibt, welchen Prozentsatz des (als garantierter Mindestlohn fungierenden) Normalsatzes männlicher Arbeiter eine Anzahl [1]) von männlichen und weiblichen Webern in der Zeit vom August 1907 bis August 1908 täglich im Durchschnitt der einzelnen Monate verdient hat, wenn man alle Geschlechtszuschläge, Prämien, Strafen usw. fortläßt, also lediglich den »Akkordverdienst« berücksichtigt [2]).

[1]) Sie sind nur insofern absichtsvoll »ausgewählt«, als möglichst die verschiedenen Altersklassen und Beschäftigungsarten und andrerseits nur solche Fälle zusammengestellt sind, bei denen nicht durch zweifelsfrei erkennbare besondere Verhältnisse die Vergleichbarkeit allzusehr gestört ist.

[2]) Was den Begriff »Akkordverdienst« im Sinne der Zahlen dieser Tabelle anlangt, so ist über die Art der Berechnung folgendes zu bemerken: Die absoluten Zahlen, deren Umrechnung in Prozente des Normal- (= Minimal-) Lohns die Tabellenziffern darstellen, werden gewonnen, indem man mit der Zahl der effektiven Arbeitstage (bzw. Arbeitstagsbruchteile) in denjenigen Teil des Monatsverdienstes dividiert, der aus »Akkord«verdienst besteht, und dessen Höhe aus den Lohnblocks auch für alle diejenigen Wochen ersichtlich ist, in welchen, da die Akkordleistung hinter dem gewöhnlichen Minimallohn zurückblieb, dieser letztere gezahlt wurde. Abgezogen sind alle (ausnahmsweise bei unstetiger Verwendung vorkommenden) Tagelohntage, ferner alle Prämien und Zulagen für das Anlernen von »Lehrlingen« (wozu zu bemerken ist, daß die durch Zuerteilung eines Lehrlings verursachte Mehrarbeit und Störung — nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten, die den Akkordverdienst des Lehrers allerdings beeinträchtigen können, — zuweilen bald mehr als ausgeglichen wird durch die Hilfe, die ein begabter Lehrling dem Arbeiter bietet). Dagegen sind Zuschläge zum Akkord, die wegen »schlechter Kette« — sei es, daß das Garnmaterial schlecht war, sei es, daß die Kette schlecht geschlichtet war — gegeben wurden, hier, wo es darauf ankam, zu ermitteln, ob die Leistungsfähigkeit des Arbeiters in den Zahlen zum Ausdruck kommt, eingerechnet, — im Gegensatz zu den weiterhin später, bei Analyse der Ursachen der Schwankungen, gegebenen Zahlen (s. dort). Nicht ganz einfach gestaltet sich die Frage, wie bei zweistühligen Webern für die Perioden der bei ihnen, infolge Kettenwechsel, Maschinendefekt usw. an einem der Stühle vorkommenden Einstühligkeit zu verfahren war. Für diese Perioden werden Stundenvergütungen (⅓ des Normal-Stundenlohnverdienstes) gezahlt.

Ueberblickt man diese Zahlen, so ist der erste Eindruck der einer vollkommenen Willkürlichkeit, eines Auf und Ab der Verdienste des einzelnen ohne jegliche Regel und einer ebenso regellosen Verschiedenheit der Leistung der einzelnen Arbeiter untereinander und ebenso deren Bewegung von Monat zu Monat: ein Parallelismus findet sich hier anscheinend gar nicht. Insbesondere fallen innerhalb der Leistungen der einzelnen einige mächtige Sprünge nach oben von einem Monat zum andern auf, die im nächsten Monat wieder ganz oder fast ganz zurückgetan werden, so z. B. bei f vom März zum April nach oben, bei k vom Dezember zum Januar und bei l vom März zum April ebenfalls nach oben und im folgenden Monat dann bei beiden wieder nach unten usw.

Es muß nun vorweg konstatiert werden, daß diese Sprünge und ebenso die Differenzen der einzelnen Monatszahlen überhaupt keineswegs notwendig entsprechende Verschiedenheiten der effektiven Arbeits l e i s t u n g bedeuten. Der Akkordverdienst wird bei der Lohnberechnung nach dem vom Arbeiter in der Lohnperiode a b g e l i e f e r t e n Quantum festgestellt. Die Ab-

---

Bei den weiter unten verwendeten Zahlen, welche für die Analyse der Schwankungen der Leistungen berechnet sind, ist diese Zahlung natürlich außer Betracht gelassen. Dagegen habe ich sie bei den Zahlen dieser Tabelle eingerechnet. Der Ausfall an Verdienst, der durch das Stillstehen eines der beiden Stühle herbeigeführt wird, ist je nach den Ketten und auch individuell sehr verschieden groß, schon weil die S t e i g e r u n g der Leistung auf dem anderen Stuhl, den während solcher Perioden der Arbeiter allein bearbeitet, äußerst verschieden groß ist (darüber unten näher). Im großen Durchschnitt dürfte die Zahlung, wenn man n u r den direkten Wegfall der Verdienstgelegenheit auf dem einen Stuhl einerseits und die dadurch gegebene Chance der Steigerung der Leistung auf dem zweiten andrerseits gegeneinander hielte, den Ausfall mehr als decken. Was nicht gedeckt ist (und ja auch durch d i e s e Zahlung nicht gedeckt werden soll), ist die bald zu erörternde Störung der Verdienstchancen durch die mit jeder neuen Kette und Sorte eintretende Notwendigkeit, sich in die jedesmal n e u e Arbeitssituation hineinzufinden (der »Einarbeitungs«ausfall). Da immerhin die Einrechnung der Einstühligkeitsentschädigung jene, für die zunächst im Vordergrunde stehenden Gesichtspunkte noch nicht in Betracht zu ziehende, Schwankungsquelle in ihrer Tragweite für die ohnedies unübersichtlich schwankenden Zahlen teilweise zu kompensieren geeignet ist, so habe ich sie hier vorerst, wie gesagt, nicht ausgeschieden.

Abgerechnet sind endlich, wie im Text gesagt, die G e s c h l e c h t s zulagen (s. vorigen Artikel Seite 268). Dies ist bei einem Vergleiche der Weber k—p der Klasse II mit denen der Klasse I (a—f) oder der Zahlen bei den vom einen zum anderen Stuhl übergehenden Webern (g—i) wohl zu beachten. Die Akkorde der Klasse II sind (a. a. O.) auf F r a u e n arbeit kalkuliert, daher ist ein 20% niedrigeres Verdienstsoll zugrunde gelegt und dies bei den Männern durch 20% Zulage pro Tag ausgeglichen. Schlägt man diese 20% zu den Zahlen der Arbeiter in Klasse II, so verdienen sie vielfach im reinen Akkord m e h r als die in Klasse I.

Tägliche Akkordverdienste (% des Soll-Verdienstes) in Monatsdurchschnitten
August 1907 bis August 1908 bei 23 Arbeitern.

Tabelle I.

			VIII	IX	X	XI	XII	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	Durchschnitt	Alter Jahre
Männliche Arbeiter	Stuhlmodell I	a	95,3	95,1	94,0	99,3	96,0	88,0	56,6	90,6	79,6	80,0	91,6	85,5	88,3	87,7	30
		b	105,0	103,0	97,0	95,0	93,6	88,0	85,6	94,1	97,6	99,0	96,8	94,8	84,3	94,9	48
		c	96,0	110,0	99,8	108,5	98,0	127,0	100,3	—	110,0	89,6	102,3	99,1	114,6	104,5	37
		d	116,0	109,3	107,3	104,0	104,6	111,0	114,5	97,1	113,0	117,3	105,3	128,6	111,6	110,7	28
		e	70,3	74,0	76,6	77,6	63,3	61,3	75,6	74,0	80,5	85,0	101,3	104,3	110,8	81,1	40
		f	—	—	—	—	—	—	54,0	57,1	82,3	69,0	83,6	84,0	—	71,7	24
	auf Modell I, dann (seit*)) Modell II	g	99,3	93,0	99,0	*)67,0	77,3	118,0	97,0	78,3	93,6	83,0	87,6	109,0	87,1	91,5	33
		h	92,6	95,5	84,0	82,6	77,1	86,6	83,0	*)82,6	117,6	76,0	96,0	92,0	89,0	96,5	28
		i	83,3	86,0	87,3	88,6	82,0	76,8	78,3	88,3	94,1	*)79,0	103,3	93,8	86,6	86,4	19
	Stuhlmodell II	k	84,3	87,3	87,3	84,3	80,0	(121,6)	77,6	82,5	83,8	78,3	82,6	84,5	83,0	83,8	37
		l	79,3	56,3	80,0	69,3	65,5	74,6	56,6	65,3	102,5	80,6	83,0	64,6	75,6	74,1	32
		m	74,6	64,1	89,6	69,6	74,6	77,8	67,8	80,5	85,6	83,8	66,8	67,0	67,0	74,5	33
		n	63,3	78,0	83,6	67,6	68,6	60,3	82,1	86,0	84,0	78,3	78,1	76.0	51,1	73,6	32
		o	92,3	99,0	94,3	101,0	92,0	92,6	88,6	93,5	83,3	96,0	76,0	80,3	92,1	90,9	44
		p	67,3	65,5	59,8	77,3	78,3	77,6	58,1	70,1	66,8	79,6	84,0	61,1	73,6	70,7	31
	Stuhlmodell III	q	75,3	73,0	58,8	68,0	68,3	66,6	65,0	55,0	77,0	77,6	87,8	82,0	81,3	71,9	18
Weibl. Arbeiter	Stuhlmodell III	α	102,6	103,0	102,1	101,3	90,3	83,3	99,5	106,1	95,3	101,0	104,1	98,0	88,0	99,6	27
		β	—	—	84,3	101,8	76,8	88,0	90,1	100,6	96,6	99,6	98,8	102,3	102,0	98,6	24
		γ	73,0	74,6	61,6	79,3	76,1	73,0	66,1	77,8	93,3	87,0	85,8	80,0	77,6	77,3	23
		δ	45,3	68,6	46,6	56,0	53,3	48,8	64,3	67,6	69,8	77,3	68,8	73,3	69,6	62,2	22
		ε	70,6	79,3	64,5	64,0	43,0	51,1	51,1	59,6	67,8	54,0	61,3	61,8	57,3	60,4	19
	auf Modell III, dann (seit *)) Modell II	ζ	—	—	81,0	69,3	67,3	64,0	68,3	70,6	*)64,6	62,0	72,0	81,5	55,3	68,7	31
	auf Modell II	η	—	—	—	70,6	78,0	82,6	87,6	84,6	82,0	74,1	68,1	61,6	76,3	76,5	37

lieferung erfolgt regelmäßig nach Fertigstellung jedes »Stückes«. Da ein solches rund 40 m lang ist, so kann schon der zufällige Umstand, daß eine Ablieferung kurz vor oder umgekehrt gleich nach Schluß des Monats erfolgt, eine ziemlich starke Schwankung bedingen. Der Arbeiter hat es aber ferner in der Hand, absichtlich ein Stück auf dem Warenbaum zu behalten und erst einige Zeit nach der effektiven Fertigstellung abzuliefern. Dies zu tun kann er ein erhebliches Interesse haben, wenn, wie im vorliegenden Fall, ein Prämienlohnsystem kombiniert mit Minimallöhnen besteht. Er läßt dann in einem Monat mit ohnedies (aus irgendeinem Grund) geringerer Leistung das Stück auf dem Stuhl und begnügt sich mit dem Minimallohn: infolge dieser Zurückhaltung gelangt er dann im folgenden Monat zu einer (scheinbar) besonders hohen Leistung und damit in eine hohe Prämienklasse. Er kann auf diese Art je abwechselnd einen Monat »gemächlich« im Schatten des Minimallohnes arbeiten und es sich doch, durch den erwähnten Kunstgriff, ermöglichen, im folgenden ohne übermäßige Anstrengung Prämien zu verdienen.

Daran, daß von diesen Möglichkeiten Gebrauch gemacht wird und daß, auch wo dies nicht absichtsvoll geschieht, die Berechnung auf Grundlage der naturgemäß immer s t o ß weisen Ablieferung die Zahlen merklich beeinflußt, ist nicht zu zweifeln. Beispielsweise sind in der Tabelle für Januar bei dem Arbeiter k als Leistung 121,6% verzeichnet; die Angabe ist in Klammern gesetzt, weil der Arbeiter nur die 6 ersten Arbeitstage des Monats gearbeitet hat und die Zahl (im Gegensatz zu allen andern ähnlichen Fällen, wo solche kurzen Arbeitsperioden als unvergleichbar, einfach gestrichen sind) nur des Beispiels halber ausnahmsweise in die Tabelle aufgenommen ist. Sie steht um mehr als 50% über der vorhergehenden sowohl als über der nachfolgenden Monatsleistung, und dies erklärt sich fast gänzlich dadurch, daß in diese 6 Arbeitstage die Ablieferung von 4 Stück Ware, je 2 für jeden der beiden bedienten Stühle, fällt (in diesem Fall vielleicht ganz ohne planvolle Absicht des Arbeiters). Aus dem Zeitpunkte der Ablieferung erklären sich aber, nach Ausweis der Notizen in den zur Kontrolle der Ketten geführten Stuhlkarten, auch noch einige andere ähnlich starke Schwankungen, wenn auch freilich bei weitem nicht alle [1]). Daß vielmehr noch andere, und zwar

[1]) Wie s t a r k die Einwirkung speziell des Lohnsystems als solchen dabei ist, läßt sich nicht sicher sagen. Es findet sich eine Anzahl Arbeiter, bei denen

sehr kräftig wirkende Motive für jene Schwankungen vorhanden sind, wird bald zur Erörterung gelangen.

---

in den Lohnblocks die Schwankungen von Monat zu Monat nach Einführung des Prämien- und Minimallohnsystems sich steigern. Daneben stehen andere, bei denen sie sich teils nicht steigern, teils abnehmen. Dies letztere ist besonders bei einigen Arbeitern der Fall, deren an sich hohe Leistung sich nach Einführung des Prämiensystems noch steigerte (z. B. d und o der Tabelle), und es ist ja auch an sich naheliegend, daß die Versuchung, mittels der erwähnten Manipulation zwischen gemächlicher Arbeit bei sicherem (Minimal-) Verdienst und gesteigerter Anstrengung mit Prämienverdienst unter Mitausnutzung des Arbeitsprodukts des vergangenen Monats abwechseln zu können, besonders bei Arbeitern wirksam werden muß, welche nach Maßgabe ihrer Veranlagung oder Geübtheit nicht so leicht in der Lage sind, kontinuierlich Prämien zu verdienen. Und als Gegenwirkung gegen jene Einwirkung des Lohnsystems kommt in Betracht, daß die Meister nur den tüchtigsten Arbeitern gestatten, je zwei »Stück« Leinen zusammen abzuliefern, die untüchtigeren — und also zu jenem Kunstgriff am meisten geneigten — dagegen behufs gründlicherer Qualitätskontrolle veranlassen, jedes Stück einzeln abzugeben. Im ganzen aber überwiegt die Schwankungsamplitude nach der Einführung des Lohnsystems diejenige der Zeit vorher (wo ein festes Prämiensystem und ein durchweg gleicher Minimallohn noch nicht bestanden), doch nicht so stark, daß man sich die Wirkung der absichtlichen Ablieferungsverzögerung auf die Zahlen als allzu stark vorstellen dürfte. —

Keineswegs einfach wäre die allgemeinere Frage zu beantworten: welche Einwirkung denn das Lohnsystem, rein als solches, auf die Entwicklung der Leistungen im ganzen gehabt hat. Von den männlichen Arbeitern, die hier vornehmlich interessieren, weisen im Durchschnitt der 3 Monate, welche auf die Einführung des Lohnsystems folgten, genau $\frac{2}{3}$ eine Erhöhung der Leistung gegenüber dem Durchschnitt des vorhergehenden Quartals auf, $\frac{1}{3}$ eine Verminderung. Das dann folgende Quartal zeigt eine weitere Erhöhung der Leistung nur in $^1/_5$ der Fälle, in $\frac{2}{3}$ ein Sinken, im Rest Gleichbleiben, dergestalt, daß gegenüber dem Quartal vor der Einführung des neuen Lohnsystems nur die kleinere Hälfte ($^7/_{15}$) gestiegen, ebensoviele gesunken, $^1/_{15}$ gleichgeblieben sind. Dabei ist freilich in Betracht zu ziehen, daß dies Quartal einerseits die dunkelste Jahreszeit umfaßt, außerdem aber die gewerkschaftliche Bewegung damals besonders lebhaft war (das Prämiensystem mußte, gleichviel ob so beabsichtigt, jedenfalls der Sache nach als ein Gegenzug gegen die gewerkschaftlichen Solidaritätsprinzipien erscheinen) und ferner (wovon unten) der Sortenwechsel relativ besonders stark einwirkte. Vergleicht man nun aber mit dem der Einführung des Prämiensystems vorangegangenen Quartal die gleichen drei Monate des folgenden Jahres, so zeigt sich in $^8/_{15}$ der Fälle eine Senkung, in $^3/_{15}$ ein Gleichbleiben, und nur in $^4/_{15}$ ein (allerdings erhebliches) Steigen der — nach dem Akkordverdienst bemessenen — Leistung. Die Vergleichbarkeit wird auch hier durch ziemlich starken Sortenwechsel, technische, mit Akkordherabsetzungen verbundene Aenderungen an einer größeren Anzahl Stühlen, beginnende Depression, welche die Intensität der Arbeitsausnutzung herabsetzte, gestört. Aber eine gewisse Erschlaffung nach dem anfänglichen Anlauf bleibt für manche Arbeiter unverkennbar, und es scheint ziemlich sicher (und entspricht auch den Eindrücken der Betriebsleitung), daß das Prämiensystem in Verbindung mit dem garantierten Mindestverdienst ungleich, je nach der Leistungsfähigkeit und sonstigen Individualität der Arbeiter gewirkt hat: eine Minorität — darunter sowohl die jüngsten, im Anlernen begriffenen wie die an sich besonders leistungs-

Sehen wir nun die Zahlen, so wie sie einmal sind, zunächst daraufhin an, ob und wo sich etwa Regelmäßigkeiten irgendwelcher Art entdecken lassen, so fällt auf den ersten Blick nur eine ins Auge: die Durchschnitte der Leistungen dieser 13 Monate stufen sich bei den weiblichen und bei den Webern an Modell II ziemlich genau entsprechend dem Alter ab [1]), während dies bei den Webern an Modell I keineswegs der Fall ist. Nach dem Alter rangiert, stellt sich die Durchschnittsleistung bei:

1. der Stuhlklasse I:	b	e	e	a	d	f
Alter Jahre:	48	40	37	30	28	24
Leistung %:	94,9	81,1	104,5	87,7	110,7	71,7
2. der Stuhlklasse II:	o	k	m	l	n	p
Alter Jahre:	44	37	33	32	31	31
Leistung %:	90,9	83,8	74,5	74,1	73,6	70,7
3. den Weberinnen:	α	β	γ	δ	ε	
Alter Jahre:	27	24	23	22	195	
Leistung %:	99,6	98,0	77,3	62,2	60,4	

fähigen Arbeiter des Betriebes — ist zu einer ziemlich kräftigen Steigerung ihrer Leistungen angeregt worden; ihnen scheinen andere Arbeiter — ebenfalls eine Minorität — gegenüberzustehen, welche im Hinblick auf den garantierten Minimalverdienst ihre Leistung nicht nur nicht gesteigert haben, sondern eher geneigt waren, weniger zu leisten; endlich hat ein Bruchteil auf die Aenderung des Lohnsystems anscheinend gar nicht dauernd merklich reagiert. Unter den letzten beiden Kategorien befinden sich die an sich minder leistungsfähigen Arbeiter des Betriebes, die Prämien nicht oder nur ausnahmsweise zu erhoffen haben. Vielleicht ist das Prämiensystem in dieser Kombination geeignet, die Differenzierung der Arbeiter je nach der Leistungsfähigkeit und -willigkeit zu betonen. Seine Wirkung muß aber je nach der Eigenart der Arbeiter und je nach dem Milieu in jedem Betriebe eine verschiedene sein. Natürlich entscheidet für die Wirkung auch das Maß der Prämien: im vorliegenden Fall steigen sie bis zu 8% des Lohnverdienstes an, so daß der Anreiz zur Mehrleistung, angesichts der zahlreichen vom Arbeiter nicht abhängigen Umstände, welche diese bedingen, sich in mäßigen Schranken hält. Wesentlich höhere Prämien aber würden einerseits allerdings zum »Rennen« provozieren, andrerseits — da die Zahlung der Prämien auch von der Erreichung eines gewissen, stets nur durch Schätzung feststellbaren Qualitäts minimums abhängt — den, ohnehin in diesem Umstand liegenden, an sich unvermeidlichen, Konfliktsstoff zwischen den Arbeitern und dem abnehmenden Meister häufen und so das System bei den Arbeitern schnell diskreditieren.

[1]) In der Tabelle sind die Zahlen einfach der Nummernfolge in der Stammrolle entsprechend gruppiert, welche ihrerseits, soweit bei der Zuteilung der Nummer nicht reine Zufälligkeiten obwalten, im allgemeinen der Zeit des Eintrittes in den Betrieb einigermaßen korrespondiert. Bei den Mädchen, die zumeist bei ihrer Familie wohnen, überhaupt aber mehr ortsgebunden zu sein pflegen, entspricht diese ihrerseits, wie man in der letzten Spalte sieht, am meisten dem Alter der Mädchen. (Das »Alter« bedeutet hier stets dasjenige Lebensjahr, welches, laut Stammrolle, der Arbeiter innerhalb des hier zugrundegelegten 13monatlichen Zeitraums vollendete.)

Bei den Webern an Modell I haben also die drei ältesten zwar zusammengenommen einen höheren Durchschnitt (93,5) als die jüngeren (86,7), im einzelnen aber herrscht anscheinend Willkür, die Höchstleistung repräsentiert der zweitjüngste und auch jener Unterschied der beiden Durchschnitte wird durch Mitzählung des jüngsten erst im Anlernen begriffenen Webers bedingt. Dagegen repräsentieren die beiden anderen Kategorien: Männer der Klasse II und Weberinnen, eine sehr klare Abstufung der Leistung nach dem Alter. Diese könnte nun bei den winzigen Zahlen durchaus zufällig sein. Und ein näherer Blick ergibt, daß jedenfalls nicht das Lebensalter rein als solches, sondern die U e b u n g es ist, welche die Abstufung der Leistungen erklärt. Bei den Webern der Klasse II waren die hier aufgeführten beiden Fälle (o und k) mit den Höchstleistungen alte, sehr geübte Handweber; das gleiche gilt von dem einen Weber der Klasse I b, welcher eine der Höchstleistungen aufzuweisen hat; die Antezedenzien von c und von d, eines besonders gewandten und gleichmäßigen jüngeren Webers, sind mir nicht bekannt, doch ist er Handweberkind.

Allein auch von den übrigen älteren Arbeitern sind die Mehrzahl aus Handweberkindern rekrutiert. Viele von ihnen mögen freilich durch stärkere Ziegeleiarbeit (die, als Sommerärbelt, neben dem Handweben als Winterarbeit herging), einige auch durch stärkere Betätigung in landwirtschaftlicher Arbeit in ihrer Uebung im Weben gehemmt worden sein. Indessen ist es sehr wahrscheinlich, daß die geringere Koinzidenz der Alters- (und das heißt: der Uebungsstufen) mit der Durchschnittsleistung bei den Webern sub I gegenüber den übrigen Webern noch andere Ursachen hat. Zunächst die größere Bedeutung, welche die Qualitäten des A u g e s gerade auf diesen Stühlen, bei der hier (Anm. o. S. 165) besonders umfangreichen breiten Fläche feiner, sich bewegender Fäden haben: es wurde schon erwähnt, daß im fünften Lebensjahrzehnt und zuweilen schon etwas früher die abnehmende Sehschärfe für die Leistung des Webers überhaupt recht fühlbar ins Gewicht zu fallen beginnt. Dann aber die konkreten Verhältnisse dieses Betriebes: die Sorten der Klasse I waren, im Gegensatz zu den andern, in der hier analysierten Periode n e u eingeführte Sorten und wurden permanent weiter neu eingeführt, neue Akkordsätze erstmalig auf ihre »Richtigkeit« hin an den Leistungen geprüft; in einer solchen Periode müssen not-

gedrungen die reinen Akkordverdienste der davon betroffenen Arbeiter eine Neigung zu irrationalem Schwanken haben, — die garantierten Minimalverdienste sollten zweifellos u. a. auch diese Quelle von Unzufriedenheit stopfen. Immerhin: die höhere Qualifikation früherer dauernd geübter Handweber ist an sich und auch nach den Erfahrungen des Betriebs wohl sicher. Am günstigsten freilich werden von der Betriebsleistung die Chancen solcher Arbeiter beurteilt, welche von Jugend auf an den mechanischen Webstühlen (oder doch in der Spulerei) beschäftigt waren: der augenfällige schnelle Uebungsfortschritt, der in den Monatsdurchschnitten bei dem Arbeiter f der Tabelle zu beobachten ist, illustriert dies gut.

Was ferner die Weberinnen in Klasse III anlangt [1]), die ja sämtlich erst im dritten Lebensjahrzehnt stehen, so spielt in gewissem Maß auch hier die zunehmende Uebung in der Bedienung von Webstühlen mit. Aber die Fähigkeit zu Höchstleistungen kann hier von Arbeiterinnen durch Uebung am Webstuhl allein — wiewohl diese natürlich Voraussetzung ist — wohl nicht erworben werden, sondern erfordert spezifische, und zwar ziemlich seltene, persönliche Qualitäten, welche sowohl auf Anlage (Geistesgegenwart und Ruhe, also: sehr sichere Nerven), wie auf anerzogener Lebensführung (worüber früher gesprochen ist), beruhen können [2]).

Wenn man nach anderweiten Regelmäßigkeiten in der Bewegung der Akkordverdienstzahlen in der Tabelle Umschau hält, so zeigt sich sehr wenig davon. Daß der Uebergang zu anderem Stuhlmodell, also zu mannigfach andersartigen Arbeitsbedingungen zunächst einen Kollaps der Akkordverdienstziffer hervorbringt, ist ohne Kommentar erklärlich: die Leistung steigt dann, der Regel nach, infolge der Uebung bald wieder an. Aber auch jener in dieser Tabelle durchweg sich zeigende [3]) Kollaps ist keine

[1]) Durch Versehen war auf S. 165 d. B. die Zahl von 4 Webstühlen als »normal« angegeben: es muß auf der untersten Zeile im Text und Zeile 6 S. 166 in der Anmerkung beidemal heißen: »bis 4«, wobei überdies »4« als eine wesentlich »ideale«, selten erreichbare »Norm« zu gelten hat. Ein S. 163 (bzw. 169) begangenes Versehen ist: der dort erwähnte männliche Weber ist nicht jener (einzige) sächsische Arbeiter des Betriebes, mit dem ich ihn bei der Niederschrift verwechselt habe. Der letztere ist vielmehr der Arbeiter p der Tabelle I, der durch seine niedrige Leistung an gewöhnlichen Stühlen auffällt und unter dem Frauen-Niveau steht.

[2]) Dies tritt in dem sehr starken Abstand der Akkord-Verdienste hervor. Ueber die Gründe s. o. S. 165 Anm.

[3]) Der Kollaps würde, wenn die Geschlechtszulage beim Stuhlmodell II (s. oben S. 165) nicht abgezogen wäre, noch um 20% stärker erscheinen.

ausnahmslose Erscheinung: ein anderer Arbeiter, der auf Stuhlmodell II in den gleichen Monaten (August 07 bis August 08) 63,0 — 65,0 — 68,4 — 70,1 — 68,0 — 75,5 — 71,0 — 77,0 — 77,3 — 72,6 — 68,6 — 64,0 — 65,0 % das Soll-Normale verdient hatte, brachte es beim Uebergang zum Stuhlmodell I im September 08 alsbald auf die sehr hohe Zahl von 124,3%, war also wohl für diesen Wechsel nach seiner Eigenart spezifisch geeignet. —

Im übrigen zeigt die Tabelle auf den ersten Blick auch in den Verhältnissen von einem Monat zum nächstfolgenden Monat keine Gleichartigkeit der Bewegung der Zahlen und nur in einigen Fällen eine deutliche »Gesamttendenz« derart, daß die entgegengesetzten Bewegungen als zufällige, durch besondere Bedingungen hervorgerufene »Ausnahmen« angesehen werden könnten. Einigermaßen deutlich ist nur die Tendenz zum Sinken vom Oktober zum November und dann wieder zum Steigen im Frühjahr. Da über diese, offenbar durch eine Kombination verschiedener Motive: Einfluß der künstlichen Beleuchtung in der dunklen Jahreszeit, starke Kälte im Januar und Februar, Verstimmungen anläßlich der Gewerkschaftsbewegung, zahlreiche neue Sorten, — schon früher und zwar auf Grund der Heranziehung nicht nur der in diese Tabelle aufgenommenen, sondern aller nach Lage des Materials vergleichbaren Arbeitskräfte [1]) gesprochen wurde, sei hier darauf nur erneut verwiesen.

12.

Es liegt nun, da, wenigstens vorerst, diese Akkordverdienstzahlen eine gewisse Sterilität zeigen, insbesondere die Schwankungen weit überwiegend ganz irrational erscheinen, der Gedanke nahe, ob man nicht durch Beobachtung der Leistungsschwankungen in kürzeren Perioden, möglichst von Tag zu Tag, also mittels der Stuhluhr, welche die Zahl der von Arbeitern gemachten Schüsse exakt für jede beliebige Zeiteinheit anzeigt, zu besseren Resultaten kommen könne. Dies um so mehr, als ja, wie die obigen Ausführungen zeigten, in den Zahlen, welche die Monatsakkordverdienste angeben, stets das Ergebnis von Kal-

[1]) Die in diese Tabelle aufgenommenen Arbeiter, welche während dieser Periode die Stuhlart gewechselt haben (g, h, i) und alle nicht während der ganzen Periode beschäftigten mußten andrerseits damals ausgeschieden werden.

kulation steckt: ihre Vergleichbarkeit untereinander beruht auf der Voraussetzung, daß die Akkordsätze für die Sorten, die ein Arbeiter nacheinander verarbeitet, »richtig«, d. h. so kalkuliert sind, daß sie das untereinander verschiedene Maß der Arbeitsanstrengung, welches diese verschiedenen Sorten erfordern, durchaus zutreffend berücksichtigen. Wir werden weiterhin noch sehen, welche Rolle die »Anpassung« des Arbeiters an die Akkordbemessung für die Leistungsschwankungen spielt, — hier erinnern wir uns vor allem, daß ja eine wirklich im exakten Sinne »richtige« Bemessung des Akkords im Prinzip nur dann möglich wäre, wenn die verschiedenen Leistungen nur in der Quantität oder Intensität ihrer Anforderung an die Arbeitskraft unter sich verschieden wären. Allein dies ist durchaus nicht der Fall. Die Unterschiede der Anforderungen an den Arbeiter sind mindestens insofern qualitativer Art, als die einzelnen in Anspruch genommenen »Fähigkeiten« — etwa: Konzentrationsfähigkeit, Schnelligkeit des Reagierens, Gleichmäßigkeit der Aufmerksamkeitsspannung usw., deren jede ja in gewissem Grade bei jeder Sorte erfordert wird, bei den verschiedenen Sorten in sehr verschiedener Weise kombiniert in Betracht kommen. Die Akkordkalkulation geht dann auch natürlich ganz und gar nicht von Erwägungen über das Maß, in welchem jede von jenen verschiedenen »Komponenten« der Leistung beansprucht wird, sondern umgekehrt rein empirisch von Erfahrungen über den Leistungseffekt — das Maß der Maschinenausnützung — aus, den ein »brauchbarer Durchschnittsarbeiter« bei der Arbeit in einer Sorte zu erzielen pflegt, sie verfährt also, wie dies ganz allgemein schon früher gesagt wurde, aus sehr naheliegenden Gründen, gerade entgegengesetzt, wie eine »psychophysische Analyse« der Arbeit es tun müßte. Sollten wir also nicht besser tun, Zahlen, welche auf einer derartigen Grundlage ruhen und, wie wir sahen, schon weil sie nicht einmal wirklich auf der Basis der »Leistung«, sondern der Ablieferung der Ware ruhen, allen möglichen Zufällen unterliegen, ganz beiseite zu lassen, und uns ausschließlich an die Ergebnisse von Stuhluhr-(Schußzähler-)Aufnahmen zu halten, die ja doch, da sie wirklich die Arbeit selbst unmittelbar »kontrollieren«, ein in ganz andrem Sinn »exaktes« Material darzubieten scheinen?

Es ist nun zweifellos, daß die Messung der von den Arbeitern gemachten Schußzahl durch jene Vorrichtungen in der Tat

den Ausdruck »exakt« verdient, und daß also, soweit sich die Leistung des Arbeiters in dieser Schußzahl ausdrückt, sie auch dadurch »exakt« gemessen wird. Allein daß die für die Beurteilung des Leistungsmaßes denn doch äußerst wichtige Qualität des erzeugten Gewebes dabei gänzlich unter den Tisch fällt (diese kann durch Heranziehung der Kettenkontrollkarten mit den Notizen des die Stücke abnehmenden Beamten ermittelt werden — aber natürlich weder so noch irgendwie sonst »exakt«), — diesen Mangel teilt die »Stuhluhrmessung« mit den in der Tabelle I wiedergegebenen »nackten« Akkordverdiensten (bei diesen wäre darüber durch Angabe, ob Prämien gezahlt sind, — was nur bei normaler Güte der Ware geschieht — wenigstens für die Uebernormalleistungen einige Klarheit zu gewinnen, worauf wir gelegentlich zurückkommen). Ferner aber ist es auch bei Stuhluhrmessungen wieder nur der Endeffekt: die »Leistung«, welche feststeht, und beim Vergleichen mehrerer Leistungen untereinander bleiben wir auch hier im Unsichern, was solche Schußzahlen eigentlich über die Art der Leistung: über das Maß, heißt das, in welchem die verschiedenen für die Weberei überhaupt relevanten Qualitäten des Arbeiters dabei in Anspruch genommen werden, aussagen können (s. o. S. 129 f.). Ein einfaches Vergleichen nach der Zahl der per Arbeitstag oder per Stunde vom Arbeiter gemachten Schüsse würde bei jedem Sortenwechsel gänzlich schiefe Resultate ergeben. Wieviel Schüsse der Arbeiter im idealen Grenzfall — der in der Wirklichkeit nie eintritt — in einer Zeiteinheit machen könnte — wenn nämlich die Maschine keinerlei Störung erlitte, das Garn unzerreißbar wäre, keine Entleerung und Neufüllung des Schützen mit Garn nötig würde, keinerlei Fehler in der Herstellung der Kette Abhilfe verlangten, keine Verwirrung der Fäden aus anderen Gründen einträte, kurz die Maschine und auf ihr das Garn derart von selbst kontinuierlich weiter liefen und Gewebe erzeugten, daß — der Arbeiter überflüssig wäre, — dieses »ideale« Maximum der Maschinenausnützung richtet sich natürlich vor allem nach der Geschwindigkeit des Ganges der Maschine: ihrer Tourenzahl per Minute, und das Optimum dieser Tourenzahl ist bei jeder Garnsorte, nach dem Maß ihres Reißwiderstandes — der wieder von Feinheit, »Draht« (Maß der beim Spinnen dem Garn gegebenen Drehung), Güte des Rohmaterials usw. abhängt — und ihrer Angreifbarkeit durch Rei-

bung auf dem Stuhl sehr verschieden [1]). Eine gesteigerte Tourenzahl nun nimmt unzweifelhaft ceteris paribus die Aufmerksamkeit des Arbeiters in erhöhtem Maße in Anspruch und greift wohl auch — wiederum: ceteris paribus — nervös stärker an; aber die »cetera« sind eben regelmäßig dabei nicht »gleich«: denn wenn es sich um zwei untereinander verschiedene Sorten handelt, so kann jenes Moment durch andere, die Arbeit erleichternde Umstände mehr als ausgeglichen werden. Die hohen Tourenzahlen bei Verwendung der gröberen und deshalb bei gleicher Güte des Materials ceteris paribus weniger reißfähigen Garne gehen, da gröberes Garn auch gröberes Gewebe bedeutet, doch im großen und ganzen mit einer Entlastung der Aufmerksamkeit und des Auges des Arbeiters zusammen, andrerseits wieder bedeutet aber das gröbere Garn, da von ihm nicht so viel in den Schützen hineingeht, wie von feinerem, eine Steigerung der Zahl der Arbeitsunterbrechungen durch neue Schützenfüllungen, unter Umständen um 100% und mehr pro Arbeitstag, also für den Arbeiter: mechanische Mehrarbeit. Es kann also keine Rede davon sein, einfach die absoluten Zahlen der Schußzähler pro Tag oder Stunde zum Vergleich zugrunde zu legen [2]). Vielmehr muß die Relation zwischen gemachter und möglicher Schußzahl dafür geeigneter erscheinen. Dazu einige Vorbemerkungen. Das Maß, in welchem eine von einem Arbeiter bediente Maschine hinter jener idealen Maximalzahl von Schüssen, welche sie bei gegebener Tourenzahl in einer Zeiteinheit (Tag, Stunde) machen könnte, zurückbleibt, ist in erster Linie Funktion von zwei Bedingungen: 1. der erforderlichen Häufigkeit der Schußfüllung (von der eben die Rede war) — ein Umstand, der vom Arbeiter ganz unabhängig ist — und der, von seiner Geschicklichkeit abhängigen Schnelligkeit der Neuauffüllung, — 2. der Häufigkeit des Eintritts von Kettenfadenbrüchen (Schußfadenbrüche spielen eine ganz untergeordnete Rolle),

[1]) Bei sehr hohen Tourenzahlen tritt auch der dann schnell steigende Maschinenverschleiß in Rechnung. In der Weberei kann Baumwolle die höchsten Tourenzahlen (bis über 200 pro Minute) ertragen; in der Tuchweberei sind dagegen 75 Touren schon eine ziemlich häufige Zahl, die Leineweberei steht zwar zwischen beiden, jedoch den mittleren Zahlen der Tuchweberei ganz erheblich näher als den mittleren Zahlen der Baumwollweberei, dabei aber mit 30 bis 40% Unterschieden je nach Sorte und Material.

[2]) Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß nicht auch ein solcher Vergleich lehrreich sein könne und bei einer wirklich »exakten« Untersuchung dieser Sachverhalte, die hier nicht beabsichtigt sein kann, gemacht werden sollte.

welche teils von der Garnnummer, teils von dem Garnmaterial, daneben auch von der Güte der Schlichte (also von Dingen, die für den Weber »gegeben« sind), abhängt, teils aber auch von seiner Aufmerksamkeit auf die in das »Fach« einlaufende Kette, da ein bedeutender Teil der Fadenbrüche Folge von Verwirrungen von Kettenfäden ist, welche der Arbeiter rechtzeitig beseitigen kann und soll. Was zu diesen beiden Hauptquellen von Unterbrechungen des Maschinenganges noch an Bedingungen der Arbeitsleistung hinzutritt, betrifft vornehmlich die Qualität des Gewebes, in deren Interesse der Arbeiter das Laufen der Kette kontinuierlich beobachten und erforderlichenfalls regulieren muß: auch hier kann die Notwendigkeit einer Abstellung der Maschine eintreten, allein je größer die Uebung und Sicherheit des Arbeiters, um so seltener. In jedem Falle steht, wenn man die erfahrungsgemäß von dem Durchschnitt einer gegebenen Arbeiterschaft in einer Zeiteinheit bei hinlänglichem Anreiz zur optimalen Anspannung ihrer Fähigkeiten erzielbare Anzahl von Schüssen mit jener theoretischen, idealen Maximalzahl der Schüsse, wie sie die Multiplikation der Tourenzahl mit der Zahl der Arbeitsminuten ergibt, vergleicht, diese normalerweise zu erwartende Schußzahl (und das heißt: das normalerweise zu erwartende Maß der Ausnützung der Maschine) zu der idealen Schußzahl in einem Prozentverhältnis, welches bei der gleichen Tourenzahl für jede verschiedene Sorte verschieden ist und für jede gegebene Sorte bei einer bestimmten Tourenzahl ihr Optimum erreicht. Wo aber dies Optimum des erzielbaren »Nutzeffekts« bei jeder Sorte liegt, hängt einerseits, wie schon diese flüchtigen Bemerkungen ergeben, von einer ganzen Anzahl rein technischer oder im Material liegender Momente ab, andrerseits aber auch von Qualitäten der Arbeiterschaft und zwar für jede Sorte verschiedenen Qualitäten derselben. Da überdies die einzelnen Arbeiter diese Qualitäten in sehr verschiedenen Assortimenten in sich vereinigen, wird die Betriebsleitung auch bei einer und derselben Sorte die Festsetzung der Tourenzahl unter Umständen auch individuell verschieden gestalten; im ganzen aber wird auch hier wieder mit Erfahrungen über das, was durchschnittlich die Arbeiterschaft, so wie sie jeweils einmal ist, an Leistungen »hergibt«, operiert werden müssen: man kennt das erfahrungsgemäße ungefähre Durchschnittsoptimum der Tourenzahl, bemißt den Akkordsatz

nach dem durchschnittlich erzielbaren »Nutzprozent« (vom idealen Maximum) und weist dann den einzelnen Arbeitern diejenigen Sorten zu, für die sie, nach den mit ihnen gemachten Erfahrungen, sich relativ am besten eignen, d. h. deren Verarbeitung durch sie einerseits für den Betrieb, andererseits für sie selbst, die relativ rentabelste ist. Handelt es sich um Einführung neuer Sorten, so ist unter Umständen ein gewisses Probieren dabei unausbleiblich, bis feststeht, welche Arbeiter für diese Sorten relativ am geeignetsten und fähig sind, das Soll-Normale des Akkordverdienstes an ihnen zu erzielen. Alles in allem steckt offensichtlich auch in den scheinbar ganz »exakt« gemessenen Stuhluhrzahlen überall die Kalkulation der Betriebsleitung, und dieser Umstand erfordert Berücksichtigung, sobald Vergleiche zwischen mehreren Arbeitern oder zwischen Leistungen desselben Arbeiters zu verschiedenen Zeiten beabsichtigt werden. Wir können hier jedenfalls nicht anders verfahren, als daß wir statt der für Vergleichs zwecke zwischen Leistungen verschiedener Sorten [1]) ganz unbrauchbaren absoluten Schußzahlen die »Nutzprozente« (Prozente der idealen, »theoretischen« Maximalleistung der Maschinen) zugrunde legen [2]), und zwar die aus der Lohnkalkulation ersichtliche Relation der erwarteten bzw. verlangten Nutzprozente für die Orientierung über die durchschnittlichen Verhältnisse der Schwierigkeit der Arbeit an verschiedenen Sorten, die vom Arbeiter jeweils wirklich geleisteten zur Feststellung des Schwankens seiner Leistung.

Vorerst aber fragen wir: stellt denn nun schließlich wenigstens die tägliche Schußleistung eines und desselben Arbeiters und an einer und derselben Kette eine einigermaßen konstante Größe dar, konstanter als die Schwankungen der monatlichen Verdienstdurchschnitte? Wir werden dies schon nach dem, was früher

[1]) Für Leistungen verschiedener Arbeiter in derselben Sorte lagen mir nur 4 Beispiele vor, von denen s. Z. die Rede sein wird. Zwei derselben sind schon früher (S. 145 bzw. S. 170) benutzt worden.

[2]) Und zwar wird dabei stets so verfahren, daß die Tagesziffern sämtlich in Prozente der durchschnittlich von diesem Arbeiter an dieser Kette erzielten Nutzeffektleistungen umgerechnet werden. Was die Höhe der erzielten Nutzprozente selbst anlangt, so ist sie in der Leinenweberei sehr viel niedriger als in der Woll- und Baumwollweberei, die mit Nutzprozenten zwischen 80 und 90% der theoretischen Maximalleistung (auch noch darüber) rechnen können, während in der Leinenweberei die Durchschnittsleistung je nach Sorte, Material und Arbeiterschaft gar nicht selten bis unter 50% sinkt, zumal bei Bedienung mehrerer Stühle. Uns interessieren hier indessen diese Abstufungen nicht.

(S. 144 f.) gesagt ist, kaum erwarten. Oder zeigen sich in den Bewegungen der Arbeitsleistung von Tag zu Tag bei mehreren gleichzeitig arbeitenden Webern irgendwelche Regelmäßigkeiten? Nach dem, was S. 145 gesagt ist, werden wir das für denkbar, nach den Beobachtungen aber, die S. 171 wiedergegeben sind, nicht für sicher halten. Sehen wir also zu: die Tabelle II gibt für eine Anzahl herausgegriffener Monate und für die in denselben der Stuhluhrkontrolle unterworfen gewesenen Arbeiter — die Zahl der vorliegenden Kontrollnotizen ist an sich klein und schwankt leider auch für die einzelnen Monate sehr stark — für jeden Tag die Zahl wieder, welche das Verhältnis der betreffenden Leistung zum Durchschnitt der von ihnen an der betreffenden Kette erzielten Schußzahl ausdrückt und (an den Sonntagsdaten in gesperrten Ziffern) die Durchschnittszahl der vergangenen Woche [1]). — Es fällt nun bei Betrachtung dieser Zahlenreihen — um mit diesem Punkt zu beginnen — in die Augen, daß irgendeine gleichmäßige und eindeutige Tendenz dieser Schwankungen nicht vorhanden ist. Insbesondere zeigt sich, daß nicht etwa die jeweilig an einem Tag bestehenden meteorologischen oder irgendwelche sonstigen »allgemeinen« Bedingungen der Arbeit die Schwankungen zu erklären vermögen.

Wenn die täglichen Schwankungen der Arbeitsleistungen von solchen »allgemeinen« Umständen irgendwelcher Art in beträchtlichem Grade abhängen sollten, so müßte, wenigstens in irgendwie annäherndem Maße, doch offenbar die große Mehrzahl der gleichzeitig beschäftigten Arbeiter sich von ihnen an einem und demselben Arbeitstage in der gleichen Richtung beeinflußt zeigen. Das ist aber nicht der Fall. Wir fanden zwar in einem früher besprochenen Fall, daß der Wassersättigungsgrad der Luft eine ziemlich genaue Parallele mit der Leistung einiger an diesem Tage beschäftigter Arbeiter zeigte [2]). Und die Erschwerung der Arbeit durch gesteigerte Trockenheit der Luft ist an sich unzweifelhaft.

[1]) Stets: die ganze Woche, so daß also die Zahlen von verschiedenen Sorten eventuell in denselben Durchschnitt zusammengezogen werden. — 2 Arbeiter, die im Monat Juli noch mit je 2 Ketten kontrolliert wurden, sind hier Raumes halber fortgelassen, sie werden später gesondert erörtert.

[2]) Um das Beispiel zu vervollständigen: 5 exakt beobachtete Arbeiter zeigten folgendes Verhalten: % der Durchschnittsleistung (dieser 5 Arbeiter!) am: 23. (Hygrometerstand 77): 109,3; 24. (70): 99,5; 25. (64): 92,1. Vom 23. zum 24. hatten 2 Arbeiter eine Abnahme, 2 eine Zunahme der Leistungen, 1 blieb sich gleich. Vom 24. zum 25. hatten 4 eine Abnahme, 1 eine kleine Zunahme.

Tabelle II.

Tagesleistungen von Arbeitern
(in Prozenten der in der betreffenden Kette von ihnen erzielten Durchschnittsleistung).

				1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16
Januar 1908	Arbeiter	1	(c)	—	91,6	79,5	92,1	**87,6**	79,1	92,4	101,9	114,5	—	—	**96,4**	—	—	120,4	109,1
	»	2	(m)	—	115,1	104,7	119,2	**106,0**	82,9	105,1	124,5	113,2	126,8	116,4	**112,4**	106,5	96,8	104,9	119,5
	»	3		—	94,9	115,2	124,4	**90,8**	102,9	76,1	77,9	58,4	109,4	135,9	**93,6**	113,4	114,9	88,6	89,4
	»	4	(g)	—	—	—	—	—	§)84,7	105,0	106,3	100,9	103,1	86,2	**97,9**	85,0	93,2	106,0	93,9
	»	5	(e)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Febr. 1908	Arbeiter	1	(c)	110,3	**108,6**	110,3	109,7	110,3		112,6	111,2	**110,9**	84,5	97,7	83,0	97,1	94,6	—	**88,6**
	»	2	(m)	—	**95,8**	96,7	104,1	—	—	105,9	80,9	**96,9**	83,2	80,2	102,9	108,1	94,7	—	**93,8**
	»	4	(g)	86,3	**96,7**	86,3	96,4	110,1			110,0	**104,0**	99,0	106,6	111,5	116,0	96,6	97,1	**104,4**
	»	5	(e)	77,7	**92,0**	77,7	72,2	81,1			91,3	**80,7**	67,5	84,2	—	—	—	—	**(75,8)**
Juni 1908	Arbeiter	1	(c)	96,0	106,0	88,1	—	§)88,4	86,7	**93,0**	—	96,0	110,4	115,4	99,5	109,5	**107,5**	100,8	108,3
	»	2	(m)	88,5	86,2	81,7	102,1	†)82,1	58,9	**82,4**	—	99,2	117,2	100,0	109,8	116,9	**106,9**	61,9	—
	»	4	(g)	117,3	105,5	101,8	116,0	100,9	122,3	**109,3**	—	98,7	93,6	101,8	103,2	114,3	**102,3**	101,9	114,3
	»	5	(e)	115,8	115,3	103,0	107,7	102,1	95,0	**106,4**	—	93,8	115,7	114,1	103,3	105,7	**106,4**	107,8	95,8
	»	6	(n)	93,9	103,6	98,9	104,7	94,1	91,1	**97,6**	—	106,4	102,4	98,9	107,5	99,2	**102,5**	106,0	86,4
	Arbeiterin	7		88,4	108,0	107,1	99,0	—	—	**105,7**	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	Arbeiter	8	(h)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	§)95,6	104,4	88,5	117,1	**103,3**	103,2	99,6
Juli 1908	Arbeiter	1	(c)	105,4	96,9	103,2	99,8	**98,8**	84,8	84,8	93,7		106,4	87,3	**91,8**	—	—	§)61,7	82,8
	»	2	(m)	41,4	115,9	66,2	96,0	**84,8**	99,0	95,2	111,7	132,4		82,7	**109,4**	70,3	88,8		119,8
	»	4	(g)	103,8	96,7	104,0	104,2	**97,5**	93,1	100,7	100,7		105,1	100,9	**10,2**	96,1	91,6		96,0
	»	5	(e)	103,0	73,3	115,3	90,0	**99,3**	105,7	91,5	88,1		81,5	119,3	**101,0**	103,8	96,3		101,31
	»	6	(n)	104,8	99,8	107,5	95,8	**105,1**	90,1	110,6	79,8		96,1	82,1	**90,0**	106,5	85,1		77,0
	»	8	(h)	110,5	100,0	80,1	121,7	**103,5**	96,5	105,0	137,5	—	—	—	**(113,0)**	—	—	—	§)104,1
	»	9		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	111,1

				17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31
Januar 1908	Arbeiter	1	(c)	96,4	124,3	**113,5**	99,1	111.8	100,7	93,9	78,0	106,7	**98,3**	109,8	89,8	108,8	114,2	115,9
	»	2	(m)	107,2	—	**106,8**	76,4	—	—	§)85,3	90,2	103,9	**88,9**	85,3	92,	98,6	106,1	**87,2**
	»	3		—	—	**98,3**	—	—	—	—	—	—	—	—	— 6	—	—	—
	»	4	(g)	105,9	103,1	**97,4**	105,5	105,7	94,1	101,4	97,4	105,8	**101,6**	81,5	94,1	107,1	101,9	106,5
	»	5	(e)	—	—	—	—	§)114,0	114,2	123,1	92,4	—	**110,9**	114,4	119,7	76,6	93,1	67,5
Febr. 1908	Arbeiter	1	(c)	—	§)108,2	88,5	82,1	90,0	79,0	**89,6**	84,0	95,9	113,4	87,2	91,6	106,1	**96,4**	—
	»	2	(m)	92,1	88,7	—	—	—	—	(90,4)	—	97,0	92,1	113,7	89,8	104,7	**99,4**	—
	»	4	(g)	97,1	79,7	103,4	—	§)86,5	91,6	**91,6**	90,1	94,5	92,6	76,0	96,0	104,3	**91,9**	—
	»	5	(e)	71,3	136,4	144,4	—	114,4	150,9	**123,5**	106,2	133,1	132,6	104,9	73,	72,9	**105,8**	—
															1			
Juni 1908	Arbeiter	1	(c)	114,6	106,6	97,6	103,2	**105,1**	113,1	89,4	89,4	76,7	109,1	99,3	**96,1**	91,1	97,4	—
	»	2	(m)	—	81,4	108,0	112,9	**90,3**	88,0	113,1	109,8	102,1	—	§)85,9	**99,7**	115,3	74,1	—
	»	4	(g)	111,2	109,8	121,9	114,1	**113,9**	105,7	§)54,7	79,4	90,7	103,2	97,5	**88,4**	83,9	92,7	—
	»	5	(e)	100,0	92,5	74,1	86,8	**92,1**	116,0	115,3	122,8	103,0	99,0	109,5	**110,8**	100,8	114,1	—
	»	6	(n)	85,9	113,3	—	109,4	**100,1**	95,3	118,0	99,8	101,1	112,3	103,6	**105,8**	108,1	114,5	—
	Arbeiterin	7		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	Arbeiter	8	(h)	108,3	85,2	98,8	92,1	**97,7**	91,6	110,9	78,0	77,8	93,3	95,3	**90,8**	97,8	110,9	—
Juli 1908	Arbeiter	1	(c)	78,9	68,8	**73,1**	102,0	102,0	113,5	103,8	109,1	99,7	**104,7**	105,7	110,5	119,5	102,7	86,8
	»	2	(m)	90,9	133,3	**98,9**	119,8	123,9	115,9	111,6	—	§)62,7	—	67,1	111,9	57,2	143,2	129,0
	»	4	(g)	107,9	118,7	**100,3**	99,2	106,8	104,4	105,0	105,0	111,9	**105,4**	106,7	108,1	112,5	109,0	103,4
	»	5	(e)	101,3	—	**103,0**	§)66,1	98,3	93,4	105,1	95,0	104,0	**93,6**	104,0	109,7	111,1	109,0	—
	»	6	(n)	106,9	105,3	**94,7**	106,9	106,1	88,7	99,2	110,8	98,9	**101,7**	—	§)63,6	101,6	85,0	120,3
	»	8	(h)	111,6	103,9	**106,5**	99,3	106,9	106,9	106,2	60,4	86,8	**94,6**	97,6	96,4	105,2	97,1	91,2
	»	9		88,9	118,4	**106,1**	100,5	108,1	101,8	92,7	113,8	86,9	**101,1**	91,3	85,0	86,3	112,3	116,5

*) Neue Kette der gleichen Sorte. §) Neue Sorte. †) Desgl. auf andern Stuhl. 1) Aenderungen am Stuhl. (Die Buchstaben in Klammern hinter den Ziffern der Arbeiter verweisen auf Tabelle I.)

Sie wird auch den Arbeitern, die sich dann über die sich stark steigernden Fadenbrüche zu beschweren pflegten, subjektiv fühlbar. Gleichwohl findet sich nur noch an einem einzigen anderen Tage ein ähnlich klar liegendes Beispiel [1]). Dagegen zeigen die wenigen sonstigen Tage, an denen der hygrometrisch gemessene Sättigungsgrad der Luft 70% unterschritt — oberhalb dieser Grenze ist eine Einwirkung an den Tagesziffern überhaupt nicht konstatierbar — nur sehr unbestimmte Einwirkungen, manche aber das gerade Gegenteil der erwarteten Senkung der Leistung [2]). Und ganz allgemein zeigt die Tabelle, daß die Abweichungen vom Durchschnitt sich bei den verschiedenen Arbeitern am gleichen Tage in allen erdenklichen Varietäten vorfinden und daß hier von einer bei ihnen generell vorhandenen, daher möglicherweise durch äußere allgemeine Verhältnisse bedingten Tagesdisposition, deren Variation von einem Tage zum andern die gewaltigen Schwankungen der Tagesleistungen erklären würde, nicht die Rede sein kann [3]).

[1]) 30. Mai 08: 1. Durchschnitt von 5 beobachteten Arbeitern: am 19. V. (H.-Stand: 70): 91,8; am 20. V. (65): 81,7; am 21. V. (70); 103,3. 2. Die Leistung steht am 20. V. bei jedem der 5 Arbeiter unter seinem Leistungsdurchschnitt, bei 4 zeigt sie gegen den 19. V. Abnahme, bei 1 Zunahme; vom 20. zum 21. zeigt sie bei allen 5 Zunahme; vom 21. zum 22. V. (Hygr.: 76) gegen den 21. bei 4 von ihnen Zunahme, bei 1 Abnahme. Das ist immerhin leidlich dem Postulat entsprechend.

[2]) Der 2. Juni 08 mit nur 68% ist zugleich einer der ganz seltenen Tage, an dem bei mehr als 4 beobachteten Arbeitern alle (um 3,6—15,3%) über ihrer Durchschnittsleistung standen. Der 1. Juni mit dem gleichen Hygrometerstand ist ein Montag, daher nicht brauchbar. Der 16. Mai mit demselben niedrigen Sättigungsgrad zeigt ebenfalls Zunahme bei 4 von 5 beobachteten Arbeitern. Das bedeutet natürlich nicht etwa die Irrelevanz der hygrometrischen Verhältnisse, sondern nur: 1. daß erst bei starkem Unterschreiten des Soll-Normale, — 2. in verschieden starkem Maß und Tempo bei den einzelnen Arbeitern der Einfluß sich meßbar zeigt, endlich 3. daß er, wenn sich die Schwankungen in Grenzen bis zu etwa 1/6 des Soll-Normale halten, so stark durch anders artige Umstände (s. u.) gekreuzt wird, daß er nicht direkt meßbar hervortritt.

[3]) Noch überzeugender ergibt sich dies aus folgender Beobachtung: In einer Zeitperiode von 197 Arbeitstagen wurde eine Anzahl in bezug auf ihre Leistungen mit der Stuhluhr exakt beobachteten Arbeitern an allen den Tagen, an welchen mehr als einer von ihnen arbeitete, auf ihre Abweichungen vom Durchschnitt (100%) der Leistung jedes von ihnen (an der jeweils von ihm bearbeiteten Kette) untersucht und dann die einzelnen Tage daraufhin verglichen, wie weit verschieden untereinander sich ihre Leistung verhielt. Die Zahl der Arbeiter schwankte an den betreffenden Tagen zwischen 2 und 6. Dabei zeigte sich an 141 Tagen = 70% der Tage eine Abweichung von mehr als 15% des Durchschnitts zwischen ihnen, und an 119 von diesen 141 Tagen (= 60,1% aller) weichen sie dabei zugleich nach verschiedenen Richtungen (+ bzw. —) vom

Die Kälte der Außentemperatur im Winter, welche oft die ersten 2 Stunden der Arbeitsleistung, bis zum »Auftauen« der Hände, sehr fühlbar drückt, ebenso das winterliche Arbeiten bei elektrischer Beleuchtung statt bei Tageslicht, welches die winterlichen Morgen- und Abendstunden belastet, andererseits starke trockene Hitze im Sommer, welche das Arbeiten an Mittags- und Nachmittagsstunden erschwert, üben selbstverständlich den ihnen entsprechenden Einfluß aus: dieser steckt in den starken Senkungen, die in heißen Sommer- und kalten dunklen Winter m o n a t e n im Leistungs d u r c h s c h n i t t beobachtet werden, darin. Aber nur ein Bruchteil der Arbeiterschaft reagiert auf diese Erschwerungen der Arbeit — das häufigere Reißen der Fäden bei Trockenheit der Luft, die erschlaffende Hitzewirkung, die Tendenz zu unsicherem Funktionieren und die Ermüdung des Auges bei künstlicher Beleuchtung — prompt auf den Tag oder die Woche mit Abnahme der Leistung. Die anderen suchen offenbar ihren bisherigen Verdienststandard durch gesteigerte Anstrengung zu behaupten, und es gelingt ihnen dies häufig so gut, daß gerade einige der hydrographisch ungünstigen Tage besonders günstige Leistungen aufweisen [1]). Erst wenn die Ungunst der allgemeinen Arbeitsbedingungen l ä n g e r e Zeit hindurch anhält und einen gewissen Grad übersteigt, versagt diese Gegenwirkung mit Erschlaffung der Arbeitskraft und -lust der Arbeiter.

Wie die meteorologischen, so scheiden aber auch alle sonst etwa denkbaren »allgemeinen«, d. h. die Arbeiterschaft jeweils gemeinsam betreffenden Bedingungen der Arbeit als mögliche

Durchschnitt ab. Abweichungen von mehr als je 10% vom Durchschnitt in verschiedener Richtung kamen dabei an 46 Tagen (= 23,3% aller) vor. Insgesamt weichen die Arbeiter nach v e r s c h i e d e n e n Richtungen vom Durchschnitt ab in 134 Tagen (= 67,6% aller). Abweichung der Leistungen voneinander von w e n i g e r als 5% des Durchschnitts zeigten nur 17 (8,6%), von weniger als 2% nur 5 (4,9%) Tage. Dabei gestaltete sich aber das Verhältnis so, daß an den Tagen, an denen m e h r als 2 Arbeiter zugleich in bezug auf ihre Leistung beobachtet wurden, in 83,4% der Fälle die Leistungen nach v e r s c h i e d e n e n Richtungen vom Durchschnitt abweichen, daß sich mit jeder weiteren Zunahme der Zahl der beobachteten Arbeiter dieser Prozentsatz steigert und schon bei 6 Arbeitern (innerhalb dieses Zahlenmaterials) = 100 wird, also einfach Funktion der Zahl der gleichzeitigen Beobachtungen ist, mithin durch g e n e r e l l für alle Arbeiter maßgebenden Tendenzen k e i n e s f a l l s bestimmt sein kann.

[1]) S. die vorigen Anmerkungen. Fühlbar wird den Arbeitern, nach Auskunft der Betriebsleitung, jede e r h e b l i c h e Unterschreitung der normalen Luftfeuchtigkeit, und sie verlangen alsdann Abhilfe. Da trotzdem, wie gesagt, ein Parallelismus von Hygrometerstand und Tagesleistung n i c h t (resp. nur in extremen Fällen) stattfindet, ist wohl nur die vorstehende Erklärung möglich.

Erklärungsgründe für die Tagesschwankungen der Leistungen aus, wenn diese, wie sich zeigt, überhaupt keinerlei Gleichmäßigkeit aufweisen. Also bleibt hier wie bei den Monatsschwankungen nichts übrig, als die einzelnen Arbeiter mit ihren Leistungen gesondert vorzunehmen, wenn man auf Ergebnisse hoffen will Dabei scheidet für T a g e s leistungen selbstredend von vornherein der Gedanke aus, auf irgendeinem Wege festzustellen, warum die Leistung eines Arbeiters etwa am 1. November 1907 um 10% höher und nicht um ebensoviel niedriger gewesen ist als am Tage vorher oder nachher. Es wäre gewiß ein nützliches Unternehmen, einmal eine größere Anzahl von Arbeitern, die mit Stuhluhren arbeiten, zu veranlassen, jeden Tag am Abend den Stand des Zählers zu notieren und dabei alsbald auch möglichst sorgfältig anzugeben, w e l c h e Gründe — ihrer Ansicht nach — die Unterschiede der Leistung an den einzelnen Tagen bedingt haben. Aber es läßt sich dabei mit voller Sicherheit prophezeien: 1. daß dabei soweit die Unterschiede n i c h t in objektiven Arbeitsbedingungen, d. h. in Maschinen- oder Materialverhältnissen (verschieden große Häufigkeit von Fadenbrüchen u. dgl.) begründet sind, auch (oder vielmehr: g e r a d e) bei großer Gewissenhaftigkeit des Antwortenden wirklich sichere Angaben nur in einer nicht sehr großen Minderheit von Fällen werden gemacht werden können; ferner 2. daß man, wenn man versuchshalber den Schußzähler irgendwie für den Arbeiter verdecken und d a n n ihn um Angaben ersuchen würde, auf welche Leistung er, und warum, an diesem Tage glaube gekommen zu sein?, d. h. auf eine um wieviel etwa größere oder geringere als gestern? — daß man dann, sage ich, in einem n o c h geringeren Bruchteil von Fällen auch nur annähernd zutreffende Antworten erhalten würde. Denn das Maß der eigenen psychophysischen »Disposition« zur Arbeit entgeht selbst Versuchspersonen im Laboratorium oft oder bleibt ihnen unerklärt, und die Arbeiter vollends zeigen sich, von Ueberstunden und exzeptionellen anderen Anstrengungen abgesehen, regelmäßig nicht einmal imstande, den Grad der eigenen Ermüdung durch die Arbeit irgendwie abzuschätzen, ja oft sich auch nur der Tatsache der Ermüdung selbst ganz klar bewußt zu werden. Um so weniger werden wir hier versuchen wollen, in die Gründe der Schwankungen zwischen den einzelnen um ¾ bis 1½ Jahr zurückliegenden Arbeitstagen einzudringen. Verfolgen wir immer-

hin, zunächst lediglich des Interesses an den Fakten selbst halber, die täglichen Leistungsschwankungen eines einzelnen (einstühligen) Webers, für den zufällig fortlaufende Kontrollnotizen für die 10 Monate November 1907 bis August 1908 vorliegen (es ist dies c der Tabelle I), so zeigt sich (Tabelle III, S. 197) folgendes Bild:

Man sieht: die Leistungen des Arbeiters, der übrigens zu den am gleichmäßigsten arbeitenden Webern des Betriebes gehört, schwanken in der allermannigfachsten und zweifellos durch kein Mittel für uns erschöpfend zu erklärenden Art. Immerhin lassen sich nun doch für die Zahlen der Tabellen II und III einige Einzelbeobachtungen machen [1]). Für uns kommt wesentlich die eine in Betracht, daß ein sehr erheblicher Teil der niedrigen Leistungen am Beginn neuer Sorten und Ketten liegen [2]). Zwar setzt keineswegs jede neue Kette mit einer Senkung des Tagesleistungsprozentes ein: auch das Gegenteil, hohe und dann sinkende Anfangsleistungen kommen vor. Wie es scheint, namentlich (wenn schon keineswegs ausschließlich) dann, wenn der Wechsel zu einer neuen Sorte einen Uebergang von schwerer zu leichterer Arbeit darstellt: der Arbeiter, dem die Arbeit ungewohnt leicht von der Hand geht, unterschätzt die Anstrengung und sucht viel zu verdienen, beispielsweise in Tabelle III am 18. VIII., wo der Arbeiter bei gleichbleibender Tourenzahl und Breite des Gewebes ein um ⅓ gröberes Garn zu einer um rund 28% weniger dichten Sorte zu verarbeiten hatte und ähnlich in einzelnen anderen Fällen. Doch findet sich auch in solchen Fällen überwiegend eine niedrigere Anfangsleistung. Andererseits kommen, wie wir sehen werden, auch Fälle vor, wo ein sehr leistungsfähiger Arbeiter beim Uebergang zu einer schwierigeren Sorte die bisherige Schußzahl pro Tag mit aller Anstrengung aufrecht zu erhalten sucht und erst

[1]) Eine Einzelheit: die beiden letzten Augustsamstage, deren Ziffern eingeklammert sind, weil sie (infolge Betriebseinschränkung) nur eine 4stündige Arbeitsdauer repräsentieren, zeigen durch ihre jedesmal rund 10% gegen den Freitag betragende Leistung die Wirkung der kurzen Arbeitszeit auf die Höhe der Leistung. Das Gleiche tritt bei den meisten anderen Arbeitern in teilweise noch weit stärkerem Maße hervor (Zunahme bis zu 47% gegen den Vortag), jedoch nicht bei allen. Die Zunahmen betragen etwas über ¾ aller Fälle; von dem Rest, der Abnahme zeigt, ist ein Teil durch Zufälligkeit bedingt, es bleiben aber einige Fälle, wo die Arbeitsneigung offenbar infolge der kurzen Arbeitszeit gesunken ist.

[2]) Dabei ist, was die Tabelle III anlangt, zu berücksichtigen, daß die Anfang November laufende Kette schon einige Zeit im Oktober gelaufen war.

nach einiger Zeit kollabiert. Wir halten uns hier zunächst an die Tatsache, daß die Arbeit an neuen Sorten, auch neuen Ketten derselben Sorte, jedenfalls sehr häufig unter der im ganzen an dieser Kette erreichten Durchschnittsleistung bleibt und fragen, ob und in welchem Maß dies dem Durchschnitt entspricht. Soweit dies der Fall wäre, würde wohl naheliegen, anzunehmen, daß wir es hier mit »Uebungs«erscheinungen zu tun haben. Diese wollen wir etwas genauer auf ihr Vorhandensein prüfen.

13.

Allerdings darf man, wie gleich vorauszuschicken ist, auf keinen Fall lediglich die zunehmende »Uebung« des Arbeiters als Grund des niedrigen Einsetzens der Leistung an neuen Sorten oder Ketten ansprechen [1]). Die Bearbeitung des Kettenanfangs ist ebenso wie die des Kettenendes — dessen Tage im Gesamtdurchschnitt daher ebenfalls Senkungen der Leistungen zeigen — an sich, aus technischen Gründen, die in den Bedingungen des Webstuhls liegen, schwieriger als die der Kette im übrigen, und diesem Umstand muß wenigstens für die allererste Zeit wohl der überwiegende Teil der Verantwortung für die niedrigeren Leistungen zugeschoben werden. Allein, daß »Uebungs«einflüsse stark mitbeteiligt sind, ergibt sich trotzdem mit großer Wahrscheinlichkeit aus der Beobachtung, daß, auch wenn ein Arbeiter an die Stelle eines andern an einer von letzteren schon zur Hälfte aufgearbeiteten Kette tritt, er in allen denjenigen Fällen, wo dies im Material zu beobachten ist, unter seinem nachher erreichten Durchschnitt beginnt und dann erst steigt [2]).

[1]) Ebenso wie die niedrige Montagsleistung (s. früher) nicht nur Folge der unhygienischen Sonntagsverwendung seitens der Arbeiter ist: die Maschine, welche von Sonnabendabend bis Montagmorgen gerade dreimal so lang gestanden hat als sonst von einem Tag zum andern, mit den von Klebstoff (Schlichte) überzogenen Fäden auf sich, setzt der Inbetriebsetzung Montags auch größere Schwierigkeiten entgegen als sonst.

[2]) So z. B. beginnt die Tagesleistung eines mitten in der Bearbeitung einer Kette an die Stelle eines Mädchens tretenden Webers mit 80,0% seiner nachher erreichten Durchschnittsleistung in den ersten drei Tagen. Von 101,6 auf 93,9% im Durchschnitt der ersten 3 Tage sinkt auch die Leistung an derjenigen Kette, welche der in Tabelle III behandelte Arbeiter zuletzt bearbeitete, als auf 1. September ein neuer (ebenfalls tüchtiger) Arbeiter an seine Stelle tritt, um in der zweiten Woche wieder auf 102,2% zu steigen, usw. Ebenso bedeuten technische Veränderungen am Stuhl, welche während des Laufens einer Kette angebracht werden, auch wo sie im Effekt die Arbeit erleichtern müssen,

Tabelle III. Tagesleistungen (und Wochendurchschnitte derselben) eines Webers während 10 Monaten (Nov. 1907 bis Aug. 1908).

	Tag	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16
Monat 1907	XI	102,9	96,7	**100,7**	95,5	102,4	102,2		100,3	107,6	**101,2**	107,4	82,4	102,9	85,0	92,8	96,4
	XII	**105,6**	91,6	97,3	99,2	110,3	99,2	96,1	**99,1**	98,2	99,1	100,0	—	88,1	96,0	**96,3**	84,4
Monat 1908	I	Neu-jahr	91,6	79,5	92,1	**87,6**	79,1	92,4	101,9	114,5	—	—	**96,4**	—	—	120,4	109,1
	II	110,3	**108,6**	110,3	109,7	110,3		112,6	112,2	**110,9**	84,5	97,7	83,0	97,1	94,6	—	**88,6**
	III	**96,4**		77,2	91,0	102,2	116,1	—	**96,5**	105,3	92,1	99,7	—	—	—	**99,2**	—
	IV					—	—	—	*)86,5	92,9	105,3	83,8	**88,5**	101,2	97,4	100,6	108,0
	V	123,0	119,2	**110,9**	104,5	109,5	115,5	103,7	93,7	—	**105,3**	107,9	115,8	—	—	—	—
	VI	96,0	106,0	88,1		§)88,4	86,7	**93,0**	—	96,0	116,4	115,4	99,5	109,5	**107,5**	100,8	108,3
	VII	105,4	96,9	103,2	99,8	**98,3**	84,8	84,8	93,7		106,4	87,3	**91,8**	—	—	§)62,7	82,8
	VIII	103,7	**104,6**	107,1	106,1	111,3	111,1	110,8	—	**109,3**	96,8	103,3	109,5	72,5	—	—	**95,5**

	Tag	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31
Monat 1907	XI	**94,6**	101,9	99,0	Bußtag	93,8	96,9	112,3	**100,9**	109,2	107,1	—	—	105,2	101,1	—
	XII	114,7	110,4	92,8	117,6	—	**104,2**	—	Weihnachten			§)71,6	59,1	(65,6)	87,1	—
Monat 1908	I	96,4	124,3 § 108,2	**113,5**	99,1	111,8	100,7	93,9	78,0	106,7	**98,3**	109,8	89,8	108,3	114,2	115,9
	II	—		88,5	82,1	90,0	79,0	**89,6**	84,0	95,9	113,4	87,2	91,6	106,1	—	—
	III	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	IV	—	—	**101,7**	—	79,3	92,9	98,7	83,4	101,4	**90,8**	79,3	115,3	119,2	110,0	—
	V	(**111,7**)	†)71,9	82,1	68,6	106,6	117,9	110,2	**92,8**	105,1	105,5	118,8	—	116,2	110,0	**111,1**
	VI	114,6	106,6	97,6	103,2	**105,1**	113,1	89,4	89,4	76,7	109,1	99,3	**96,1**	91,1	97,4	—
	VII	102,5	78,8	**81,7**	101,5	102,0	114,3	103,8	109,2	99,7	**105,1**	105,7	110,5	119,5	102,7	85,8
	VIII	—	§)110,3	101,3	96,3	100,3	(111,5)	**103,9**	92,5	96,7	107,2	112,0	96,4	(105,1)	**101,6**	100,3

*) Neue Kette (der gleichen Sorte). §) Neue Sorte. †) Aenderungen am Stuhl.

Es fragt sich nur, wie l a n g e solche Uebungswirkungen spürbar sind, wieviel Zeit also ein an sich schon im Weben gut geübter Arbeiter braucht, um sich in eine neue Sorte bzw. eine neue Kette derselben Sorte »einzuarbeiten«. Man wird geneigt sein, anzunehmen, daß dies eine Sache weniger Tage sei, und einzelne Zahlenreihen in den Tabellen, welche ein sehr rasches Ansteigen der Leistung nach anfänglichem Tiefstand zeigen, scheinen dies zu bestätigen. Allein hier können nur Durchnittszahlen Klarheit geben, denn es können für dieses Ansteigen im konkreten Fall die verschiedensten Umstände, sowohl Zufälligkeiten des Materials, wie außergewöhnliche Anstrengungen, die der Arbeiter im Einzelfall einmal, es sei aus welchen Gründen immer, macht, wie endlich die späterhin besonders zu erörternden Bedingungen des zweistühligen Webens (bei schmaler Ware) bestimmend sein. Angesichts der durch die verschiedenen Tourenzahlen bedingten verschiedenen Geschwindigkeiten des Fortschreitens der Abarbeitung der Kette legen wir dabei zweckmäßigerweise die durchschnittliche Tagesleistung für eine L e i s t u n g s einheit, also: für je ein »Stück« (je nach den Sorten einige Meter über oder unter 40 lang) zugrunde und nicht die Verhältnisse eines Zeitraums. Für einen Teil der mit Stuhluhren kontrollierten Arbeiter liegen Feststellungen vor, welche dies gestatten. Da die betreffenden Ketten ganz verschieden lang sind, manche schon mit dem 7. Stück ablaufen, andere z. B. 25 Stück ergeben, so ist die Zahl derjenigen Ketten, die für die Durchschnittsleistung bei Beschränkung auf die ersten Stücke herangezogen werden können, erheblich größer als die Zahl derjenigen, welche in Betracht kommen kann, wenn man möglichst auch die späteren Stücke heranziehen will (5). Nehmen wir also zunächst nur die ersten 8 Stücke sämtlicher überhaupt kontrollierter Ketten (24) und setzen wir die tägliche durchschnittliche Schußleistung am 1. Stück = 100, so ergibt sich folgende Reihe der Schußleistungen:

Stück:	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
Leistung %:	100	105,2	105,2	107,3	110,9	105,5	108,4	109,1

Oder: für Stück 1 und 2 zusammen: 102,6, für Stück 3 und 4: 106,2, für Stück 5 und 6: 108,2, für Stück 7 und 8: 108,7% der beim ersten Stück gezählten Leistung. Eine immerhin — mit

doch, lediglich ihrer Ungewohntheit halber, zunächst ein starkes Sinken und erst allmähliches Wiederansteigen der Leistung selbst bei einem so geübten Weber wie dem in Tabelle III behandelten: vgl. die Zahlen für den 18., 19., 20. Mai daselbst (ebenso bei anderen Arbeitern d u r c h w e g).

einem auf den starken Anstieg beim 5. Stück erfolgenden Rückschlag beim 6. — leidlich regelmäßige Zunahme, für deren Beurteilung freilich (s. o.) in Betracht zu ziehen ist, daß mindestens beim ersten Stück, wohl auch noch beim zweiten, die erwähnten rein technischen Bedingungen des Webens, nicht die »Uebungszunahme« allein, als Ursache der Steigerung anzusprechen sind und es in ungünstigen Fällen wohl möglich ist, daß sich jene Einflüsse noch weiter erstrecken. Für die Weiterentwicklung ergibt sich bei Beschränkung auf die langen Ketten [1]) folgende Reihe:

Stücke:	1—3.	4—6.	7—9.	10—12.	12—15.	16—18.
Leistung %:	100	109,2	107,9	111,2	110,3	114,0

oder, bei Zusammenfassung von je 6 Stück: 1—6: 104,6, 7—12: 109,5, 13—18: 112,2% der Leistung am ersten Stück. Also ein an sich ebenfalls ganz leidlich rhythmischer Anstieg der Leistung um 14% bei den drei letzten [2]) gegen die Leistung der drei ersten Stücke zusammengenommen und um etwa 7%, wenn man je 6 Stück zusammenfaßt. Hier wird man — immer im Auge behaltend, daß die Kleinheit der Zahlen zur Vorsicht mahnt — es für doch ziemlich wahrscheinlich ansehen dürfen, daß tatsächlich die »Einarbeitung« in die einzelne Sorte bzw. Kette vorwiegend bestimmend ist, da ein Mitspielen der Kettenanfangsschwierigkeiten von der 2. Gruppe von je 3 Stück an unwahrscheinlich und, auf die Zusammenfassung von je 6 Stück hingesehen, über das 6. Stück hinaus ausgeschlossen ist [3]). Man wird das wahrscheinliche Vorhandensein eines lediglich innerhalb der einzelnen Kette und für diese stattfindenden

[1]) Von diesen sind bei der Berechnung 1. eine spezifisch »schlechte Kette« (weil, je schlechter die Kette, desto ungleichmäßiger zugleich die Verteilung der Garnfehler zu sein pflegt); 2. ein wegen besonders großer Unstetheit der Arbeit schlecht vergleichbarer Arbeiter ausgeschieden worden. Schließt man diesen letzteren ein, so würde sich übrigens das Bild von je 3 zu 3 Stück nur wie folgt verschieben: 1—3: 100, 4—6: 107,9, 7—9: 108,0, 10—12: 106,7, 13—15: 105,5, 16—18: 109,0, also ebenfalls ein (nur nicht ganz so rhythmisches) Ansteigen zeigen.

[2]) D. h. der drei letzten hier mit in Betracht gezogenen. Am Kettenende sinkt die Leistung wieder etwas.

[3]) Da die langen Ketten, an denen bis zu 4 Monaten gearbeitet wurde, mit Anfang und Ende in sehr verschiedene Jahreszeiten fallen, so ist allerdings auch das Mitspielen der allgemeinen meteorologischen Bedingungen der Arbeit wenigstens möglich, obwohl sich die in die Rechnung einbezogenen Ketten darin gegenseitig leidlich ausgleichen würden. Immer aber muß daran festgehalten werden, daß alle diese Zahlen keine »Resultate« sind, sondern »Möglichkeiten« darstellen, die mit größerem Material nachzuprüfen wären.

Uebungsfortschrittes um (innerhalb ca. 3 Monaten) etwa 10% (wenn man den Einfluß der Kettenanfangsschwierigkeiten abzieht) bei älteren und schon recht gut geübten Arbeitern und bei einer dem Anschein nach so gleichförmigen Arbeit, als welche das mechanische Weben sich darstellt, immerhin keineswegs selbstverständlich und, wenn es sich bei Nachprüfung an größeren Zahlen in anderen ähnlichen Industrien als Tatsache herausstellen sollte, als nicht unwichtig ansehen. Zusammen mit den durch den Webstuhl geschaffenen Schwierigkeiten der »Einarbeitung« ist es überdies von nicht geringer Bedeutung für die Beurteilung der Wirkung des größeren oder geringeren Sorten- und Kettenwechsels auf die Interessen der Arbeiter. —

Neben der Entwicklung der Höhe der Leistung muß nun für die Frage, ob und inwieweit »psychophysische« (Uebungs-)Einflüsse feststellbar sind, die Stärke der Schwankungen im Verlauf des »Sicheinarbeitens« in eine neue Sorte (oder neue Kette der gleichen Sorte) Interesse bieten. Sie könnten eine Art von Probe darauf darstellen, ob das über die Uebungseinflüsse vorstehend (wenn auch unter allem Vorbehalt) für einigermaßen wahrscheinlich Erklärte wirklich als plausibel hingenommen werden darf. Nach psychophysischen Erfahrungen müßte die Amplitüde dieser Schwankungen mit zunehmender Uebung die Tendenz haben, abzunehmen, die Arbeit »stetiger« werden.

Wenn man nun für die je ersten 6 Wochen [1]) der Arbeit an einer Sorte den Durchschnitt der täglichen Schwankungen (in Prozenten der Durchschnittsleistung) berechnet, so ergibt sich für die nachfolgenden zwanzig auf gut Glück herausgegriffenen Fälle folgendes Bild von der Bewegung der in Prozent der Durchschnittsleistungen berechneten Schwankungen:

Woche:	1	2	3	4	5	6
a)	13,3	15,9	8,2	20,2	17,3	23,6
b)	9,1	28,2	8,0	4,8	8,1	8,3
c)	23,2	20,5	28,5	15,2		
d)	12,1	6,9	9,5	12,6	6,7	8,3
e)	7,2	8,2	5,6	13,3	8,1	6,3

[1]) Die folgenden Wochen wurden nicht mit herangezogen, da die Zahl der Fälle, in denen in der 7. Woche eine (kurze) Kette abgearbeitet ist, schon zu groß wird. (Schon in der 6. und sogar der 5. Woche gehen einzelne Ketten zu Ende, die betreffenden Zahlen sind dann schon für diese Woche in der Tabelle fortgelassen.)

Woche:	1	2	3	4	5	6
f)	13,6	12,3	17,3	16,1	9,3	1,3
g)	19,0	10,9	15,9	3,5	11,3	10,7
h)	15,6	10,9	11,1	10,2	10,7	19,2
i)	13,2	13,5	18,9	10,9		
k)	15,5	8,5	8,1	6,3	6,3	9,5
l)	7,7	8,3	29,9	17,7	5,9	
m)	8,1	7,5	14,7	6,8	11,5	
n)	3,4	12,4	4,4	2,8	7,1	4,7
o)	13,9	12,1	14,4	16,7	9,1	0,8
p)	13,6	7,5	16,3	14,6	9,5	
q)	12,1	15,8	5,2	24,6		
r)	9,8	7,9	4,4	5,5	7,2	4,3
s)	16,1	6,4	5,1	13,7	7,1	3,4
t)	18,7	10,2	12,0	2,2	9,6	
u)	6,2	8,9	5,0	5,7	3,3	3,6

Brechen wir hier ab: die Hinzufügung noch weiterer Fälle würde an dem Eindruck bunter Willkürlichkeit, den diese Zahlen zunächst machen müssen, nichts ändern und das Material würde andererseits zur Gewinnung hinlänglich großer Zahlendurchschnitte doch nicht ausreichen. Ermitteln wir nun aber immerhin zur Probe den Durchschnitt dieser nur 20 Fälle (an denen nur 8 verschiedene Arbeiter beteiligt sind), so zeigt sich folgendes Bild:

Woche:	1	2	3	4	5	6
Schwankungen %	12,57	11,19	12,17	11,17	8,36	8,0

Das würde, wenn man von der dritten Woche absieht, die einen Rückschlag zeigt, ein stetiges Sinken der Schwankungen von 12,57% auf 8,0%, d. h. auf unter $\frac{2}{3}$ der Anfangsschwankungen darstellen, also mit der Zunahme der Leistungsstetigkeit, welche psychophysisch als Folge des »Uebungsfortschritts« zu postulieren wäre, in wenigstens leidlichem Einklang stehen. Fassen wir je 2 Wochen zusammen, so betragen die Schwankungen im I. Drittel: 11,88, im 2.: 11,67, im 3.: 8,18%. Besinnen wir uns nun, daß die Schwankungen bei zweistühligem Weben notwendig irrationaler ablaufen[1]), als bei einstühligem, erwägen wir dazu noch, daß im vorstehenden in der 5. und 6. Woche einige der mit in die Berechnung einbezogenen Ketten zu Ende gingen und daher aus der Tabelle ausschieden, so werden wir die Vermutung hegen, daß bei ausschließlicher Berücksichtigung einstühliger Weber und bei Beschränkung auf Fälle, wo alle

[1]) Weil die Arbeit an dem einen Webstuhl durch die Verhältnisse auf dem andern, insbesondere auch durch Einlage neuer Ketten usw. auf diesem, auf das stärkste mit beeinflußt wird.

6 Wochen vollwertige Zahlen bieten, die Zahlenreihe noch stetiger verlaufen müsse. Machen wir den Versuch und berechnen den Durchschnitt für diese Fälle (es sind lit. d, e, n, o, r, s, u, also nur 7 Fälle, so zeigt sich folgendes Bild:

Wochen:	1	2	3	4	5	6
Schwankungen:	9,83	7,54	7,06	10,04	6,53	4,49

Also auch hier bei sonst ganz stetigem Anschwellen — und zwar diesmal bis auf unter 46% der ersten Woche — ein einzelner Rückschlag, diesmal in der 4. Woche. Wiederum je 2 Wochen zusammengefaßt, ergibt im 1. Drittel: 8,68, im 2.: 8,55, im 3.: 5,71%, also in Maß und Rhythmus des Rückgangs ähnliche Verhältnisse, wie bei der Zusammenstellung aller Fälle überhaupt. Daß in beiden Fällen erst das dritte Drittel (5. und 6. Woche) ein sehr dezidiertes Schwinden der Schwankungsgröße zeigt, scheint mit dem Umstand gut im Einklang zu stehen, daß das Einarbeiten in eine neue Sorte ganz überwiegend stoßweise, mit starker Anspannung und entsprechenden Rückschlägen, zu erfolgen pflegt (davon später).

Trotzdem ist nun auf das ernstlichste davor zu warnen, diese Zahlenreihen als »Resultate« anzusehen, welche »beweisen« könnten, daß jene psychophysischen Erfahrungen auch hier gelten, oder deren Ablauf gar als deren unzweifelhafter »Ausdruck« angesehen werden könnte. Der bei jeder der beiden Durchschnittsreihen sich findende »Rückschlag« zwar könnte bei genauer Analyse wohl als wirkliche »Zufälligkeit« sich herausstellen [1]) und dürfte wohl bei sonst hinlänglicher Deutlichkeit des »Typus« auch ohne solchen Spezialnachweis als solche behandelt werden, würde jedenfalls die Zahlenreihen nicht entwerten. Aber immerhin: das zugrunde gelegte Zahlenmaterial ist denn doch weitaus

[1]) Sowohl in der ersten wie in der zweiten der beiden Zahlenreihen wird das Herausfallen aus dem Rhythmus derselben in je einer Woche durch gewisse abnorme Verhältnisse bestimmter Wochen bedingt (Einstühligkeitstage bei zweistühligem Weben, ferner Halbtagsarbeit — mit entsprechender Intensitätssteigerung — und Ausfall von Arbeitstagen). Die Verschiedenheit der Z a h l der Arbeitstage in den einzelnen Wochen ist überhaupt recht störend. Aber würde man einfach von der Wocheneinteilung absehen und etwa die Leistungen und Schwankungen von je 5 oder 6 Tagen, an denen gearbeitet worden ist, zusammenfassen, so würden z. B. die Besonderheiten des Montags, der dann bald einmal, bald zweimal in diesen Gruppen sich finden würde, das Resultat stören. — Es sei immer wieder hervorgehoben, daß hier nicht »Ergebnisse«, sondern W e g e, auf denen man vielleicht, unter günstigeren Bedingungen als sie diese Industrie bietet, solche finden k ö n n t e, dargelegt werden sollen.

zu klein, und es würde der Prüfung an einem mindestens um das Zwanzigfache größeren bedürfen, um zu leidlich sicheren Resultaten zu kommen.

Ferner und vor allem: stellt sich wirklich definitiv ein Abschwellen der Schwankungen, zunehmende Stetigkeit des Leistungseffekts also, als »typisch« heraus, so fragt es sich wiederum: inwieweit ist die zunehmende »Geübtheit« des Mannes und inwieweit sind außerhalb seiner Person liegende Bedingungen seiner Leistung dafür verantwortlich? Es kommt auch da vor allem der uns schon oben begegnete Umstand in Betracht, daß nach der Einlegung einer neuen Kette in einen Stuhl zunächst eine gewisse Zeit vergeht, bis überhaupt ähnlich normale B e d i n g u n g e n des Arbeitens eintreten, wie sie während des weiteren Verlaufes der Arbeit bestehen, die dann solange andauern, bis wieder durch das bevorstehende Ablaufen der Kette und die dadurch entstehende Unsicherheit der Bewegungen des Kettenbaums ähnlich ungünstige Verhältnisse entstehen wie am Anfang. Sicherlich die erste Woche und wohl oft auch noch die zweite stehen unter dem Einfluß solcher, von der »Geübtheit« des Arbeiters ganz unabhängigen, ungünstigen Umstände und sind also nicht einfach mit den folgenden vergleichbar; es muß auch immerhin mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß sich diese Einflüsse gelegentlich noch weiter erstrecken und daß es also j e d e n f a l l s unsicher bleibt, in welchem G r a d e die — an sich plausible und wahrscheinliche — Tendenz der zunehmenden »Einarbeitung« in eine Sorte (im Sinn zunehmender »U e b u n g« des Arbeiters) und in welchem Grade jene t e c h nischen Bedingungen seines Arbeitens an der Abnahme der Leistungsschwankungen (wenn sie durch umfassendere Proben nachweisbar sein sollte) beteiligt sind, wenn man keine längeren als sechswöchentliche Zeiträume zugrunde legt. Andererseits würde, wenn ich ausschließlich die Fälle derjenigen Ketten, die mehrere Monate (u n d dabei e i n stühlig) laufen, zugrunde legte, die Zahl der exakt beobachteten Fälle bei s o stark von irrationalen Umständen abhängigen Erscheinungen, wie es die Tages s c h w a n k u n g e n sind, entschieden zu geringfügig sein [1]). Daß die verschiedenen Jahreszeiten mit ihnen unter-

[1]) Sie sind natürlich wesentlich irrationaler bedingt als die erörterten durchschnittlichen Gesamt l e i s t u n g e n einer Periode, bei denen die oben gewonnenen »Resultate« auch schon nur mit allem Vorbehalt als solche angesehen

einander sehr verschiedenen Einflüssen auf die Arbeitsleistung (Beleuchtungs-, Temperatur-, Wassersättigungsverhältnisse) auch auf den Grad der Schwankungen Einfluß haben, erscheint a priori kaum zweifelhaft, da diese ja teils von der Zahl der Fadenbrüche (die bei Trockenheit steigt), teils von der Schnelligkeit und Sicherheit des Sehens und der Bewegungen des Arbeiters (die von künstlicher Beleuchtung, starker Hitze oder Kälte ungünstig beeinflußt werden) abhängig sind; das läßt sich aber hier nicht sicher verifizieren, da das vorhandene exakte Material für Sommer und Winter zu verschiedene Sorten aufweist.

Denn wir werden von vornherein annehmen, daß die Schwankungsamplitüde nicht nur innerhalb einer und derselben Kette, sondern erst recht zwischen verschiedenen Ketten und, vor allem: Sorten, und überhaupt je nach den konkreten Bedingungen der Arbeit, und endlich auch nach der Eigenart der Arbeiter verschieden groß sein wird. Läßt sich nun darüber etwas einigermaßen Plausibles aus dem Material gewinnen?

Wir nehmen zur Probe zunächst einmal den gleichen Arbeiter, dessen Leistungsziffern für 10 Monate oben in Tabelle III wiedergegeben wurden, und verfolgen die Durchschnittsschwankungen durch die von ihm während dieser Zeit gearbeiteten Sorten hindurch, deren äußerlich meßbare Eigenschaften (Dichte, Breite, Garnfeinheit) ebenso wie die Tourenzahl der Maschinen, die normalen (durchschnittlich erwarteten) Nutzeffekte und das Abweichen der faktisch erzielten, alles in Prozent der zuerst gearbeiteten Sorte (dabei aber in abgerundeten Zahlen) angegeben wird. Das entstehende Bild ist folgendes:

	1.	2.	3.	4.	5.	6.
1. Breitenverhältnis %	100	97	100	87	115	115
2. Verh. der Dichte %	100	100	128	128	128	100
3. Verh. der Garnfeinheit %	100	— [1])	150	162	150	100
4. Verh. der Tourenzahlen %	100	99	95	95	95	95
5. Verh. der Akkordsätze %	100	91,5	127,6	127,6	142,5	93,2
6. Verh. der normalen Nutzeffekte %	100	117	93,1	102,4	80,9	— [2])

werden durften. (Ein Versuch der Analyse der Zahlen für die späteren Wochen hätte, da dieselben ganz unstet und schroff schwanken, kein Interesse.)

[1]) Die Garnfeinheit ist hierbei, da der Reißwiderstand und das sonstige Verhalten des Materials ganz verschieden ist, ohne Vergleichswert.

[2]) Nicht berechnet.

	1.	2.	3.	4.	5.	6.
7. Der erzielte Nutzeffekt beträgt weniger als der normale %	13,5	16,3	8,7	16,1	0,3	—
8. Die Tagesschwankungen betragen:						
a) % der erzielten Leistung	6,89	11,9	12,6	9,7	10,3	7,9 (8,2)[1]
b) % derjenigen bei Sorte 1	100	170	180	139	147	113 (131)[1]
9. Verh. der erzielten Nutzprozente %	100	114,5	102,2	111,1	102,7	115,9
10. Arbeitsdauer in der Sorte	1. XI. bis 20. XII.	27. XII. bis 14. II.	18. II. bis 3. VI.	5. VI. bis 12. VII.	15. VII. bis 13. VIII.	18. VIII. bis 30. VIII.

Man sieht: Die Schwankungsamplitüde geht mit keiner der Zahlen wirklich parallel. Beobachten läßt sich zwar, daß die drei dichtesten Sorten, welche zugleich diejenigen mit den höchsten Akkordsätzen sind (3, 4, 5), gegenüber den drei mit niedrigeren Akkorden bewerteten (1, 2, 6) im Durchschnitt die größeren Schwankungsamplitüden aufweisen (160% der Amplitüde bei der ersten Sorte gegen 127%). Aber wie die Zahlen ergeben, ist ein Parallelismus der im Akkordsatz sich ausdrückenden Leistungsschwierigkeit mit der Höhe der Leistungsschwankungen im einzelnen nicht nachweisbar[2]). Während ferner bei einer und derselben Sorte bzw. Kette, nach dem oben wahrscheinlich Gemachten, die Entwicklung so verläuft, daß mit steigender Uebung (welche das geleistete Nutzprozent steigen lassen muß) die Schwankungsamplitüde sinkt, ist hier, im Verhältnis zwischen mehreren Sorten, ein solcher umgekehrter Parallelismus nicht klar zu finden: die beiden Fälle, in welchen der geleistete hinter dem normalen Nutzeffekt am wenigsten zurückbleibt (Sorte 3 und 5), haben je eine der drei höchsten Schwankungsamplitüden, während umgekehrt bei der Sorte 2 mit niedrigem erzieltem Nutzeffekt auch die Schwankungen starke sind. Vollends von einem Parallelismus

[1]) Die eingeklammerten Zahlen ergeben sich bei Einrechnung, die andern bei Nichteinrechnung der infolge Betriebseinschränkung Sonnabends geleisteten Halbtagsarbeit mit ihrer entsprechend höheren Leistung, deren Zusammenrechnen mit vollen Arbeitstagen die Durchschnittszahl der Schwankungen erhöht.

[2]) Allerdings war der Akkordsatz der Sorte 4, die auf eine besondere Einzelbestellung hin erstmalig gemacht wurde, »probeweise« angesetzt. Es ist diejenige, deren Rentabilität für den Arbeiter durch mangelhafte Angepaßtheit der Sorte an den Stuhl gestört wurde (s. Text).

des Schwankungsgrades mit Breite, Garnfeinheit, Tourenzahl (die ja allerdings nur geringe Unterschiede zeigt, übrigens auch ihrer absoluten Zahl nach, welche — dem Prinzip gemäß — hier nicht wiedergegeben wird, niedrig steht), ist keinerlei Rede. Es dürften eben in den durch so einfache Ziffern n i c h t erfaßbaren Qualitäten der Garne so wesentliche Unterschiede der Leistungsbedingungen liegen, daß — wenigstens in diesem Fall — die sonstigen Unterschiede demgegenüber nicht eindeutig zur Geltung kommen können. Ueberdies fällt ins Gewicht, daß nur die 1. und 3. Sorte lange Ketten waren, von denen die eine (Sorte 1) bei Beginn der Zählung schon einige Zeit lief, also die starken Anfangsschwankungen schon hinter sich hatte, die andere (Sorte 3) 4 Monate auf dem Stuhl lag, während dagegen Sorte 2 nur 7 Wochen, Sorte 4 nur 5 Wochen, Sorte 5 nur 4 Wochen und Sorte 6 nur 2 Wochen — nachher kam ein anderer Arbeiter an den Stuhl — gearbeitet wurde. Sorte 1 präsentiert sich also wahrscheinlich zu günstig, Sorte 6 sicher zu ungünstig.

Die letztere Sorte steht in Dichte und Garnfeinheit der Sorte 1 gleich, in der Tourenzahl um nur (rund) 5% niedriger, in der Breite um 15% höher, ihr Garnmaterial ist etwas leichter zu verarbeiten: das alles findet seinen Ausdruck in einem um 6,8% niedrigeren Akkord. Ob nun der Umstand, daß das an ihr erzielte Nutzprozent um 15% höher steht als bei 1, unter diesen Verhältnissen einen »Uebungsfortschritt« bedeutet, ist schlechterdings nicht zu entscheiden. Sorte 3 verdankt ihre hohe Schwankungsamplitüde bei günstigem Nutzeffekt (sub Nr. 7) teils einem Kettenwechsel, teils einer technischen Aenderung am Stuhl, deren ungünstige Wirkung auf die Leistung dieses Arbeiters schon einmal erwähnt wurde, teils schlechter Gesundheit, die im Frühjahr zweimal zur Arbeitsunterbrechung führte. Das mit niedriger Leistung (sub Nr. 7) verbundene auffallend starke Schwanken bei der zweiten Sorte dagegen hat wohl wesentlich in der Weihnachtszeit mit ihrer unsteten Arbeit und der zufällig gerade damals lebhaften Gewerkschaftsbewegung seinen Grund. Die — mit mittlerer Schwankungsamplitüde verbundene — Minderleistung (gegenüber der Kalkulation) an Sorte 4 erklärt sich aus Unangepaßtheit der Sorte an den Stuhl. Sorte 5 mit einer (bei einstühligen Webern) mittleren, vielleicht etwas über mittleren Schwankungsziffer (sub Nr. 8) — die bei einer längeren Kette wohl wesentlich niedriger ausgefallen wäre — zeigt den Arbeiter

in dem nahezu dem geforderten Normalsoll entsprechenden Nutzeffekt (sub Nr. 7) auf der Höhe seiner Leistung: die Sorte ist, wie der Akkord (sub Nr. 5) zeigt, schwierig, infolgedessen der verlangte Nutzeffekt (sub Nr. 6) niedriger: Der als (relativ) nicht sehr gewandt, aber sehr kräftig und ausdauernd bekannte Arbeiter konnte bei mäßigen Ansprüchen an die Schnelligkeit (Tourenzahl und Nutzeffekt) sein Bestes leisten.

Versuchen wir nun, nachdem dies Einzelbeispiel zeigte, in welchen Komplex sehr individueller Bedingungen die Analyse der Schwankungsunterschiede bei einem Einzelarbeiter führt, ob nicht doch sich bei einem Ueberblick über eine größere Zahl von Beispielen irgendwelche deutlichen Tendenzen zu Parallelismen ergeben, so scheint es zunächst wahrscheinlich, daß erhebliche Steigerungen der Tourenzahl die Tendenz haben, die Schwankungen zu steigern. Ordnet man eine herausgegriffene Serie mit der Stuhluhr kontrollierter Ketten nach den Tourenzahlen, mit denen sie verarbeitet wurden, die höchste = 100 gesetzt, so zeigt sich in der Tat, daß alle Schwankungsdurchschnitte, welche 14,0% (der Durchschnittsleistung an der Kette) übersteigen, sich bei Tourenzahlen von über 75% finden, daß dagegen sich bei diesen hohen Tourenzahlen von den Schwankungsdurchschnitten unter 10% nur ein einziger Fall (9,5%) findet, bei einem ungewöhnlich tüchtigen Mädchen: als dasselbe an der gleichen Kette von einem allerdings nur sehr mittelmäßigen männlichen Arbeiter abgelöst wurde, schnellte die Amplitüde der Schwankungen für die zweite Hälfte der Kette auf 20,9% von dessen Durchschnittsleistung — auf die Höchstschwankung aller Ketten — in die Höhe. Dagegen überwiegen bei Tourenzahlen von 75 und weniger % die niedrigeren Schwankungsdurchschnitte von 12 bis zu 6,5% herab und finden sich nur vereinzelte über 12% (bis zum Maximum von 14%) hinausgehende. Im übrigen besteht aber ein irgendwie strenger Parallelismus von Tourenzahl und Schwankung nicht.

Was die Dichte der Gewebe anlangt, so haben von den 6 unter den kontrollierten Ketten, welche 100—95% der Maximaldichte haben, die Hälfte mehr als 12% Durchschnittsschwankung, $^5/_6$ mehr als 10%; bei den Ketten mit 90—60% der höchsten (kontrollierten) Dichte haben $^1/_3$ mehr als 12, $^4/_5$ mehr als 10% Amplitude, bei den noch niedrigeren Dichtegraden kommen — infolge der hohen Tourenzahl — wieder mehr höhere Durch-

schnitte vor; — bei der Kleinheit der Zahlen sind jedoch diese Unterschiede überhaupt nicht beweisend.

Die Garn f e i n h e i t fällt meist mit der Dichte der Sorte zusammen, und dann gilt das eben Gesagte; wo dies ausnahmsweise nicht der Fall ist, das Gewebe also locker ist, ist ein Parallelismus nicht ersichtlich; auch sind, wie schon gesagt, beim Garn verschiedene andere Qualitäten, die sich nicht in ziffernmäßigen Vergleich bringen lassen, von Bedeutung.

E i n e Hauptunterscheidung ist nun noch übrig: einstühliges oder zweistühliges Weben. Sie ist für die Art der Ansprüche, die an den Weber gestellt werden, natürlich von größter Wichtigkeit. Das Arbeiten zwischen den beiden Stühlen, einen jeweils vor sich, einen hinter sich, mit der Nötigung, bei der Inanspruchnahme durch den einen den andern zeitweise aus den Augen zu lassen, wirkt namentlich auf die Nerven ungeübter Arbeiter sehr beunruhigend. Wie demgemäß nicht anders zu erwarten, sind die Schwankungen jeder einzelnen Kette im zweistühligen Weben im großen und ganzen stärkere als beim einstühligen; der Durchschnitt der Schwankungen bewegt sich bei den letzteren um etwa 10, bei den ersteren um etwa 14% der Durchschnittsleistung. Allein es finden sich beim zweistühligen Weben Ausnahmen mit (relativ) sehr niedrigen Schwankungsziffern (bis wenig über 5% herab), und zwar sind es besonders geübte Arbeiter (männliche und weibliche), welche sie aufweisen.

Die Schwankungen und überhaupt die Bewegung der Leistungen beim zweistühligen Weben erregen aber überhaupt besonderes Interesse und es sei daher auf diesen Punkt noch etwas näher eingegangen.

A priori könnte man glauben, die Schwankungen der Leistung an zwei von demselben Arbeiter bedienten Stühlen würden sich der Regel nach gegeneinander kompensieren: wenn der Arbeiter seine Aufmerksamkeit dem einen Stuhl zuwende, leide die Leistung auf dem andern Not. Daß dies jedoch bei den Schwankungen zwischen den einzelnen Tagesleistungen keineswegs generell der Fall ist, zeigen die — leider freilich nicht sehr zahlreichen — Fälle, wo Stuhluhrmessungen an zwei von einem und demselben Arbeiter bedienten Stühlen vorliegen. Die Regel ist bei weitaus der Mehrzahl der beobachteten Tagesleistungen, daß sie sich, wenn auch meist in sehr ungleichem Verhältnis, in der g l e i c h e n Richtung (aufwärts bzw. abwärts) von einem Tage

zum andern bewegen. Man könnte daraus schließen wollen, daß darin die gleichmäßige Wirkung der jeweiligen »Tagesdisposition« des Arbeiters für die Arbeit zum Ausdruck gelange. Das dürfte in gewissem Maße wohl auch entschieden der Fall sein. Allein es gibt durchaus kein Mittel zu entscheiden, in welchem Maße, und sicher scheint, daß andere, in der Tecknik des Arbeitsprozesses liegende Umstände die überwiegende Rolle spielen. Der Arbeiter, welcher zwei Webstühle bedient, kann, wenn an einem Tag die Bedienung des einen besondere Schwierigkeiten macht, besonders zahlreiche Kettenbrüche eintreten, die Konsequenzen mangelhaften Schlichtens der Kette oder andere Gründe ihn stark in Anspruch nehmen, auch den andern Stuhl nicht so präzis bedienen, wie an Tagen, an welchen die Kette auf dem ersteren glatter läuft. Dieses gegenseitige Sichbeeinflussen der Arbeit auf beiden Stühlen dürfte die weitaus vorwiegende Rolle bei jener Erscheinung spielen, die jetzt noch durch einige Zahlen illustriert werden mag. Wir werden dann später sehen, daß und warum auch die umgekehrte Erscheinung: entgegengesetztes Verhalten der Leistung auf beiden Stühlen, sich findet. Bei einem besonders gewandten und zugleich stetigen Arbeiter stellten sich zwischen 30 aufeinander folgenden Arbeitstagen die Schwankungen der Leistung von einem Tag zum folgenden auf den beiden Stühlen, die er bediente (in % der Durchschnittsleistung) folgendermaßen:

Tage:	1—2	2—3	3—4	4—5	5—6	6—7	7—8	8—9
Stuhl A:	+ 5,0	— 1,4	+ 2,4	+ 5,4	— 3,4	— 1,3	+ 9,1	— 3,7
Stuhl B:	— 0,9	— 8,0	+ 1,5	+ 14,0	— 9,2	— 0,9	+ 1,8	— 0,6

Tage:	9—10	10—11	11—12	12—13	13—14	14—15	15—16	16—17
Stuhl A (Forts.):	— 7,0	+ 11,4	— 11,7	+ 5,0	— 2,5	— 3,1	+ 7,7	— 3,6
Stuhl B (Forts.):	— 0,8	+ 6,8	— 9,6	+ 6,9	— 5,4	+ 2,9	+ 4,5	— 10,0

Tage:	17—18	18—19	19—20	20—21	21—22	22—23	23—24	24—25
Stuhl A (Forts.):	— 9,6	+ 10,8	— 9,3	+ 8,1	— 1,3	+ 0,7	— 2,0	— 20,4
Stuhl B (Forts.):	— 14,9	+ 13,8	— 8,8	+ 7,3	— 2,2	+ 7,5	— 19,2	+ 9,2

Tage:	25—26	26—27	27—28	28—29	29—30			
Stuhl A (Forts.):	(+ 7,0)	(+44,9) außer Betrieb	(— 20,3) (Einlage)	(— 9,1) (Kettenanfang)	(— 6.1) (Voller Betrieb)			
Stuhl B (Forts.):	(Kettenende)							

Während der 25 Tage, an denen beide Stühle liefen, bewegte sich also die Leistung nur in 3 Fällen von einem zum andern Tag in entgegengesetzter Richtung; und davon gehört einer (24./25. Tag) schon der Zeit des Zuendegehens der Kette auf Stuhl B an. Addiert man für jeden Tag die Zahl der Schüsse auf beiden Stüh-

len, so zeigt sich als durchschnittliche Schwankung der Gesamtleistung zwischen je zwei Tagen 6,11 %, während die Leistung auf Stuhl A für sich vom 1. bis 25. Tage um durchschnittlich 5,96 %, auf Stuhl B, der eine um etwas über 9 % höhere Tourenzahl hat, um durchschnittlich 7,36 % schwankt. Der Schwankungsdurchschnitt der Gesamtleistung steht zwar dem niedrigen der beiden Eigendurchschnitte näher als dem höheren, aber nicht unter beiden, wie es der Fall sein würde, wenn die Schwankungen der beiden Leistungen überwiegend die Tendenz gehabt hätten, sich gegenseitig auszugleichen. Der Schwankungsdurchschnitt zwischen den sämtlichen 30 Tagen auf Stuhl A, die einstühligen Tage also eingerechnet, beträgt 8 %, gegen 5,96 % während der zweistühligen Arbeit, also um über ein Drittel mehr. Die Leistung auf Stuhl A schnellt eben während der völligen Außerbetriebsetzung von Stuhl B um rund 45 % des Durchschnittes in die Höhe (26./27. Tag), nachdem sie vorher während der mühsamen Arbeit am letzten Teil der Kette auf Stuhl B (24./25. Tag) schnell gesunken war, — und senkt sich dann während der Wiederinbetriebsetzung von B wieder zu ihrem vorherigen Durchschnitt herab. Auf diesem Wechsel zwischen Einstühligkeit und Zweistühligkeit beim Kettenwechsel beruht zu einem Teil der stärkere Schwankungsdurchschnitt, den die Stuhluhren an Stühlen für schmale (also zweistühlig gewebte) Ware aufweisen. Zu einem ferneren Teil beruht er, wie schon kurz angedeutet wurde, darauf, daß der Wechsel der Sorten (oder, bei gleichbleibender Sorte, der Güte des Garnmaterials) auf dem einen Stuhl stets auch das Maß der Leistung auf dem andern Stuhl mit beeinflußt. Wird die Arbeit an dem einen Stuhl schwieriger, so sinkt die Leistung an dem andern Stuhl und umgekehrt, und dies äußert sich teils — bei Beginn des Wechsels — in schrofferen Unterschieden der Tagesleistung, teils in dauernd stärkeren Abweichungen nach unten bzw. oben vom Gesamtdurchschnitt der auf die Kette erzielten Leistung. Wenn beispielsweise der Durchschnitt der Gesamtleistung auf die Kette von Stuhl A = 100 gesetzt wird, so steht die ganze oben betrachtete 25 Tage umfassende Periode der Doppelstühligkeit, während welcher auf Stuhl B eine sogenannte »mitteldichte« Sorte lief, auf Stuhl A mit durchschnittlich 121,5 %, infolge des Sortenwechsels auf B, um mehr als $^1/_5$ über dem Gesamtdurchschnitt, während, nach Einlegung einer feinen und um 25 % dichteren Sorte auf den andern Stuhl

(B), die Leistung auf Stuhl A nur in der ersten Woche noch, offenbar kraft besonderer Anstrengung des Arbeiters [1]), (der ja seine Leistung an der Stuhluhr kontrollieren kann), sich noch über dem Durchschnitt bewegt (104,0), weil er zunächst versucht, möglichst die gewohnte Schußzahl herauszubringen. Dann aber sinkt sie im Durchschnitt der folgenden 25 Tage unter den Gesamtdurchschnitt der Kette auf 95,4 %, auf welcher Höhe sie sich nun auch weiterhin hält [2]). Und zugleich mit der sinkenden Leistung steigen die Schwankungen. Die Durchschnittsschwankung der Gesamtleistung (die gemachten Schüsse auf beiden Stühlen addiert) beträgt 6,93 % der Durchschnittsleistung (gegen 6,11 in der ersten Periode von 25 Tagen). Das Charakteristische ist dabei, daß diese Vermehrung der Schwankungen keineswegs besonders stark auf Stuhl B hervortritt, obwohl dichte Ware, zumal bei feinen Garnen, eine wesentlich größere Zahl von Kettenbrüchen aufweist als leichtere: die Höhe der Durchschnittsschwankung ist auf Stuhl B trotzdem zufällig genau die gleiche in der zweiten wie in der ersten Periode [3]): 7,36 %. Dagegen schwankt die Leistung auf dem Stuhl A, auf welchem dieselbe Kette weiter lief, merklich stärker als in der ersten Periode, nämlich um durchschnittlich 6,99 % (gegen 5,96 % der ersten Periode). Der Durchschnitt der Schwankungen der Gesamtleistung steht hier also unter demjenigen jeder von beiden Einzelleistungen, was dadurch bewirkt wird, daß hier in 7 Fällen (gegen 3 in der ersten Periode) die Schwankungen der letzteren in entgegengesetzter Richtung verlaufen, also sich kompensieren: in diesem Falle hat der Arbeiter, nachdem er seinen anfänglichen Versuch, beide Stühle auf der bisherigen Schußzahl zu erhalten, hatte aufgeben müssen, offenbar seine Aufmerksamkeit so stark auf die neue Sorte konzentriert, daß er zwar diese letztere auf der

[1]) Denn auch die Leistung auf Stuhl B ist, zumal für einen Kettenanfang, recht hoch.

[2]) Die Erhöhung der Tourenzahl auf B um noch nicht 0,9% spielt dabei schwerlich eine irgendwie fühlbare Rolle. — Die meteorologischen Arbeitsbedingungen waren in beiden Perioden (Juli bzw. August und erste Septemberwoche 1908) nicht irgend wesentlich verschieden und im ganzen für diese Jahreszeit relativ günstig. Eine begrenzte Betriebseinschränkung im August (Sonnabends mehrfach nur Halbtagsarbeit, einzelne Sonnabende volle Stillstellung) war, bei der Eigenart dieses äußerst leistungswilligen Arbeiters, eher geeignet, die Leistung der zweiten 25 Tage in die Höhe zu treiben.

[3]) Nur der Umstand, daß in der ersten Periode die starken Schwankungen der Leistungen zwischen den letzten 3 Tagen (Kettenende) mit einbezogen sind, bedeutet einen gewissen Unterschied.

Höhe hielt oder selbst steigerte, gleichzeitig aber die Bedienung des andern Stuhles mit der ihm schon vertrauten älteren Kette litt, der Stuhl z. B. bei Kettenbrüchen durchschnittlich wesentlich länger stehen blieb usw. und so auf diesem Stuhl niedrigere und stärker schwankende Leistung eintrat.

Stellen wir nun diesem hochgeübten, besonders leistungsfähigen und -willigen (29jährigen) Arbeiter noch einen andern, leidlich veranlagten, aber um 10 Jahre jüngeren gegenüber, der ebenfalls, und zwar zur gleichen Zeit, zweistühlig arbeitete. Die Tourenzahl seiner beiden Stühle war um rund 2 bis rund 6% niedriger als auf Stuhl B, um rund 3 bis rund 7% höher als auf Stuhl A des andern Arbeiters, — Unterschiede, die für unsere Zwecke nicht ins Gewicht fallen. Die Sorten, welche er machte, waren überwiegend leichte Sorten — also (normalerweise) gut laufende relativ bequeme Arbeit, — daneben nur einmal eine schwerere Sorte, deren Dichte sich aber zu derjenigen der von dem andern Arbeiter gemachten wie 2 : 3 bzw. wie 3 : 5 verhielt. Seine Arbeit war also ganz wesentlich leichter als die des andern Arbeiters, dafür aber war er auch, mit 19 Jahren, noch nicht 3 Jahre in der Arbeit und 1¾ Jahre im Vollakkord, also ganz wesentlich weniger geübt als der andere Arbeiter. Demgemäß steht auch das Maß der Leistung und Maschinenausnützung, welches er erzielte, trotz der leichteren Arbeit ganz wesentlich hinter der Leistung des andern zurück: je nachdem man die Zahl der gemachten Schüsse oder — was allein ein einigermaßen richtiges Bild gibt — die Höhe der »Nutzprozente« zugrunde legt, um rund 18 bzw. um rund 28% [1]), wobei allerdings der mehr als doppelt so häufige Ketten w e c h s e l bei dem Jüngern mit ins Gewicht fällt (7 verschiedene Ketten und 5 verschiedene Sorten in 15½ Wochen auf den beiden Stühlen des Jüngern gegen 3 verschiedene Ketten und ebensoviel Sorten in 13½ Wochen bei dem Aelteren). Sieht man sich nun die Schwankungen bei dem jüngeren Arbeiter an, so betragen dieselben zwischen den ersten 14 Tagen, an denen die gleichen Ketten nebeneinander liefen:

[1]) Direkt vergleichbar scheint die Leistung beider Arbeiter für eine Periode, während deren beide gleichzeitig an der g l e i c h e n Sorte arbeiteten und der ältere Arbeiter einen um 38% höheren Nutzeffekt erzielte als der jüngere, oder nach Schuß gezählt bei einer um 6¾ % höheren Tourenzahl des Stuhles eine um 29,7% höhere Schußzahl. Indessen ist 1. die technische Einrichtung der Stühle nicht in allen Punkten die gleiche und 2. hatte der Jüngere auf dem andern daneben laufenden Stuhl eine andere (leichtere) Sorte als der Aeltere.

auf dem einen Stuhl (C): 23,0%, auf dem andern (D) 16,1% des Gesamtdurchschnittes der betreffenden Kette, während die Gesamtleistung (beide Nutzprozente jedes Tages addiert) um 14,3% schwankt. Daß die Schwankungen der Gesamtleistung stark unter denen von jeder der beiden einzelnen stehen, hat seinen Grund darin, daß bei diesem Arbeiter zwischen den 14 Tagen der Periode 5mal die Leistungen in entgegengesetzter Richtung, 8mal in der gleichen sich bewegen. Es folgen dann 15 Tage mit dreimaligem Ketten- und Sortenwechsel (1 auf Stuhl C, 2 auf Stuhl D) und demgemäß sehr heftigen durchschnittlichen Schwankungen auf beiden Stühlen: 29,4% auf Stuhl C, 27,3% auf Stuhl D. Während der alsdann folgenden Periode von insgesamt 31 Tagen hatte der Arbeiter den Vorteil, die gleiche[1]) leichte Sorte auf beiden Stühlen zu haben. Demgemäß sinken die Schwankungen. Sie betragen zwischen den zur Zählung geeigneten[2]) 25 Tagen im Durchschnitt: 11,9% auf Stuhl C, 16,4% auf Stuhl D, und für die Gesamtleistung: 11,2%, also immer noch annähernd das Doppelte wie bei dem älteren Arbeiter. Die Zahl der Fälle, in denen sich die Leistungen von einem Tag zum andern entgegengesetzt bewegen, beträgt 9 (von 25). also relativ weniger als in der ersten Periode dieses Arbeiters, aber auch jetzt wesentlich mehr als bei dem älteren Arbeiter. Man wird in dem Unterschied der Schwankungsamplitüden sowohl wie in dem Unterschied der Schwankungskompensationen Konsequenzen des Unterschieds der Geübtheit zwischen den beiden Arbeitern erblicken dürfen. Der jüngere Arbeiter schwankt — so darf man als Erklärung auch hier annehmen — mit seiner Aufmerksamkeit zwischen den beiden Webstühlen in höherem Maße hin und her als der ältere, der sein Augenmerk mehr darauf richtet und, zufolge seiner höheren Geübtheit auch mit mehr Erfolg darauf zu richten imstande ist, beide Stühle so voll auszunützen wie möglich und daher, im Effekt, beide etwa gleichmäßig im Gang hält. »Gleichmäßig im Gang halten« heißt dabei nicht etwa: auf jedem von beiden möglichst die gleiche Anzahl Schüsse erzielen, sondern: nach Möglichkeit dasjenige

[1]) Denn der Unterschied von nur 3% in der Breite kommt für die Arbeitsleistung natürlich nicht in Betracht. Es tritt dazu, daß auch die andern gleichartigen Sorten sehr ähnliche waren, so daß auch ein Uebungseffekt mitspielen kann.

[2]) Es mußten einige Tage, an denen auf dem einen Stuhl — wohl wegen Defektes — nicht gearbeitet wurde, außer Betracht bleiben.

Optimum von Ausnutzung jeder von beiden Maschinen zu erzielen, welches der Lohnkalkulation zugrunde gelegt ist und also — vorausgesetzt, daß diese »richtig« ist — dem Betrieb das unter den gegebenen Bedingungen quantitativ und qualitativ mögliche Optimum von Waren, dem Arbeiter das (bei den der Kalkulation zugrunde gelegten Soll-Löhnen) mögliche Maximum von Lohn in der Zeiteinheit gewährt [1]). Die Kalkulation kann, auch wenn sie »richtig« war, durch individuelle Bedingungen — insbesondere Materialbeschaffenheit — natürlich desavouiert werden: Dann hat der Betrieb (in der Warenqualität) und der Arbeiter (im Lohn) den Schaden [2]). Andrerseits würde eine im konkreten Fall für zwei von einem Arbeiter bediente Webstühle »falsche«, d. h.: den rein technischen Bedingungen der Leistungen auf jedem von ihnen nicht entsprechende Bemessung der Akkordsätze die Folge haben, daß der Arbeiter — wenn er seine Verdienstchancen richtig abwägt — seinen Arbeitsverdienst auf dem Weg des »kleinsten Kraftmaßes« zu gewinnen sucht, d. h. jeweils den Stuhl am intensivsten ausnützt, auf welchem mit geringerem

---

[1]) Ein Webstuhl, dessen Tourenzahl bei gleichbleibender Sorte um — nehmen wir an — 20% erhöht würde, könnte, selbst unter der Voraussetzung, daß diese Beschleunigung pro Meter Kette keinerlei Steigerung der Fadenbrüche oder sonstige Störungen herbeiführte, dennoch unmöglich um 20% mehr Ware liefern, wenn der Arbeiter für jede Schußspulauswechslung und für die Beseitigung jedes Fadenbruches usw. die gleiche Zeit bedarf, wie bei der um 20% geringeren Tourenzahl, einfach weil die durch solche Unterbrechungen des Arbeitsprozesses verloren gehende Zeit natürlich, auf die Meterzahl Waren gerechnet, einen größeren Ausfall bedeutet, als bei geringerer Tourenzahl. Nur wenn der Arbeiter ebenfalls alsbald um 20% schneller reagieren könnte, würde die Steigerung des Ertrages 20% betragen. Schon deshalb ist das Maß der von einem und demselben Arbeiter normalerweise erzielten Maschinenausnützung je nach der Tourenzahl nicht gleich hoch. Nun ist aber ferner natürlich die Höhe der Tourenzahl von erheblichem Einfluß auch auf die Zahl der Fadenbrüche und das sonstige Verhalten des Garns beim Weben und zwar z. B. je nach Feinheit und Draht desselben in sehr verschiedenem Maße und daher in ihrem Optimum von diesen (und sehr vielen anderen) Umständen abhängig.

[2]) Die sehr großen Unterschiede des Materials würden eins der verschiedenen Probleme bei dem Versuch des Abschlusses von Tarifverträgen bilden. Heute wird im Fall »schlechter Ketten« durch individuelle Zuschläge nachgeholfen. Die Höhe solcher Zuschläge ließe sich nicht leicht tarifieren. Und es tritt ferner dazu: die Zahl der Fadenbrüche ist (auch in der Baumwollweberei) keineswegs nur Funktion der Garnsorte und der Güte ihrer Herstellung, sondern in nicht unerheblichem Maße auch vom Arbeiter abhängig, der einen erheblichen Bruchteil davon durch Kontrolle der Kette und rechtzeitigen Eingriff verhüten kann. Geübte Arbeiter pflegt der beaufsichtigende Meister u. a. auch daran zu erkennen, daß sie sich ebensoviel hinter wie vor den Webstühlen aufhalten (auch in der Baumwollweberei).

Arbeitsaufwand mehr zu verdienen ist, weil für die auf ihm gemachten Sorten der Lohnsatz relativ — im Verhältnis zu der gleichzeitig auf dem andern Stuhl gemachten Sorte — »zu günstig« kalkuliert ist.

Die uns interessierende Frage ist nun: wie weit bei »richtiger« Kalkulation jene Anpassungstendenz, die zur Geltung kommen muß, wenn der Arbeiter das Maß der Ausnutzung der Stühle der Lohnkalkulation und den aus dieser sich für ihn ergebenden Verdienstchancen anpaßt, auch tatsächlich sich realisiert? Darauf kann nur bei Betrachtung längerer Zeiträume, während deren die gleichen Sorten nebeneinander laufen, eine Antwort gegeben werden. Um diese Antwort — soweit sie bei dem bescheidenen Umfang des Materials überhaupt möglich ist — gleich in dem wesentlichen Punkt vorwegzunehmen: eine solche Anpassung findet, wie es scheint, bei den einzelnen Arbeitern in sehr verschiedenem Grade statt. Jeder Arbeiter, der mehrere Stühle bedient, wird in einem gewissen Maß zur »Anpassung« an die Bedingungen der optimalen Produktion genötigt, wenn anders er nicht ökonomische Nachteile (Lohnausfall oder, bei andauerndem starken Zurückbleiben hinter der kalkulatorisch erwarteten Leistung, Entlassung) gewärtigen will. Aber ziemlich verschieden scheint der Grad zu sein, in welchem ihm diese Anpassung gelingt. Aus der Beobachtung der Verdienstschwankungen einer größeren Anzahl von zweistühligen Arbeitern schien mir hervorzugehen — und dies wurde von der Betriebsleitung als auch ihren Erfahrungen entsprechend bestätigt — daß die überhaupt »begabtesten« Arbeiter auch diejenigen sind, welche sich der Kalkulation am besten anzupassen wissen. Und zwar scheint sich diese Anpassung so zu vollziehen, daß der Arbeiter, welcher gleichzeitig zwei verschiedene Sorten nebeneinander zu weben anfängt, wenn er leistungsfähig ist, meist damit beginnt, zwischen den beiden Sorten mit dem Maximum seiner Anspannung abzuwechseln, so daß ein stoßweises Emporsteigen der Leistung zuerst auf dem einen Stuhl, dann bei gleichzeitigem Stehenbleiben oder auch mäßigem Sinken der Leistung auf diesem, ein ebensolches Ansteigen auf dem andern Stuhl stattfindet, was sich dann eventuell noch ein bis zweimal wiederholen kann, bis der Arbeiter, nachdem er die Leistungen auf beiden Stühlen durch »Uebung« genügend gesteigert und zugleich ihre mögliche relative Lohnrentabilität »ausprobiert« hat, allmählich seine Leistungen

auf die beiden Stühle so zu verteilen gelernt hat, daß er das Optimum und d a s h e i ß t, bei »richtiger« Akkordkalkulation: auf jedem von beiden etwa g l e i c h v i e l verdient. Dies würde, anders ausgedrückt, bedeuten, daß die Leistungen der von einem Arbeiter bedienten Stühle, in Produktionsquanten ausgedrückt, bei geübten Arbeitern und »richtiger« Kalkulation eine Tendenz haben, sich umgekehrt proportional dem Akkordsatz der Sorten zu stellen. Eine »Tendenz«: — das heißt, daß eine Unmasse individueller, im Material, im Stuhl, in den »Dispositionen« des Arbeiters, in der Jahreszeit usw. liegende Bedingungen es hindern können, daß dies Resultat wirklich eintritt, zumal jene Unterschiede der durch die verschiedenen Sorten bedingten Anforderungen an den Arbeiter, welche durch die Differenzen der Akkordsätze berücksichtigt werden sollen, sich ja nicht auf eine einzige einheitliche und gleichmäßige, für alle Sorten bedeutsame Fähigkeit desselben beziehen, sondern auf einen ganzen Komplex von solchen, die für die verschiedenen Qualitäten in ganz verschiedenem Maße relevant werden, so daß die Individualität der Arbeiter starke Abweichungen bedingen muß. Trotz all dieser Störungsquellen findet sich nun aber die erwähnte Tendenz gerade bei den geübtesten Arbeitern mehrfach ziemlich deutlich realisiert. So zeigt — um wenigstens zwei Beispiele herauszugreifen — der ältere und geübtere der beiden oben als Beispiel für die Tagesschwankungen verwerteten Arbeiter beim Weben zweier unter sich um 7,5% in der Akkordfestsetzung verschiedener Sorten, welche er 4½ Monate nebeneinander webte, zuerst — von der ersten zur zweiten Halbmonatsperiode — ein starkes Ansteigen der Leistung auf beiden Stühlen, und zwar am stärksten in der dichteren Sorte mit dem höheren Akkord. Auf diese, offenbar durch kontinuierliche Ueberanspannung erzielte Steigerung folgt vom zweiten zum dritten Halbmonat ein erhebliches Sinken, stärker wiederum bei der dichteren (für das gleiche Quantum höher gelohnten) Sorte. Vom dritten zum vierten Halbmonat steigt die Leistung in der schwierigeren Sorte, während sie in der leichteren um ein Weniges sinkt, vom vierten zum fünften ist genau das Umgekehrte der Fall, vom 5. zum 6. Halbmonat wird die Entwicklung durch einen Kettenwechsel in der leichteren Sorte gestört: beide Leistungen sinken, um dann wieder vom 6. zum 7. beide langsam zu steigen, vom 7. zum 8. beginnt der Anlauf zum Anstieg in der schwierigen Sorte von neuem, während die leichtere

mäßig sinkt, mit dem 9. geht die Kette der ersteren zu Ende (beide sinken). Dabei hat sich im Durchschnitt von je 1½ Monaten die Differenz des Produktionsverhältnisses (in Metern Waren ausgedrückt) von 14,5% der mittleren Leistung im Tagesdurchschnitt im ersten Drittel auf 6,5 % im Tagesdurchschnitt des letzten Drittels gesenkt. Dabei hat aber im ersten sowohl wie im zweiten Drittel die Produktionsleistung der schwereren Sorte in je einem Halbmonat über derjenigen der leichteren gestanden, und erst im letzten Drittel hat sich der in der Akkorddifferenz (7,5%) zum Ausdruck gebrachte Unterschied der Schwierigkeit der Arbeit annähernd zutreffend in der Differenz der Leistung ausgeprägt. Der Unterschied zwischen dem täglichen Durchschnittsverdienst auf jedem der beiden Stühle ist im Drittelsdurchschnitt auf die Hälfte zurückgegangen, wobei in den beiden ersten Perioden das Maß, in welchem bald der eine, bald der andere Stuhl das Uebergewicht hat, erheblich schroffer wechselt als in der dritten; der Stuhl mit der leichteren Sorte verdiente mehr (+) oder weniger (—) als der andere (in Prozenten von dem jeweils niedrigen Verdienst): 1. Halbmonat: +14,0; 2. Halbmonat: —8,5; 3.: +18,7; 4.: —13,8; 5.: +14,7; 6.: +9,2; 7.: +12,9; 8.: +5,2; 9.: +3,9. Man sieht aus allem, daß der Arbeiter durch fortgesetztes — bewußtes oder unbewußtes — Probieren und Sichanpassen allmählich sich den der Kalkulation der Akkorde zugrunde gelegten relativen Bedingungen der Arbeit an den beiden Stühlen annähert.

Noch deutlicher als bei diesem Arbeiter — der, beiläufig bemerkt, Gewerkschaftler ist — tritt die Tendenz zur Ausgleichung des Stuhlverdienstes bei einem ebenfalls besonders tüchtigen Mädchen hervor, wenn man folgende Zahlen betrachtet, die sich auf die Halbmonate nach Beginn der zweistühligen Arbeit an zwei untereinander im Akkord um 17,6% verschieden angesetzten Sorten bezieht: Der Verdienst am Stuhl A (mit der höher angesetzten Sorte) verhielt sich zu B (mit der niedriger angesetzten Sorte) in den Halbmonaten:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	0
wie 100 zu 262	155	120	96,0	86,2	93,0	86,9	101,5	100,0	100,6

Also im Durchschnitt der drei ersten Halbmonate wie 100 : 146, im Durchschnitt der vier mittleren wie 100 : 90,5, in den drei letzten endlich standen die Verdienste mit winzigen Abweichungen einander gleich. Anders ausgedrückt: in den ersten vier Monaten

hat sich die Arbeiterin, welche in der Sorte auf Stuhl B schon 2 Halbmonate gearbeitet hatte, in die neue schwerere Sorte (auf Stuhl A) eingearbeitet, dabei aber durch Konzentration ihrer Aufmerksamkeit auf die alte leichtere Sorte den Stuhl B in vollem Betrieb erhalten (denn die auf diesem Stuhl produzierten Quantitäten stehen pro Tag nur im zweiten Halbmonat etwas niedriger als der Durchschnitt); nachdem dann mit dem dritten Halbmonat die Einarbeitung in die schwere neue Sorte (auf A) vollzogen ist, wendet die Arbeiterin zeitweise ihre Aufmerksamkeit dieser mit entsprechend höherem Akkord ausgezeichneten Sorte so viel stärker zu als der billigeren, daß die Leistungen in dieser letzteren um etwa 15% sinken; während der letzten Zeit der Arbeitsperiode jedoch stehen die Verdienste an beiden Stühlen einander gleich und das bedeutet: die Produktionsleistungen standen umgekehrt proportional den Akkordsätzen, dergestalt, daß die Produktionsleistungen auf B niedriger stehen als in der ersten, diejenigen von A als in der zweiten Periode, also ein Ausgleich auf einer Art »mittlerer« Linie und zwar umgekehrt proportional dem kalkulierten Akkordsatz stattfindet, nachdem die Arbeiterin erst in der einen, dann in der anderen Sorte durch starke Anstrengungen ihren Uebungsstandard hinlänglich erhöht hatte. Es mag an der Analyse dieser beiden Fälle, denen einige andere ähnliche zur Seite gestellt werden könnten, genügen und nur noch bemerkt werden, daß diesen Fällen, in denen es sich stets um sehr geübte Arbeitskräfte handelt, zahlreiche andere, und zwar speziell bei minder geübten oder minder begabten Arbeitern, gegenüberstehen, in denen ein sehr unstetes Schwanken zwischen den beiden Stühlen dauernd bestehen bleibt, die Ausgleichung und Anpassung an die Lohnkalkulation also nicht gefunden wird, — was stets den Verdienst schmälert.

Wir sind mit diesen Darlegungen bereits ganz in die Analyse der Leistungsschwankungen einzelner Arbeiter hineingeraten, wie dies auch früher bereits gelegentlich der Fall war. Damals hatten wir allerdings wesentlich die Entwicklung der Leistungen an einer und derselben Sorte (bzw. zwei Sorten auf zwei Stühlen) beobachtet. Wir wollen nunmehr — was bisher nur vereinzelt und skizzenhaft zu illustrativen Zwecken erfolgte — für eine Reihe von Arbeitern längere Zeitperioden, die einen mehrfachen Wechsel der Sorten umschließen, betrachten.

14.

Wir beginnen mit einer Arbeiterin, deren Leistungen gänzlich den Charakter reiner Handarbeit an sich tragen: der »Andreherin«, welche in diesem Betriebe auch die Arbeiten des »Einlegens«, »Einziehens« und »Blattstechens«, also die ganze r e i n manuelle Vorbereitungsarbeit an der zur Verarbeitung bestimmten Kette zu vollziehen hat. Die für die Verdienstchance und Arbeitsökonomie in erster Linie wichtige Teilarbeit (die unter andern Verhältnissen, d. h. sowohl in größeren Betrieben wie mangels einer so hoch wie hier qualifizierten Arbeitskraft, unter mehrere Arbeiterinnen spezialisiert zu sein pflegen) ist das Andrehen, und es scheint, daß die Leistung in dieser, hauptsächlich aus unaufhörlich aufeinanderfolgenden, möglichst schnellen, drehenden Handgriffen an vorher mit ebenfalls größter Schnelligkeit richtig ausgesuchten Fäden bestehenden Arbeit in sehr hohem Maße von natürlicher Anlage (bestimmten Fingergeschicklichkeiten) abhängig ist, außerdem absolute Unempfindlichkeit gegen die unerhörte Eintönigkeit der 10 und mehrere Male in der Minute sich wiederholenden, absolut gleichen und dabei genaues Hinsehen erfordernden, hastigen Handbewegungen voraussetzt. Die andern Arbeiten — deren relative Dauer und Schwierigkeit am einfachsten durch das Verhältnis der auf je 1000 Fäden berechneten Akkordsätze : Andrehen : Einlegen : Einziehen : Blattstechen = 100 : 40 : 140 (bzw. 174) [1] : 30 charakterisiert wird — geben an Eintönigkeit dem »Andrehen« wenig nach, doch dürfte die Leistung in ihnen nicht in gleichem Grade Funktion natürlicher Anlage sein wie dort. Die Stellung der Arbeiterin im Produktionsprozeß bringt es mit sich, daß das Maß ihrer Beschäftigung und auch die Art der Verteilung derselben unter jene vier Arbeiten, die ihr obliegen, permanent, je nachdem neue Ketten eingelegt werden, wechselt. Man gewinnt ein Bild davon wohl am besten durch die in Tabelle IV wiedergegebenen Zahlenreihen. Zu bemerken ist dazu: die Akkordsätze der Arbeiterin, die in jüngeren Jahren Handweberin war, dann aber Garten- und andere Arbeit tat und von der Beschäftigung im Garten des

[1] Vom Juli ab hatte sie beim Einziehen unter neuen, höhere Aufmerksamkeit fordernden Bedingungen zu arbeiten, zuerst teilweise, dann ganz. Die Erschwerung der Arbeit drückt sich in einem um etwas über 24% erhöhten Akkord aus. Dadurch wird eine gewisse Störung in die Zahlen gebracht, die jedoch, wie die Tabelle zeigt, nur kurze Zeit von Erheblichkeit war.

Chefs in die Fabrik eintrat, anfangs den halben Tag dort, die andere Hälfte im Garten arbeitete und seit Februar 1907 voll im Akkord beschäftigt war, wurden — gemäß einer gleich anfangs ihr gemachten Ankündigung — von Juni 1907 an um 10% ermäßigt [1]). Wie es nach der Tabelle — Zeile 4 e — als wenigstens möglich erscheinen muß, r e a g i e r t e die Arbeiterin darauf v o r dem kritischen Monat mit niedriger, dann aber, n a c h d e m trotzdem die Herabsetzung eingetreten war, mit so stark steigender Leistung, daß diese im Verdienst die Herabsetzung mehr als ausglich. Eine zweite ihr für die Zeit nach dem September 1907 angekündigte Herabsetzung um nochmals 10% (gegen welche die Arbeiterin vielleicht im September mit der in diesem Monat sinkenden Leistung — s. Zeile 4 e — reagierte), unterblieb, da inzwischen die gewerkschaftliche Bewegung zunahm und die Arbeiterin auch so hinlänglich rentabel war. Die niedrigeren Leistungen in den vier dunklen Monaten im Winter 1907—1908 (November bis Februar) erklären sich wohl, wie bei vielen andern Arbeitern, zum Teil aus der größeren Arbeitsmühe bei künstlichem Licht. Der starke Absturz im September 1908 erklärt sich daraus, daß die Depression und Betriebseinschränkung dieses Monats besonders intensiv gerade auf die Andreherin wirkt, deren Beschäftigungsgrad ja besonders eindeutig von der jeweiligen Inangriffnahme neuer Ketten, also vom Maß der Bestellungen abhängt: wie Zeile 2 ergibt, ist sie nur 15 Tage (von den 26 Arbeitstagen des Monats) im Akkord beschäftigt gewesen, hat also um das Doppelte mehr unter der Einschränkung gelitten, als die andern Arbeiter, indem sie nur bis zu 4 Tagen in der Woche Arbeit fand und namentlich die Beschäftigung beim »Einziehen« auf fast $^1/_5$ sank. Ueberhaupt ist, auch in Zeiten der Vollbeschäftigung, für die Leistung der Arbeiterin, jedenfalls für ihre Leistung in einer ihrer vier Einzeltätigkeiten, durchaus der jeweilige Bedarf des Betriebes maßgebend. Wie Zeile 1 und 2 ergeben, ist in 11 von 19 Monaten die Zeit der Akkordarbeit von der überhaupt geleisteten Arbeitszeit verschieden, und die Zahlen in Zeile 5 zeigen, daß selbst bei Zusammenrechnung je eines ganzen Quartals die Zusammensetzung des Gesamtverdienstes aus den Verdiensten an den 4 Einzelarbeiten ohne Regel wechselt.

[1]) Der Vergleichbarkeit halber sind die Zahlen bis Juni derart umgerechnet, daß sie ergeben, wieviel die Arbeiterin verdient haben w ü r d e, wenn die Sätze von Anfang an so hoch gewesen wären.

Entwicklung der Tagesakkordverdienste einer Arbeiterin bei reiner Handarbeit

Tabelle IV. (März 1907 bis September 1908).

		III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX
1. Monats g e s a m t verdienst in % des ersten Monats		100	94	99	117	109	125	118	141	117	100	89	119	127	126	131	127	130	113	76
2. Arbeitstage im Monat		24	23½	24½	25	25½2	26½	24	26½	25	20½	24¾	25	26	23	23½	23	26½	21	16
3. Davon im Akkord		23¾	23½	24½	25	25½	24¼	24	24¼	24	20²/₅	22⅓	22½	24¹/₅	23	22½	20	24¾	17½	15
4. Der durchschnittliche Tagesakkordverdienstbetrag % des Verdienstes im ersten Monat	a) Andrehen	100	85	114	105	96	105	81	147	138	168	122	125	141	156	98	168	144	157	152
	b) Einlegen	100	94	110	114	110	114	68	138	147	136	134	121	152	162	98	129	126	166	159
	c) Einziehen	100	102	36	136	*)167	167	210	108	49	0	82	102	59	63	179	100	82	98	20
	d) Blattstechen	100	320	161	120	140	160	220	0	0	0	40	40	0	0	58	20	0	0	0
	e) im ganzen	100	96	95	114	114	124	115	132	112	112	113	116	120	131	127	140	121	140	118
5. An dem durchschnittl. Tagesakkordverdienst sind durchschnittl. beteiligt m.%:	a) Andrehen	54		53			43			67			59			57			64	
	b) Einlegen	21		21			17			23			23			19			24	
	c) Einziehen	24		21			*)36			10			17			20			12	
	d) Blattstechen	1		5			3			0			0,6			3			0	
6. Halbjährlicher durchschnittl. Tagesakkordverdienst in % des Verdienstes im ersten Monat:		100		111,0						114,4						132,2				

*) Aenderung in der Arbeitsweise (Erschwerung der Arbeit und entsprechend 24,3% höherer Akkord).

Natürlich könnte dabei auch ein verschiedenes Maß von Uebungszunahme in den verschiedenen einzelnen Arbeiten mitspielen. Aber die Zahlen in Zeile 4 a—d mit ihrem gänzlich regellosen Wechsel der Leistungen in je einer der Arbeiten zeigen, daß davon jedenfalls nichts für uns erkennbar sein würde. Was dagegen gerade angesichts dieses lediglich durch jeweilige Betriebsbedürfnisse bedingten starken Arbeitswechsels in hohem Maße interessiert, ist die aus Spalte 6 ersichtliche Tatsache eines Uebungsfortschritts um ein volles Drittel der Leistung des März 1907, welcher seinerseits bereits der zweite Monat der Beschäftigung der Arbeiterin war. Zugleich lehrt uns der Vergleich dieser klaren und eine stetige Entwicklung zeigenden Zahlen, welche sich bei Zusammenfassung dieser großen, 6 Monate umfassenden Periode ergeben, mit der Regellosigkeit der Zahlen, welche monatliche und selbst vierteljährliche Perioden [1]) ergeben, wieder, was schon früher mehrfach hervortrat, daß erst die Vergleichung großer Durchschnitte darüber entscheidet, ob man es bei Unterschieden der Leistung mit »Zufälligkeiten« oder mit Differenzen, die in Uebungs- oder Anlage-Unterschieden begründet sind, zu tun hat. Dem starken Uebungsfortschritt des Mädchens entspricht seine Eigenart: die Arbeiterin ist 42 Jahre alt und von so starkem Erwerbssinn, daß sie, als das Kostgeld, welches sie ihrer Familie gab, um 10 Pfg. unterboten wurde, von dieser fortzog. —

Wir wenden uns nun den Verdienstkurven einiger Maschinenweber zu.

Die Entwicklung der Verdienstzahlen eines der in Tabelle I aufgeführten einstühligen Webers (b) haben wir im wesentlichen schon oben bei Besprechung der Schwankungen analysiert. An der mäßig dichten, aber ziemlich breiten Sorte, die er bis zum 20. Dezember bearbeitete, hat er im ganzen gut verdient und im September (110%) und November (108,5%) Qualitätsprämien bezogen, während die Weihnachtszeit sinkende Leistung und, infolge Kettenwechsel und niedriger Anfangsleistung nach einwöchentlicher Unterbrechung, Zurückbleiben hinter dem Normalverdienst brachte. Anfang Januar, nach Uebergang zu einer

[1]) Die Folge der durch die Einflüsse der Depression entstandenen niedrigen Zahlen im Juli und September 08 und der durch die Winterbedingungen herbeigeführten Niedrigkeit der Zahlen im Januar und Februar bringen es mit sich, daß diese beiden Quartale gegen die vorangehenden Rückschläge zeigen. Erst die Zusammenfassung von Halbjahren zeigt die Stetigkeit des Steigens.

leichteren Sorte mit haltbarerem Material, schnellte sein Verdienst zu außerordentlicher Höhe empor (127%) infolge quantitativ sehr bedeutender Leistung. Doch bezog er trotzdem keine Prämien, scheint also infolge der schnellen Arbeit qualitativ nicht genügt zu haben: er ist ein Mann in mittleren Jahren, sehr kräftig, aber weder schnell noch besonders gewandt. Die Wochenleistungen[1]) an dieser neuen Sorte steigerten sich vom Dezember bis Mitte Januar von 65,6 zu 87,6—96,4—113,5%, dann erfolgte — wohl infolge der damaligen starken Kälte — ein Rückschlag auf 98,3, sodann ein Wiederansteigen auf 108,6 und Anfang Februar 110,9%, worauf Mitte Februar das Kettenende mit 88,6% folgt. Der Verdienst im Februar hält sich, weil die Leistungen am Kettenende der alten und am Anfang der damals beginnenden neuen Sorte niedriger waren, nur auf Normalhöhe (100,3%). Diese neue, schwerere Sorte, hat der Arbeiter dann in zwei Ketten bis in den Juni bearbeitet, mit folgenden aufeinander folgenden Wochenleistungen (stets: % des Durchschnittes seiner Leistung an dieser Kette): 89,6—96,4—96,5—99,2 (Mitte März), worauf eine längere Krankheit des Arbeiters folgte, und dann im April folgende Leistungen: 88,5—101,7—90,8—110,9 bis 105,3—111,7; dann (im Mai) nach Vornahme einer Aenderung am Stuhl: 92,8—111,1, 1—96,7 (Kettenende Anfang Juni). Monatlich erzielte der Arbeiter im März 101,7, im April 104,3, im Mai vor der Aenderung am Stuhl 116,7 der Februarleistung und sein Verdienst pro Tag hob sich infolgedessen von 100,3% im Februar auf 110% im April (der März ist im Verdienst nicht vergleichbar, da damals der Arbeiter anfangs unstet arbeitete, dann längere Zeit gar keine Arbeit tat). Die Leistung sinkt dann im Mai infolge der Stuhländerung und der entsprechenden Aenderung des Akkordes auf 90,6 der Februarleistung, und der Verdienst auf 89,5% des Normalverdienstes. Das Ansteigen vom Februar zum Mai wird vielleicht z. T. Folge der sich mit der Jahreszeit bessernden allgemeinen Arbeitsbedingungen sein. Daß aber auch der Uebungsfortschritt stark mitspielt, scheinen die Zahlen nach der Stuhländerung (Steigung der Wochenleistung von anfangs nur 92,8 auf 111,1%) zu zeigen. Der Juni ergibt mit 102,3% einen angesichts des Sortenwechsels leidlichen Ver-

[1]) Am Durchschnitt der Leistungen an dieser Kette gemessen (s. früher), welcher in diesem Fall, an den Leistungen des Arbeiters an anderen Ketten gemessen, eine hohe Leistung repräsentiert.

dienst: auf die neue, besonders leichte und nur 12½% schmälere Sorte hat sich der Arbeiter offenbar mit großem Eifer gestürzt und anfangs auch günstige Fortschritte erzielt. Dann aber erlahmte er sichtlich: die Wochenleistungen bewegen sich von 87,5% in den ersten Tagen zu 107,5—105,1—96,1—98,8—91,8% (Mitte Juli), dergestalt, daß der Arbeiter hier von einem jüngeren zweistühlig arbeitenden Vetter überholt wurde, wie dies früher [1]) erwähnt worden ist. Außer starker Trockenheit in der einen Juniwoche und der (übrigens relativ mäßigen) Julihitze spielte dabei neben der, wie erwähnt, nicht sehr großen Gewandtheit des Arbeiters auch — was zu den Bemerkungen im vorigen Aufsatz S. 145 hinzuzufügen ist — der Umstand eine Rolle, daß diese nur gelegentlich auf Bestellung hergestellte Sorte für den schweren großen Stuhl, den der Arbeiter bediente, schlecht paßte. Der Juliverdienst stellte sich demgemäß, da überdies der Uebergang zu einer neuen Sorte von gleicher Dichte wie die vom Februar bis Juni gearbeitete, dabei aber von beträchtlich größerer Breite, erfolgte, etwas unter normal (99,1). In dieser neuen Sorte hat dann aber der Arbeiter im August gut (114,6% der Norm) verdient und dabei auch zum erstenmal die von der Lohnkosten-Kalkulation als »Soll« zugrunde gelegte Norm erreicht (s. die Zahlen S. 205) und dabei auch qualitativ sich auf solcher Höhe gehalten, daß er zum erstenmal seit November wieder Prämien verdiente. — Sieht man von den beiden leichten Sorten (Januar/Februar und Juni/Juli) ab, so wird man sagen dürfen, daß der Arbeiter sich vor zunehmend schwierige Arbeit gestellt sah, daher — seiner langsamen Natur entsprechend — nur langsam sich in die jeweils neuen Aufgaben hineinfand, ihnen aber doch stetig zunehmend gerecht wurde. Es fällt ihm aber ganz offensichtlich leichter, die rein m e c h a n i s c h e Mehrarbeit zu verrichten, welche grobe Sorten (mit häufigerer Neufüllung des Schützen und großen, die Körperkräfte und die Sicherheit des Auges in Anspruch nehmenden Breiteverhältnissen) verlangen, als Erfolge bei der Bedienung feiner und dabei brüchiger Sorten zu erzielen. Die Schwankungen in seinen Monatsverdiensten in Tabelle I erklären sich nach dem Vorstehenden teils aus unsteter Arbeit (Weihnachten), teils aus einer Unterbrechung durch Krankheit (März), teils aus besonderen Schwierigkeiten mit einer für den Stuhl nicht ganz geeigneten Sorte (Juni), im übrigen aber

[1]) S. 170.

durchweg aus Ketten- und Sortenwechsel oder Aenderungen am Stuhl. —

Ein anderer der in Tabelle I aufgeführten Arbeiter (g), etwas jüngerer (33 Jahre alter) Vetter des vorigen, vollzog nach dreimonatlichen überdurchschnittlich guten Leistungen auf zwei Stühlen des Modells II (ohne die Geschlechtszulage im August und Oktober fast die volle Norm) im November den Uebergang zum Modell I, auf dem er einstühlig arbeitete. Sein Einarbeiten in die neue Aufgabe vollzog sich, wie die Tabelle zeigt, nur stoßweise. In den Monaten November und Dezember ist die Leistung für einen an sich tüchtigen Weber, wie er es ist, außerordentlich niedrig, 33 bzw. 23% unter der Norm. Erst im Januar an einer groben Sorte mit sehr haltbarem Material begann er stark zu steigen, leistete mehr als das kalkulationsmäßige Soll und verdiente im nackten Akkord beträchtlich (18%) über den Durchschnitt. Indessen dieser starke Anlauf hielt in den nächsten Monaten zunächst nicht ganz vor: den höheren Leistungsansprüchen, die an die folgenden schmäleren, aber dichteren und um 25% in der Garnnummer und außerdem in der Garnqualität feineren Sorten (des gleichen Materials) gestellt wurden, vermochte er trotz herabgesetzter Tourenzahl nicht zu genügen, was sich in seinen unternormalen Akkordverdiensten bis Juni in der Tabelle ausdrückt. Erst mit dem Uebergang zu breiteren, mäßig dichten Sorten aus sehr feinem Garn besserten sich seine Leistungen, die vom Juni bis August noch ungleich waren, im Herbst beträchtlich und überschritten im Oktober und November das Kalkulations-Soll dieser, aus weit brüchigerem Material hergestellten, Waren. Die für die quantitativ bestimmbaren Verhältnisse von Sorten und Leistung seit Januar 1908 charakteristischen Zahlen sind die folgenden:

		Sorte: 1	2	3	4	5
in % der ersten Sorte.	Dichte:	100	114	114	114	114
	Breite:	100	97,8	85,1	87,2	100
	Tourenzahl:	100	95,1	95,1	95,1	95,1
	Soll-Nutzeffekt:	100	106	108	117	109
	Akkordsatz:	100	113	106	113	117
Erreichter Nutzeffekt + gegenüber dem Soll — %:		+ 8,7	— 19,7	— 14,6	— 2,8	+ 6,4

Die Akkordverdienste und Leistungen in den 5 Sorten pro Monat, die letzteren in % der Durchschnittsleistung (und eingeklammert in % der Soll-Leistung), verlaufen bis dahin wie folgt:

	Januar	Februar	März	April
Akkordverdienst %:	118	97,0	78,3	93,6
Leistung %:	Sorte 1: 99,0 (107,6)	Sorte 1: 100,2 (109,9) Sorte 2: 91,6 (76,2)	Sorte 2: 103,6 (86,5)	Sorte 3: 96,2 (84,1)
	Mai [1])	Juni	Juli	August
Akkordverdienst %:	84,0	87,6	109,0	87,1
Leistung %:	Sorte 3: 97,9 (85,3)	Sorte 3: 108,0 (94,2) Sorte 4: 90,1 (88,9)	Sorte 4: 101,5 (98,3)	Sorte 4: 94,7 (91,7)

Im Monat September steigt die Leistung an Sorte 4 beträchtlich: es liegt die Annahme nicht fern, daß dieser Arbeiter durch die größere Ruhezeit infolge der Betriebseinschränkung (freier Samstag) besonders stark in der Leistungsfähigkeit und -willigkeit gesteigert wurde. Denn die Leistung in der 5. Sorte, mit der er im Oktober begann, steigerte sich im November nach Fortfall der Betriebseinschränkung nur auf 101,0% der Oktoberleistung, wofür allerdings die stets ungünstig einwirkende künstliche Beleuchtung mit verantwortlich sein mag, außerdem aber auch der Umstand, daß Garnfeinheit und Garnbleiche bei der 4. und 5. Sorte dieselben Verhältnisse aufweisen, mithin die 5. Sorte durch die 4. bereits vorgeübt war und wohl daher von Anfang an in der Leistung hoch einsetzte. Der im ganzen recht tüchtige Arbeiter zeigte bei den Sorten, die er bearbeitete, bezüglich seiner wochenweisen »Einarbeitungs«fortschritte folgendes Bild: Seine Leistungszifferm betragen in Wochendurchschnitten % der in der betreffenden Sorte geleisteten Durchschnitte:

Woche:	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
Sorte 1:	97,7	97,4	101,6	96,7	104,0	104,7	—	—	—	—	—	—
» 2:	91,6	91,9	88,3	99,5	104,9	107,8	—	—	—	—	—	—
» 3:	82,6	97,3	95,2	98,2	96,2	89,1	97,8	109,3	102,3	113,9	—	—
» 4:	85,4	98,4	100,3	98,3	102,8	107,9	94,7	92,4	92,4	99,5	104,8	104,2
» 5:	100,3	98,4	101,5	93,1	100,5	92,8	94,7	—	—	—	—	—

Man sieht, um wie viel undeutlicher die Erscheinungen des Uebungsfortschrittes (speziell bei Sorte 4 und 5) hier werden, als wenn man ganze Monate zusammenfaßt; insbesondere sind sie auch undeutlicher als bei dem vorigen Arbeiter (b). Die Schuld tragen bei den beiden letzten Sorten die schon erwähnten Verhältnisse, außerdem hat in der 7.—9. Woche der 4. Sorte der Arbeiter aus irgendeinem Grunde nur unstet gearbeitet; an dem Kollaps (auf 89,1) in der 6. Woche der 3. Sorte könnten

[1]) Aenderung des Akkordsatzes infolge von Aenderungen am Stuhl.

ungünstige hygrometrische Verhältnisse (Sinken des Sättigungsgrades an einem Tage bis auf 68%) Einfluß gehabt haben. Im übrigen zeigen die Durchschnitte der (allein vergleichbaren) ersten 6 Wochen trotz der scheinbar ganz willkürlichen Abweichungen im einzelnen doch einen immerhin leidlich rhythmisch aufgetreppten Fortschritt von 91,5% der Durchschnittsleistung an der Kette in der ersten Woche zu 94,7—97,3—97,1 bis 103,7—100,4% in den folgenden 5 Wochen oder von 93,1% in den ersten beiden zusammen zu 97,2% in der dritten und vierten und 102,0% in der fünften und sechsten. —

Es mag hiemit an Beispielen aus dem Gebiet des für die Beobachtung der einfachsten Komponenten der Leistung besonders günstigen einstühligen Webens genug sein, da das, worauf es ankommt, durch das Gesagte hinlänglich illustriert ist: die ganz überragende Bedeutung, welche die jeweils bearbeitete Sorte und vor allem der Sortenwechsel für die Bewegung der Leistungs- und Verdienstziffern hat. Es darf hinzugefügt werden, daß von den starken Schwankungen, welche die Akkordverdienstzahlen in Tabelle I zeigen, nach Abzug eines Bruchteiles von etwa ½, welcher durch rein persönliche (speziell: Krankheit und ähnliche) Störungen oder durch Einflüsse der Jahreszeit oder Witterung bedingt erscheinen, fast der ganze Rest auf Sortenwechsel zurückzuführen ist.

Darin drücken sich teils die mechanischen Bedingungen der Arbeit (Kettenanfang und Ende) aus, teils die Unterschiede der Eignung der Arbeiter für die einzelnen Sorten (namentlich: größere oder geringere Schnelligkeit der Reaktion und damit verbundene Unterschiede der geistigen »Beweglichkeit«, daneben aber selbstverständlich eine große Zahl anderer individueller Differenzen der qualitativen Arbeitseignung), teils: die Notwendigkeit der »Einarbeitung« in jede neue Arbeitsaufgabe — und eine solche stellt ersichtlich jede neue Sorte oder Kette, nur in verschiedenem Maße — also: die Uebungsverhältnisse, teils endlich — und damit kommen wir auf ein in den früheren Ausführungen schon einmal berührtes Moment — die durch die Eigenart der Arbeitsbedingungen erzeugte (bewußte oder unbewußte) »Stimmungslage« der Arbeiter bei der Arbeit. Der Einfluß dieses Umstandes sei noch an einigen Beispielen illustriert.

Daß die Qualität des Garnmaterials und die Sorgfalt der Vorbereitung der Kette, insbesondere der Schlichtereiarbeit, auf die

Tabelle V. **Gesamt- und Stuhlverdienste**

		1906					1907					(Halbe
		X	XI		XII		I		II		III	
		15–30	1–15	15–30	1–15	15–30	1–15	15–30	1–15	15–30	1–15	15–30
1. Akkordsatz (Anfangssorte auf Stuhl a = 100 gesetzt, die Dezimalen abgerundet).	Stuhl a	100	100	100 / 107*)	107	107	107 / 100	100	100	**107**	107	107
	Stuhl b	112	112	112	112	126	126	126 / 170	170	170	170	170
2. Akkordarbeitstage	Stuhl a	$13^3/_5$	13	12	13	10	11	$13^1/_7$	$9\frac{1}{4}$	11	11	10
	Stuhl b	$13\frac{1}{2}$	$11^3/_5$	12	10	10	12	$6\frac{1}{4}$	$9\frac{1}{4}$	11	13	10
3. Gesamttagesverdienst im Akkord in % des Sollnormale.		80,3	95,0	96,6	88,6	94,3	94,1	103,3	107,1	117,6	98,6	125,6
			95,6		91,3		98,6		112,3		112,0	
4. Stuhlverdienst (in Klammern: einschließl. Extrazuschlag), Anfangsverdienst = 100 gesetzt, die Dezimalen abgerundet. auf Stuhl	a:	100	125	103	107	104	98	123	110	123	125	149
	b:	100	119	154	138	149	163	125	180	180	155	194

*) Die fetten Zahlen bedeuten: Kettenwechsel. Wo zugleich ein Sortenwechsel vorliegt, ergibt sich dies aus der Aenderung in der Höhe der dem Akkord entsprechenden Prozentziffer.

Stimmungslage der Arbeiter von erheblichem Einfluß ist, bildet eine in der ganzen Weberei bekannte Erscheinung und zeigt sich sehr deutlich auch in den Antworten der Textilarbeiter auf die Frage des Levensteinschen Fragebogens nach der »Arbeitsfreude«. Zwar wird der Ausfall an Akkordverdienst bei schlechten oder schlecht geschlichteten Ketten wohl überall durch Spezialzulagen auszugleichen gesucht. Immer aber bleibt dabei — für die subjektive Empfindung des Arbeiters — die unvermeidlich arbiträre Bewilligung solcher Zulagen an sich, die Unsicherheit, ob sie ihm den bei tadellosem Material und gleich starker Anspannung möglichen Verdienst ersetzen werde (was, weil es sich nicht strikt beweisen läßt, begreiflicherweise subjektiv von ihm

eines zweistühligen Webers.

Monate.)								1907					1908
IV		V		VI		VII		Ganze Monate					
1—15	15—30	1—15	15—30	1—15	15—30	1—15	15—30	VIII	IX	X	XI	XII	I
107 / 100	100	100	110	110	110	128	128	128	128	128	128 / 100	100	97
170	170	153 §) / 135	135	135	135	135	135	135	135	135	135	135	135 / 130
10½	12¾	12	12½	13	12½	$11^3/_5$	13	25¼	23¾	27	$20^3/_5$	$18^1/_5$	$21^1/_5$
12	12¾	7½	12½	13	12½	12	10⅓	27	24	24⅔	$24^3/_5$	$19^4/_5$	$20^2/_5$
107,0	132,0	77,6	105,3	85,3	89,3	87,0	89,6	97,0	94,6	93,6	90,3	101,3	86,6
119,1		91,3		87,3		88,3							
131	153	85	117	110	115	106	120	118	104	115 (138)	117 (123)	126	115
164	204	124	159	115 (135)	121 (138)	124 (143)	116 (147)	142	148 (163)	138	114	148	118

§) Aenderung am Stuhl, welche Herabsetzung des Akkordes nach sich zog.

fast stets bezweifelt wird) und die Tatsache der fortwährenden Störung und gesteigerten qualitativen Unannehmlichkeit der Arbeit bestehen und muß auf die innere Attitüde zur Arbeit zurückwirken. Wie nachhaltig eine solche Rückwirkung sein kann, auch nachdem ihre Ursache längst beseitigt ist, zeigt z. B. das Verhalten eines 30jährigen, seiner Begabung und Geübtheit nach sehr tüchtigen zweistühligen Webers, wie es die nachfolgenden Zahlen widerspiegeln (Tabelle V).

Die Zahlen ergeben bis zur zweiten Hälfte Mai einen ganz augenscheinlich sehr bedeutenden Anstieg der Leistungsfähigkeit. Zwar zeigt die große Mehrzahl von Perioden, in welche ein Sortenwechsel fällt, ein Sinken derselben, meist auf demjenigen Stuhl, auf

welchem der Wechsel stattfand, zuweilen — wenn der Arbeiter auf diesem Stuhl besondere Anstrengungen machte — auf dem andern. Und ebenso schwanken auch unabhängig vom Sortenwechsel die Leistungen erheblich: eine Folge der Berechnung der Akkordleistung nach dem abgelieferten Quantum, welche namentlich bei der Rechnung nach Halbmonatsperioden starke nur scheinbare Schwankungen der Leistung ergeben muß. Aber: das Steigen der Gesamtleistung ist ganz offensichtlich und um so zweifelloser ein Ausdruck für eine entsprechend gesteigerte generelle Qualifikation als Weber, als die Kombination der Akkordsätze deutlich die Ansprüche, die an den Arbeiter gestellt wurden, zeigt. Der tägliche Akkordverdienst ist im Durchschnitt des Monats April 1907 um nahezu 50% gegenüber dem Anfangsverdienst im Oktober 1906 gestiegen. Alsdann aber erfolgt ein jäher Absturz im Mai, nachdem 1. an dem einen der Stühle (b) eine ihrem Zweck nach die Arbeit erleichternde, daher mit Akkordherabsetzung verbundene Aenderung vorgenommen worden und 2. auf dem gleichen Stuhl eine neue Sorte in Arbeit gekommen war, deren Kette unerwartet schlechtes Material aufwies. Wie die Tabelle zeigt, erfolgte der Absturz — um 30—44% — auf beiden Stühlen. Von diesem Absturz hat sich nun die Leistung des Arbeiters nicht wieder erholt, obwohl vom Juni an, wie die Tabelle zeigt, durch Zuschläge zu den Akkorden, außerdem durch eine sonst nicht übliche spezielle Erhöhung der Einstühligkeitszulage, seinen Verdienstchancen nachgeholfen wurde, und obwohl er in der zweiten Hälfte Juli und im August mit tadellosen Ketten arbeitete und im September und Oktober eine mangelhafte Kette, wie die Tabelle zeigt, durch eine außergewöhnlich hohe Spezialakkordzulage vergütet wurde. Als vielmehr die Gewerkschaftsbewegung seit Juli 1907 lebendig wurde, begann er zu bremsen. Der weitere Verlauf ist (S. 158) schon erwähnt, — hier liegt für uns das Gewicht darauf, daß den ersten Anstoß zu jener oppositionellen Attitüde, welche sich späterhin in absichtlicher Obstruktion äußerte, ganz augenscheinlich die vielleicht zunächst nur halb bewußte Verstimmung durch das Verhalten des Materials einer »schlechten« Kette bildete, welche ihrerseits sinkende Leistung, sinkenden Verdienst und damit weitere Anlässe zur Verstimmung schuf.

Wenn bei diesem Arbeiter die zuerst durch schlechtes Garnmaterial hervorgerufene ungünstige Stimmungslage sehr schnell

in bewußte Opposition umschlug, so ist das nicht die Regel. Aber allerdings: die Wirkung jenes psychischen Habitus, welcher durch ein Verhalten des Materials oder der Maschinen erzeugt wird, das der Arbeiter, nach seiner Gewöhnung als ungewöhnlich und unerwartet hinderlich und lästig und daher gewissermaßen als eine spezifische »Tücke« desselben empfindet, erstreckt sich, zumal bei temperamentvollen Arbeitern, wohl immer erheblich über die objektive (das heißt hier: rein technische) Arbeitserschwerung hinaus. Man pflegt daher besonders »geduldige« Arbeiter mit der Bearbeitung solchen Materials zu betrauen. Wie stark aber der Abstand von der Normalleistung auch bei Arbeitern, welche gut veranlagt und gut geübt sind, bei fortgesetzter Zuteilung schwierigen Materials (trotz entsprechender Vergütung des Minderverdienstes) ist, und wie stark demgemäß ihre »Geduld« auf die Probe gestellt wird, zeigen u. a. folgende Zahlen, die einen, seiner großen Gewissenhaftigkeit und Geschicklichkeit wegen anhaltend in jener Art beschäftigten Arbeiter betreffen (Tabelle VI).

Die obersten Reihen ergeben zunächst, daß dieser Arbeiter auf seinen beiden Stühlen [1]) in 17 Monaten 15 Kettenwechsel, darunter 9 Sortenwechsel, erlebte, und dabei — insofern die Akkorddifferenz ein annäherungsweiser Ausdruck der Schwierigkeitsdifferenzen ist — Schwankungen der Schwierigkeit der Arbeit um mehr als das 2½fache. Unter den 16 Ketten der Arbeitszeit waren zum mindesten 3 ganz schlechte (teils des Materials, teils mangelhaften Schlichtens wegen) und noch mehrere andere waren, wie die Zahl der notierten Fehler trotz der notorischen Sorgfalt des Arbeiters zeigt, übernormal schwierig. Ueberdies hatte der Arbeiter eine ungewöhnlich feine Sorte (Stuhl b Dezember 1907) herzustellen, welche ganz abnorme Ansprüche stellte. Die Konsequenz alles dessen ist, daß der anfänglich kräftig in seinen Leistungen ansteigende Arbeiter, trotz seiner besondern Tüchtigkeit, einschließlich der gewährten Geschlechtszulage (20%) nur in 3 von den 17 Monaten das Normalsoll des Akkordverdienstes

[1]) Die Ueberweisung eines temporär verwaisten dritten Stuhles in der Periode der höchsten Konjunktur — Juli 1907 — darf hier als eine bloße Episode vernachlässigt werden: der Arbeiter verdiente zwar, wie man sieht, in diesem Monat nicht unbeträchtlich mehr als in den andern, und ebenso stieg die nackte Meterleistung pro Tag, aber der Grad der Maschinenausnutzung und die Qualität des Produktes gingen so stark herunter — bei überdies bestehender Gefahr der Ueberanstrengung des Arbeiters, wie sie wohl auch in dem Kollaps des folgenden Monats hervortritt — daß dies der einzige Fall im Betriebe geblieben ist.

überschreitet, meist aber bedeutend, und auch im Gesamtdurchschnitt (72,0%) um 8% unter dem Niveau zurückbleibt, welches für dieses Stuhlmodell zugrunde gelegt ist (80%) und in der Geschlechtszulage Ausdruck findet. Er bewegt sich im Durchschnitt der Quartale von 78,3% zu 77,3—73,3—71,0—80,0 bis 63,0%, also absteigend, abgesehen von dem Anstieg im vorletzten Quartal, der durch eine dem Material nach besonders günstige (d. h. besonders wenig zu Fadenbrüchen geneigte) Kettenqualität (der einzigen dieser Art in den ganzen Monatsserien) bedingt war. Das Sinken der Akkordverdienste in den letzten Monaten ist aus Sorten und Material nicht erklärbar, wäre auch durch die infolge Betriebseinschränkung längere wöchentliche Arbeitsunterbrechung höchstens im letzten Monat, — der aber gerade wieder ein mäßiges Steigen zeigt, — hypothetisch zu deuten. Es scheint, daß die große Zahl der Kettenwechsel und schlechten Ketten überhaupt, die der Arbeiter zu erleiden hatte, auf sein gewohntes »Arbeitstempo«, vielleicht auch (unbewußt) auf seine Arbeitsstimmung gedrückt hat; ob es der Fall war, dürfte sich der Feststellung entziehen. Jedenfalls zeigt auch dieser Fall ebenfalls den entscheidenden Einfluß des Materials und speziell der Sorten- und Kettenwechsel auf die Schwankungen der Leistungen. Regelmäßig findet — wie das erste der zuletzt erwähnten Beispiele zeigte — trotz der Notwendigkeit, in jede neue Sorte, Kette und sonstige Arbeitsbedingung sich »einzuarbeiten«, — doch ein »genereller« Uebungsfortschritt statt. Aber es scheint möglich, daß durch ein Uebermaß von Hemmung durch allzu ungünstige Bedingungen dieser Uebungsfortschritt reduziert wird, wie dies im zweiten Fall (vielleicht!) geschah.

15.

Wir brechen hier ab und setzen diese, im Rahmen eines als Literaturreferat gedachten Aufsatzes ohnehin schon übermäßig langen Darlegungen nicht fort. Freilich, als eine S a c h darstellung oder gar als eine Monographie angesehen, wären dieselben über die Maßen dürftig. Die Aufgaben einer solchen würden ungefähr da anfangen, wo wir aufhören. Nicht als ob die Bearbeitung an diesem Punkte besondere sachliche Schwierigkeit zu zeigen drohte: es ist eher das Gegenteil der Fall, und vor allem würde der eigentliche Reiz einer wirklichen Sachdarstellung erst da beginnen, wo sie von der bloßen Durchrechnung von oft viel-

Tabelle VI.

		1907											1908									
		V		VI		VII		VIII	IX	X	XI	XII	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	Durchschnitt
		1—15	16—31	1—15	16—31	1—15	16—31															
1. Akkordsatz, Anfangssatz auf Stuhl a = 100 gesetzt, die Dezimalen abgerundet.	Stuhl a	100	109*)	109	109	109	{109 88}	88	88	88	{88 84 88}	88	88	88	{88 83}	83	**83**	{83 91}	91	{91 77}	77	—
	» b	88	95*) [0])	95	95	95	95	**95**	95	**95**	95	{95 200}	200	**104**	104	{104 108}	108	108	{108 116}	116	116	—
	» c	—	—	—	—	66	66	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
2. Akkordarbeitstage.	Stuhl a	8	12½	10	10¾	9½	$10^3/_5$	27	23	25	20½	21	24¾	22½	23½	20½	$24^1/_5$	$22^1/_5$	26½	20¾	22½	—
	» b	⅜ 8	$10^2/_5$	10	12	9½	13	24⅓	23	23⅔	21⅓	18	23	21¼	25	19¼	25	23½	$24^1/_{10}$	23¾	22½	—
	» c	—	—	—	—	9½	13	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
3. Durchschnittlicher täglicher Gesamtakkordverdienst (% des Soll-Normale)		63,3	64,0	76,6	86,6	96,3	91,0	63,3	79,0	93,3	67,6	66,3	58,3	63,6	69,3	84,6	78,3	80,0	78,3	49,3	61,6	72,0
4. Meterleistung pro Arbeitstag. Die Anfangsleistung = 100 gesetzt, die Dezimalen abgerundet.	Stuhl a	100	109	103	159	109	134	120	139	143	132	98	136	106	154	151	140	133	109	56	80	—
	» b	100	81	144	110	118	120	97	134	145	112	92	31	104	83	132	124	132	137	98	103	—
	» c	—	—	—	—	100 §)	71 §)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

*) Akkorderhöhung um (rund) 9%. Bei den Zahlen sub Nr. 3 für den 1.—15. V. (erste Spalte) ist, der Vergleichbarkeit wegen, der ab 16. V. gültige Akkordsatz zugrunde gelegt. [0]) Fette Zahlen = Kettenwechsel. Ob auch Sortenwechsel, ergibt der Vergleich der Akkorde (außer in der zweiten Spalte, vgl. vorige Anmerkung). §) Natürlich nur unter sich vergleichbar.

deutigen, immer abstrakten, Buchziffern im Kontor in die Realität der Werkstatt träte und dort dem lebendigen Menschen und der ruhelosen Maschine ins Antlitz blickte. Allein eine wirkliche Sachdarstellung, welche vor allem die Technik des Webstuhles und seiner einzelnen Modelle, die Art der Anforderungen, die jedes von diesen und die jede Materialqualität stellt, die einzelnen Hantierungen, Grade und Art der Aufmerksamkeitsspannung usw. analysiert, sodann zu den Personalien der Arbeiter übergehend jeden von ihnen nach Alter, Herkunft, beruflichen und anderen Antezedenzien, Familienstand und Eigenart untersucht und Beziehungen zwischen diesen Umständen und seiner Stellung und Leistung im Betrieb aufgespürt hätte, — eine solche Darstellung sollte und konnte hier schon aus Gründen nicht beabsichtigt werden, die in der Natur des Objekts lagen. Der Betrieb, dessen Verhältnisse hier exemplifikatorisch hereingezogen wurden, hat zunächst eine sehr streng lokale Arbeiterrekrutierung; er stand ferner, wie an mehreren Stellen hervortrat — übrigens gleich anderen Betrieben seiner Art — in den letzten Jahren in einem Stadium starker Umgestaltung der von ihm hergestellten Warenkategorien und der von ihm gebrauchten Maschinenmodelle. Und endlich gehörte er einer Branche der Weberei an, die an sich für die Zwecke von Untersuchungen, wie sie hier angeregt werden sollten, keineswegs geeignet ist. Zwar ist das Maß, in welchem Quantität und Qualität des Produkts von den Qualitäten der Arbeiterschaft abhängt, verglichen z. B. mit der Spinnerei, ein ziemlich erhebliches, trotzdem die Lohnkosten, die in der Werteinheit des Produkts stecken, natürlich in der Spinnerei relativ höhere sind, zum mindesten wenn man die mittleren Massenartikel beider Branchen in Betracht zieht. Aber im Wesen großer Branchen der Weberei, zumal der hier in Frage stehenden, liegt, namentlich in Deutschland, eine sehr starke Vielseitigkeit der Produktion mit ihrer Konsequenz eines (relativ) sehr starken Sortenwechsels. Grad und Art der Einwirkung dieses letzteren Umstandes festzustellen, war einer der Hauptzwecke dieser Zeilen. Nun ist zwar an sich ein gewisses Maß von Sortenwechsel keineswegs ein Hinderungsgrund für den Versuch, das Maß der Leistungsfähigkeit von Arbeitern untereinander abzuschätzen. Man muß nur ungefähr wissen, wie stark der Sortenwechsel die Leistung drückt und dann beachten, welche Unterschiede in bezug auf den Grad des

Wechsels zwischen den verglichenen Arbeitern bestehen. Allein auch die Art der Gewebe, welche herzustellen waren, stellten bei den Arbeitern des hier herangezogenen Betriebes noch, dem Uebergangscharakter entsprechend, eine solche Mannigfaltigkeit der heterogensten Kombinationen dar, daß man zwar — wie einige Beispiele zeigten — recht wohl die Gründe der Schwankungen innerhalb der Leistung jedes Arbeiters von Sorte zu Sorte plausibel machen kann, daß man aber ernstliche Bedenken tragen wird, die Leistungen der verschiedenen Arbeiter untereinander nach einem für jeden einzelnen zu errechnenden Durchschnitt zu vergleichen und darnach ihre generelle Leistungs f ä h i g k e i t, auf die es bei dem Vergleich nach Herkunft usw. schließlich ankommt, ziffernmäßig feststellen zu wollen. Dies auch deshalb, weil schon die ganz wenigen Beispiele, die im Verlauf der Erörterungen herangezogen wurden, zeigen konnten, daß die Eignung der einzelnen Arbeiter je nach der Sorte, um die es sich handelte, sehr merklich schwankt und eventuell verschiedene Skalen ergeben würde [1]).

Nun zeigten die Zahlen der Tabelle I allerdings, daß trotz alledem ziemlich weitgehende Parallelismen der g e n e r e l l e n Leistungsfähigkeit mit dem Grade der g e n e r e l l e n Geübtheit sich finden, daß auch die Abweichungen sich rationell erklären ließen. Und die Skala der Durchschnitte der Akkordverdienste entspricht im ganzen, für hinlänglich große Perioden, recht gut der Skala der Einschätzung der Arbeiter nach ihren Qualitäten durch die Betriebsleitung. Trotz der immer von neuem illustrierten Notwendigkeit der »Einarbeitung« in j e d e neue Sorte und Kette und der dadurch bedingten Schwankungen der Akkordverdienstziffer behält es also allem Anschein nach selbst unter so ungünstigen Bedingungen seinen Sinn, mit den Begriffen einer »generellen« Geübtheit und Leistungsfähigkeit zu arbeiten. Gleichwohl wird man annehmen dürfen, daß bei einer weniger vielseitigen und wechselnden Produktion mit einem ganz anderen Grad von Sicherheit mit diesen Voraussetzungen

[1]) Ein Umstand, der allerdings seinerseits, bei hinreichend großem Material und sonst günstigen Verhältnissen, gerade recht interessante Aufschlüsse über die Art der Inanspruchnahme der Arbeiterschaft je nach der Produktionsrichtung geben, und dann, bei Kombination dieser Ergebnisse mit der sozialen und örtlichen Provenienz der Arbeitskräfte, sich für die uns interessierenden Fragen sehr fruchtbar erweisen könnte. Aber eben nur da, wo die sonstigen Bedingungen, insbesondere: i n t e r lokale Rekrutierung, vorlägen.

und also mit Durchschnittszahlen würde gerechnet werden dürfen, als hier, wo die Zufalls- und Fehlermöglichkeiten sich einer Abschätzung zu sehr entziehen,. An Zweigen der Textilindustrie, welche diesen Bedingungen wesentlich besser entsprechen, also eine in bezug auf die Unterschiede der Arbeitsbedingungen wesentlich weniger differenzierte Produktion haben, fehlt es durchaus nicht: fast die gesamte Spinnerei gehört dahin, und für die Weberei nennt man mir namentlich die Nesselweberei (deren Eigenart mir persönlich nicht vertraut ist [1]).

An dieser Stelle soll lediglich noch die Frage gestellt werden: ob und welche positiven sachlichen Ergebnisse denn die vorstehenden, auf so besonders ungünstigem Terrain und lediglich illustrativ vorgenommenen Untersuchungen, sozusagen als Nebenprodukt, überhaupt gezeitigt haben? Daß diese Ergebnisse dürftige und dem Eindruck des Lesers nach vielleicht mit der aufgewendeten Rechenarbeit nicht im Verhältnis stehende sind, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden: es folgt ja schon daraus, daß sie alle der Nachprüfung an weit größerem Material bedürfen und vielleicht alle durch eine solche umgestoßen oder doch wesentlich modifiziert werden. Immerhin sind sie doch nicht einfach gleich Null. Zunächst zeigten die Untersuchungen bei den verschiedensten Gelegenheiten — und dies ist methodisch nicht gleichgültig — daß die äußerst irrational sich gebärdenden Zahlenreihen, welche wir betrachteten,

[1]) Im übrigen ist selbstverständlich dringend zu wünschen, daß innerhalb der Textilindustrie insbesondere so große Produktionszweige wie die Baumwoll- und Tuchweberei, ferner speziell etwa die ganz spezifische Bedingungen stellende Plüsch- und auch die Teppichweberei in möglichst eingehender Weise auf die Provenienz ihrer Arbeitskräfte und deren etwaige Beziehungen zu den technischen Bedingungen der Arbeit hin untersucht werden, gleichviel ob nun gerade Rechnungen der vorstehend versuchten Art bei ihnen Ergebnisse zu zeitigen versprechen, oder ob man mit wesentlich gröberen Methoden das (vorläufig) Wissenswerte und -mögliche feststellen kann. Ganz im Groben wird man in vielen Fällen zunächst einmal durch detaillierte technische Analysen einerseits der jüngsten Entwicklungsstadien der maschinellen Ausrüstung (nur von einem Maschinentechniker unter steter Kontrolle der Resultate durch Praktiker des betr. Produktionszweiges zu beschaffen) mit ihren Konsequenzen für Maß und Art des Arbeitsbedarfes, andererseits der Zusammensetzung der korrespondierenden Arbeiterschaft nach Alter und Provenienz (in vielen Fällen nur durch die Gewerkschaften am relativ besten zu beschaffen, deren Material freilich stets ergänzungsbedürftig bleibt, da sie nie die Gesamtheit, sondern stets nur Schichten von Arbeitern der mit jenen Maschinen ausgerüsteten Betriebe umfassen), weiterkommen und wenigstens die erste Grundlage zu solchen Untersuchungen schaffen können, wie sie in den ersten Artikeln als letztes Ziel hingestellt wurden.

bei Zusammenfassung von hinlänglich lang gewählten Zeiträumen und hinlänglich großen Zahlen doch für verschiedene Fragestellungen Durchschnitte ergaben, welche weit weniger irrational sind, als die Zahlenreihen selbst, und zwar um so weniger, je mehr Material zur Bildung des Durchschnittes herangezogen werden konnte. Daß dem so ist, und daß also durch richtig gewählte Durchschnittsrechnungen mit steigendem Material steigende Stetigkeit der Zahlen erwartet werden darf, war a priori bei der Natur des Materials keineswegs so selbstverständlich, wie es, einmal festgestellt, erscheint. Und es muß auf der andern Seite wiederholt werden, daß — wie schon einleitend (Seite 133) hervorgehoben wurde und wie die gewählten Beispiele bestätigen — die Durchschnittsrechnung erst zulässig und fruchtbar wird, wenn die Art, wie die einzelnen zusammenfassenden Zahlen zustandekamen, eingehend geprüft ist. Durchschnittsrechnungen ohne diese Vorprüfung und ohne genaue Interpretation würden vollkommen steril bleiben, wie man sich durch beliebige Proben schon an den vorgeführten Ausschnitten des Materials leicht überzeugen kann [1]). Generelle Regeln für die gegenseitige Kontrolle der Bedeutung der Einzelreihen am Durchschnitt und umgekehrt lassen sich nicht wohl geben, — es mußte hier illustrativ verfahren werden. —

Und auch sachlich sind eine — wenngleich bescheidene — Anzahl von Erkenntnissen, oder sagen wir lieber: von Erkenntnismöglichkeiten, zu verzeichnen.

Es ist zunächst immerhin nicht nutzlos, zu wissen, daß und in welchem Grade ein Wechsel der technischen, durch Werkzeugmaschinen, Material und herzustellendes Produkt gegebenen Bedingungen der Arbeit, auch ein Wechsel in scheinbar ganz untergeordneten Punkten, ja selbst ein solcher Wechsel dieser

[1]) Beispielsweise ergaben die Auseinandersetzungen über die Gründe der Schwankungen der Zahlenreihen in Tabelle 1, daß erst eine sehr starke Vergrößerung des Zahlenmaterials es ermöglichen würde, in vertikaler Richtung »Durchschnitte« von irgendwelchem Wert zu ziehen, während in horizontaler schon die Zusammenfassung von je 4 Kolumnen eine brauchbare Zahl liefert. — Ebenso zeigen die Betrachtungen über die Komposition der Leistungsschwankungen bei zweistühligen Webern, daß eine relativ hohe »Gleichmäßigkeit« der Gesamtleistung eines mehrstühligen Webers hier keineswegs ein eindeutiges Zeichen von stetigerer Arbeit und höherer Leistungsfähigkeit ist: sie kann dies sein, kann aber auch das gerade Gegenteil besagen. — Und die Untersuchung der Tragweite des Arbeitswechsels zeigt, daß bei jeder Vergleichung von Durchschnittsleistungen längerer Zeiträume die Häufigkeit des Kettenwechsels als sehr wichtige Komponente in Rechnung zu stellen ist.

Bedingungen, der seiner Art nach eine Erleichterung der Arbeit mit sich bringen soll (und eine solche auf die Dauer auch tatsächlich in erhöhter Leistung erkennen läßt), eine neue »Uebungs«-Aufgabe darstellt. Es wurde wenigstens wahrscheinlich gemacht, daß tatsächlich bei dem Kollaps im Fall des Ketten- und Sortenwechsels zu einem gewissen Teil, und bei arbeitserleichternden Aenderungen am Stuhl überwiegend, »Uebungs«-einflüsse in dem im ersten Artikel zugrunde gelegten Sinne im Spiel sind. Das Anschwellen der Leistungen auch über die durch das Verhalten der neu auf den Stuhl gekommenen Ketten beeinflußte Arbeitsperiode hinaus, vollends aber da, wo entweder ein neuer Arbeiter an eine schon in vorgeschrittenem Stadium der Verarbeitung befindliche Kette kam und wo also jener Einfluß der technischen Arbeitsbedingungen am Kettenanfang gar nicht mitspielen konnte, gehört mit bedeutender Wahrscheinlichkeit hierher. Daß ferner auch die Schwankungsamplitüde der Unterschiede zwischen den Tagesleistungen im Verlauf der Bearbeitung einer Kette im Durchschnitt abnimmt, würde ein weiterer Beweis für das Hineinspielen von Uebungseinflüssen sein, — nur müßte natürlich auch diese Erscheinung, um als bewiesene Tatsache gelten zu können, mit ungleich mehr Erfahrungen belegt werden. Vorerst darf sie nur als eine durch die vorgeführten Zahlen in beachtenswerter Weise gestützte »Möglichkeit« in Rechnung gestellt werden [1]). Jedenfalls aber haben diese Rechnungen es wahrscheinlich gemacht, daß trotz aller Verdeckung durch die,

[1]) Schon wegen des allzu hypothetischen Charakters dieser Zahlen habe ich es auch unterlassen, den naheliegenden Versuch zu machen, die Entwicklung der Schwankungsamplitüde bei den beobachteten Arbeitern im ganzen durch die Zeit vorzuführen. Die Rechnung ist gemacht und zeigte für den Spätherbst 1908 eine merkliche Abnahme des Schwankungsdurchschnittes gegenüber dem Frühjahr (die Spätherbst- und ersten Wintermonate 1907/08 verhalten sich sehr verschieden und sind wegen der schwankenden Zahl von Beobachtungen nicht in Vergleich zu ziehen); also: Zunahme der Stetigkeit, trotzdem, alles gegeneinander aufgerechnet, die an die Arbeiter gestellten Ansprüche wohl unzweifelhaft gestiegen sein dürften. Doch sind die Arbeitsbedingungen der in Betracht zu ziehenden Arbeiter zu heterogen, um mit solchen Zahlen arbeiten zu können. Und dann wäre es, auch wenn die Tatsache feststünde, doch noch gewagt, eine etwa sich ergebende Zunahme der Stetigkeit in diesem Fall als Folge der Uebung zu deuten. Denn es erscheint sehr möglich, daß die erregenden Einflüsse des Frühlings auf den psychischen und physischen Habitus der Arbeiter diese größere Schwankungsamplitüde gegenüber dem Spätherbst — falls sie als sicher vorhanden anzusehen sein sollte — mindestens mit bedingt hätten. Ob und in welchem Grade dies der Fall ist, könnten gleichfalls nur weit umfassendere Untersuchungen für längere Perioden lehren.

innerhalb des auf die Leistungsschwankungen einwirkenden Ursachenkomplexes im Vordergrunde stehenden, jeweiligen rein technischen Bedingungen der Arbeit, es doch, selbst unter so erschwerenden Umständen, nicht einfach aussichtslos ist, auch zu den aus dem Laboratorium bekannten psychophysischen Bedingungen der Leistung vorzudringen. Freilich: die Kluft zwischen dem Laboratoriumsversuch und diesen unsicher tastenden und groben Rechnungen ist vorerst noch unabsehbar groß. Was mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit allenfalls behauptet werden darf, ist vorläufig ja nur: Nebeneinanderstehen »spezieller« Uebungszunahme (für die konkrete Arbeitsaufgabe) in (s. oben S. 72 f.) anfangs schnellem, dann abnehmendem Tempo und »genereller« Uebungszunahme (für die gesamte Kategorie der Arbeitsaufgaben, oben S. 234), beides erkennbar in der Steigerung der Leistungs quantität (und -qualität); Zunahme der Leistungs stetigkeit mit zunehmender Uebung, sowohl spezieller (Seite 76) wie genereller; stoßweises Fortschreiten der Leistungshöhe durch abwechselnde Perioden optimaler Anspannung und Erschlaffung als eine, nicht immer, aber recht häufig eintretende Erscheinung (oben passim), während bei absichtlich »gemächlicher« Arbeit die Stetigkeit zunimmt; ziemlich deutlich wahrnehmbare Beeinflussung der Leistung durch »Stimmungslagen« (oben S. 236 und S. 153 f.); ferner (halb oder ganz) unbewußte neben offenbar bewußter Anpassung an die ökonomischen Chancen (Seite 90); Einwirkung der »Tagesdispositionen«, speziell an den Montagen und Sonnabenden auf die Wochenkurven, je nach Alkoholgewohnheiten, Alter und Familienstand und sonstigen allgemeinen Bedingungen der Lebensführung verschieden (S. 146); der Gang der Wochenkurve selbst (Optimum am Mittwoch, Rückschlag von Mittwoch zu Donnerstag) bedarf natürlich noch der Nachprüfung, ebenso wie gewisse problematische und an diesem Material selbstredend unerweisliche, aber immerhin, bis zu einem gewissen Grad, plausible und durch Analogie zu stützende Zusammenhänge mit der durch Erziehung gegebenen Art der Lebensführung (oben S. 160) und »Weltanschauung«[1]). Es zeigte sich ferner

[1]) Ich brauche kaum nochmals zu wiederholen, daß alles, was oben (S. 161) über die wahrscheinliche Wirkung pietistischer Erziehung auf die Arbeitsleistung gesagt ist, in seiner Vereinzelung betrachtet, durchaus hypothetisch bleibt. Aber — wie bei anderer Gelegenheit auszuführen sein wird — die Erscheinung findet auch heute doch noch wesentlich zahlreichere Parallelen, als

als jedenfalls »im Prinzip« möglich, die anscheinend regellosen Unterschiede der Leistung von einem Monat zum andern und von einem Tag zum andern, wenigstens in ihren wichtigsten Ursachen: einem Gemisch von teils technisch: von Maschine und Material aus, teils persönlich: vom Arbeiter aus, und im letzteren Fall teils rational teils irrational bedingten Komponenten, zu erklären [1]). Dagegen alle feineren Ergebnisse der Laboratoriumsforschung (Seite 94): z. B. das Hineinspielen von »Störung« (im psychophysischen Sinne des Worts) und »Gewöhnung« in den Uebungsvorgang und Aehnliches, mußten von Anfang an jenseits jeder Möglichkeit der Erfassung bleiben, schon deshalb, weil trotz allen Fortschrittes der technischen Mechanisierung doch die Arbeit des mechanischen Webens heute durchweg eine Kombination äußerst beterogener, weder einen stetigen Rhythmus bildender noch auch nur an sich in stetiger Abfolge in der Zeit sich wiederholender Bewegungen mit ebenso verschiedenen geistigen Leistungen ist. Auch hier würden andere Industrien mit weitergehender Spezialisierung der Arbeit günstigere Arbeitsfelder bieten, als gerade die hier als Beispiel herangezogene. Unentbehrliche Voraussetzung wirklich brauchbarer Ergebnisse wäre auch dann eine lange Zeit hindurch währende Beobachtung

---

ich früher (Arch. f. Sozw. u. Sozpol. Band XX) anzunehmen geneigt war. Dabei ist, wie schon bei anderer Gelegenheit, in aller Schärfe zu wiederholen, daß für die moderne Fabrik-Arbeiterschaft heute vermutlich nicht die Konfession als solche, wie dies in den Zeiten des Frühkapitalismus für die Welt des Bürgertums der Fall gewesen zu sein scheint, Unterschiede konstituiert, sondern die Intensität, mit der sie, heiße sie nun Katholizismus oder Protestantismus, im Einzelfall die Lebensführung überhaupt beeinflußt. Daß der heutige, in dieser Hinsicht nach Maß und Richtung des Einflusses vom Mittelalter sehr stark verschiedene Katholizismus ein genau ebenso brauchbares Domestikationsmittel ist wie nur irgendeine »protestantische Askese«, zeigen u. a. gewisse neuere Erscheinungen in Nordspanien, wo die Jesuitenschulen ganz planmäßig von den Unternehmern als solches benutzt werden. Näheres über diese Frage ein anderes Mal.

[1]) Diese Erklärung, welche im einzelnen an den Tabellen I und II vorzunehmen ich mir um des Raumes willen versagt habe, hätte fast alle stark exzentrischen Schwankungen, auch der Tageskurven, erfassen können. (So ist z. B. ein großer Bruchteil der letzteren dadurch bedingt, daß es sich um Ketten zweistühliger Weber handelte und die Verhältnisse des andern Stuhles hineinspielten, insbesondere Einstühligkeit: so für die ganze Serie exzentrisch hoher Leistungen Tabelle II, e, Januar 21—23, Februar 18—27, — m, Januar 7—13, ebenso für zahlreiche andere exzentrische Einzeltage.) Gleichwohl bleibt natürlich doch für die exzentrischen Schwankungen ein starker durch Nachforschungen ex post unerklärbarer Rest, und die normalen Schwankungsamplituden entziehen sich vollends jeder nachträglichen Erklärung.

des Arbeiters während der Arbeit nach vorausgegangener genauer technischer und physiologischer Analyse der Art der Ansprüche, welche die Maschine stellt. — Erst eine solche Beobachtung zahlreicher Arbeiter bei der Arbeit und die Kontrolle dieser Beobachtungen an der Hand der Stuhluhren und Lohnbuchungen kann dann den Ausgangspunkt für eine Untersuchung der Bedeutung der individuellen Differenzen der Arbeiter, vor allem für die Feststellung, welche von diesen für die Leistung relevant sind, bilden.

Wir sind im einzelnen wiederholt auf die Bedeutung der individuellen Eigenart gestoßen, ja man kann sagen: sie drängt sich auf Schritt und Tritt auf. Sowohl in ihrer Wochenkurve, wie in der Art der Entwicklung ihrer Leistung an je einer einzelnen Kette, in dem Maße und der Art der Bewegung ihrer Schwankungsamplitüde und in anderen charakteristischen Erscheinungen zeigen — keineswegs alle, aber: sehr viele — Arbeiter in auffallendem Maße »typische«, d. h. bei der Mehrzahl ihrer Arbeitsleistungen sich in ähnlicher Art wiederholende, Erscheinungen, die hier um deswillen nicht erörtert worden sind, weil auch die mir einigermaßen plausiblen Ergebnisse außer Verhältnis zu dem notwendigen Aufwand an Raum für die notwendigen umständlichen Einzelanalysen stehen würden und eine kausale Zurechnung der gefundenen Differenzen [1]), da auf die persönliche Befragung der Arbeiter verzichtet worden war, dennoch nicht gegeben werden könnte, vor allem auch die Zahlen zu klein wären, um irgend etwas auch nur in weitester An-

[1]) Es handelt sich dabei im wesentlichen um Beobachtungen, wie z. B. die: daß solche Arbeiter, welche beim Uebergang zu neuen und schwierigeren Sorten eine sehr hohe Anfangsleistung entwickeln (weil sie ihren Schußzahlstandard pro Tag auch bei der neuen Sorte zu behaupten trachten), auch in der Leistung innerhalb der Woche, speziell der Montagsleistung, ein ähnliches Verhalten zeigen, so daß sowohl die »Uebungskurve«, als die »Wochenkurve« sich bei ihnen abweichend von dem Durchschnitt gestaltet (für erstere tritt dies namentlich bei zweistühligen Webern deutlich hervor: vgl. S. 86. Ueber die Unterschiede der Einwirkung des Sonntags ist schon S. 148 f. gesprochen; es ließe sich hier noch einiges, wennschon wesentlich Hypothetisches, hinzusetzen). — Sehr hypothetisch müßten auch, bei der Kleinheit der Vergleichszahlen, die Beobachtungen über Unterschiede in der Eigenart (Wochenkurve, Uebungskurve, Schwankungsamplitude, Leistungshöhe) der »städtisch«, d. h. in stadtartigen Orten, und der »ländlich« geborenen, aufgewachsenen oder domizilierten Arbeitern bleiben. Die größere »Fixigkeit« der ersteren, schnelleres Uebungstempo (bei nicht immer höherer Uebungsfähigkeit) sind auch nicht ausnahmslose Erfahrungen, wie theoretisch anzunehmen wäre, und von »Durchschnitten« kann bei den kleinen Zahlen nicht die Rede sein. S. auch den Text.

näherung Gesichertes zu sagen. Dabei würde, da es sich um eine nach ihrer Provenienz sehr homogene Arbeiterschaft handelt, das individuelle Lebensschicksal (d i e s , und nicht der verschwommene Milieubegriff, ist der »Anlage« entgegenzusetzen!) sicher die ganz überwiegende Rolle spielen: die Frage, ob jemand in der Jugend häufig landwirtschaftlich gearbeitet, oder in welchem M a ß e er späterhin irgendwelche andere Arbeit von einer Art, welche die Epidermis verdickt, getan hat, steht offenbar stark im Mittelpunkt. Andere Umstände und vollends die »natürliche Anlage« — so entschieden sie gewiß überall als mitspielend anzusehen ist — würden bei der Art des Materials selten in irgendwie greifbare Nähe treten. Auch die eingehendste persönliche Beobachtung der Arbeiter würde hier nur in Verbindung mit Material, welches l ä n g e r e Z e i t r ä u m e umfaßte, sicheren Boden bieten können.

Von mehr untergeordneten Einzelheiten, auf welche vielleicht hie und da ein Streiflicht gefallen sein könnte, mag abgesehen werden.

16.

Was die vorstehenden Auseinandersetzungen nebenher wohl auch ergeben haben dürften, ist die negative Tatsache: daß uns von einer »exakten« Behandlung der »letzten« Fragen: inwieweit »ererbte« Dispositionen einerseits, Einflüsse des Lebensschicksals andrerseits auf die Eignung zur Industriearbeit von Einfluß sein können, selbst dann noch eine weite Kluft trennen würde, wenn die klaffenden Lücken, welche in der vorstehenden Skizze zwischen »exakter« psychophysischer Beobachtung und unsern Beobachtungsmitteln sich zeigten, geschlossen wären, wenn wir uns also ein laboratoriumsartiges Maß von Genauigkeit in der Erfassung dieser Daten erreicht denken. Denn dann begänne erst jenes Problem für dessen Inangriffnahme wir uns nun nach dem, was uns die entsprechenden Fachdisziplinen an Mitteln zur Verfügung stellen, umsehen müßten. Da würde sich dann zeigen, daß die biologisch orientierte Erörterung der Vererbungsfragen heute noch in keiner Weise so weit gediehen ist, das für u n s e r e Zwecke damit etwas Erhebliches an neuen Einsichten zu gewinnen wäre.

Vor allem ist schon der bei den Soziologen häufige Mißbrauch, alle (hypothetischen) Determinanten der konkreten Qualität eines

Individuums glatt unter »Anlage« und »Milieu« aufzuteilen, für die Förderung der Arbeit äußerst wenig vorteilhaft. Nehmen wir zunächst den »Milieu«-Begriff, so ist er offenbar gänzlich nichtssagend, wenn man ihn nicht beschränkt auf ganz bestimmt zu bezeichnende 1. konstante, 2. innerhalb gegebener geographischer, beruflicher oder sozialer Kreise universell verbreitete, 3. und deshalb auf das ihnen zugehörige Individuum einwirkende Zuständlichkeiten, also: auf einen deutlich definierbaren Ausschnitt aus der Gesamtheit von Lebensbedingungen und wahrscheinlichen Lebensschicksalen, in die ein Individuum oder irgendeine Gattung von solchen eintritt. Wenn dies nicht geschieht, würde man jenen, lediglich den Schein einer Erklärung erweckenden, Begriff am besten gänzlich meiden. — Mit dem Begriff der »Anlage« steht es anders, aber für unsre Zwecke dennoch ähnlich bedenklich. Jede wie immer geartete Vererbungstheorie arbeitet selbstverständlich mit ihm (oder mit gleichwertigen Begriffen). Aber für unsere Bedürfnisse würde, längst ehe irgendeine der so lebhaft umstrittenen Fragen nach dem materialen Umfang der Vererbbarkeit (Frage der Vererbung erworbener Eigenschaften) und nach der Quelle der zum Gegenstand der »Auslese« werdenden Variationen (»Zufall«, »mnemische« Engramme oder irgendwelche spezifischen »regulativen« Qualitäten der belebten Materie) überhaupt nur auftauchen — bereits die weit praktischere Frage entstehen: was denn nach den gegebenen Erfahrungen eigentlich das Objekt einer durch Vererbung erweckten »Anlage« ausmachen könne? Körpermaße und -Maßrelationen, alle möglichen anderen somatischen Verhältnisse, z. B. auch einschließlich (wie es nach neueren Versuchen scheint) der Lagerung der Hirnwindungen unzweifelhaft, — aber wie steht es mit der Art und dem Grade der erblichen Bestimmtheit von psychischen, für die Arbeitseignung relevanten Qualitäten? Und ferner speziell: auch für den Inhalt der Willensbestimmtheit des handelnden (arbeitenden) Individuums? Ein Irgendwie von Einfluß der Vererbung ist ja selbstredend auch hier ganz außer Frage. Aber uns interessiert hier nicht in erster Linie seine Existenz und auch nicht sein Grad: — letzteres eine Frage, auf welche, wie man sich vor allen Dingen klarzumachen hat, eine generelle Antwort gar nicht möglich ist, sondern nur eine solche für Gruppen von »Fällen«. Und auch nicht die Frage: mit welchen Darstellungs-

mitteln man etwa Vererbungsschemata aufstellen sollte, welche die Wahrscheinlichkeit des Wiederauftauchens bestimmter intellektueller, dichterischer oder anderer Begabungskonstellationen innerhalb gegebener »Fortpflanzungsgemeinschaften« theoretisch veranschaulichen könnten. Sondern uns interessiert allein: was denn eigentlich an den Einzelvorgängen des psychischen Lebens als erblich determiniert angesehen werden darf. Ernstlich gestellt hat sich dieses Problem im wesentlichen nur die Psychiatrie. Obwohl nun bekanntich die Frage, inwieweit die »normalen« und die »pathogenen« psychischen Vorgänge methodisch in Parallele gestellt werden dürfen, noch immer höchst bestritten ist, kann doch das hier gemeinte Problem ganz zweckmäßig an pathologischen Fällen veranschaulicht und vor allem: der Sinn der Fragestellung daran verdeutlicht werden.

Daß die besondere individuelle Art der Verknüpfung bestimmter Gedankengänge, wie sie etwa den Inhalt der »Weltanschauung« eines Individuums ausmacht, oder daß wenigstens die in der Denkeigenart etwa eines Schriftstellers sich aussprechende besondere Weise der Gedankenverknüpfung durch »Vererbung« überkommen, also ebenso übertragbar sei, ist von Psychiatern als »knabenhafter Denkfehler« bezeichnet worden. Andererseits ist trotz alledem von psychiatrischer Seite ein Fall, in welchem eine zweifellos »Kranke« konsequent nach — von ihr selbständig und leidlich klar als »Lebensanschauung« formulierten — »Stirnerschen Prinzipien« handelte, zum Anlaß einer historischen Untersuchung darüber gemacht worden, ob nicht etwa Stirner selbst, der ganz »normal« handelte, dem gleichen »Krankheitstypus« (im klinischen Sinne!) zugerechnet werden müsse (Archiv für Psychiatrie 36, 1902). Vererbbar soll (ebenfalls nach Ansicht von Psychiatern) »selbstverständlich« nur die »Form« der psychischen Hergänge sein, die »Inhalte« werden »erworben«. Was ist nun aber in diesem Fall unter »Form« und was unter »Inhalt« verstanden, angesichts der Vieldeutigkeit dieser Worte? Ein Beispiel zur Verdeutlichung: In Berlin wurde 1905 der Fall einer jungen, in glücklichster Ehe lebenden scheinbar vollkommen »normalen«, weder leidenschaftlichen noch melancholischen, noch in der Stimmung labilen Frau vorgestellt, welche, ohne daß der geringste Anlaß zu ermitteln wäre, am hellen Tage mitten aus heiterem Leben sich in die Küche begab und, rechtzeitig zum klaren Bewußtsein

kommend, sich selbst bei dem Versuch, sich den Hals abzuschneiden, überraschte. Da zwei Aszendenten durch Selbstmord geendet hatten, — woran sie jedoch ihres Wissens in keiner Weise gedacht zu haben erklärte — würde der Laie von einem »ererbten Trieb zum Selbstmord« reden. Die Fachleute [1]) aber lehnen diese Auffassung durchweg ab und sind der, durch Erfahrungen wohlbegründeten, Ansicht, daß nur von einer Disposition zu einer spezifischen Art von akuter zeitweiliger Bewußtseinsstörung (»Dämmerzustand«) die Rede sein könne, daß dagegen über die Frage: was im Verlauf dieser psychopathischen Stimmung etwa für Handlungen vorgenommen werden (ob Selbstmord oder ob etwa Gewalttaten, sexuelle z. B., oder sonstige, gegen andre gerichtete, Handlungen, ob überhaupt ein aktiv sich äußerndes Gebaren), durch jene »Disposition« durchaus n i c h t s entschieden sei: das hänge von Umständen ab, die sich im einzelnen Falle meist, und generell jedenfalls, der Berechnung entziehen. Die Krankheitskategorie »Dämmerzustand« stellt hier die »Form«, die konkrete Eigenart des Handelns, den »Inhalt« dar. Man wird nun auf den Gedanken kommen, dieser Scheidung von »Form« und »Inhalt« gegenüber etwa zu sagen: daß in einem »Dämmerzustand« doch vielleicht immerhin nicht jedes ganz beliebige Gebaren gleichmäßig wahrscheinlich sei, daß vielmehr ein bestimmter Ausschnitt aus allem überhaupt möglichen Sichverhalten, insbesondere bestimmte Handlungsweisen, darunter: der Selbstmord, dadurch, vielleicht in sehr verschiedenem Grade, b e g ü n s t i g t werden, dieser pathologischen »Form« also mehr oder minder als »Inhalt« »adäquat« seien, im Gegensatz zu (nicht etwa: allen, aber: vielen) anderen »psychopathischen« Zuständen und zum »Normalzustand«. Dann wäre der Gegensatz von (in Gestalt einer »Disposition«) ererbter »Form« und von realisiertem »Inhalt« kein absoluter. Die Chance, daß irgendeine unter die Gattung »Dämmerzustand« fallende Zuständlichkeit eintritt, hätte ein durch die »ererbte Anlage« gegebenes, im E i n z e l fall selbstredend gänzlich ungreifbares, Wahrscheinlichkeitssegment, während für den wirklichen Eintritt oder Nichteintritt teils die Mitwirkung a n d r e r ererbter Dispositionen, teils vielleicht auch, unbekannt: wie und welche, »Lebensschicksale« bestimmend sein könnten. Innerhalb

[1]) Z i e h e n , der den Fall in der Charité vorstellte (vgl. Berl. klin. Wochenschrift 1905, Nr. 40).

dieses Wahrscheinlichkeitssegments würde die Chance, daß eine bestimmte Art von Handlungen ausgeführt wird, je ihr, praktisch natürlich ebenfalls sicher nie ganz faßbares und seinerseits wiederum teils erblich, teils akzidentiell bestimmtes Wahrscheinlichkeitssegment haben. Indessen diese Auffassung wird von den Psychiatern um deswillen nicht akzeptiert, weil die in einem »Dämmerzustande« vorkommenden Handlungen tatsächlich, so viel bekannt, von j e d e r denkbaren Art seien und alle im Normalzustand vorkommenden mitumfaßten, von denen sie sich nur durch das Abbrechen der im wachen B e w u ß t s e i n verlaufenden Motivationsverknüpfung unterscheiden. Das ist eine für uns sehr wenig tröstliche Auskunft. Und kaum tröstlicher scheint es für uns überhaupt in der Psychopathologie auszusehen, wenn wir sie auf die Beziehungen zwischen (klinischer) Krankheits»form« und pathogenem Vorstellungs- und Willens»inhalt« durchmustern. So ist es, namentlich aus Kraepelins Darstellungen, wohl auch dem sachlich interessierten Laien bekannt, daß der psychiatrische Kliniker z. B. den »Inhalt« der Wahnvorstellungen eines endogen Kranken (namentlich, aber übrigens durchaus nicht n u r eines solchen) als gänzlich uncharakteristisch für den konkreten Typus der Krankheit behandelt, daß ferner überhaupt eine ganz unübersehbare Fülle von psychischen Symptomen, welche dem Laien als höchst »wichtig« ins Auge fallen, und nach denen er die Krankheiten klassifizieren würde, vor der Erfahrung des Klinikers jegliche Bedeutung für Diagnose und Prognose verlieren. Ganz heterogene, d. h. in diesem Falle: durch somatische Gehirnvorgänge von nach Erscheinung und Verlauf gänzlich verschiedener Art bedingte, Erkrankungen können in breitestem Umfang gleiche psychische Symptome produzieren und die »gleiche« (d. h. somatisch gleichartig bedingte) Krankheit kann sich in einer sehr bedeutenden Mannigfaltigkeit von anscheinend einander direkt widersprechenden psychischen Symptomen äußern. Es erfolgt aber überdies die Vererbung der Disposition zu »geistigen« Erkrankungen, soweit darüber bereits feststehende Erfahrungen vorliegen, bekanntlich zum großen Teile, genauer: zu einem für die verschiedenen Arten von Krankheiten verschieden großen, im ganzen aber anscheinend überwiegenden Teile — »ungleichartig«, d. h. es kann in der Mehrheit der Fälle nur eine in bezug auf das Krankheitsbild, welches schließlich r e a l i s i e r t wird,

undeutliche und unbestimmte Disposition wirklich als »vererbt« gelten. Auch der Versuch des Nachweises, daß »affektive« und »intellektuelle« Störungen sich in der Vererbung ausschlössen, scheint gescheitert, ganz abgesehen von der Prinzipienfrage der Grenzlinien beider Arten. Und in welchem prozentualen Umfang eine Realisation der ererbten Disposition zur Krankheit — ein »Manifest«werden derselben — selbst bei einer, nach der Zahl der Erkrankungen gerechnet, sehr starken Belastung der Aszendenz, wirklich stattfindet, darüber schwanken die Zahlen der Statistik (soweit man von einer solchen schon sprechen kann) ebenfalls sehr bedeutend.

Die Fachleute erklären, mit der Feststellung bestimmter Regelmäßigkeiten in bezug auf Vererbungschancen nach Grad und Richtung vorerst notgedrungen immer vorsichtiger geworden zu sein. Manche auffallenden Erscheinungen bei den nordamerikanischen Negern: der Ausbruch gewisser, als »erblich« geltender, Geisteskrankheiten bei ihnen auf der einen Seite, ihre, wie es scheint, trotz aller noch immer bestehenden Differenzen, immerhin stetig zunehmende Angleichung an die dort im übrigen herrschenden Zustände, nach der Emanzipation andrerseits lassen die Bedeutung rein gesellschaftlicher Bedingungen als unvermutet stark erscheinen und drücken dadurch auch den Wert der bisher noch in den Anfängen stehenden Untersuchungen über die quantitativen und qualitativen Unterschiede der psychischen Morbidität der »Rassen« und Volksstämme [1]) als geeigneten Materials für die Analyse e r e r b t e r psychischer Differenzen ebenfalls mit herab. Dies um so mehr, als die wenigen vorliegenden, allerdings methodisch noch äußerst primitiven, Untersuchungen über die (normale!) Differenzialpsychologie verschiedener Generationen (der gleichen Kulturschicht) einer gegebenen Bevölkerung der Gegenwart, soweit sie überhaupt charakteristische Unterschiede vermuten lassen, ätiologisch in die gleiche Richtung weisen, wie die in den psychiatrischen Kliniken beobachteten »Stammesdifferenzen«: auf den Einfluß des allgemeinen Kulturstandes. Da ferner hirnanatomische Bilder von wirklich durchweg »normaler« (d. h. in

[1]) So die stärkere Neigung der bayerischen Irrenanstaltsinsassen zur Gewaltsamkeit, der Pfälzer zur Unruhe, der Sachsen zum Selbstmord, — während die spezifische Neigung der Romanen und Slaven zur Hysterie, speziell ihrer schwereren Form, allerdings, nach der Religionsgeschichte zu schließen, wohl eher als echte ererbte »Stammesqualität« anzusprechen wäre.

Wahrheit: »idealer«) Reinheit von allen Abweichungen auch bei »Gesunden« gar nicht übermäßig häufig zu sein und jedenfalls sehr beträchtliche Deformationen mit ganz normalem Funktionieren des Gehirns verträglich scheinen und da überhaupt keine Zelländerung allein als solche als für eine Psychose »spezifisch« gelten soll, während andrerseits gerade für manche der am stärksten und (nach den früheren Annahmen wenigstens) am gleichartigsten vererblichen »geistigen« Erkrankungen keinerlei Deformationen im Gehirn nachweisbar sind [1]), so begreift es sich, wenn von psychiatrischer Seite geradezu gesagt wurde: es grenze beinahe an Hohn, wenn man von Erblichkeitsgesetzen spreche [2]), — zumal die »Belastungs«-zahlen der Massenstatistik vor kurzem noch zwischen 4% und 90% schwankten.

Ganz so desparat, wie man bei Lektüre derartiger Aeußerungen glauben könnte, stehen die Dinge in Wahrheit nun wohl nicht. Zunehmende Sorgfalt der Aufnahme und Untersuchung ergeben überall zunehmende Erblichkeitszahlen [3]), und selbstverständlich gibt es auch eine bedeutende Anzahl sehr bestimmter psychologischer Merkmale für die einzelnen Kategorien von Krankheiten, darunter auch zahlreiche »inhaltlich« bestimmte (schon z. B. ein Merkmal wie: »Sinnlosigkeit« einer Reaktion, ist ein »inhaltliches«, mag es noch so »generell« und negativ sein). Allerdings: bei den eigentlich sog. »organischen« Psychosen, insbesondere den Verblödungspsychosen (Paralyse, dementia praecox) schließt die spezifisch feste Umrissenheit des Krankheitsbildes und die Irrationalität aller psychischen Begleiterscheinungen eigentliche Uebergangsstufen zum »normalen« Zustand (der hier nur als partieller »Defekt« bei Stillstand oder — bei Paralyse — Aus-

[1]) So namentlich bei gewissen, in abgeschwächter Form äußerst verbreiteten »zirkulären« Störungen.

[2]) Strohmayer, Zeitschr. f. Psych. 61, 1904 und Münch. med. Wochenschrift 1901, Nr. 45 u. 46.

[3]) Die Arbeiten von Jenny Koller (Archiv f. Psychiatrie 28), welche bei Untersuchung einer gleichen Zahl Geistesgesunder und Geisteskranker nur ein mäßiges Ueberwiegen der Belastung bei den letzteren (76,8 gegen 59%) zeigten, und die Zahlen von Diem, Arch. für Rassen- und Gesellsch.-Biologie 2, 1905 (77,0 gegen 66,5%) ergeben das richtigere, der Bedeutung der Vererbung wesentlich günstigere Bild — wie Diem nachweist — erst bei Sonderung nach den Krankheiten und gesonderter Betrachtung der direkt Belasteten. Vgl. ferner: Tigges, Allg. Zeitschr. f. Psych. 64 (1907). Die Einflüsse der, besonders bei Einbringung von Männern, fast immer unvollständigen Angaben der Verwandten täuschen zu niedrige Zahlen in den üblichen Statistiken vor.

heilung existiert) und damit alle Vergleichbarkeit mit ihm aus. Anders freilich auf dem großen Gebiet der nicht »organischen«[1]) degenerativen Erkrankungen: zunächst also der Hysterie und der verwandten Neuropathien.

Ueber das Maß des Hineinspielens von ererbten Dispositionen in diese Erscheinungen herrscht aber die größte Unsicherheit. Namentlich war bei dem ersten Auftreten der Freudschen Theorien, welche akzidentielle Momente fast zur alleinigen Krankheitsquelle zu stempeln schienen, der Streit überaus heftig entbrannt: er scheint jetzt, mit zunehmendem Verblassen der Thesen Freuds, im wesentlichen auch hier (in dem uns allein interessierenden Punkt) sich dahin zu schlichten: daß eine, im Einzelfall niemals näher nach Art und Maß greifbare, »Disposition« mindestens regelmäßige, aber nach Freud: nicht ausnahmslose, »Bedingung«, konkrete Erlebnisse aber »Ursache« der betreffenden Krankheitserscheinungen seien, welche Freud nach der Art des Erlebnisses, durch die jede einzelne Form verursacht werde, zu klassifizieren gesucht hat. Da nun feststeht, daß diese Erlebnisse keineswegs immer die Folge der Hysterisierung bzw. neurotischen Erkrankung zeitigen, so bestände generell nur ein »Adäquanz«verhältnis zwischen jenen Lebensschicksalen und dem entstehenden — mehr oder minder deutlich entwickelten — Abnormitätstypus. Und es bleibt der Anteil der Vererbung in allen diesen Fällen vorerst ein gänzlich vieldeutiger: — dabei aber handelt es sich hier um Abnormitäten von außerordentlicher Verbreitung und großer auch kulturgeschichtlicher Tragweite. Was möglich scheint, ist einerseits (wie schon angedeutet, cf. Anm. S. 245) die Feststellung von ethnischen Differenzen der Hysterisierbarkeit: dabei würde es sich wenigstens wahrscheinlich um Vererbungseinflüsse handeln. Auf der anderen Seite ist — ohne daß der Laie irgendwie beurteilen könnte, mit welchem endgültigen Erfolg — in geistreicher Weise der Versuch gemacht worden, gesellschaftliche Schichten in dieser Hinsicht zu scheiden, und man wird sagen dürfen, daß hier vielleicht ein erheb-

[1]) »Organisch« heißen in der Psychiatrie im klinischen, hier gebrauchten Sinne des Wortes die durch (im Prinzip) schon jetzt sichtbar zu machende Gehirnveränderungen bedingten Psychosen. Die am meisten »endogen« vererbbare und verbreitetste reine Psychose: die von Kraepelin sog. »manisch-depressiven« Störungen, wären nach diesem Sprachgebrauch nicht »organisch«, sondern »funktionell«.

liches Arbeitsfeld für die Gewinnung pathologischer psychischer Alltagstypen gegeben ist, — aber, soweit dies gelingt, ersichtlich auf der ätiologischen Basis des »Kultur«- (bzw. Unkultur-)Einflusses und nicht der »Vererbung«.

Schließlich gibt es einige andere charakteristische und in hohem Grade »endogene« (ererbte) degenerative Psychosen, welche diese selbe Eigenschaft: auch in den alltäglichen Lebenserscheinungen, in stark abgeblaßter Form, sich sehr oft zu finden, aufweisen. Es sind namentlich die einfachen und die zirkulären manischen und melancholischen Zustände, von denen aus der Weg zu zahlreichen innerhalb der (konventionellen) Breite des »Gesunden« liegenden alltags-pathologischen Unterschieden der persönlichen »Eigentümlichkeiten« völlig offen liegt. Aber auch in diesen Fällen scheint, wie bei der Hysterie und den Neuropathien, Gleichartigkeit der Vererbung nicht streng gewährleistet.

Jene generellen Klassifikationen endlich, welche der Psychopathologie zur Kennzeichnung von Differenzen der »Persönlichkeit« für ihre Zwecke genügen, reichen an Differenziertheit entfernt nicht an jene Unterscheidung von »Grundqualitäten« heran, welche, wie wir sahen, Kraepelin für seine arbeitspsychologischen Untersuchungen gemacht hat. Auf diese aber kommt es für die »Arbeitseignung« an, und es fragt sich nur das eine: ob sie bereits so sehr in »letzte« Einzelkomponenten zerlegt sind, daß die Frage nach ihrer erblichen oder akzidentiellen Provenienz, bzw. nach dem Grade, in welchem Erblichkeit und Lebensschicksal auf ihre Entwicklung wirken, bereits gestellt werden darf. Eine solche »Zerlegung« in »letzte« Einheiten wird dann für uns die Form der Fragestellung annehmen müssen: inwieweit »Adäquanz«beziehungen zwischen dem Besitz jener einfachsten und rein formalen Eigenschaften und den stets sehr konkreten Anforderungen der gewerblichen Arbeit bestehen. Aber es muß vorsichtshalber auch noch vor der Annahme gewarnt werden: daß, weil allerdings als »vererblich« im biologischen Sinne nur »formale« Dispositionen gelten können, deshalb auch umgekehrt alle Qualitäten, welche uns spezifisch »formal« oder »einfach« erscheinen, auch spezifisch »vererblich« seien. Nicht die Richtung, in der wir zerlegen und generalisieren, sondern nur die Erfahrung kann darüber entscheiden, welche psychophysischen Qualitäten im Sinne der spezifischen Vererbbarkeit »einfach« und »formal« sind.

Im ganzen ist die unter uns Laien sehr weit verbreitete Ansicht: daß die Psychopathologie die Gelegenheit gewähre, die »charkterologischen« und sonstigen Unterschiede der »Veranlagung« besonders »rein«, weil in besonders ausgeprägter Steigerung ihrer Eigenart, zu beobachten und für ihre Erblichkeit von da aus Licht zu gewinnen, nur in großer Beschränkung richtig. Wenn sie etwas lehren kann, so ist es die Mahnung: nicht allzu voreilig komplizierte und spezifische Qualitäten als im biologischen Sinne »ererbt« abzustempeln und auch mit der Annahme der (im biologischen Sinne) »erblichen« Uebertragung »erworbener« psychischer oder psychophysischer, die Arbeitseignung bestimmender, Qualitäten möglichst vorsichtig zu sein [1]). Die Uebertragung elterlicher Eigenarten auf die Kinder durch »Tradition« (im Gegensatz zur biologischen Vererbung) erfolgt ja nicht immer durch b e w u ß t e Tradierung, — sondern ebenso durch unbewußte Nachahmung von frühester Jugend an. Und von der Annahme einer (im biologischen Sinn) »erblichen« Anpassung an bestimmte konkrete Arbeitsweisen kann, nach dem was heute an Material vorliegt, v o r e r s t keine Rede sein. Andere Momente spielen so stark a u s l e s e n d und a n p a s s e n d hinein, daß jede Aussonderung des »Vererbungs«faktors z. Z. noch absolut problematisch erscheint. Daß erworbene krankhafte »Nervosität« und überhaupt Nervenqualitäten der Mutter in der Schwangerschaftszeit das Nervensystem des Kindes tief beeinflussen können, ist an sich sehr plausibel. Wie es aber sonst mit der Uebertragung erworbener Nervenqualitäten auf die Kinder steht, ist — so gern man annehmen möchte, daß d i e s e erworbenen somatischen Qualitäten den Keim stärker als alle anderen äußeren Einflüsse beeinflussen können — vorerst unbekannt. Um Nervenqualitäten aber handelt es sich heute, zumal bei der »gelernten« Arbeiterschaft, für die Arbeitseignung in hervorragendem Maße.

Das eine aber können wir aus dem über die Psychopathologie Gesagten jedenfalls entnehmen: daß für unsere Bedürfnisse vorerst der Streit der Vererbungs t h e o r i e n gänzlich außer Sichtweite bleiben muß und auf keine Weise in die Erörterungen,

[1]) Die früher mehrfach auch von Fachleuten geäußerte Annahme: daß psychische Krankheiten nach ihrem »Manifest«-Werden leichter vererblich seien, bot hierfür eine verlockende Analogie. Aber diese Annahme scheint nicht sicher erweislich zu sein.

um die es sich hier handelt, hineingetragen werden darf. Wenn im Einzelfall die Tatsache, daß bestimmte, für die Arbeitseignung relevante Qualitäten mit Wahrscheinlichkeit als e r e r b t anzusehen sind, einmal wirklich durch Zusammenarbeit unserer Erhebungsmittel mit den Ergebnissen der biologischen und psychologischen Begriffsbildung festgestellt werden könnte, so wäre dies ein in j e d e m Falle wichtiges Ergebnis, — aber es ist sehr gleichgültig, ob man es nach Lamarck, Darwin, Weismann, Semon oder nach wem sonst immer »erklären« kann: es wird sich wohl m e i s t — da es sich stets nur um einige Generationen handelt — bereit zeigen, sich j e d e r dieser Erklärungsformen irgendwie zu fügen. Damit ist nicht gesagt, daß es nicht recht nützlich wäre, die wesentlichen Grundzüge dieser Theorien wenigstens überhaupt zu kennen: in ihrem Widerstreit miteinander können auch sie eine Warnung darbieten, die »Vererbung« nicht in Bausch und Bogen als etwas Einfaches, Problemloses anzusehen und nicht allzuschnell mit der Verwendung dieses Begriffs bei der Hand zu sein. Bis Fälle (im biologischen Sinn) e r b l i c h e r Angepaßtheit einer Bevölkerung oder eines Arbeiterstammes an s p e z i f i s c h e Arbeitsarten, wenn solche sich überhaupt nachweisen lassen werden, einmal ziffernmäßig und zweifelsfrei festgestellt sind, — mag man dabei das M a ß der Spezialisierung noch so bescheiden ansetzen, — werden noch Jahrzehnte vergehen. Die heutige Aufgabe ist die sorgsame Durchforschung eines möglichsten Maximums von großen, möglichst gleichbleibende und rechnungsmäßig faßbare Arbeit verrichtenden, Gruppen von Arbeitern in den verschiedenen Industrien daraufhin: ob und wie Unterschiede der geographischen, kulturellen, sozialen, beruflichen Provenienz mit Unterschieden der spezifischen Leistungsfähigkeiten oder mit quantitativen Unterschieden der gleichen Leistungsfähigkeit parallel gehen o d e r n i c h t. Ehe hier nicht ein gewisses Minimum wirklich sicherer, kausal deutbarer charakteristischer Zahlen vorliegt — und das wird Zeit erfordern — kann weiteres nicht erreicht werden. Nochmals: es wäre ohne alle Frage jeder Nachweis, daß Lebensschicksale und »Milieu« (im strengen Wortsinn), insbesondere: Art der Berufsarbeit der Eltern oder Voreltern von Arbeitern, auf deren Arbeitseignung einen greifbaren Einfluß — und welchen? — im Sinne wirklicher »Vererbung« (im biologischen Sinn), d. h. der E r z e u g u n g einer bestimmten,

für die Arbeitseignung relevanten und gleichartigen Differenzialqualität der folgenden Generation gehabt haben, von der allergrößten, für einzelne Fragen unserer Disziplin vielleicht grundlegenden, Tragweite. Aber — entgegen der vielfach bei den Soziologen herrschenden Ansicht — wäre es von sehr geringem Belang für unsere Zwecke: welche der verschiedenen, sich zur Verfügung stellenden Vererbungstheorien die Tatsachen am adäquatesten erklären könnte. Für unsere Zwecke wäre nur ein Resultat von Erheblichkeit wie z. B.: daß, wenn in einer gegebenen Bevölkerungsgruppe eine Generation eine Berufsübung bestimmter Art durchgemacht hat, die folgende Generation eine Differenzialqualifikation der Größe x für diese Berufsarbeit zu besitzen pflegt.

Ich habe an anderer Stelle [1]) versucht, im Sinne dieser Reserve gegenüber Fragestellungen, die wir unsererseits nicht beantworten können, einige Anregungen für die vom Verein für Sozialpolitik unternommene Enquete über Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie zu geben und höre mit Vergnügen, daß das Institut Solvay in Brüssel unter der Leitung von Prof. Waxweiler eine ähnliche Erhebung zu veranstalten beabsichtigt [2]). Man darf sich nur keine Illu-

[1]) In einer als Manuskript gedruckten Denkschrift für den Verein f. Sozialpolitik, 1908. S. 1—60 dieses Bandes.

[2]) Von den bisherigen Arbeiten des Instituts sind ein Teil wesentlich populärer Art: dahin gehört von den »Actualités sociales«: L. Querton, L'augmentation du rendement de la machine humaine (1905), während die Arbeit von Mlle. J. Joteyko, Entrainement et fatigue au point de vue militaire (1905), namentlich in den Fragestellungen (S. 59 f.) manches Wertvolle bietet, wennschon von den angeführten Tatsachen der Satz, daß stets nach (relativ) kurzer Zeit das Optimum des für das betreffende Individuum überhaupt erreichbaren Uebungsstandes erzielt werde, weitere Uebung also zwecklos sei, mit den bisher gemachten Beobachtungen in der Industrie nicht übereinstimmt. Damit ist nicht gesagt, daß er nicht für das Schießen vielleicht wirklich gelten könne — weil hier Begabungsdifferenzen in der Tat wohl von großer Bedeutung sind. — Mir ist selbst das fraglich. Vor allem aber: die Tendenz dieser Arbeit macht die Sache etwas verdächtig. Jener Satz soll dem pazifistischen Verlangen nach Abkürzung der Dienstpflicht dienen. Dazu ist er — man kann das bedauern, aber schwerlich ändern — nicht geeignet. Wer die deutsche Armee wiederholt, zuerst mit und nachher ohne die »dreijährigen« Leute gesehen hat, weiß, daß sie sich seit Ausscheidung der letzteren geändert hat. Ob durchweg zum militärisch Guten, kann der Laie nicht beurteilen (obwohl ersichtlich manches dagegen spricht), aber es ist das Gegenteil jedenfalls, je nach den gestellten Ansprüchen, möglich und damit entfällt die Zulässigkeit so genereller Urteile. Denn das erzielte Schieß-Optimum tut es nicht allein, auch die (vom »menschlichen« Standpunkt betrachtet gewiß höchst unerfreuliche) Aenderung der ganzen inneren Attitude des Mannes, deren Fortschreiten man gerade auch an dem spezifischen Landsknechts-Selbst

sionen über zwei Punkte machen: 1. darüber, daß eine wirklich die Sache fördernde Arbeit auf diesem Gebiete keine Leistung

gefühl der »Dreijährigen« beobachten konnte, kann militärisch-technisch relevant sein. Und gerade die Zusammendrängung und Intensivierung der »Uebung« durch die Kürze des Dienstes trägt die Gefahr des »hyperentraînement« in sich. Ueberdies ist die Schießleistung auf der Flotte ganz fraglos nicht durch Uebung von kurzer Dauer zu erhöhen. Hier haben an den großen Geschützen mehrere Mann zusammenzuwirken und die Ueberlegenheit der englischen Flotte (wenigstens in den Rekordleistungen) hängt zweifellos mit dem automatischen Ineinanderspielen der in jahrelanger Gewöhnung gänzlich aufeinander eingestellten Bedienungsmannschaft zusammen. Es ist jedenfalls mit dem bisherigen Material ziemlich schwierig, hier sichere Schlußfolgerungen zu gewinnen. Die esoterischen (auch privatim selten geäußerten) Ansichten auch sehr hervorragender, weltkundiger und zugleich politisch unbefangener Militärs sind heute schon der Massendienstpflicht als alleiniger Grundlage des Kriegswesens nicht mehr unbedingt günstig. Je mehr der Kriegsbetrieb maschinell wird, desto mehr drängt auch er zur Verwendung jahrelang geschulter Spezialisten und damit wieder zur Einfügung von einem Stück berufsmäßiger Lohnarbeit in die zunehmend zum Miliz-Charakter drängende Zwangsarbeit der »allgemeinen Wehrpflicht«, welche die Grundlage der Kriegführung weder ewig war — in England sind es bekanntlich religiös-ethische Momente gewesen, welche das siegreichste Heer seiner Zeit: die Armee Cromwells, das Prinzip des zwangsweisen Kriegsdienstes grundsätzlich verwerfen ließen — noch, vielleicht, ewig sein wird. Dies alles nur nebenbei: es ist die Schwäche mancher Arbeiten aus »positivistischen« Kreisen, daß sie überall der gewiß »guten Sache«, die sie vertreten, auch auf ihre Argumentationen Einfluß gestatten. Ob die Bemerkungen von Mlle. Joteyko über die Beziehungen von Muskel- und Nervenübung und -Ermüdung in Kap. VI überall einwandfrei sind, wage ich nicht zu beurteilen. Unglücklicherweise werden die »energetischen« Begriffe Solvays gelegentlich hineingemengt. (So ist zu S. 75 unten zu bemerken, daß auch eine »Auslösung« nur durch Energie verbrauch möglich ist, die »Nervenzentren« also doch nicht außerhalb der Energie-Oekonomik stehen, und zu S. 83 oben, daß die »psychische Widerstandskraft« — eines Heeres — doch keine Funktion der »Intelligenz« ist u. dgl. mehr.) Im übrigen bedaure ich, daß mir der sehr instruktive Artikel der Verf. (»Fatigue«) im Dictionnaire de physiologie s. Z. ganz entgangen ist. Auf diese Arbeit sei hier nachträglich verwiesen.

Das lesenswerteste Heft der »Actualités« ist zweifellos die Darstellung von L. G. Fromont über die Erfahrungen, welche mit dem Uebergang von der Doppelschicht (Zwölfstundentag mit 10 Stunden effektiver Arbeit) zur dreifachen Schicht und damit zum Achtstundentag ($7\frac{1}{2}$ Stunden effektive Arbeit) beim Rösten der Zinkblende in der von ihm geleiteten chemischen Fabrik gemacht wurden. Ein näheres Eingehen auf diese mit Recht viel beachtete Schrift unterlasse ich aber, da die Erörterung der Wirkungen der Arbeitsdauer hier überhaupt beiseite gelassen wurden. Zur Rechtfertigung dafür kann jetzt außer auf den früher zitierten Artikel Herkners auch auf die seitdem (1909) erschienene Schrift von E. Bernhard (Höhere Arbeitsintensität bei kürzerer Arbeitszeit, ihre personalen und technisch-sozialen Voraussetzungen, Schmollers Forschungen, Heft 138) verwiesen werden, welche das Thema in kurzer Uebersicht systematisch, natürlich in keinem Sinn erschöpfend, aber jedenfalls nach Lage des vorerst allein vorhandenen Materials und gemessen an dem, was der Autor beabsichtigte, im ganzen recht gut behandelt, ohne gerade gänzlich Neues gegenüber Herkner zu bringen. Gut ist die Literatur herangezogen. (Ich weise nur beiläufig darauf

einiger Monate ist, — 2. daß die ersten wirklichen Resultate erst dann zu erwarten sind, wenn Dutzende solcher Arbeiten vorliegen.

---

hin, daß die auf S. 23 dieser Schrift wiedergegebenen, mir entgangenen Angaben der 1905 vom Reichsamt des Innern bearbeiteten Denkschrift über die Arbeitszeit der Fabrikarbeiterinnen die Beobachtungen über die Wochentagsleistungen in der Weberei, bestätigen, welche ich oben vorgetragen habe: Ansteigen von Montag bis Mittwoch, Kollaps am Donnerstag, leichtes Ansteigen Freitag, dann — infolge der um eine Stunde kürzeren Arbeitszeit! — Aufsteigen der Stundenleistung am Sonnabend zum Wochenoptimum. Der Verfasser kannte übrigens, wie er sagt, meine Aufsätze nicht. Einige schiefe Bemerkungen laufen mit unter: — so gehört auf S. 1 der einleitende erste Absatz gewiß nicht zur Sache, und die Bemerkung S. 33 Anm. 1 a. E. ist sachlich inhaltsleer, da dem Arbeiter seine Qualität, etwas »anderes« als ein »willenloses Atom« zu sein, ja an sich gar nichts nützt. Manche Behauptungen, speziell im Schlußabschnitt, stehen in ihrem Optimismus mit der sonst zu rühmenden Reserve des Verf. nicht gut im Einklang: Herkner z. B. ist bezüglich der Bedeutung der Automatisierung mit Recht reservierter.) — Die anderen schon gedruckt vorliegenden Arbeiten des Institut Solvay — auf welche gelegentlich in anderem Zusammenhang zurückzukommen ist — kommen für unsere Zwecke wenig in Betracht. (Ganz wertlos ist die unter anspruchsvollem Titel auftretende Arbeit von Ch. Henry: Mésure des capacités intellectuelle et énergétique — vgl. dazu meine Bemerkungen anläßlich der Besprechung von Ostwalds »Energetischer Soziologie« in Arch. f. Sozw. u. Sozpol. Bd. XXIX, Heft 2.) — Welchen Nutzen die zu erwartenden Arbeiten des Instituts von der Verwendung kinematographischer Aufnahmen der Arbeitsverrichtungen für die psychophysische Analyse der Arbeit ziehen werden, bleibt abzuwarten. Vorerst liegt darin nur ein »origineller Einfall«, allein gewiß ist es gar nicht ausgeschlossen, daß bei richtiger Anstellung der Beobachtungen nachher eine exaktere Messung der Zeitdauer der einzelnen Reaktionen, aus welchen sich die konkrete Hantierung zusammensetzt, ermöglicht wird, — und das wäre durchaus nichts Unerhebliches.

Die Börse (1894).

I.

Zweck und äußere Organisation der Börsen [1]).

Die nachstehende Skizze, der ein zweites Heft, welches die inneren Verhältnisse der Börse und die Börsengeschäfte erörtern wird, folgt, ist ausschließlich bestimmt zur ersten Orientierung für solche, die den geschilderten Dingen gänzlich fernstehen, und sucht deshalb möglichst nichts als bekannt vorauszusetzen. Nur darauf, ob sie diesen Zwecken dient, kommt es an. Absichtlich enthält sie sich deshalb des Aburteilens. Denn die praktische Wirkungslosigkeit der Kritik, welche breite Volksschichten an den bestehenden Börsenzuständen üben, hat ihren Hauptgrund in einer grenzenlosen Oberflächlichkeit, welche die Fehler da sucht, wo nur der Unverstand oder der Interessengegensatz sie finden kann. Die gleiche Oberflächlichkeit hat aber auch die geradezu gefährliche Vorstellung verschuldet, als ob ein bei jeder nicht streng sozialistischen Gesellschaftsorganisation schlechthin unentbehrliches Institut, wie es die Börse ist, seiner Natur nach eine Art Verschwörerklub zu Lug und Betrug auf Kosten des redlich arbeitenden Volkes darstellen müsse und deshalb am besten irgendwie vernichtet würde und — vor allem — auch vernichtet werden könne. Nichts gefährdet aber eine Arbeiterbewegung wie die, an welche sich diese Zeilen ja nach der Titelaufschrift zunächst wenden, schwerer, als unpraktische, in Unkenntnis tatsächlicher Verhältnisse gesteckte Ziele.

Die Börse ist eine Einrichtung des modernen Großhandelverkehrs. Ihre Unentbehrlichkeit für die moderne Wirtschaftsweise beruht auf dem gleichen Grunde, aus welchem

[1]) Zuerst veröffentlicht in der von Fr. Naumann herausgegebenen Göttinger Arbeiter-Bibliothek 1894.

die moderne Form des Handelsverkehrs überhaupt erwachsen ist. Sie war ebensowenig von jeher notwendig oder auch nur möglich, wie es der moderne Großhandel war. Warum? — Verfolgen wir den Menschen in seiner Arbeit zurück bis in die ferne Vorzeit, so begegnet uns als frühster und natürlichster Gesichtspunkt, unter welchem er Güter hervorbrachte, der: den eignen Bedarf zu decken. Er suchte durch seiner Hände Arbeit der Natur abzugewinnen, was er selbst zu seiner Ernährung und Kleidung, zum Schutze gegen Frost und Wetter bedurfte. Aber niemals hat der einzelne vermocht, auf sich selbst gestellt, der Natur zu trotzen. Für die Erhaltung der nackten Existenz allein schon ist und war er von jeher auf die Gemeinschaft mit andern angewiesen, wie das Kind auf die Brust der Mutter. Und die Gemeinschaft, deren er bedurfte, wählte er sich so wenig selbst aus freiem Entschluß, wie das Kind sich seine Mutter wählt. Sie wurde ihm mit auf den Lebensweg gegeben, er wurde in diese Gemeinschaft hineingeboren: in den festen, unter der unumschränkten Herrschaft eines Patriarchen stehenden Verband seiner Familie, die freilich anders aussah, als unsre heutige. Denn ihr Haushalt umfaßte Brüder, Vettern, Schwägerinnen bis in entfernte Grade und das unfreie Hausgesinde — durch kriegerische Gewalt unterworfene, oder solche, welche ihres Besitzes durch Frost und Viehsterben beraubt, nach dem uralten Rechtssatz der Geschichte, wollten sie leben, die Knechte der Sieger und Besitzenden werden mußten. Diese Familie ist die älteste wirtschaftliche Gemeinschaft. Sie brachte in gemeinsamer Arbeit die Güter hervor und verzehrte sie gemeinsam. Und zwar verzehrte sie nur, was sie selbst hervorgebracht hatte — weil sie nichts anderes zu verzehren hatte — und brachte nur das hervor, was sie verzehren wollte, weil sie für das Mehr keine Verwendung hatte.

Vergleichen wir damit den Charakter der heutigen Wirtschaftsweise, so tritt der ungeheure Gegensatz alsbald zutage. Es gilt der umgekehrte Satz: Nicht die Güter bringt der einzelne hervor, die er selbst verbrauchen will, sondern solche, welche nach seiner Voraussicht andere gebrauchen werden, und jeder einzelne verzehrt nicht die Produkte seiner eigenen, sondern fremder Arbeit. Zwar ist selbstverständlich, daß das nicht allgemein gilt: es gilt nicht für den Urwaldkolonisten und den Landwirt in der Tiefe unkultivierter Reiche, und es gilt nur beschränkt für unsere Kleinbauern, die in erster Linie selbst von der

Ernte ihres Landes leben, und nur den Ueberschuß verkaufen. Aber es gilt gerade für die Wirtschaftsbetriebe, welche die moderne Zeit im Gegensatz zu jener ältesten schuf. Nicht ob er selbst die Güter wird brauchen können, sondern ob sie »Abnehmer« finden werden, d. h. ob andere sie wahrscheinlich brauchen, ist der Gesichtspunkt, unter welchem der moderne Unternehmer produziert und produzieren muß.

Zwischen diesen schroffen Gegensätzen liegt die geschichtliche Entwicklung der Jahrtausende, welche die alten Gemeinschaften auflöste. Sie verflocht die einzelne Wirtschaft in eine Austauschgemeinschaft mit einem sich stetig vergrößernden Kreise von andern Wirtschaften, einem Kreise, den die moderne Zeit auf die Gesamtheit der Kulturvölker zu erweitern strebt. Und sie vergrößerte andererseits denjenigen Bruchteil von Gütern, welchen die Wirtschaft, die sie hervorgebracht hatte, nicht selbst verbrauchte, sondern an andre abgab. Und hier tritt der Handel in Tätigkeit.

Neben der einfachen körperlichen Hervorbringung von Gütern und der dazu erforderlichen körperlichen Arbeit benötigt es, damit der Bedarf, dem diese Güter dienen sollen, befriedigt werde, noch eines andern: sie müssen demjenigen zugeführt werden, der sie verbrauchen soll und will und zu dem Zeitpunkt, in welchem dies der Fall ist. Dazu steht der heutigen Gesellschaftsordnung das Mittel des Güteraustausches zu Gebote und diejenige Tätigkeit, welche den Güteraustausch vermittelt, ist der Handel. Die älteste patriarchalische Familiengemeinschaft bedurfte seiner nicht, da sie grundsätzlich nur verzehrte, was sie hervorbrachte und umgekehrt. Erst mit dem Erwachen des Bedarfes nach Luxusartikeln begann der Tauschverkehr. Metallene Geräte, Bernstein, Edelmetalle und Stoffe von hohem Werte sind die ältesten Gegenstände des Handels. Er lag in den Händen des wandernden Kaufmannes. Als Landfremder rechtlos und mit abergläubischer Scheu betrachtet, stand der gehaßte und doch unvermeidliche Mann unter dem Schutze der Götter, ähnlich wie etwa giftige Schlangen im alten Orient angebetet zu werden pflegten. Mit der Zeit gestalteten sich die Beziehungen regelmäßiger, und es entstanden neben dem wandernden Kaufmann die großen, periodischen Märkte, wie wir sie noch jetzt in Mittelasien finden. Auch hier sind es einander Stamm fremde, die miteinander handeln. Die »Internationalität« stand an der Wiege

des Handels-Kapitals. Innerhalb der Gemeinschaft von Stammesgenossen und unter diesen selbst kannte man den Handel so wenig, wie das Nehmen von Zinsen. Unentgeltlich, wie noch heute in altväterischen Dörfern fern von der Stadt, lieh man Saatgut und Ackergeräte, und »unter Brüdern« gab es keinen nach Angebot und Nachfrage bestimmten Preis von Gütern. Auch als an die Stelle der großen Familienwirtschaft der Horden und Sippen mit dem Erstehen regelmäßigen Ackerbaues die Wirtschaft selbständig in Dörfern und Höfen nebeneinander existierender Bauern getreten war, blieb dieser Gegensatz bestehen. — Das änderte sich mit der Entstehung der Städte. Sie bedeutet das Hineintragen eines rein geschäftlichen Verkehrs in die alten Gemeinschaften selbst, den ersten Schritt zu ihrer Zersetzung. Neben die internationalen Märkte, auf welchen die Luxusartikel des Auslandes gehandelt wurden, traten die regelmäßigen städtischen Märkte, auf welchen sich die ländlichen Produzenten von Nahrungsmitteln und die städtischen Produzenten von gewerblichen Produkten begegneten und ihre Waren austauschten. Diese Wirtschaftsweise also kannte und benötigte des Tauschverkehrs als eines regelmäßigen Elements. Aber immer noch war der Bruchteil, den der einzelne von den durch ihn hervorgebrachten Gütern zu Markte brachte, ein geringer: Der städtische Gewerbetreibende war neben seinem Handwerk zumeist auch Landwirt (Ackerbürger), der Bauer verzehrte den größten Teil seiner Produkte selbst, nur der Ueberschuß kam zu Markt. Aber neben dem Handwerk, welches für die Versorgung der Stadt und ihres wenige Meilen im Umkreis umfassenden Bezirks arbeitete, erschien in den Städten alsbald noch ein anderes Element. Der wandernde und landfremde Kaufmann wurde ersetzt und verdrängt durch den ansässigen, einheimischen Kaufmannstand, der im Wege regelmäßiger Geschäftsverbindung Waren, welche das einheimische Gewerbe nicht hervorbrachte, von auswärts bezog. Es entstand der berufsmäßige Importhandel, und andererseits entstanden große Gewerbebetriebe, die den Ueberschuß der einheimischen Produktion nach auswärts verhandelten — als Exporteure. Dazu bedurfte es der Kenntnis der fremden Märkte und bedeutender Mittel. Beides fehlte den Handwerkern. Ein Kapitalist stellte sich ihnen als »Verleger« zur Verfügung, nahm ihnen ihre Produkte ab und verhandelte sie, sie waren auf ihn angewiesen, und

da er auch den Rohstoff im großen billiger zu beschaffen wußte, lieferte er ihnen auch diesen und bedang sich aus, daß sie fortan allein für ihn arbeiteten; aus dem Handwerksmeister war ein abhängiger Hausindustrieller geworden: der erste Schritt zur modernen Fabrik. Damit waren alle Keime der modernen Entwicklung vorhanden. — Aber freilich nur als Keime. Denn noch immer war der Handel überwiegend ein Tauschverkehr mit Gegenständen von besonders hohem Werte. Wollten wir uns den Unterschied gegen heute vergegenwärtigen, so müßten wir uns vorstellen, daß der heutige Handelsverkehr vornehmlich etwa Champagner, Seidenstoffe und ähnliche Artikel für den Bedarf der besitzenden Klassen umfaßte. In Wahrheit zeigt ein Blick in die Uebersichten des auswärtigen Handels jedes Großstaates, daß es andere: die »Massenartikel« sind, welche die großen Zahlen ausmachen: Getreide — England hätte kein Brot, lieferte ihm das Ausland nicht jährlich für eine Milliarde Korn; — Kohlen und Eisen — Italien hätte aus den Mitteln des eigenen Landes keine Kohle im Ofen und kein eisernes Werkzeug; — Baumwolle — kein Kleidungsstück, wie es der moderne, europäische Arbeiter trägt, kann ohne die Versorgung des Marktes mit überseeischem Garne oder Baumwollrohstoff gefertigt werden. — Kein Baumwollfaden aber wird in der Wirtschaft versponnen und verwebt, in der er geerntet wurde, kein Eisenerz von dem Bergwerksbesitzer geschmiedet, der es der Erde abgewinnen ließ, nur ein winziger Bruchteil Kohlen wird von der Zeche selbst verbraucht, aber auch von Getreide rechnet man, daß mehr als die Hälfte der gesamten, gewaltigen Produktion der Welt von andern, als denen, die das Land bebauen, verzehrt und über ein Fünftel unter den Nationen ausgetauscht wird. Diesem Riesenaustausch solcher Güter dient die Börse. Sie ist ein moderner Markt, ein Ort, wo, wie auf diesem in regelmäßigen — an den großen Börsen täglichen — Versammlungen Kaufgeschäfte abgeschlossen werden. Worin unterscheidet sie sich von dem, was man gewöhnlich Markt nennt? Greifen wir den stärksten Gegensatz — einen kleinen lokalen Lebensmittelmarkt einer Landstadt — heraus. Auf diesem Markte verhandelt der Bauer regelmäßig selbst hervorgebrachte und an Ort und Stelle gegenwärtige Ware an einen Käufer, der sie alsbald bezahlt und selbst verbrauchen will; an der Börse wird ein Geschäft geschlossen über eine nicht gegenwärtige, oft noch unterwegs befindliche, oft erst künftig zu produzierende

Ware, zwischen einem Käufer, der sie regelmäßig nicht selbst behalten, sondern (womöglich noch, ehe er sie abnimmt und bezahlt) mit Gewinn weitergeben will und einem Verkäufer, der sie regelmäßig noch nicht hat, meist nicht selbst hervorbringt, sondern mit Gewinn erst beschaffen will. Das Getreide, das an einem Tage an der Börse gehandelt wird, lagert zum guten Teil noch in den Speichern Nordamerikas, oder schwimmt auf dem Ozean, und vom Käufer soll es seinerzeit weiter an die Mühlen und von diesen an die Bäcker gelangen. Auf dem kleinen Markte handeln nur oder fast nur Produzenten und Verbraucher miteinander. Auf der Börse handeln nur oder fast nur Kaufleute. — Trotz dieser Unterschiede sind aber Börse und Markt wesensgleich, schon durch den gleichartigen Zweck, dem sie dienen. Denn sie sind Orte, wo »Angebot« und »Nachfrage« in einer Ware sich treffen sollen. Gehen wir wieder von dem kleinen Markte aus: Auf der einen Seite stehen die Bauern, die Feldfrüchte zu verkaufen haben (Angebot) und Artikel der städtischen Handwerker kaufen wollen (Nachfrage) — auf der andern die städtischen Verzehrer, die Nahrungsmittel kaufen (Nachfrage) und die Handwerker, die ihre Erzeugnisse verkaufen wollen und müssen (Angebot). Diese ausgestreckten Hände müssen sich treffen können und dafür ist der Markt unentbehrlich. Den gleichen Zweck hat die Börse. Nur ist der Umfang ein unendlich viel gewaltigerer. Sie ist der Markt für die modernen Massenbedarfsartikel, in welchen fortgesetzt ein gewaltiges Angebot, und nach welchen eine ebenso gewaltige Nachfrage stattfindet. Damit hängt auch jener Unterschied in der Art der Vorgänge auf der Börse vom Markte zusammen. Will ich ein Haus kaufen, so will ich nicht ein Haus im allgemeinen, sondern ich kaufe ein ganz bestimmtes, bezeichnetes und will dies, kein anderes, auch wenn es ebenso viel wert ist, übereignet erhalten; kaufe ich Fische ein, die ich verzehren will, so will ich wenigstens sie mir vorher ansehen können auf ihre Preiswürdigkeit und dazu sind sie auf dem Markt zugegen. Will dagegen eine Getreidefirma im Großhandel 1000 Ztr. einer bestimmten Getreidesorte kaufen, für die sie Verwendung zu haben glaubt, so ist etwas ähnliches weder regelmäßig möglich, noch auch nötig. Es kommt ihr im allgemeinen nur darauf an, das bestimmte Quantum Getreide von einer bestimmten, vorher vereinbarten Sorte und Güte — sei es nach einer vorgelegten Probe, sei es eine im Handel gangbare und deshalb mit einer

bestimmten Bezeichnung belegte Qualität — zu erhalten. Sorte und Qualität also wird vereinbart, der Verkäufer bringt nicht erst die Ware zur Stelle und verkauft sie dann, sondern regelmäßig umgekehrt: erst verkauft er (»in Blanko«, wie man zu sagen pflegt) und dann sucht er sich innerhalb der vertragsmäßig ausbedungenen Zeit die Ware zu verschaffen, die er zur Erfüllung des Vertrages braucht; zur festgesetzten Zeit liefert er sie: entspricht sie der verabredeten Qualität, so nimmt sie der Käufer oder der, an den dieser sie weiter verkauft hat, ab, ist das nicht der Fall, so weist er sie als nicht vertragsmäßig (»nicht lieferbar«) zurück. So steht es mit all den Artikeln, die auf der Börse gehandelt werden. Braucht ein deutsches Handlungshaus einen Betrag russischen Papiergeldes, um eine Schuld in Rußland zu bezahlen, so kommt es ihm nicht auf gewisse Stücke an, wie dem, der ein Haus oder ein bestimmtes Reitpferd kauft, sondern jede Rubelnote, wenn sie echt ist, tut ihm den gleichen Dienst: — es handelt sich bei den Börsengeschäften regelmäßig um — wie man sich ausdrückt — »vertretbare« Sachen, d. h. solche, bei denen es nicht auf die Lieferung bestimmter einzelner Gegenstände, sondern darauf ankommt, daß das vertragsmäßige Quantum von der vertragsmäßigen Sorte und Qualität geliefert wird.

Sehen wir uns nun zunächst die Waren näher an, welche den Gegenstand des Verkehrs auf der Börse zu bilden pflegen. Man pflegt sie in zwei Hauptgruppen zu scheiden: »Produkten«, Waren im engeren Sinne, einerseits und Geldsorten, sowie Wechsel, »Effekten« und »Fonds«, d. h. Wertpapiere verschiedener gleich zu besprechender Art, andererseits, und man scheidet danach die »Produktenbörse« von der »Effektenbörse«. Die Unterscheidung hat nur dieselbe Bedeutung, als wenn man etwa Fisch-, Fleisch- und Gemüsemarkt unterscheidet. Beide können an ein- und demselben Orte stattfinden und gemeinschaftlich organisiert sein, so z. B. in Berlin und Hamburg. Oder sie können an verschiedenen Orten stattfinden — so in Paris und London. Es können auch beide Hauptabteilungen wiederum geteilt sein, z. B. die Effektenbörse in eine Börse für Wechsel und eine solche für andre Wertpapiere, so in London, und die Produktenbörse in besondere Märkte für Getreide, Zucker, Eisen, Schmalz usw. — so vielfach in Amerika. Es werden endlich überhaupt nicht an jeder Börse alle oder viele »börsengängigen« Waren und Papiere gehandelt, sondern naturgemäß oft nur oder

ganz überwiegend die, welche in der betreffenden Gegend produziert oder durch den betreffenden Hafenplatz hindurch ein- oder ausgeführt werden: — wie in den Seestädten der Fischmarkt; so besteht in Essen, im westdeutschen Kohlenreviere eine Börse, an welcher nur Kohlen und Anteile an Bergwerken gehandelt werden, in Magdeburg, inmitten der Zuckerrüben bauenden Provinz Sachsen eine solche für Zucker. Nur an den großen zentralen Börsen konzentriert sich der Verkehr in allen Haupthandelsartikeln.

An der Produktenbörse begegnen wir zunächst dem Getreide und den Feldfrüchten aller Art, nebst den unmittelbar daraus gewonnenen Produkten, insbesondere Mehl. Der größte Markt dafür ist in Deutschland nächst der Berliner Börse Mannheim, bis wohin das überseeische Getreide rheinaufwärts verschifft wird. Ferner: Zucker — die größten Märkte sind mit Berlin, wie schon erwähnt, Magdeburg und Hamburg (Ausfuhrhafen) und Sprit — Berlin und Hamburg (Ausfuhrhafen) teilen sich in den Markt; Petroleum: Bremen (Einfuhrhafen), teilt sich mit Berlin; Baumwolle: ebenso; — Wollgarne, besonders Kammgarne: Leipzig (Produktionsort) spielt eine erhebliche Rolle; — Kaffee: Für ihn ist Hamburg (Einfuhrhafen) der größte Handelsplatz; — Kohle und Eisen: die Märkte der westlichen Produktionsgegenden sind von entscheidender Bedeutung, — und viele andere nicht so wichtige Artikel, deren Aufzählung zu weit führt. Im Effektenhandel drängt sich der Verkehr natürlich an den Orten zusammen, welche der Sitz der großen Bankhäuser sind: in Deutschland haben neben Berlin nur Frankfurt a. M. und Hamburg große Bedeutung.

Wir müssen uns die Gegenstände, die an der Effektenbörse ge- und verkauft werden, näher ansehn.

Es werden gehandelt: 1. Geldsorten und geldwerte Papiere, welche unsere Industriellen und Kaufleute als Zahlung aus dem Ausland erhalten und zur Leistung von Zahlungen an das Ausland gebrauchen. Dahin gehören natürlich zunächst die Münzen und das Papiergeld fremder Staaten (namentlich das Papiergeld Rußlands), aber auch eins der ältesten Objekte des Börsenhandels, der Wechsel, gehört dahin. Was ist er?

Man sieht ihm seiner Form nach nicht an, was er rechtlich bedeutet. Die wichtigste Form des Wechsels, die sog. »Tratte« oder

der »gezogene« Wechsel, stellt sich dar als die Anweisung z. B. eines Kaufmanns Schulze in Berlin, gerichtet z. B. an einen Kaufmann Smith in London, eine bestimmte Summe an einem bestimmten Tage zu zahlen an einen Dritten, Herrn Müller in Berlin, oder an dessen »Order«, d. h. an denjenigen, welchem der Wechsel durch Müller gültig übertragen sein werde [1]). Rechtlich bedeutet er aber nichts anderes als: Schulze verspricht dem Müller und dessen »Order« dafür aufzukommen, daß Smith die bestimmte Summe zur bestimmten Zeit zahlen werde, und sein weitaus wichtigster praktischer Zweck — der, zu dem er schon vor etwa 700 Jahren gebraucht wurde — ist folgender: Schulze in Berlin ist Exporteur, er hat deutsche Waren nach London an den englischen Importeur Smith verkauft und nun den Kaufpreis (sagen wir 100 £) zu fordern. Müller in Berlin ist Importeur. Er hat englische Waren von einem englischen Exporteur Jones in London gekauft und eingeführt, schuldet also diesem den Kaufpreis (nehmen wir der Einfachheit halber an: ebenfalls 100 £). Der gegenseitige Verkehr zwischen Deutschland und England beträgt Hunderte von Millionen Mark an Wert im Jahr, es gibt Tausende von jeder der vier Personenarten, die wir mit Schulze, Smith, Müller und Jones bezeichnet haben. Würden die Kaufpreise alle in bar bezahlt, so müßten unglaubliche Summen Geldes — mehrere Tausend Zentner in Gold — hin- und hergeschickt werden, was unsinnige Kosten machen und das Geld der Seegefahr aussetzen, auch für die Dauer der Reise dem Gebrauch entziehen würde. Deshalb verfährt man wie folgt: Schulze in Berlin, der von Smith in London Geld zu empfangen hat, »zieht« einen Wechsel über 100 £ »auf« Smith, d. h. er weist ihn an, an Müller oder dessen »Order« zu zahlen. Diesen Wechsel gibt er an Müller in Berlin, der an Jones in London Geld zu zahlen hat, und verpflichtet sich dadurch, dem Müller dafür aufzukommen, daß Smith an ihn oder an den zahlen werde, der seine Order sein werde. Müller zahlt ihm dafür die 100 £ [2]) aus und schickt den Wechsel an seinen Gläubiger Jones in London, indem er diesen auf dem Wechsel als seine »Order« bezeichnet — diesen Vermerk auf dem Wechsel nennt man »Giro« oder »Indossament«. Jones in London zieht

[1]) Z. B: »An Herrn Smith in London. Gegen diesen Wechsel zahlen Sie am 1. Juli 1895 an Herrn Müller in Berlin oder Order die Summe von 100 Pfund Sterling. Berlin, den 1. April 1895. Schulze.«

[2]) Auf die Abzüge (»Diskont«), welche gemacht zu werden pflegen, und die Kursschwankungen der Wechsel kommen wir im zweiten Teil.

die Wechselsumme bei Smith in London ein und kommt durch diese Zahlung zu seinem Gelde — Schulze hat das Seinige als Kaufpreis für die Hingabe des Wechsels von Müller erhalten: das Geschäft ist »abgewickelt«[1]). Alle die Schulzes (Gläubiger englischer Schuldner, also Verkäufer von Wechseln »auf« London) und die Müllers (Schuldner englischer Gläubiger, also Käufer von Wechseln »auf« London) unsres Beispiels, treffen sich nun auf dem großen Markt, wo jederzeit große Beträge »auf London« zu kaufen und zu verkaufen sind — auf der Wechselbörse. Sie können sich nur dort mit Sicherheit gegenseitig finden. Ebenso vollzieht sich das Geschäft mit den übrigen Ländern, mit denen wir im Güteraustausch stehen. Fortwährend findet der Handel in Wechseln auf London, auf Paris, auf Petersburg, auf Neuyork usw. in gewaltigen Summen statt — und dieser Handel ist unentbehrlich. Bei etwa 3 Milliarden Mk. in gemünztem Geld und Geldscheinen, die in Deutschland im Umlauf sind, laufen über 13 Milliarden in Wechseln jährlich um.

2. Zweitältester Gegenstand des Handels an der Fondsbörse sind die »Fonds« im engeren Sinne des Wortes: die Staatspapiere und die ihnen verwandten Schuldverschreibungen der Gemeinden und andrer öffentlicher Korporationen.

Daß Staat und Gemeinde heutzutage fast ausnahmslos Schulden machen, ist bekannt: Das Reich und die deutschen Staaten zusammen haben rund 8½ Milliarden, England, ohne seine Kolonien, 15 Milliarden, Frankreich 20 Milliarden Mk. Staats-Schulden, und diese Schulden müssen den Gläubigern des Staates verzinst werden. Die Verschuldung eines Staates ist heute nicht etwa an sich ein Unglück, ein Zeichen schlechter Verwaltung oder mangelnden Reichtums. Wenn ein Staat eine große Eisenbahn ankauft oder baut für — sagen wir — 50 Millionen Mark, so wäre es weder gerecht noch verständig, wenn er diesen Betrag durch eine Steuer, im Durchschnitt z. B. in Deutschland von 1 Mk. pro Kopf, aufbringen würde. Nicht nur der lebenden Generation dient und nützt die Bahn, und nicht nur der jetzige Finanzminister

[1]) Es sei denn, daß Smith dem Jones aus irgendeinem Grunde den Wechsel nicht zahlt, in welchem Falle Jones »Regreß« gegen Müller und dieser gegen Schulze nimmt. Schulze wird dann genötigt, Kostenersatz und Zahlung nebst Zinsen an Müller zu leisten und hält sich seinerseits an seinen Schuldner Smith, der ohne Grund nicht gezahlt hat. Dann ist der Versuch, das Geschäft durch Wechsel abzuwickeln, mißglückt, es ist dies aber selbstverständlich die seltene Ausnahme.

heimst die Einnahmen daraus ein. Deshalb ist es richtig, daß wir dafür auch die Nachkommen steuern lassen, das geschieht, indem das Geld geliehen, verzinst und allmählich in längeren Zeiträumen aus den Steuern zurückbezahlt wird. Die Steuerlast dafür wird dadurch auf Gegenwart und Zukunft verteilt. Preußen hätte z. B. die 5 Milliarden, welche es innerhalb von 10 Jahren für den Ankauf von Bahnen ausgab, sonst etwa durch jährlich 500 Millionen besondere Steuern decken müssen und das wäre ein törichter und unmöglicher Versuch gewesen. Etwas anderes und eine schlechte Finanzwirtschaft ist es, wenn ein Staat für Bedürfnisse, die ständig wiederkehren, die Bezahlung seiner Beamten und seines Heeres z. B., fotgesetzt Geld leiht: dann schiebt die lebende Generation auf die Nachkommen Lasten ab, die sie selbst tragen muß: der Staat wirtschaftet mit einem Defizit, welches die Nachkommen bezahlen sollen. — Das Leihen des Geldes für jene Staatsbedürfnisse nun bewirkt der Staat — und ähnlich verfahren Kreise, Gemeinden usw. — durch Verkauf von Schuldverschreibungen, in denen der Staat die Zahlung bestimmter Zinsen — 3, 3½, 4 usw. Prozent einer Schuldsumme — an bestimmten Zahlungsterminen (z. B. 1. Januar und 1. Juli) verspricht an jeden, der zu der betreffenden Zeit als Inhaber der Schuldverschreibung sich melden und ausweisen werde [1]). Wer den Besitz der Schuldverschreibung rechtmäßig — durch Kauf usw. — erwirbt, wird also Staatsgläubiger. Die Schuld zurückzuzahlen verspricht der Schuldner (Staat, Gemeinde usw.) entweder nach einem bestimmten Plan, so daß jährlich eine Anzahl Nummern der Schuldscheine ausgelost und zurückbezahlt (»amortisiert«) werden, oder er behält sich nur das R e c h t vor, sie zu kündigen, übernimmt aber k e i n e entsprechende Pflicht — so ist es bei unsern Reichs- und preußischen Anleihen (sog. »Konsols«). Der Staat (resp. die Gemeinde usw.) kann das, denn den Besitzern der Schuldverschreibungen liegt gar nichts daran, ihr Geld zurückzuerhalten, sie wollen vielmehr die Z i n s e n beziehen, sie sind Mitglieder der besitzenden Klassen, welche auf diese Weise »ihr Vermögen anlegen«, das heißt, sich das Recht auf den Bezug eines T r i b u t e s sichern von den mit diesen

[1]) Meist werden zur Erleichterung sogenannte Kupons d. h. Abschnitte mit ausgegeben, von welchen man je einen zu den Fälligkeitsterminen abschneidet und dagegen die Zinsen erhebt, so daß man nicht die Schuldverschreibung selbst vorzuweisen braucht.

Zinsen Belasteten, also hier den Steuerzahlern des Staates oder der Gemeinde, welche die Zinsen der Staats- und Gemeindeschuld durch Steuern aufbringen. Und ebenso ist es mit den »Obligationen«, welche Eisenbahnen oder Fabrikunternehmer ausgeben. Krupp z. B. gab kürzlich 24 Millionen Schuldverschreibungen aus zum Ankauf einer Konkurrenzfabrik, und massenhaft sind die Obligationen von Eisenbahnen und Aktiengesellschaften. Die Zinsen werden hier aufgebracht von den Benutzern der Bahn: in den Frachten, den Käufern der Waren: in den Preisen, endlich indem ein Teil dessen, was das Unternehmen einträgt, nicht an die Unternehmer als Gewinn und an die Arbeiter als Lohn, sondern eben an die Tributberechtigten abfließt. Jene alle werden »besteuert« zur Bestreitung des K a p i t a l zinses.

Diese modernen Tributpflichten sind das Produkt einer langen Entwicklung. Einst war der Zins das Zeichen der Unfreiheit. »Unter Brüdern« lieh man nicht gegen Zins. Ihn nahm der fremde Eroberer als Kopfzins von der Person, als Bodenzins vom Lande, oder der Herr des Bodens von dem Besitzlosen und deshalb nicht Vollfreien, dem er Land lieh. Der Bodenbesitz ist die älteste Quelle von Zinsrechten. Heute ist er es zwar auch noch: zumal die Mietszinsen in den Städten zeugen davon, allein mächtiger ist jetzt jener andere Tributherr. Seine Eigenart ist es, »unpersönlich« zu sein. Der Zinsbauer steuerte seinem Grundherrn, der ihn persönlich beherrschte und den er kannte, heute kennt der Besitzer zinstragender Papiere diejenigen nicht, deren Einkommen für ihn besteuert wird, und der Gutsbesitzer, der von einer Hypothekenbank Geld gegen Verpfändung seines Grundstücks dargeliehen erhält, kennt die nicht, welche dieser Bank das von ihr so verwendete Geld darleihen und dagegen »Pfandbriefe«, d. h. zinstragende Urkunden erhalten, für welche die Gesamtheit der der Bank zinspflichtigen und verpfändeten Grundstücke weiter verpfändet ist. Die U n p e r s ö n l i c h k e i t der Beziehungen zwischen Zinsherrn und Zinspflichtigen ist das Charakteristische dieser heutigen Tributpflichten. Deshalb spricht man von der Herrschaft des »Kapitals« und nicht von derjenigen der Kapitalisten. Wer sind nun die Inhaber dieser Papiere, an welche das Recht auf den Zinstribut geknüpft ist? Das kommt auf die soziale Struktur und Vermögensverteilung innerhalb des einzelnen Volkes an und man muß sich hüten, zu glauben, sie seien m i t N o t w e n d i g k e i t an eine dünne Schicht »kupon-

schneidender Faulenzer« gebunden. In Frankreich z. B. reicht der Besitz von Staatsschuldverschreibungen und ähnlichen Papieren bis in Volksschichten, welche derartige Papiere bei uns nie zu Gesicht bekommen. Das hat seinen Grund teils in dem Bestehen einer weit breiteren Schicht eines immer noch wohlhabenden Bauernstandes, als wir sie bei uns finden, unleugbar aber auch in der bei den Franzosen üblichen Einschränkung der Kinderzahl (»Zwei-Kinder-System«), welche den Zerfall der Vermögen durch Erbteilung hindert, freilich zweifellos andererseits die Gefahr schwerer sittlicher Schäden in sich trägt [1]). In Deutschland rechnet man, bei ca. 11 Millionen Familien mit 50 Millionen Köpfen, daß ca. 10 Millionen Personen Sparkassenbücher besitzen, zwischen 2½—4 Millionen Kapitalzins in irgendeiner Form beziehen und von diesen 1½—2 Millionen solchen in Form von Wertpapierzinsen oder »Dividenden« einnehmen. Damit haben wir die zweite Hauptform des Tributes an das »Kapital«, die »Dividende«, schon erwähnt. Wir müssen auch sie etwas näher betrachten. Einen anderen Charakter nämlich als jene bisher betrachteten »Obligationen«, welche Gläubiger-Rechte darstellen, haben die Aktien und die ihnen ähnlichen Werte (Bergwerksanteile: sog. »Kuxe«, Schiffsanteile: sog. »Schiffsparten« usw.). Sie bedeuten Anteilrechte an einem Unternehmen (Eisenbahn, Fabrik usw.). Das geschichtlich Ursprüngliche ist, daß z. B. die »Gewerken«, denen ein Bergwerk gemeinschaftlich gehört, selbst den Abbau der Erze durch gemeinschaftliche Arbeit besorgen, die Reeder, denen ein Schiff gehört, alle oder zum Teil die Fahrt persönlich mitmachen. Später, als der Besitz eines großen Schiffes oder der planmäßige Betrieb eines Bergwerks die Aufbringung bedeutender Mittel forderten, schieden sich die Besitzenden allmählich von den Arbeitenden (jetzt: gedungenen Lohnarbeitern). Die anteilsberechtigten Gewerken allein beschließen heute über die Angelegenheiten des Betriebes; von ihnen erhält ein jeder auf seinen Kux anteilsweise das, was über den Arbeitslohn und den sonstigen Bedarf für den Bergwerksbetrieb an Einnahme eingeht, als »Ausbeute« verteilt, und wenn die Einnahmen die Aus-

[1]) Auch in England besitzen Arbeiter nicht selten zinstragende Papiere, dort sind es die großen Gewerkvereine der Trade Unions in Verbindung mit den günstigen Produktionsbedingungen der englischen Industrie und — namentlich — der Weltmachtstellung des Staates zur See, welche einem Teil der Arbeiter Löhne sichern, die unter Umständen eine Vermögensansammlung gestatten.

gaben nicht decken, muß jeder anteilsweise »Zubuße« zahlen oder seinen Anteil zugunsten der anderen aufgeben [1]).

Etwas anders steht es mit der Aktiengesellschaft, einer Form der Vereinigung von Kapitalisten, welche in großem Umfang in Deutschland zuerst für den Eisenbahnbau und -betrieb benutzt wurde, seither aber für Unternehmungen aller Art Verwendung findet. Der Gesellschafter, »Aktionär«, leistet für seinen Anteil nur einen bestimmten Beitrag, regelmäßig in bar, er ist also nicht im Falle des Verlustes zu Nachzahlungen verpflichtet, wie der Gewerke. Die Summe dieser Beiträge verwendet der (regelmäßig von der »Generalversammlung« der Aktionäre zu wählende) Vorstand der Gesellschaft, um damit z. B. eine Bahn zu bauen, oder eine Fabrik anzukaufen usw., welche dann vom Vorstand für Rechnung der Aktionäre betrieben wird oder aber es überträgt einer der Gesellschafter der neu zu »gründenden« Gesellschaft seine Fabrik, die er bisher betrieb, nach einem verabredeten Geldanschlag als »Einlage« und erhält dafür nach Vereinbarung eine bestimmte Anzahl Anteile, Aktien also, während die anderen für ihre Anteile Geld einzahlen. Braucht die Gesellschaft noch mehr Geld und will sie nicht noch mehr neue Aktionäre zuziehen — »junge Aktien« ausgeben — so macht sie Schulden. Sie kann solche namentlich machen, indem sie verzinsliche »Obligationen« — Schuldverschreibungen — ausgibt. Unbewanderte können nun die Aktien leicht mit diesen verwechseln. Auch die »Aktien« sehen nämlich äußerlich einer Schuldverschreibung ähnlich, denn eine jede lautet über einen Geldbetrag, z. B. über 1000 Mk., — das bedeutet aber nicht, wie bei den Obligationen, daß der Aktionär diese 1000 Mk. von irgend jemandem als Gläubiger zu fordern hat, sondern vielmehr nur, daß er soviel in Geld oder in anderen »Einlagen« für die Gesellschaft geleistet hat, daß er also soviel bar Geld eingezahlt hat, oder ihm z. B. die Fabrik, die er einlegte, so hoch angerechnet worden ist. Zu fordern hat er, solange die Gesellschaft besteht, nur seinen Anteil an ihrem Gewinn, die »Dividende«, und diese natürlich nur, wenn die Gesellschaft einen Gewinn gemacht, d. h. seit Aufstellung der letzten Abrechnung

[1]) Der Besitz eines Kuxes — welcher übertragbar ist —, ist also für den Geldbeutel des Inhabers eine ähnlich riskante Sache wie das Arbeiten unter Tage für das Leben des Arbeiters: große Ausbeute wechselt mit der Verpflichtung nachzuzahlen.

— »Bilanz« — ihr Vermögen vermehrt hat. Im übrigen hat er einen verhältnismäßigen Anteil an ihrem Vermögen und erhält also, wenn sich die Gesellschaft auflöst, — »liquidiert« — diesen Anteil, der mehr oder weniger betragen kann, als jene 1000 Mk., oder auch gar nichts, je nachdem die Gesellschaft bis dahin Gewinn oder Verlust hatte oder etwa nach Abzahlung der Schulden, die sie gemacht hat, nichts oder gar noch weniger als das — unbezahlte Schulden — verblieben sind. Denn wie für den einzelnen Geschäftsmann, wenn er sein Geschäft aufgibt, an Vermögen nur etwas übrigbleibt, nachdem er seine Gläubiger bezahlt hat, so muß auch die Gesellschaft der Aktionäre ihre Gläubiger erst befriedrigen, ehe sie etwas für sich selbst behält. Man nennt deshalb die Schuldverschreibungen der Aktiengesellschaften auch »Prioritäten« — d. h. vorgehende Rechte — weil die Rechte der Gläubiger (selbstverständlich) zuerst kommen und dann die der Aktionäre. Damit nun für die Gläubiger etwas da sei, ist den Aktiengesellschaften gesetzlich verboten, ihr Vermögen durch Verteilung von angeblichem Gewinn unter die Aktionäre unter den Betrag des »Grundkapitals«, d. h. desjenigen Wertbetrages zu vermindern, auf welchen es durch die Einzahlungen und Einlagen der Aktionäre gebracht war. Sind 100 Aktien über je 1000 Mk. ausgegeben, so bedeutet das, daß auf jede Aktie, in Geld oder anderen »Einlagen« mindestens ein Wert von 1000, zusammen mindestens 100 000 Mk. zusammengebracht war. Bei der »Bilanz« muß also, wenn man das Eigentum der Gesellschaft, z. B. das Fabrikgrundstück und die Maschinen usw., die vorhandenen Waren, Forderungen, Gelder usw. der Gesellschaft, alles in Geld veranschlagt, zusammenrechnet — die »Aktiva« — und dann die Schulden — die »Passiva« — abzieht, sich ein Mehrbetrag der »Aktiva« über die »Passiva« von mindestens 100 000 Mk. ergeben, sonst hat die Gesellschaft Verlust erlitten, und erst wenn mehr als 100 000 Mk. Vermögen da ist, darf dies Mehr als »Dividende« verteilt werden. — Leicht kann durch falschen (zu hohen) Wertanschlag der Vermögensgegenstände in der Bilanz dieser Vorschrift zuwidergehandelt und fälschlich der Schein der Deckung des »Grundkapitals« erweckt werden, damit zu Unrecht eine Dividende verteilt werde, obwohl gar kein Gewinn gemacht ist, und die Aktien als hohen Wertes erscheinen und von Käufern teuer bezahlt werden[1]). Oefter noch kam es in der »Gründerzeit«

[1]) Es ist deshalb auch ein Irrtum zu glauben, die Aktionäre wenigstens hätten

vor 20 Jahren vor, daß die »Gründer«, d. h. die ersten Aktionäre, wenn dies unsolide Bankhäuser waren, welche ihre Aktien gern bald an das Publikum möglichst über ihren wahren Wert loszuschlagen wünschten, Fabriken usw., welche die Aktiengesellschaft übernahm, zu teuer bezahlten, indem sie mit dem bisherigen Besitzer unter einer Decke spielten. Alles dies wird erleichtert durch den auch hier »unpersönlichen« Charakter des Kapitals. Der einzelne Aktionär hat in die Führung der Geschäfte nicht hineinzureden, er hat, wenn ein Bergwerk oder eine Fabrik auf Aktien betrieben wird, mit den Arbeitern nichts zu tun, sie kennen ihn sowenig wie er sie, er bekommt die Bücher nicht zu sehen, sondern erhält nur in der Generalversammlung Berichte vom Vorstand vorgetragen; meist beruhigt sich die Mehrzahl der Aktionäre und erscheint auch dort nicht einmal. — Die Anteile sind (regelmäßig) durch einfache Uebertragung des Papiers (der Aktie) übertragbar und gehen von Hand zu Hand: Die Aktionäre kennen auch einander gegenseitig nicht. Und doch sind sie Mitinhaber desselben Unternehmens und für die wechselnden Aktionäre arbeiten unter Umständen Tausende von Arbeitern, denen sie niemals im Leben begegnen und auf deren Lage sie, die eigentlichen Unternehmer, deren Vertreter nur der leitende »Direktor« ist, so gut wie keinen Einfluß haben, für die sie sich jedenfalls, auch ohne irgend besonders gewissenlose Menschen zu sein, regelmäßig schwerlich verantwortlich fühlen werden. — Noch immer ist diese Form der Unternehmung in starker Zunahme begriffen und für große Betriebe, die gewaltiger Mittel bedürfen, regelmäßig heute völlig unentbehrlich, denn Ansammlungen von Vermögen in einer Hand, wie bei Krupp und Stumm sind seltene Ausnahmen. Für Betriebe solchen Umfangs müssen die Mittel vielmehr regelmäßig durch Einlagen einer sehr großen Zahl von Leuten aufgebracht werden, welche gar nicht in der Lage sind, ihre persönliche Mitarbeit dem Betrieb zu widmen, auch gar nichts davon verstehen würden, sondern nur das Interesse haben, Tribut in Gestalt von Dividende zu beziehen. Und auch hier wieder muß man sich hüten zu glauben, daß die

regelmäßig ein bedeutendes Interesse an der richtigen Bilanzaufstellung. Das hat nur ein Teil: derjenige, welcher die Aktien dauernd als »Kapitalanlage« behalten will. Dem andern bringt eine fälschlich zu hohe Dividende doppelten Vorteil: einmal bekommt er mehr Gewinnanteil, als ihm zukäme, und dann findet er auch noch Käufer, die infolge der hohen Dividende die Aktien ihm teurer abnehmen, als sie sonst tun würden.

Besitzer von Aktien etwa notwendig hauptsächlich in den Kreisen der »Großkapitalisten« zu suchen wären. In England besitzen auch Arbeiter Aktien, bei uns und unsern weit kärglicheren Reichtumsverhältnissen besteht gerade die Gefahr, daß zuviel Aktien in die Hände von Leuten gespielt werden, die nicht viel zu verlieren haben, aber durch gelegentliche hohe Dividenden, von denen sie lesen oder hören, oder sonstige Reklamen angezogen werden und meinen, weil auf der Aktie z. B. »1000 Mk.« steht, komme ihnen doch wohl irgendwer dafür auf, daß sie diese 1000 Mark irgendwann von irgendwoher erstattet erhalten.

Das sind die Hauptformen der eigentümlichen Ware, welche den Gegenstand des Marktverkehrs an den »Effektenbörsen« bilden. Man sieht, es sind verbriefte Tributberechtigungen, und die moderne Organisation der Wirtschaft führt dazu, daß eine immer steigende Zahl von solchen entsteht und »in Umlauf gesetzt« wird. Der Ingenieur eines Elektrizitätswerkes hilft z. B. durch seine Arbeit den Dividendentribut aufbringen, an welchem etwa der Prokurist einer Papiermühle als Aktionär Anteil hat und besitzt vielleicht selbst Aktien dieser Papiermühle, so daß ihm umgekehrt auch die Arbeit dieses abgabepflichtig ist, und beide besitzen vielleicht Staatspapiere und besteuern so die Gesamtheit der Steuerzahler — einschließlich derer, die ihrerseits solche Tribute nicht in Händen haben, der »Besitzlosen«. Unter der heutigen Wirtschaftsordnung würde eine solche gegenseitige Tributpflichtigkeit auch stattfinden, wenn wir einmal uns vorstellten, daß alle Vermögen in gleicher oder annähernd gleicher Höhe besäßen: dann steuerten alle an alle, jetzt alle an einen Teil, an die Besitzenden. Die gegenseitige Tributpflichtigkeit an sich ist kein notwendiges Zeichen dafür, daß wenige Tributherren und viele Tributpflichtige einander gegenüberstehen. Das Bestehen des Zinses und der Dividende an sich ist vielmehr nur ein weiterer Ausfluß der modernen »Verkehrswirtschaft«, welche auf der Eigentümlichkeit aufgebaut ist, daß jeder fortgesetzt von dem Ertrage der Arbeit anderer existiert und selbst für den Bedarf anderer arbeitet. Der große Gutsherr der Karolingerzeit, welcher ausnahmslos alles, was er bedurfte: Gespinste, Gewebe, Eisengeräte usw. auf seinem Gut mit seinen hörigen Handwerkern anfertigen ließ — er und diese seine Untertanen waren noch berechtigt zu sagen: »Wir, die Gutsinsassen, leben von dem Ertrage unsrer Arbeit

aus unserm Boden und nur von diesem und kein anderer lebt mit davon.« Der moderne Rittergutsbesitzer mit seinen Arbeitern — auch der größte — kann das Gleiche nicht mehr behaupten: Ställe und Wohnungen bauten Fremde aus fremdem Material, das Ackergerät ist gekauft, ja selbst der Boden ist nicht mehr die naturgewachsene Erde, sondern mit hereingeführtem, künstlichem Dünger, Kali, Phosphaten usw., Produkten fremder Arbeit, bereichert. Diese fremde Arbeit muß entgolten werden und wird entgolten und zwar unter unsrer heutigen Organisation in Gestalt einer »Kapitalrente«, des Zinses, den der Hypothekengläubiger, von dem das Geld entliehen war, bezieht. Das ist z. B. oft die Sparkasse, welche die Gelder der kleinen Leute, die sie ihnen verwaltet und für die sie Zins zahlt, gegen Grundstückpfand darleiht, und es zinst also der Grundherr dem Proletarier. Meist freilich zinst er städtischen Bürgern. — Er erntet mehr Getreide aus dem Gut, aber er sitzt nicht mehr auf freier Scholle, er ist angebunden und verflochten in die Wirtschaftsgemeinschaft der Welt draußen. Und noch weit mehr ist es der Fabrikant, der die Rohstoffe, welche Fremde erarbeiteten, zu deren Ankauf er oft wenigstens zum Teil fremdes Geld entleiht, durch »seine« Arbeiter verarbeiten läßt und dann davon abhängt, daß andre sie brauchen können und ihm hoch genug bezahlen wollen. Es ist menschlich, daß er meint, das Produkt sei s e i n Produkt, der Gewinn s e i n Gewinn, die Fabrik s e i n e Fabrik und da er ein freier Mann sei, habe ihm eigentlich niemand, auch nicht der Staat, hineinzureden: in Wahrheit ist es die G e m e i n s c h a f t, deren Arbeit er braucht, nur ein winziger Bruchteil des von ihm »geschaffenen« Wertes enthält »sein« Produkt und wiederum ist es die Gemeinschaft, deren Bedarf nach Waren der von ihm zu Markte gebrachten Art das Gebot ist, welches ihm die Arbeitsstellung zuweist, welche er einnimmt, und dem er gehorchen muß, will er etwas »verdienen«.

Eine sozialistische Organisation würde alle einzelnen je an einen Faden binden und diese Fäden in der Hand einer Zentralleitung zusammenlaufen lassen, welche nun jeden einzelnen dahin dirigieren würde, wo sie ihn nach dem Maß ihrer Kenntnis am zweckmäßigsten verwenden zu können glaubt. Die heutige Organisation bindet jeden mit zahllosen Fäden an zahllose andere. Jeder zerrt an dem Fadennetz, um an die Stelle zu gelangen, wohin er möchte und wo er an seinem Platz zu sein glaubt, aber

selbst, wenn er ein Riese ist, und viele der Fäden in seiner Hand zusammenfaßt, wird er vielmehr von den andern dorthin gezerrt, wo gerade ein Platz für ihn offen ist.

Doch zurück zu unserm Thema.

Fortgesetzt entstehen neue Bedürfnisse von Staaten, Gemeinden, Grundbesitzern, Fabrik- und Eisenbahngesellschaften, Geld gegen Verkauf von zins- oder dividendetragenden Papieren »aufnehmen« zu können. Fortwährend sind andererseits zahlreiche Personen in der Lage, ihr Geld in solchen »anlegen« zu können. Ein immer steigender Teil des Volksvermögens wird in solchen Tributrechten zum Ausdruck gebracht und in Umlauf gesetzt. Man rechnet das deutsche Volksvermögen, d. h. die Summe der einen Ertrag irgendwelcher Art gewährenden Güter in Deutschland, in Geld veranschlagt, zu etwa 180 Milliarden Mark und die bisher vorliegenden Berechnungen machen wahrscheinlich, daß $^3/_7$ davon in zins- oder dividendetragenden Rechten, Hypotheken, Aktien, Obligationen aller Art bestehen. Jährlich wird etwa 1 Milliarde (1000 Millionen) Mark neu erspart und zur »Anlage« verfügbar. Für mehr als die Hälfte dieser riesenhaften Beträge — alle die, welche die Form der oben beschriebenen Wertpapiere angenommen haben — bildet die Effektenbörse den Markt, wo sie angeboten und gekauft werden, wie die Lebensmittel auf den Lebensmittelmärkten. Man sieht zugleich die Unentbehrlichkeit und die Riesenhaftigkeit dieses Marktes. —

Wie ist nun dieser Markt, die Produkten-, Wechsel-, Effektenbörse, — zunächst äußerlich — organisiert? Die ältesten Börsen, in den Niederlanden im 15. Jahrhundert, waren einfach internationale Versammlungen von Kaufleuten, welche dorthin reisten und ihre Waren veräußerten. Allmählich aber kam das Reisen der Händler als Zeitverschwendung ab, man sandte seine Kauf- und Verkaufsaufträge durch Korrespondenz an den Börsenplatz hin, wie noch heute, und es bildete sich eine Klasse von Kaufleuten, welche aus der Besorgung dieser Aufträge einen Beruf machten und daneben selbst für ihre eigene Rechnung an der Börse handelten — ein Stand *berufsmäßiger Börsenhändler*. Diese vereinigen tatsächlich in ihrer Hand den Geschäftsbetrieb an der Börse. Dies einfach deshalb, weil sie allein den »Markt« *kennen*, täglich jahraus jahrein damit zu tun haben und wissen, oder doch vermuten können, welche Waren und Papiere voraussichtlich besonders begehrt oder billig

zu haben sein werden. Nicht weil das Gesetz sie privilegierte, sondern deshalb haben sie eine monopolartige Stellung, weil jeder andere, auch wenn er sich auf die Börse begibt und man ihn am Verkehr teilnehmen läßt (z. B. in Paris und Hamburg ist die Börse jedem ausnahmslos zugänglich), schwerlich durch Beteiligung am Geschäft Vorteil zu ziehen oder auch nur rein äußerlich sich über die Art des Geschäftsschlusses zu informieren wissen, sondern vielmehr sich ziemlich »von Gott verlassen« vorkommen wird. Denn dieser Riesenmarkt ist selbstverständlich auch ebensoviel komplizierter als ein gewöhnlicher Wochenmarkt, als er größer ist. Im allgemeinen ist vielmehr derjenige, welcher nicht berufsmäßig Börsenhändler ist, wenn er an der Börse kaufen oder verkaufen will, darauf angewiesen, sich an einen Börsenhändler zu wenden, damit dieser als »Kommissionär« für seine Rechnung das Geschäft abschließt; dafür macht sich der Börsenhändler in der einen oder anderen Form bezahlt — wie, werden wir in einem späteren Heft erörtern.

Die ältesten Börsen waren Versammlungen auf einem offenen, zuweilen eingehegten Platz. Später meist und jetzt wohl immer finden diese Versammlungen in geschlossenen großen Sälen statt. Von jeher bedurfte es naturgemäß eines Organs, welches die Marktpolizei handhabte. Das ist ebenso jetzt, es sind überall Kommissare bestellt, welche die Ordnung aufrechterhalten. — Daneben aber kannte die ältere Markt- und Börsenorganisation noch ein Glied, — und der überwiegende Teil der Börsen, darunter die deutschen, kennt es noch jetzt — welches den speziellen Zweck hat, die möglichste Beschleunigung des Abschlusses der Geschäfte herbeizuführen: die »Makler«. Der Gegensatz gegen die Kommissionäre bestand — wir werden später erörtern (im nächsten Heft), wie sich das geändert hat — darin: der Kommissionär schließt das Geschäft als Beauftragter selbst ab und verrechnet sich mit seinem Auftraggeber, dem er die gekauften Waren dann gegen Erstattung der Auslagen und der »Provision« — z. B. 1, ½, ⅛ von je hundert des Betrages — überweist, er ist es, durch dessen Vermittelung die außerhalb der Börse befindlichen an dem Handel, der sich darin abspielt, teilnehmen. Der Makler dagegen ist nur Vermittler, und zwar (normalerweise) nur zwischen den Börsenbesuchern auf der Börse selbst. Er erhält von dem Börsenhändler — sei es, daß dieser für sich, sei es, daß er als Kommissionär für jemand draußen

ein Geschäft machen will, den Auftrag, ihm — z. B. — jemand nachzuweisen, der 100 Aktien einer bestimmten Gesellschaft oder 100 Zentner Weizen abnehmen und dafür mindestens x Mark zahlen wolle. Seine Sache ist es, einen solchen zu finden, hat er ihn gefunden, so überbringt er ihm das Angebot (die »Offerte«) und nimmt die Erklärung, daß dasselbe angenommen sei, entgegen. Ueber das so zustande gekommene Geschäft, welches er sich zunächst in einem Notizbuch notiert, stellt er jeder der Parteien eine gleichlautende Bescheinigung, die sog. »Schlußnote«, zu [1]) und erhält dann — von jeder Partei normalerweise zur Hälfte — die übliche »Courtage«: z. B. 1, ½ usw. vom Tausend des Betrages als Entgelt für seine Mühewaltung. Er ist also nach dem Gedanken, der seiner Stellung zugrunde liegt, das Werkzeug, welches die ausgestreckten Hände von Angebot und Nachfrage zusammenführt, so daß sie sich fassen können. Seine Unentbehrlichkeit beruht darauf, daß sonst bei der großen Zahl der Börsenbesucher — an den größten Börsen verkehren mehrere Tausend — die Wahrscheinlichkeit, sich zu treffen, für die Kaufs- und Verkaufslustigen gering, jedenfalls unerhört zeitraubend wäre. Der Geldwert der Zeit aber ist seit Jahrhunderten im Handel enorm gestiegen. — Der einzelne Makler vermittelt meist — wir werden das im einzelnen noch sehen — Geschäfte in einem oder mehreren bestimmten Gegenständen (z. B. in Aktien der Berliner Diskonto-Gesellschaft), man kennt diejenigen Makler, an welche man sich zu wenden hat, wenn man in diesem Gegenstand Geschäfte machen will und in ihrer Hand läuft daher alles zusammen, was an Angebot und Nachfrage »zu Markte« kommt. —

Auf diese Art sorgt die Börse wie der Markt dafür, daß Käufer und Verkäufer sich zu finden vermögen. Allein das ist nicht der einzige Grund ihrer Bedeutung. Auch der Bauer fährt mit seinen Produkten, welche er in die kleine Landstadt bringt, zum Markt, und nicht etwa vor die Türen der einzelnen Häuser

[1]) Es ist — beiläufig — angesichts mancher Dinge, die der Börsenspekulation, und zum Teil mit Recht, vorgeworfen werden, immerhin bemerkenswert, daß alle die zahllosen Vereinbarungen über Geschäfte sich durchweg mündlich und keineswegs so, daß etwa regelmäßig Zeugen zu haben wären, vollziehen, und es doch so gut wie niemals vorkommt, daß jemand, auch ein sonst wenig bedenklicher Spekulant, das Zustandekommen einer Vereinbarung bestreitet, auch wenn ihm das Geschäft gewaltigen Verlust bringt. Der Betreffende wäre fortan völlig unmöglich auf der Börse, denn die absolute Zuverlässigkeit des Wortes ist Grundlage ihres Bestehens.

von Städtern, die sie vielleicht brauchen könnten, nicht nur deshalb, weil dies eine unerhörte Zeitvergeudung bedeuten würde. Sondern vor allem deshalb bringt er sie zu Markt, weil er dort den höchst-möglichen Preis zu erzielen hofft. Hier trifft der Käufer mit allen oder den meisten Verkäufern, der Verkäufer ebenso mit den Käufern zusammen und beide können gegenseitig übersehen, ob ihnen ein andrer der Anwesenden günstigere Bedingungen bietet, als der, mit welchem sie eben verhandeln. Im allgemeinen werden infolge der so entstehenden »Konkurrenz« der Reflektanten untereinander Waren gleicher Art und Güte auf dem Markt unter geringen Abweichungen zu etwa dem nämlichen Preise ge- und verkauft werden. Dieselbe Rolle spielt die Börse, nur daß der dort für einen Gegenstand bestimmter Art und Güte, in einem bestimmten Moment sich ergebende Preis — der »Börsenkurs« des Tages bzw. der Stunde — eine Bedeutung von ungleich gewaltigerer Tragweite hat. In die Spalten der Zeitungen, welche täglich die an der Berliner Produktenbörse für Getreide, Sprit usw. gezahlten Preise veröffentlichen, blickt der Getreide-, Sprit- usw. Händler und der Landwirt in ganz Ostdeutschland. Der Getreidehändler berechnet sich: der Preis für die Tonne (1000 Kilogr.) Getreide ist X Mark, ungefähr dafür also werde ich Getreide verkaufen können. Y Mark kostet die Eisenbahnfracht nach Berlin; wenn ich Z Mark an der Tonne verdienen will, kann ich mithin höchstens X weniger Y weniger Z Mk. an meine Kunden bezahlen. Er sagt also dem Landwirt, der ihm sein Getreide bietet: ich bin bereit zu zahlen »so und so viel (nämlich wenigstens Y + Z) Mk. unter der heutigen Berliner Kursnotiz für Getreide«. In dieser Art wird der größte Teil der ostdeutschen Getreideernte verkauft, ebenso fast der sämtliche dort gebrannte Sprit den Produzenten abgekauft, für sie ist dieser Börsenkurs und seine Höhe eine Lebensfrage. Bestände die Börse nicht, so hätten sie gar keine Möglichkeit, ungefähr zu kontrollieren, wieviel Profit der Getreidehändler an dem Getreide macht, das er ihnen abnimmt, und wären seinem Belieben ausgeliefert. — In die Spalten der Zeitungen, welche die Kurse von Staatspapieren, Aktien usw. enthalten, sieht andererseits der Besitzer von solchen Papieren, um sich zu vergewissern, wie hoch an der Börse der Wert dessen, was er daran besitzt, veranschlagt wird. Er kauft mit Vorliebe »börsengängige« Papiere und leiht sein Geld meist nicht direkt irgendeinem soliden

Geschäftsmanne oder Landwirt, der es brauchen kann, und ihm verzinst. Einmal weil es reiner Zufall ist, ob er gerade einen solchen findet. Vor allem aber auch deshalb, weil er es von ihm nicht jeden Augenblick wieder haben kann, sondern warten muß, bis die Schuld fällig ist: er könnte ja die Forderung einem andern, der sie ihm abnehmen und ihm dafür Geld geben will »zedieren« (d. h. übertragen), aber ob er einen solchen findet, und was dieser ihm zu zahlen bereit ist, fragt sich sehr. Bei einem Papier dagegen, welches an der Börse regelmäßig gehandelt wird, ist er jeden Augenblick, wenn er sein Geld braucht, sicher, einen Käufer an der Börse zu finden, zu ungefähr dem Preise, den er aus der Zeitung ersehen kann. Die Ziffern des Kurszettels sind für ihn ein Thermometer, aus dem er täglich sieht, wie hoch er das Vermögen, welches er besitzt, veranschlagen darf.

Auf diesen Umständen vornehmlich beruht die ungeheure Bedeutung, welche die Börsen für die Volkswirtschaft gewonnen haben, deren Regulatoren und Organisatoren sie heute zu werden begonnen haben, immer mehr werden, und solange die heutige Gesellschaftsordnung auch nur in irgend annähernd ähnlicher Art bestehen wird, auch werden müssen. Zugleich zeigt sich aber auch, von welch ungeheurer Wichtigkeit es ist, daß die Bildung und Feststellung des Preises (»Kurses«) auf der Börse sich in solider und richtiger Weise vollzieht. Für die Ermittelung der Preise, welche in den an der Börse gehandelten Waren und Papieren an den einzelnen Tagen gezahlt worden sind, haben alle Börsen Einrichtungen getroffen. Fast alle, speziell die größte deutsche Börse: die Berliner, geben ein amtliches »Kursblatt« heraus, durchweg unter Mitwirkung der Makler, welche die Geschäftsabschlüsse vermittelt haben, dessen Inhalt dann die Zeitungen abdrucken. Wie diese »Kurse« zustandekommen und in welcher Art und zwischen welchen Personen sich der Geschäftsverkehr, dessen Resultat sie sind, an der Börse abspielt, werden wir uns noch im einzelnen in einem weiteren Heft ansehen.

Die langen Zifferreihen am Schluß der Zeitungen, welche der Leser, welcher weder Kapitalist noch Geschäftsmann ist, überschlägt, sind nicht nur für die Kapitalisten und Geschäftsleute von Bedeutung, sondern die Art, wie sich im Laufe der Jahre die trocknen Zahlen darin ändern, bedeuten Aufblühen und Niedergang ganzer Produktionszweige, an deren Bestand heute Glück und Elend von Tausenden hängt.

Wir sehen: die wesentliche Grundlage und die Einrichtungen der Börsen müssen in der Hauptsache gleichartige sein, weil die Bestimmung der Börse überall dieselbe ist.

Trotz dieser grundsätzlichen Gleichartigkeit der wesentlichen Zwecke zeigt aber die Organisation der Börse in den einzelnen Ländern höchst auffällige Verschiedenheiten, deren Hauptformen wir kurz an Beispielen betrachten wollen.

Die größten englischen und amerikanischen Börsen haben — nicht alle, aber gerade die bedeutendsten — den Charakter geschlossener Klubs der berufsmäßigen Börsenhändler. Regelmäßig voneinander getrennt sind Fonds- und Produktenbörsen und oft diese noch in weitere Spezialbörsen. Jede bildet einen sich selbst verwaltenden Verein, der regelmäßig als Korporation selbst beschließt, wen er in seine Mitte aufnehmen will. Die einzelnen Plätze an der Börse sind, wie früher allgemein und zum Teil noch die Kirchensitze bei uns, erblich und verkäuflich und kosten ganz bedeutende Summen, und nur wer einen Platz erworben hat und in den Verband aufgenommen wird, kann am Börsenhandel direkt teilnehmen, alle anderen müssen sich eines der Zugelassenen als Kommissionär — broker — bedienen, wenn sie Geschäfte machen wollen [1]).

Um in einen solchen Börsenhändlerverband eintreten zu können, muß aber nicht nur der Platz erworben werden, sondern regelnäßig fordert der Verband noch eine bedeutende Kaution, damit, wer mit dem Eintretenden Geschäfte macht, auch sicher sei, daß er imstande sein wird, seinen Verpflichtungen nachzukommen [2]). Hier ist also die Börse offen als Monopol der Reichen organisiert, die berufsmäßigen Händler haben sich nach Art einer Zunft des Handels allein bemächtigt, sie allein setzen die Usancen fest, d. h. die Bedingungen, unter welchen ein für

[1]) So kann in Neuyork zwar jeder in die Börsenhalle hinein, aber innerhalb derselben befindet sich eine von Schranken umgebene amphitheaterartige Estrade, innerhalb der nur die zugelassenen Börsenhändler sich aufhalten und Geschäfte schließen: man kann herantreten und, wenn man den Kredit eines der Händler genießt, ihm den Auftrag zu einem Geschäfte geben. Zum Raum der Londoner Fondsbörse hat niemand Zutritt als die zugelassenen brokers, Kommissionäre, und dealers, Händler.

[2]) Entweder müssen sich wohlhabende Personen für ihn verbürgen — so in London 2 Personen in Höhe von je 500 Pfund Sterling (10 000 Mark) — oder er muß einen Betrag in Geld oder Wertpapieren deponieren. Wer jemals seine Zahlungsverpflichtungen nicht hat erfüllen können, bleibt meist dauernd ausgeschlossen, und ziemlich streng ist auch die Disziplin gegen solche, welche sich unlautere Praktiken zuschulden kommen lassen.

allemal die Geschäfte an der Börse als geschlossen gelten, der Staat weder, noch sonst jemand hat ihnen hineinzureden. Sie bilden eine Art »Geld-Aristokratie« des Börsenhandels.

Scheinbar den größten Gegensatz dazu stellt die größte französische, die Pariser Fondsbörse dar. Hier existiert kein geschlossener Verband von Börsenhändlern, es hat jedermann wie zu einem offenen Markt unmittelbar Zutritt und kann — wenn ihm jemand Kredit gibt! — am Handel teilnehmen. Man sieht zuweilen Arbeiter in blauer Bluse ihre Anweisungen auf Staatsschuldscheine, die sie erworben haben, an die Börse weiter verkaufen. Der Börsenhandel ist äußerlich demokratisch eingerichtet wie der Staat. Aber das hat seine Grenze. Gerade die französische Fondsbörse war von jeher eine politische Einrichtung, die der Staat für politische Zwecke dienstbar machte und in deren Organisation er dementsprechend nach Belieben eingriff. So finden wir an den 7 größten französischen Fondsbörsen, besonders der Pariser, das Institut des parquet d. h. eines privilegierten Verbandes vom Ministerium zugelassener Makler »Agents de change«. Diese Makler haben nach dem Gesetz allein das Recht, Geschäfte an der Börse gegen das übliche Entgelt (die Courtage) zu vermitteln, jeder, der einen Makler braucht, soll sich an einen von ihnen wenden und, wie schon eben gesagt, in 9 von 10 Fällen muß jemand, der ein Geschäft machen und schnell jemand finden will, mit dem er es macht, sich eines Maklers bedienen. Sie haben also das Monopol der Geschäftsvermittelung und damit sind ihnen Einkünfte von gewaltigem Umfang gesichert. Für den ganzen ungeheuren Verkehr der Pariser Börse gibt es solcher konzessionierter Makler nur sechzig. Und da jeder derartige Makler das Recht hat, wenn er sich zur Ruhe setzt, seinen Nachfolger selbst vorzuschlagen, also seine Konzession (ähnlich wie etwa die Apotheker bei uns) zu übertragen, so sind die Stellen tatsächlich verkäuflich und man zahlt jetzt etwa 2 Millionen Franken für eine solche. Jeder Makler muß außerdem eine Kaution von 250 000 Franken hinterlegen. Diese Monopolmakler sind also Millionäre [1]). Durch ihre Hände läuft also ein

[1]) Obwohl der Verkehr z. B. in Paris ein so gewaltiger ist, daß die 60 konzessionierten Makler ihn gar nicht allein bewältigen können, sondern wohl oder übel das Vorhandensein anderer, nicht konzessionierter — der sogeannnten Coulisse, — dulden müssen, so haben sie es doch in der Hand, da das Gesetz die Coulisse nicht zuläßt, jeden nicht konzessionierten Makler zur Bestrafung anzuzeigen und »zum Tempel hinauszujagen«. Sie können also jedenfalls dafür

gewaltiger Bruchteil — etwa die Hälfte — aller Geschäfte der Fondsbörse. Sie haben ihren Platz innerhalb eines mit Schranken umgebenen Raumes, und der Unterschied gegen die großen englisch-amerikanischen Börsen ist also nur der, daß hier nicht der ganze Börsenverkehr, sondern nur gewissermaßen dessen innerster Kern, das letzte Bindeglied zwischen Käufer und Verkäufer, das Monopol einer privilegierten Personengruppe bildet.

Die deutschen Börsen sehen sich untereinander verschieden an. Greifen wir die größten: also die Berliner, Hamburger, Frankfurter heraus, so finden wir zunächst, daß die Börsen für alle Arten Geschäfte — in Effekten und Produkten — an demselben Ort zusammengelegt, konzentriert sind, was in Frankreich und England regelmäßig nicht der Fall ist. Innerhalb des Börsengebäudes scheiden sich natürlich die einzelnen »Märkte«. So finden die Produktengeschäfte in Berlin im hintersten der drei großen Räume des Börsensaales statt, und innerhalb der Fondsbörse haben wieder die einzelnen großen Papiere: Russische Banknoten, Diskonto-Kommandit-Aktien usw. ihre Stelle, wo gewohnheitsmäßig sich in ihnen der Handel vollzieht. — Näher zugesehen, sieht ferner die Hamburger Börse anders aus als die preußischen. Die Hamburger Börse ist ein überdeckter Markt. »Das gesamte männliche anständige Publikum« kann sie besuchen; wem sie gerade auf dem Wege liegt, der benutzt sie als Durchgang. Schiffer und fremde durchreisende Kaufleute besuchen sie und schließen dort Fracht- und andere Geschäfte ab. An ständigen Besuchern finden wir neben den berufsmäßigen Börsenhändlern, die entweder für sich oder als Kommissionäre für andere Geschäfte machen, die Makler. Es existieren aber keinerlei nach Art der Pariser Agenten bevorrechtigte Vermittler, es steht jedem frei, das Maklergewerbe auszuüben, er hat sich nur den allgemeinen Pflichten jedes Maklers — Führung bestimmter Bücher, in denen er die vermittelten Geschäfte notiert, Ausstellung der Schlußnoten (s. o.) usw. — zu unterziehen. Hier ist also das Prinzip des »freien Marktes« konsequent durchgeführt. Nur die äußere Leitung hat die Handelskammer, eine staatlich eingerichtete Vertretung der Kaufmannschaft. — Ein eigentümliches Mittelding zwischen den streng geschlossenen Börsenkorporationen

sorgen, daß ihnen, den konzessionierten, von den »Coulissiers« ein so großer und gewinnbringender Teil der Geschäfte ungestört überlassen bleibt, wie sie irgend zu erledigen imstande sind.

Englands und Amerikas und dem Zustand in Hamburg stellen nun die preußischen, so namentlich die Berliner Börse dar. Die preußischen Börsen sind staatlich konzessioniert und stehen unter der Leitung der Handelskammern, d. h. der gewählten Vertretungsorgane des größeren Handelsstandes, in Berlin der ähnlich gearteten »Aeltesten der Kaufmannschaft«. Diese entscheiden in letzter Instanz über die für die Geschäfte maßgebenden Usancen und bestellen (in der Hauptsache) die Organe — Börsenkommissare und Deputierte —, welche die äußere Ordnung auf der Börse aufrechtzuerhalten haben, daneben Schiedsgerichte zur Entscheidung solcher Streitigkeiten, welche freiwillig vor sie gebracht werden, — in einzelnen, hier nicht weiter interessierenden Streitfragen, sind nach den Geschäftsbedingungen die Parteien verpflichtet, der Entscheidung derartiger Schiedsgerichte sich zu unterwerfen. Ein geschlossener Verein ist die Börse nicht, andererseits hat auch nicht jeder Zutritt, sondern dazu bedarf es des Besitzes einer Einlaßkarte. Diese aber wird gegen eine nicht erhebliche Gebühr jedem Einheimischen erteilt, der glaubhaft dartut, daß er zum Zweck des Handels die Börse besuchen will und von Mitgliedern der Börse zur Aufnahme empfohlen wird — eine Empfehlung, die den, der sie gibt, zu nichts verpflichtet und deshalb von jedem ohne Ausnahme erlangt werden kann. Zeitweise ausgeschlossen werden Leute, welche die Ordnung stören, Börsenmitglieder beleidigen, falsche Gerüchte verbreiten und Zahlungsunfähige — eine Disziplin aber von der Strenge der englischen existiert auf unserer Börse nicht. Auch frühere Bankerotteure erhalten regelmäßig nach einiger Zeit wieder Zutritt. Die Machtmittel der Börsenvorstände sind gering. Andere Strafen als die zeitweise Ausschließung gibt es gegen Händler nicht [1]).

Neben den berufsmäßigen Händlern, Vertretern der Bankhäuser und Kommissionären finden wir auch an den preußischen Börsen die M a k l e r. Auch bezüglich ihrer nimmt unsere Börse eine Mittelstellung ein, hier zwischen den konzessionierten Agenten in Paris und der gänzlichen Freigabe des Maklergewerbes in Hamburg. Es kann jeder das Maklergewerbe betreiben und es

[1]) Auf Grund einer rein privaten Abmachung z. B. mit einer größeren Anzahl Firmen haben die Aeltesten in letzter Zeit begonnen, auf ein besonderes ehrenrühriges Verfahren: den Abschluß von Geschäften mit Kommis usw. ohne Wissen des Prinzipals — wodurch erstere zur Untreue geradezu verleitet werden — eine »Rüge« zu setzen. Wenn aber ein so »Gerügter« sich die Rüge einfach verbittet, wäre damit die Sache erledigt, denn ein Recht dazu existiert nicht.

existieren zahlreiche »freie« Makler, deren Geschäftsbetrieb ebensowenig wie der der Hamburger Makler einer Kontrolle unterliegt. Eine Sonderstellung nehmen aber die von den Regierungen auf Vorschlag der Börseninstanzen bestätigten »v e r e i d i g t e n« Makler ein. Sie haben als Vermittler keinerlei Vorrechte und sind namentlich nicht, wie die Pariser Agenten, allein zur Vermittlung berechtigt, — man kann sich nach Belieben an einen vereideten oder unvereideten Makler wenden. Eine bevorrechtete Stellung besteht — von unbedeutenden Vorrechten bei Zwangsverkäufen usw. abgesehen — nur an der Effektenbörse und nur insofern sie allein bei der Feststellung der Tages k u r s e für die einzelnen Papiere gefragt werden. Grundsätzlich — nicht durchweg tatsächlich — werden nur die durch sie vermittelten Geschäftsabschlüsse bei der Ermittlung und Notierung der angebotenen, verlangten und gezahlten Preise berücksichtigt [1]). Nun werden wir aber noch sehen, daß in vielen Fällen der ein Geschäft Schließende ein Interesse daran hat, daß dasselbe bei Feststellung des Börsenpreises berücksichtigt wird. Das ist z. B. namentlich bei den Kommissionären der Fall, deren Kunden draußen durch die Zeitung den Kommissionär kontrollieren, ob er ihnen auch den richtigen — d. h. den an der Börse ermittelten und notierten — Preisbetrag verrechnet. Solche Reflektanten sind also der Regel nach — nicht bei allen Arten von Geschäften, wie wir später sehen werden — auf die vereidigten Makler mehr oder weniger angewiesen. Im übrigen haben diese letzteren nur Pflichten vor den übrigen Maklern voraus: sie sollen vor allen Dingen keine eigenen Geschäfte machen, sich auch nicht dafür verbürgen [2]). — Bei uns gehört also zur Ausübung des Maklergewerbes nicht ein derartiges Vermögen, wie es der Pariser Agent besitzen muß. Es ist im Gegenteil nichts Seltenes, daß zahlungsunfähig gewordene Kaufleute zu Maklern bestellt werden, um sich in dieser Stellung wieder »emporzuarbeiten«. Ebenso muß man sich hüten zu glauben, der Stand der berufsmäßigen Börsenh ä n d l e r sei bei uns im allgemeinen ein Stand reicher Leute. Man kann im Gegenteil sagen, daß die Vermögensunterschiede gerade der Börsenhändler mit die schroffsten sind, die es in einem Stande geben kann. Es ist in diesem Punkt eine äußerst »ge-

[1]) Ueber die Art der Kursermittelung s. den zweiten Teil.

[2]) Daß und warum diese Vorschrift trotz des Maklereides täglich umgangen wird, werden wir gleichfalls später sehen.

mischte« Gesellschaft — von den Vertretern der größten Banken, die Kapitalien von 50 und mehr Millionen Mark hinter sich haben, bis zu dem kläglichsten armen Schächer, der an den kleinen Preisschwankungen, auf die er spekuliert, sich von Tag zu Tag sein Dasein fristet. Große Vermögen werden zuweilen an der Börse »verdient«, meist freilich so, daß an sich schon große Vermögen ungemessen anschwellen, unter einem Aufwand von Nervenanspannung, der die Existenz eines Spekulanten durchaus nicht so beneidenswert gestaltet, wie mancher sie träumt. Aber man darf nicht glauben, daß der Börsenhändler durchweg den Marschallstab des Reichtums im Tornister trage. — Der Stand der Börsenhändler bildet bei uns infolge dieser riesigen Unterschiede in keiner Weise eine so (verhältnismäßig) einheitliche Klasse wie die Mitglieder der großen englischen Börsenkorporationen. Das ist in mehr als einer Hinsicht ein schwerer Schaden.

Wer außerhalb der Börse steht, ist leicht geneigt, das Hauptgewicht bei ihrer Beurteilung darauf zu legen, daß hier nicht selten lotterieartige Gewinnste erzielt werden, deren Erwerb verhältnismäßig »mühelos« erfolgt und daß andererseits die Ersparnisse langjährigen Fleißes im Börsenspiel verloren werden, zu welchem Agenten und Annoncen übel berufener Kommissionshäuser Leute, welchen nicht der geringste Beruf zur Teilnahme am Börsenhandel zukommt, verleiten. Die Vorschläge, welche die in den letzten 2 Jahren zur Untersuchung der Börsenverhältnisse versammelt gewesene Kommission (Börsen-Enquete-Kommission) gemacht hat, wollen mit Recht die Verleitung zu unwirtschaftlichem und gefährdendem Börsenspiel nach Art des Wuchers unter Strafe stellen und die Geschäfte für rechtlich nichtig erklären. Soweit durch sonstige Maßregeln — einige der in Frage stehenden besprechen wir im folgenden Heft — die Ausbeutung des Privatpublikums verhindert und überhaupt der Teilnahme Unberufener, welche dem berufsmäßigen Börsenhandel fernstehen, am Börsengeschäft wirksam vorgebeugt werden kann, müssen diese ergriffen werden. Man muß sich freilich hüten, immer die stärksten Schreier auch für die bewährtesten Kritiker zu halten: zumal gewisse politische Kreise, welche jeden Feldzug gegen die Börse an der Spitze mitmachen, wissen ihrerseits nur zu gut darin Bescheid und verschmähen dort gemachte Gewinnste nicht, während sie Verluste ungern bezahlen. Und man darf — leider — auch die Aussichten, das Publikum von der Beteiligung

an Spekulationen fernzuhalten, nicht allzu optimistisch ansehen.

Allein es muß vor allem daran erinnert werden, daß der wesentlichste Gesichtspunkt, unter dem man politisch und sozialpolitisch die Börse und ihre Schäden betrachtet, unmöglich der sein kann: Denjenigen, welche »nicht alle werden«, und ihr Vermögen auf der Börse riskieren wollen, dessen Besitz unter allen Umständen zu garantieren. Sondern angesichts der völlig unentbehrlichen Funktion, welche die Börse im Wirtschaftsleben zu versehen hat, ist ungleich wichtiger die Frage: 1. Erfüllt die Börse heute im allgemeinen trotz jener Exzesse die ihr zufallenden volkswirtschaftlichen Funktionen — dieser Frage werden wir erst im II. Teil näher treten können; schon hier dagegen können wir einer entscheidenden Vorfrage näher treten, nämlich 2. der Frage, ob die Personengruppen, in deren Hand diese Funktionen bei unserer heutigen Börsenorganisation gelegt sind, nach ihrer Eigenart die erforderliche Garantie bieten können. Diese Frage ist wichtiger als Lamentationen über einzelne schwindelhafte Praktiken. Wir werden (im II. Teil) noch sehen, daß es keine Geschäftsformen und Manipulationen an der Börse gibt, welche, um ihrer Form willen, an sich »reell« oder »unreell« wären, sondern nur reelle oder unreelle Geschäftsleute, welche sich dieser Formen bedienen. Auf die Personen kommt es an. Deshalb gibt es an sich gegen Mißbräuche keine einschneidendere Maßregel, als die Einführung eines aus Standesgenossen zusammengesetzten Ehrengerichtes, wie es die Börsen-Enquete-Kommission vorschlägt, — welches die geschäftliche Praxis der Standesgenossen, wenn Beschwerden erhoben werden, einer Prüfung unterzieht und gegebenenfalls Ehrenstrafen, eventuell die Ausschließung von der Börse, verfügt. Aber: ein wirksames »Ehrengericht« setzt voraus, daß ein gemeinschaftlicher und gleichartiger Ehrbegriff innerhalb des Standes vorhanden sei. Das ist bei uns unzweifelhaft nicht der Fall und kann es nicht sein bei der Einrichtung unserer Börse, welche jedem unterschiedslos ihre Tore öffnet. Vor allem besteht keine auch nur annähernde persönliche Gleichstellung zwischen den in ihrer Vermögenslage und ihren Anschauungen grundverschiedenen Besuchern der Börse. — Die Londoner Fondsbörse ist »plutokratischer« organisiert, da sie, wie wir sahen, immerhin bedeutende Vermögenseinlagen und Bürgschaften als Vorbedin-

gung des Zutritts zum Börsenhandel fordert. Man darf aber deshalb, weil unsre Börse auch den annähernd Mittellosen Zutritt gewährt, nicht etwa glauben, daß bei uns die Vorherrschaft der großen Kapitalien auf der Börse abgemindert sei. Davon ist auch nicht im Entferntesten die Rede, im Gegenteil: sie vollzieht sich bei uns nur in verhüllterer Form und deshalb unter einem weit geringeren Druck des Verantwortlichkeitsgefühls: der Großkapitalist verweist, zur Rede gestellt, auf die zahlreichen, »unlautern Elemente«, welche am Börsenhandel beteiligt seien. Diese Elemente finden sich nun gewiß keineswegs nur in den minder bemittelten Schichten der Börsenhändler, denn Ehrenhaftigkeit der Gesinnung geht mit nichts weniger Hand in Hand als mit der Größe des Geldbeutels. Allein eins ist sicher: heute können nur »starke Hände«, d. h. große Kapitalien die Funktionen wahrnehmen, welchen der Börsenhandel dient. Die vielbeklagte Konzentration großer Kapitalien in den Händen der Banken ist innerhalb gewisser Schranken schlechterdings unentbehrlich für unsere heutige volkswirtschaftliche Organisation. Der kleine Spekulant, welcher in kleinen Preisdifferenzen zu verdienen sucht und die Börse zu einem Ort macht, auf welchem er ein Vermögen, welches er nicht besitzt, erst erjagen möchte, erfüllt gar keinen volkswirtschaftlichen Zweck; das was für ihn an Verdienst abfällt, zahlt die Volkswirtschaft ganz unnötigerweise an einen überflüssigen Schmarotzer. Welche gewaltigen Gefahren die großen Kapitalisten auf der Börse zu Zeiten über Volksvermögen bringen können, das werden wir noch weiter sehen, und auch, ob und was etwa zur Einschränkung dieser Gefahren sich tun läßt. Aber während ihre Mitwirkung andererseits ganz unentbehrlich ist und eine nationale Wirtschaft, welche keine konzentrierten Kapitalmächte besäße, damit nur in die Abhängigkeit von ausländischen Kapitalisten geriete, ist der kleine Börsenspekulant ein Mann, welcher seine Arbeit nützlicher irgendeiner andern Tätigkeit zuwenden würde. Er vor allem aber hindert das Entstehen einer in ihrer allgemeinen gesellschaftlichen Vorbildung, Erziehung und Stellung gleichartigeren Klasse von Börsenhändlern, welche in der Lage wäre, aus ihrer Mitte »Ehrengerichte« zu bilden, welche die Energie haben könnten, erzieherisch zu wirken und deren Urteile respektiert würden. Niemals wird es durchzusetzen sein, daß Sprüche eines Ehrenhofes, der aus der Wahl eines solchen Misch-

maschs, wie ihn jetzt unser Börsenpublikum darstellt, hervorginge, Beachtung finden, — schon die Voraussetzung: ein einheitlicher »Ehrbegriff«, fehlt. Meine persönliche Auffassung [1]), die ich unter allem Vorbehalt hier äußere, weil ich glaube, man könnte mich mit Recht darnach fragen, geht deshalb dahin: Ehrlichkeit ist die Stärke jeder gesellschaftlichen Organisation; auf unsrer und auf jeder Börse herrscht tatsächlich der größere Geldbeutel, und es kann auch nicht anders sein. Deshalb möge man ihm auch formell das Feld lassen und durch Erfordern starker pekuniärer Garantien den Zutritt zur Börse erschweren, man stärkt die Stellung der großen Kapitalien dadurch nicht, sondern macht eine Kontrolle und die Entstehung einheitlicher Anschauungen über das, was auf der Börse geschäftlich ehrbar ist oder nicht, erst möglich. Dazu wird derjenige ungläubig den Kopf schütteln, welcher die Börsenhändler als solche für einen Klub von Verschwörern gegen die Früchte fremder Arbeit hält. Ihm muß gesagt werden: er kennt sie nicht. Es kommt darauf an, den Elementen von unbezweifelbarer Ehrenhaftigkeit, welche dieser Stand, ebenso wie jeder andere in sich enthält, die Möglichkeit, seine Anschauungen mehr als bisher zur Geltung zu bringen, zu verschaffen; und gefragt werden kann nur, ob eine Organisation der Börse mehr nach englischer Art ein geeignetes Mittel bildet. Ich bin zur Zeit geneigt, diese Frage zu bejahen. Die Börse ist Monopol der Reichen, nichts ist törichter als diese Tatsache durch die Zulassung unbemittelter und deshalb machtloser Spekulanten verhüllen zu lassen und damit dem Großkapital die Möglichkeit der Abwälzung der Verantwortung auf jene zu geben [2]).

Man könnte hoffen, durch eine energische Staatsaufsicht ähnliche Zwecke zu erreichen. Die Möglichkeit eines ziemlich unbeschränkten Eingreifens des Handelsministers besteht nun in Preußen zu Recht. Es kommt also darauf an, wie die Aufsicht auszuüben wäre. In Oesterreich hat man einen Staatskommissar, der bisher so gut wie nichts hat ausrichten

[1]) Dieselbe stimmt mit derjenigen der bedeutendsten Fachspezialisten überein.

[2]) Entgegengesetzten Falls wäre kein Grund, überhaupt Schranken um die Börse zu ziehen und sie nicht nach Hamburger Art zu einem offnen Markt für alle zu machen. Der Charakter der Hamburger Kaufmannschaft, die eine jahrhundertealte gute Tradition besitzt, hat es mit sich gebracht, daß die dortige, ganz freie Börse nicht etwa zu den unsolidesten, sondern zu den verhältnismäßig besten ihrer Art gehört.

können. Wenn ein Börsen-Ehrengericht eingerichtet wird, so wird es erwünscht sein, einen staatlichen Kommissar als Ankläger nach der Art des Staatsanwalts zu haben; die Gerichtsbarkeit selbst in andere als die Hände der Standesgenossen zu legen, wäre dagegen wahrscheinlich ein Fehler. Kann man auf das Durchdringen der möglichst höchsten Auffassung von geschäftlicher Ehrbarkeit innerhalb des Standes selbst nicht rechnen, so ist die ganze Institution eine Komödie und unterbleibt besser. Vorgeschlagen wurde ferner, den leitenden Börsenorganen — »Aeltesten«, »Börsenkommissariaten« usw. — staatliche Kommissare für ihre Verhandlungen beizugeben. Es handelt sich hier weniger um Kontrolle, als darum, staatlicherseits darin Anträge stellen und mit den Vertretern der Kaufmannschaft darüber verhandeln zu können. Ausgeschlossen ist ein solches Verfahren schon jetzt bei uns nicht. Sicherlich ist mit dem allen etwas Entscheidendes nicht geschaffen; am wenigsten eine Kontrolle des Verkehrs. Diese denkt man sich weit leichter als sie ist. Man kann auf den Lebensmittelmarkt einige Schutzleute stellen, welche Nahrungsmittelverfälschung, falsches Gewicht usw. kontrollieren. Was man etwa Gleichartiges durch Entsendung noch so vieler, noch so intelligenter staatlicher Kommissare auf die Börse zu den Verkehrsstunden, um dort auf Unrat zu passen, erzielen wollte, ist schwer zu sagen. Eine allgemeine Börsenbeaufsichtigung ist ein leeres Wort, darüber muß man sich klar sein; es kommt darauf an, welche bestimmten Vorgänge man kontrollieren oder durch gesetzgeberischen Eingriff regeln, welche Geschäfte z. B. und zwischen welchen Personen man verhindern kann und will [1]).

[1]) Daß es darauf, also auf ein Eindringen in das Innere des Verkehrs, ankommt, darzulegen, war der Zweck der vorstehenden Ausführungen. Wir werden uns im 2. Teil mit der Art der Abwicklung des Börsenverkehrs und seinen Formen und mit der Art der Kursfeststellung und Preisbildung und der Funktionen der großen Banken im Börsenverkehr beschäftigen, um eine ungefähre Vorstellung davon zu gewinnen, was hier erreicht werden kann und welche Ziele der Reform auf dem Gebiete des Börsenwesens gesteckt werden können und sollen.

II.

Der Börsenverkehr [1]).

Die Börse ist ein Markt, auf welchem Kaufgeschäfte über Waren des Großhandels und über Geldsorten, Wechsel und Wertpapiere zwischen Berufskaufleuten abgeschlossen werden. Diejenigen, welche »börsengängige« Waren oder Papiere kaufen oder verkaufen wollen, also z. B. Landwirte, die Getreide verkaufen, große Müller, die es kaufen, Kapitalisten, die Wertpapiere zur Anlage ihres Geldes erwerben, und andere, die, weil sie Bargeld brauchen, solche verkaufen wollen, sind auf diesem ungeheuren Markte am sichersten, Verkäufer und Käufer zu dem zur Zeit für sie günstigst möglichen Preise zu finden. Sie geben deshalb ihre Aufträge an einen an der Börse vertretenen Kommissionär. Die Auftraggeber bezeichnen dabei entweder den Preis, zu welchem sie äußerstenfalls zu kaufen oder zu verkaufen bereit sind, sie »limitieren« ihn (z. B.: zu kaufen 10 000 Rubel Russische Noten zum Preise von nicht über — aber natürlich womöglich unter — 210 Mark für je 100 Rubel) oder sie geben — wenn sie in jedem Falle zu kaufen oder zu verkaufen wünschen — den Auftrag »unlimitiert« (z. B. zu kaufen 10 000 Rubel »bestens«, d. h. zu dem billigst-möglichen Preise, zu dem sie der Kommissionär auf dem Markt erlangen kann). Wieviel Waren oder Papiere einer bestimmten Art jeweilig von derartigen Auftraggebern angeboten oder gesucht und welche Preise dafür verlangt oder geboten werden, hängt natürlich von der ganzen unabsehbaren Vielzahl von Ursachen ab, welche für die Verkaufs- oder Kaufsneigung der Beteiligten in Betracht kommen und die wir hier unmöglich im einzelnen aufzuführen auch nur versuchen können. — Mit ihren Aufträgen in der Tasche begeben sich die Kommissionäre an die Börse und suchen dort entweder selbst einen Partner aufzufinden, mit dem sie ein Geschäft, wie es der Auftraggeber verlangt, so günstig wie möglich für ihn und jedenfalls innerhalb des Preis-»Limits«, welches er angegeben

[1]) Das in der Anmerkung S. 288 gegebene Versprechen ist nicht ganz eingelöst. Wesentlich nur die Verkehrsformen sind erörtert. Die Funktionen der großen Finanzmächte bleiben besser einer gesonderten Erörterung vorbehalten. Ich überzeugte mich, daß ein gewisses Maß von Breite für gänzlich Fernstehende zum Verständnis unumgänglich ist. — Jede eingehende Erörterung der Reformvorschläge oder des Börsengesetzes verbot der Raum.

hat, abschließen zu können, oder sie wenden sich an einen der Makler, welche die Vermittlung von Geschäften in dem betreffenden Gegenstand (Getreidesorte, Aktien der betreffenden Gesellschaft) zu ihrem speziellen Geschäft gemacht haben. An diese Makler gelangt also der größte Teil der Verkaufs- und Kaufs-Offerten, die an einem Börsentage in dem betreffenden Artikel vorliegen, — »Angebot und Nachfrage« konzentrieren sich bei ihnen — und sie suchen nun aus diesen Kaufs- und Verkaufsaufträgen unter Berücksichtigung der angegebenen Preis-»Limits« möglichst viele Geschäfte zustande zu bringen, um möglichst viel »Courtage« zu verdienen.

Je nach dem Maße nun, in welchem Aufträge zum Verkauf oder zum Kauf bestimmter Warensorten oder Wertpapiere an den Markt gelangen — je nach der jeweiligen »Marktlage« — müssen die zu einem bestimmten Preise keinen Verkäufer mehr findenden Kaufreflektanten mit ihren Preisangeboten in die Höhe gehen und so zu dem teureren Preise weitere Warenbesitzer zum Verkaufe zu bewegen suchen, oder umgekehrt die Verkaufsreflektanten mit ihren Preisforderungen herabgehen, um so durch die billigeren Preise einen Anreiz zum Kauf zu schaffen. Der ganze Verkehr trägt demgemäß den Charakter eines unablässigen gegenseitigen Ansteigerns an sich: die Kommissionäre und Makler mit Kaufaufträgen in der Tasche gehen mit ihren Preisangeboten herauf, diejenigen mit Verkaufsaufträgen mit den Preisforderungen herunter, so nähern sich die Gebote einander, bis ein Geschäftsabschluß zwischen zwei Beteiligten zustande kommt. In der Vergangenheit und auch heute noch vielfach in England und Amerika trägt der Verkehr auch geradezu die Form der öffentlichen Versteigerung an sich: ein Börsenbeamter ruft von erhöhter Stelle aus die einzelnen Waren und Papiere auf; im weiten Kreise um ihn stehen die Reflektanten und rufen ihm ihre Gebote zu, die er mit lauter Stimme wiederholt, bis die Annahme eines Gebotes durch einen Anwesenden erfolgt, worauf die Gebote von neuem beginnen. Meist vollzieht sich der Verkehr ohne einen solchen amtlichen Ausrufer, aber dem Wesen nach in ähnlicher Weise. Die Händler in einem Papier oder in einer Warensorte mit besonders lebhaftem Verkehr haben meist einen bestimmten allgemein bekannten Standort auf der Börse, dorthin begibt sich, wer davon kaufen oder verkaufen will, und es bildet sich ein Knäuel von Menschen, welche sich ihre Kaufs- und Verkaufs-

offerten zurufen, oft geradezu zubrüllen, indem sie sich dabei bestimmter kurzer Ausdrücke bedienen, die an der Börse üblich sind. Zum Beispiel: Ein Rubelmakler Meier hat einen Auftrag zum Kauf von 30 000 Rubel russischer Noten, nicht über 211 Mk. pro 100 Rubel, erhalten. Er begibt sich an den Rubel»markt«, d. h. zu demjenigen Knäuel, in welchem Rubelnoten gehandelt werden, und ruft: »210 Geld!« — das heißt im Börsendialekt: Ich biete 210 Mark für je 100 Rubel. Ein anderer ruft darauf: »211 Brief!« — das heißt: Ich bin bereit, zu 211 für 100 Rubel Rubelnoten zu verkaufen. Darauf ruft z. B. Meier: »210 Geld!« — d. h. ich will nur 210 geben. Darauf ein Dritter: »210¾ Brief!« — d. h. ich gebe Rubelnoten schon zu 210¾ für 100 Rubel her. Nun geht Meier, einsehend, daß er zu 210 Mk. keine R. erhält, mit seinem Gebot in die Höhe und ruft z. B. zunächst: »210¼ Geld«, d. h. ich bin bereit 210¼ für 100 R. zu zahlen, worauf z. B. ein Dritter ruft: »210⅝ Brief!« und Meier, nochmals höher bietend: »210½ Geld!« Auf dies Gebot hin ruft ihm ein Vierter zu: »Wievielmal?« — nämlich: wievielmal die sogenannte »Schlußeinheit«, — d. h. das der Einfachheit der Verständigung halber, wie wir noch sehen werden, von den Börsenusancen ein für allemal als gemeint festgesetzte Quantum, z. B. in Berlin bei Rubeln 10 000 Rubel — wollen Sie zu diesem Preise kaufen? — worauf Meier antwortet: »3 mal!« (d. h. 3 × 10 000 = 30 000 Rubel will ich kaufen) — und der Gegner, wenn ihm 30 000 Rubel zum Preise von 210½ Mark für je 100 Rubel feil sind, antwortet: »an Sie!« (nämlich: an Sie verkaufe ich die betreffende Quantität zu dem gebotenen Preise, — der entsprechende Ausdruck des Käufers würde lauten: »von Ihnen!«) worauf beide sich den Kurs und die Quantität schleunigst in ihren Notizbüchern vermerken, um alsbald sich der Erledigung weiterer Aufträge zuzuwenden. Oft müssen Gestikulationen alle Worte ersetzen. Denn die ungeheure Zahl der fortwährend hin- und herschwirrenden Gebote verursacht einen geradezu betäubenden donnerartigen Lärm und ist, verbunden mit dem Anblick zahlreicher Knäuel sich drängender, brüllender und gestikulierenden Menschen wohl geeignet, demjenigen, der zum erstenmal die Galerien eines Börsenraums betritt, Befremden und Widerwillen einzuflößen. —

Die einzelnen Geschäftsabschlüsse an der Börse kommen natürlich zu verschiedenen Preisen zustande. Es differieren oft alle einzelnen Abschlüsse voneinander. Immerhin liegt es, wie

früher (S. 276 f.) erörtert wurde, im Wesen jedes Marktes, daß die verschiedenen Preise, da ja Verkäufer und Käufer an Ort und Stelle sind, da die Gebote und Abschlüsse sich öffentlich für jeden hörbar vollziehen und die Reflektanten miteinander konkurrieren, in jedem gegebenen Moment nicht nennenswert voneinander abweichen werden. Darauf beruht die Möglichkeit der Kursnotizen, deren außerordentliche Bedeutung gleichfalls schon früher (S. 277) besprochen ist. — Für welche Gegenstände Kurse notiert werden, ergibt sich bei Produkten, die sich ja ihrer Art nach nicht ändern und neu entstehen, aus dem tatsächlichen Vorhandensein oder Fehlen eines börsenmäßigen Handels von selbst. Hingegen werden fortwährend neue Wertpapiere durch Entstehung von Aktiengesellschaften, Schuldaufnahmen usw. geschaffen, und da diese doch unter Umständen recht zweifelhafte Existenzen sind, so haben alle größeren Börsen die Bestimmung, daß im amtlichen Kursblatte eine Notiz erst nach besonderer Zulassung des Papiers dazu stattfinden darf. Regelmäßig dürfen da, wo noch vereidigte Makler oder ähnliche amtliche Vermittler bestehen, diese vorher kein Geschäft darin vermitteln. — Der Antrag auf Zulassung eines Papiers zur Notiz wird regelmäßig von dem- oder denjenigen Bankhäusern ausgehen, welche dasselbe »emittieren«, d. h. dem Ausgeber des Papiers (z. B. dem Staat, welcher die Anleihe »aufnehmen«, d. h. die Schuldscheine verkaufen möchte, dem Verband von Personen, welche eine Aktiengesellschaft »gründen« möchten und dazu noch weitere Teilnehmer brauchen) abnehmen, um es beim Anlage suchenden Publikum durch öffentliche Aufforderung zur »Subskription« unterzubringen. Zwar kommt es in großem Umfang vor, daß ein Wertpapier ohne formelle öffentliche »Emission« und die sich daran anschließende Einführung an der Börse beim Publikum eingebürgert wird, durch Privatempfehlung von Bankiers an ihre Kunden in Verbindung mit Zeitungsreklame. So zur Zeit die mehrfach recht elenden überseeischen Goldminenaktien, welche unter Umgehung der deutschen Börsen »eingeschmuggelt« werden. Aber solide Kapitalisten werden regelmäßig nur solche Papiere zu kaufen geneigt sein, welche sie gegebenenfalls jederzeit an einer deutschen Börse zu verkaufen in der Lage sind, zu einem Preise, den ihnen ein deutsches Kursblatt zeigt. Die Zulassung zur Börse ist deshalb von gewaltiger Bedeutung für die Frage, in welchen Papieren die Nation im allgemeinen ihre Er-

sparnisse anlegt. Mit Recht wird deshalb verlangt, daß die Behörden — regelmäßig gewählte Börsenausschüsse — welche darüber entscheiden, mehr als bisher, wo meist nur die äußere Ordnungsmäßigkeit des Papiers geprüft wurde, auch die »Güte«, d. h. die voraussichtliche Zahlungsfähigkeit des Ausgebers prüfen. Allzuviel darf man freilich nicht erwarten, auch nicht von einer noch so umfassenden Staatsaufsicht darüber. An den argentinischen Anleihen hat Deutschland mehrere hundert Millionen verloren, und als schließlich die Banken, bemerkend, daß das Land über seine Verhältnisse lieh, den weiteren Kredit verweigerten, suchte das Auswärtige Amt sie aus politischen Gründen umzustimmen. Gerade bei solchen Objekten würde eben oft nur langjähriges Studium ein wirkliches Urteil ergeben.

Die Art der Feststellung der Kurse in den gehandelten und zugelassenen Objekten ist verschieden. Teilweise — so in Amerika — notiert man den Kaufpreis jedes Geschäfts, welches die Parteien zu diesem Zweck anzeigen. An diesen Anzeigen haben insbesondere die Kommissionäre ein Interesse, da sie, wie wir sehen werden, auf Grund der notierten Preise mit ihren Kunden abrechnen. Meist aber werden aus den Maklern Auskunftspersonen ausgewählt, welche über die Kurse, zu denen gehandelt ist, einem Börsenbeamten Angaben machen. Dabei kann dann z. B. — wie es oft geschieht — der am Anfang und der am Schluß der Börsenzeit vorhanden gewesene Preisstand und außerdem noch der niedrigste und höchste während derselben in einem Abschluß erreichte Preis notiert werden. Oder man sucht etwa festzustellen, zu welchem Preise man mit einiger Sicherheit nach den bekannt gewordenen Verkaufsangeboten noch Quantitäten des betreffenden Objektes hätte kaufen können und zu welchem man andererseits nach den bekannt gewordenen Kaufsangeboten hätte verkaufen können und notiert je nach den Ergebnissen des Verkehrs den ersten als Angebots-(»Brief-«) oder den letzten als Nachfrage- (»Geld-«)Preis, oder beide zusammen, oder einen von ihnen neben einem Preis, der ergibt, zu welchen Kursen Geschäfte zustande gekommen sind [1]). —

Nicht nur die einzelnen Abschlüsse an der Börse unterscheiden sich in der Höhe des vereinbarten Preises, sondern es unterschei-

[1]) Z. B.: »249½ B. 248¾ G.« — »249 bz.« heißt, daß zu diesem Preis Abschlüsse gemacht worden sind, »249 bz. B.«, daß zu diesem Preis Geschäfte zustande kamen, aber noch ein weiteres Angebot da war. Hier kann ich auf Einzelheiten und Besonderheiten (z. B. der Berliner Notiz) nicht eingehen.

det sich aus den verschiedensten Gründen oft die gesamte Preislage derselben Ware an einem Börsenplatz sehr erheblich von derjenigen an einem andern. Wenn z. B. einmal Frankreich verhältnismäßig mehr russische Waren importiert und zu bezahlen hat als Deutschland, und deshalb an die Pariser Börse ein verhältnismäßig stärkerer Kaufbedarf der importierenden Kaufleute nach Wechseln »auf« Rußland oder russischen Noten gelangt, als an die Berliner, so werden für russische Noten nicht nur in einzelnen Fällen höhere Preise in Paris gezahlt werden, als in Berlin, sondern auch der Durchschnitt aller gezahlten Preise wird in fühlbarer Weise abweichen und die allgemeinen Chancen (Aussichten) für einen möglichst teueren Verkauf der russischen Noten in Paris günstiger sein als in Berlin: — es entwickeln sich örtliche Preisunterschiede. Ebenso wirken zahlreiche allgemeine Ursachen auf die Herbeiführung zeitlicher Unterschiede in der allgemeinen Preislage, auch an demselben Börsenplatz. Es ist z. B. leicht verständlich, daß unmittelbar nach der Ernte, wenn von allen Seiten Getreidevorräte an die großen Handelsplätze strömen, die Chancen, hohe Preise für das Getreide zu erzielen, an sich ganz allgemein ungünstigere sein müssen als später, wenn die Vorräte teilweise aufgezehrt sind, und daß ebenso zu denjenigen Zeitpunkten, wo z. B. üblicherweise die Bezahlung russischer Waren zu erfolgen pflegt, der Preis der Noten durch verstärkte Nachfrage in die Höhe getrieben wird. Diese stets wieder auftretenden örtlichen und zeitlichen Unterschiede in der allgemeinen Preislage einer Ware zur Erzielung von Gewinn auszunutzen, ist das Bestreben derjenigen Handelstätigkeit, welche zwar sehr mit Unrecht hie und da als dem Börsenhandel allein eigentümlich angesehen wird, die aber allerdings im Börsenverkehr den höchsten Grad ihrer Entfaltung erreicht und für die besondere Art der Preisbildung ebenso wie für die Geschäftsformen der Börse entscheidend ist: der Spekulation. Man kann die börsenmäßige Spekulation im weiteren Sinn, als die auf Gewinn am Unterschied zwischen Kauf- und Verkaufspreis einer börsengängigen Ware abzielende Handelstätigkeit weiter einteilen in Arbitrage — Ausnutzung örtlicher — und Spekulation i. e. S. — Ausnutzung zeitlicher Preisunterschiede. Der »Arbitrageur« sucht seinen Gewinn, indem er gleichzeitig eine Ware an dem Platz, wo sie zur Zeit teuer abzusetzen ist, verkauft, und an demjenigen, wo sie billig zu

erwerben ist, einkauft. Sein Geschäft ist also ein reines Rechenexempel. Er steht am Telephon oder läßt sich telegraphisch Mitteilungen und Angebote von auswärtigen Plätzen machen, und sobald er die Möglichkeit z. B. durch Einkauf von Wechseln auf Rußland oder russischen Noten in London und Verkauf derselben in Paris einen Gewinn zu machen bemerkt, gibt er per Telephon und Telegraph seine Aufträge. Die Gewinnchance beruht dabei wesentlich auf der Geschwindigkeit der Ausnutzung einer sich zeigenden örtlichen Preisdifferenz, und da der Arbitrageur dabei nicht nur die an den auswärtigen Plätzen geltenden Währungen ineinander umrechnen, sondern auch die Verschiedenheit der für die Erfüllungszeit, für die nebenher zu zahlenden Zinsen, Provisionen und Courtagen geltenden Gebräuche im Kopf haben und bei der mit Blitzesschnelle erfolgenden Berechnung berücksichtigen muß, so muß er im Kopfrechnen oft geradezu Erstaunliches leisten und gehört sein Geschäft zu den nervenzerrüttendsten, die es gibt. Dafür bietet es, wenn nur richtig gerechnet ist, keinerlei sonstige Gefahr, deshalb aber auch, wenigstens wenn man die Höhe der Umsätze mit dem erzielten Gewinne vergleicht, nur verhältnismäßig niedrige Gewinnchancen. — Bei der Spekulation i. e. S. fallen der billigere Einkauf und der teurere Verkauf nicht örtlich, sondern zeitlich auseinander. Der Spekulant schließt den einen, weil er in Zukunft zufolge einer Aenderung der allgemeinen Kaufs- und Verkaufschancen, deren Eintreten er erwartet, den andern machen zu können hofft. Schon daraus ergibt sich, daß sein Geschäft kein reines Rechenexempel ist, denn sein Erfolg hängt von dem Eintreten der erwarteten Aenderung der allgemeinen Preislage der betreffenden Ware ab, und der Spekulant muß die Gesamtheit der hierfür möglicherweise mitwirkenden Umstände in Betracht ziehen. Günstige Witterung im Sommer wird ihn auf gute Ernte und Sinken der Getreidepreise im Herbst, Gerüchte von diplomatischen Verwicklungen auf abnehmende Neigung, Papiergeld und Schuldverschreibungen von großen Militärstaaten zu besitzen, also auf Sinken der Preise derselben rechnen lassen, aus einer guten Ernte Rußlands schließt er auf große Getreideausfuhr, also großen Bedarf nach russischem Geld zum Bezahlen derselben und steigende Notenpreise usw. Ein erheblicher Teil aller der zahllosen, schließlich auf das Maß der zukünftigen Kauf- oder Verkaufsneigung in einer bestimmten

Ware oder einem Papier einwirkenden Umstände wird ihm freilich auch bei umfassendster Kenntnis der gegenwärtigen Sachlage stets verborgen bleiben müssen, und es steckt insofern stets ein gewisses hazardartiges Moment (ein Stück Glücksspiel) in dem Versuch, an Zukunftschancen zu profitieren, — allein dies teilt die börsenmäßige Spekulation mit jeder Art des Handels überhaupt. —

Wir müssen nun den Geschäftsformen, deren die Spekulation sich bedient, unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Die einfachste Grundform der Geschäfte an der Börse, beim Effektenhandel »Kassa«geschäft, bei Produkten »Loko«geschäft genannt, ist ein alsbald durch bare Zahlung gegen Uebergabe der Ware zu erfüllendes Kaufgeschäft. Erfüllt eine Partei trotz Mahnung nicht rechtzeitig, gerät sie »in Verzug«, so hat regelmäßig der Gegenpart das Recht der »Zwangsregulierung«, d. h. der nichtsäumige Käufer darf die betreffenden Waren anderweit von einem Dritten kaufen, der nichtsäumige Verkäufer sie an einen andern verkaufen — wobei sie, je nach Gesetz und Gebrauch, gewisse Formen innezuhalten haben — und sie können dann die Erstattung des Unterschieds im Preise verlangen, der sich dabei etwa zu ihren Ungunsten gegenüber dem Kontraktspreis ergeben hat: der Käufer also, wenn er teurer einkaufen mußte, als der Preis war, zu dem ihm der Säumige zu liefern zugesagt hatte, die Differenz der beiden Kaufpreise, und entsprechend der nichtsäumige Verkäufer. Dieser einfachen Geschäftsform bedienen sich naturgemäß alle diejenigen, welche Waren und Wertpapiere kaufen wollen, um sie zu behalten oder zu verbrauchen, also: Kapitalisten resp. die Kommissionäre von Kapitalisten, welche die gekauften Papiere als Kapitalanlage behalten wollen, Müller, die das Getreide vermahlen, Zuckerraffineure und Kammgarnspinner, die den Rohzucker und Kammzug weiterverarbeiten wollen. Hingegen ist sie nicht die geeignetste Geschäftsform für die Spekulation.

Zwar kann man gewisse einfachste Spekulationen auch in Form dieses einfachen Bargeschäfts machen. Wenn jemand nach der Ernte Getreide einkauft, bar bezahlt und in Erwartung eines künftigen steigenden Begehrs auf Lager legt, um es im Frühjahr gegen bar mit Gewinn zu verkaufen, oder ein anderer es mit russischen Noten oder sonstigen Wertpapieren, für die er aus irgendeinem Grunde eine verstärkte Nachfrage erwartet,

ebenso macht, so ist dies die einfachste Form spekulativen Handels. Sie ist stets vorgekommen. Alle Gesetzgebungen der Vergangenheit und auch die Literatur einschließlich der Schriften der Kanonisten und z. B. Luthers sind voll von zornigen Ausfällen gegen die »Aufkäufer«, die »Monopolia« und wie sonst ähnliche spekulative Geschäfte genannt wurden. Aber offenbar kleben jener Form der Spekulation — vom Standpunkt des spekulierenden Händlers aus gesehen — mehrere Unvollkommenheiten an. Man kann in dieser einfachen Weise des Bareinkaufs von Ware, die man künftig verkaufen will, nur auf ein Steigen des Getreides, der Noten usw. im Preise spekulieren (»à la hausse«, wie der übliche börsenmäßige Ausdruck heißt), nicht aber auf ihr Sinken (»à la baisse«). Ferner: man kann bei diesen einfachen Bargeschäften nur Ware zum Spekulieren verwenden, die am Markt schon vorhanden ist — gegenwärtige Ware — nicht aber Zukunftsware d. h. solche, deren Eintreffen für die Zukunft erwartet wird, die zur Zeit noch auf dem Meere schwimmt oder gar noch auf dem Halm wächst. Man braucht eben zu jedem Spekulationsgeschäft schon beim Abschluß ein Quantum wirklich vorhandener Ware, und dadurch ist die Zahl der möglichen Spekulationsgeschäfte begrenzt. Endlich: der Spekulant, welcher Getreidevorräte usw. aufkauft, um sie künftig bei gestiegenen Preisen auf den Markt zu bringen, muß ein sehr bedeutendes Kapital in diesen Vorräten »festlegen«, über welches er nun, bis er dieselben wieder verkauft hat, nicht verfügen kann. Er muß deshalb überhaupt ein sehr kapitalkräftiger Mann sein und dadurch ist der Kreis der Personen, die an der Spekulation teilnehmen können, eng begrenzt. Schon deshalb ist auch die Gefahr, das »Risiko«, dieses Spekulanten sehr bedeutend, da bei dem beschränkten Vorrat an Ware und dem begrenzten Kreis der am spekulativen Handel teilnehmenden Personen es sehr zufällig ist, ob und wann man mit einiger Sicherheit darauf zählen kann, einen Abnehmer für bestimmte Quantitäten der aufgespeicherten Ware zu finden, und weil ferner die Preisschwankungen, wenn bei beschränkten Vorräten große Aufkäufe und massenhafte Veräußerungen miteinander abwechseln, naturgemäß sehr heftige sein müssen. Dem allen kann nur abgeholfen werden, wenn einmal 1. möglich gemacht wird, ohne bedeutendes eigenes Kapital zu spekulieren, wenn ferner 2. es ermöglicht wird, daß ein und dasselbe Quantum Ware oder Wertpapiere nicht nur zu einer,

sondern zu mehreren spekulativen Geschäftsabschlüssen benutzt wird, und zwar 3. so, daß man nicht nur in Erwartung steigender Preise auf Spekulation kaufen kann, um später teurer zu verkaufen, sondern auch in Erwartung sinkender Preise auf Spekulation verkaufen kann, um später billiger einzukaufen. Dies alles leistet in technisch vollkommenster Weise diejenige Geschäftsform, welche an den entwickeltsten Börsen der Welt heute als Form des Spekulationshandels vorherrschend geworden ist: das Termingeschäft.

Das Wesen des Termingeschäfts besteht in folgendem:

Statt daß der Spekulant mit der Bedingung sofortiger Abnahme und Lieferung der Ware gegen bare Bezahlung kauft und verkauft, wird die beiderseitige Erfüllung auf einen bestimmten zukünftigen Termin, z. B. einen bestimmten Kalendertag hinausgeschoben. Bis dieser Zeitpunkt heranrückt, haben beide, der Käufer sowohl als der Verkäufer, Muße, eine ihnen gewinnbringende »Realisation« des Engagements« zu versuchen. Das heißt: der Spekulant (»Haussier«), welcher zu einem bestimmten Preise auf Termin in Erwartung steigenden Kaufbegehrs gekauft hat, hofft und wünscht, bis der Termin, an dem er abnehmen und bezahlen muß, heranrückt, jemanden zu finden, dem er die Ware zu einem höheren Preise auf denselben Termin verkaufen kann, der Spekulant (»Baissier«) umgekehrt, welcher in Erwartung relativ sinkender Nachfrage zu jenem Preise auf Termin verkauft hat, hofft, bevor der Termin heranrückt, an dem er die Ware gegen Barzahlung zu liefern hat, sie sich von einem Dritten zu einem billigeren Preise verschaffen zu können. Den Unterschied zwischen Einkaufs- und Verkaufspreis wollen beide gewinnen, der eine, der Terminkäufer, die Differenz zwischen seinem heute abgeschlossenen Einkauf und seinem künftig abzuschließenden Verkauf, der Termin verkäufer diejenige zwischen seinem heute abgeschlossenen Verkauf und dem künftig abzuschließenden Einkauf. Offenbar ist also durch die Verwendung dieser Geschäftsform zunächst erreicht, daß man nicht nur auf Spekulation kaufen, sondern auch auf Spekulation verkaufen kann, also sowohl auf künftige Preissteigerung, als auf künftige Preissenkung spekulieren kann. Es ist nunmehr nicht nur möglich, daß nach der Ernte jemand, der für den Sommer bei abnehmenden Vorräten steigende Preise

voraussieht, einen Kauf abschließt, der im Sommer erfüllt werden soll, und den er bis dahin durch einen teureren Verkauf auf denselben Termin vorteilhaft »einzudecken« hoffen kann, sondern es ist ebenso möglich, daß jemand, der im Sommer eine gute Ernte und also für den Herbst sinkende Preise erwartet, einen Verkauf abschließt, der im Herbst erfüllt werden soll, und den er bis dahin durch einen billigeren Einkauf zu »realisieren« beabsichtigt. Des weiteren ist beim Termingeschäft das für den Spekulanten erforderliche Kapital ein weit geringeres. Wer in Getreide »à la hausse« spekuliert, braucht nicht mehr einen gewaltigen Geldbetrag heute zum Bareinkauf von Getreide zu verauslagen, den er — wenn die Spekulation glückt — erst nach Monaten beim Verkauf zurückerhält; er leistet im Moment des Geschäftsabschlusses noch gar nichts, sondern verspricht seinem Gegenpart nur in einem zukünftigen Moment die Ware abzunehmen und zu bezahlen. Glückt seine Spekulation, so hat er bis dahin mit Gewinn »realisiert«, d. h. die Ware auf denselben Termin einem andern teurer verkauft, er nimmt sie seinem ursprünglichen Gegenpart ab und liefert sie weiter an den, welchem er sie weiter verkauft hatte; dieser letztere zahlt ihm den Preis, zu dem er sie ihm verkauft hat, und er zahlt dann an seinen ursprünglichen Gegenpart den Preis, zu dem er sie seinerzeit gekauft hatte; die Differenz beider behält er als Gewinn. Mißglückt die Spekulation des Terminkäufers, sinken also die Preise und gelingt es ihm nicht, vor dem Erfüllungstermin einen Abnehmer zu einem höheren Preise zu finden, als der ist, den er seinem Gegenpart zu zahlen versprochen hat, so wird er eben mit Verlust realisieren müssen, d. h. schließlich zu einem niedrigeren Preise weiterverkaufen, und er wird dann bei Abnahme der Ware, statt von dem Preise, der ihm gezahlt wird, etwas als Gewinn einbehalten zu können, noch etwas drauflegen müssen, um seinem Gegenpart den vereinbarten Preis zu leisten. Und entsprechend liegt es für den verkaufenden Baissespekulanten. Mithin bedarf der Spekulant eignes Kapital nur in verhältnismäßig bescheidenem Umfang, denn es kommt beim Terminhandel nur darauf an, daß die beiden miteinander abschließenden Spekulanten sich einander gegenseitig zutrauen können, der andere werde imstande sein, bei einer ihm ungünstigen Preisentwicklung den ihm erwachsenden in der Differenz der Preise bestehenden Verlust zu erschwingen, weil jeder annimmt, daß er

selbst und sein Gegenpart in jedem Augenblick sein Engagement auf dem Markte werde realisieren, d. h. mit einem dritten ein Gegengeschäft über denselben Gegenstand auf demselben Termin abschließen und sich so der Notwendigkeit entziehen können, die zu liefernde Ware selbst vor dem Termin vorrätig zu halten oder das Geld für die volle Zahlung des Kaufpreises zu beschaffen. — Damit aber wirklich Gewähr für die Möglichkeit besteht, jederzeit auf dem Markte Händler zu finden, welche dem Haussespekulanten die von diesem gekaufte Ware zum bestimmten Termin als Käufer abzunehmen und solche, welche die vom Baissespekulanten als Verkäufer zu liefernde Ware an dem betreffenden Termin als Verkäufer zu liefern bereit sind, ist eins Voraussetzung: es kann sich weder um ganz beliebige Arten von Ware oder Papieren, noch um völlig beliebige Beträge derselben oder um ganz individuelle Lieferungstermine handeln. Wollte ein Spekulant von einem andern z. B. für 1223 Mark 76 Pf. verschiedene vereinbarte Qualitäten Baumwollstoffe, lieferbar und zahlbar an einem bestimmten beliebig festgesetzten Kalendertage kaufen, so wäre es ziemlich sicher, daß es weder dem Käufer gelingen würde, jemanden an der Börse zu finden, der gerade dasselbe Quantum derselben Qualitäten an genau demselben Tage ihm abzunehmen bereit sein würde, noch dem Verkäufer, jemand zu finden, der gerade diese Waren an diesem Tage liefern will. Damit beide Teile sich darauf verlassen können, muß das Termingeschäft vielmehr über Waren geschlossen werden, die fortwährend massenhaft, gerade in den Quantitäten und — bei Produkten — den Qualitäten, über die dasselbe lautet, gehandelt werden, und muß auch der Erfüllungstermin gerade ein solcher sein, auf welchen stets massenhafte Käufe und Verkäufe an der Börse abgeschlossen werden. Dafür nun, daß dem so sei, sorgen die Börsengebräuche (»Usancen«), auf Grund deren allein an der Börse Termingeschäfte abgeschlossen werden. In ihnen ist ein für allemal die Qualität, welche bei Termingeschäften (in Produkten) zu liefern ist, festgesetzt [1]), ferner ist festgestellt, über welche Quantitäten oder deren Vielfaches allein ein Termingeschäft (in Effekten oder Produkten) geschlossen werden soll, die sogenannte Schlußeinheit [2]), von der schon einmal die

[1]) Z. B. im Hamburger Kaffeeterminhandel »good average Santos«-Kaffee, eine bestimmte brasilianische Kaffeequalität.

[2]) Z. B. nur über 500 Sack Kaffee der bestimmten Qualität oder ein Viel-

Rede war, und endlich sind auch die Erfüllungszeitpunkte (»Termine«) auf welche allein die Termingeschäfte lauten sollen [1]) und alle einzelnen Bedingungen und Vorschriften über die Art der Erfüllung ein für allemal geregelt, so daß sämtliche jeweilig an einer Börse abgeschlossenen Termingeschäfte mit Ausnahme 1. der Person des Käufers und Verkäufers, 2. der Preisvereinbarung, 3. des aus der Zahl der zulässigen Termine von den Parteien ausgewählten Erfüllungszeitpunktes, 4. der Anzahl von Malen, welche die Schlußeinheit in dem ausbedungenen Quantum enthalten ist, einander gleichen wie ein Ei dem andern. Es liegt auf der Hand, wie ungeheuer dadurch, daß fortwährend tagaus tagein an der Börse massenhaft Kaufgeschäfte solcher absolut gleichmäßigen Art abgeschlossen werden, die Wahrscheinlichkeit für den Spekulanten steigt, jederzeit sein Engagement »realisieren«, d. h. wenn er z. B. ein Quantum Ware bestimmter Art auf einen bestimmten Termin gekauft hat, dasselbe auf denselben Termin wieder verkaufen zu können. Damit hängt dann die letzte, für den Außenstehenden zuerst in die Augen fallende Eigenart des Terminhandels zusammen: die weitgehende Loslösung des Umfangs der Umsätze von den am Markt »effektiv« vorhandenen Vorräten. Um sie zu verstehen, müssen wir zuerst auf die Form und die Art der Erfüllung (»Abwicklung«) der Termingeschäfte noch etwas näher eingehen. Dabei ist zwischen den Termingeschäften in Produkten und in Effekten zu unterscheiden.

Beim Termingeschäft in Produkten wird — das ist der Grundgedanke, auf dem seine Gestaltung beruht — Ware verkauft, deren Eintreffen am Markt zukünftig innerhalb eines bestimmten Zeitraumes erwartet wird. Die üblichen Erfüllungstermine sind demgemäß bei der tatsächlich vorherrschenden Form des Termingeschäftes in Produkten Fristen, z. B. von der Länge von 1—2 Monaten, innerhalb deren der Verkäufer die Ware liefern und zu diesem Zweck nach ihrem Eintreffen dem Käufer zur Abnahme »ankündigen« muß. Nimmt alsdann der Käufer nicht gegen Barzahlung ab, so ist er im »Verzuge«, und der Verkäufer verkauft die Ware gegen bar anderweit und läßt sich, wenn er dabei einen niedrigeren Preis erzielt, vom säumigen Käufer die Differenz erstatten; kündigt der Verkäufer

faches (1000, 1500 Sack) davon, oder nur über 10 000 Rubel Noten oder ein Vielfaches davon.

[1]) Z. B. nur auf Ultimo (den letzten Tag des Monats). S. weiter unten im Text.

bis zum Schluß der Frist nicht an, so ist er säumig und der Käufer verfährt entsprechend. Nun ist es aber natürlich die Regel, daß der Käufer die Ware, die er abnehmen soll, auf denselben Termin einem andern weiter verkauft hat, und in diesem Fall kündigt er sie weiter seinem Käufer an, und dieser wieder eventuell dem seinigen und so fort, so daß eine Reihe von Leuten vorhanden ist, deren jeder die Ware vom Vormann gekauft und sie einem Nachmann weiter verkauft hat, und durch deren Hände nun die Kündigung hindurchläuft. Es seien z. B. im Juli verkauft von A an B 1000 Tonnen Weizen »per Oktober« zu 150 Mark pro Tonne. Der Verkäufer A ist — nehmen wir an — ein Weizenimporteur, welcher im Juli in Argentinien zu einem bestimmten niedrigeren Preise ein Quantum Weizen von ungefähr dieser Größe gekauft hat, dessen Eintreffen im Herbst erwartet wird, und welches mit Berücksichtigung verschiedener Fracht- und anderer Kosten, die dem Importeur entstehen, nach seiner Berechnung bei einem Verkauf zu 150 Mark noch Gewinn abwirft. Statt zu riskieren, daß im Oktober bei Ankunft des Weizens, falls z. B. die Ernte reichlicher als erwartet ausfallen sollte, sich Käufer nicht mehr zu 150, sondern vielleicht nur noch zu 140 Mark finden, ihm also ein Verlust entsteht, verkauft A lieber sofort zu 150 Mk., die ihm B, ein Spekulant, der aus irgendwelchen Gründen ein Steigen der Weizenpreise im Herbst erwartet, jetzt bietet. Der Spekulant B seinerseits verkauft nun im August, als sich ein Käufer C findet, welcher per Oktober 151 pro Tonne zu zahlen bereit ist, den Weizen an diesen, da es ihm zweifelhaft geworden ist, ob er ihn später noch teurer wird losschlagen können. C seinerseits ist nun vielleicht ein Spekulant, der schon lange vorher — z. B. im Mai — in Weizen à la baisse spekuliert hatte und an D 1000 Tonnen Weizen per Oktober zu 149 Mark pro Tonne verkauft hatte, in der Erwartung, bis zum Herbst, wenn die Ernteaussichten sich — wie er erwartete — besserten, und große Getreidezufuhr aus Argentinien in Aussicht stehe, von einem Importeur ihn zu einem billigeren Preise als 149 Mark per Oktober kaufen und so daran gewinnen zu können. Ihn ergreift aber nun, da die Preise im Juli auf ungefähr 150, im August auf ungefähr 151 Mark gestiegen sind, die Besorgnis, der Preis möchte bis zum Oktober anhaltend weiter steigen und er schließlich den Weizen, den er im Oktober an D zu liefern hat, nur zu einem außerordentlich viel teureren Preise erhalten können, also

schwere Verluste erleiden. Deshalb zieht er vor, lieber jetzt mit dem geringeren Verlust zu »realisieren«. D endlich, der im Mai von C zu 149 pro Tonne per Oktober gekauft hatte, kann z. B. der Kommissionär eines großen Müllers E sein, der, als im Frühjahr Weizen zu diesem ihm sehr billig scheinenden Preise für den Herbst zu kaufen war, sich den Weizen, den er im Winter vermahlen will, durch Abschluß des Termingeschäfts per Oktober gesichert hat. Er entgeht dadurch der Gefahr, im Fall — wie er befürchtet — der Preis des Weizens später steigt, ihn teurer bezahlen zu müssen und nachher beim Verkauf des Mehls einen geringeren Profit zu machen.

So entwickelt sich unter dem Einfluß der verschiedensten Interessen und Erwartungen der Beteiligten (A, B, C, D, E) eine Serie von Verkäufen und Käufen, von denen einer immer an den andern sich anschließt. Nun wird es Oktober und eines Tages trifft das von A gekaufte Quantum Weizen ein. A »kündigt« darauf dasselbe zur Abnahme dem B mittels Zustellung einer kurzen, auf einem allgemein festgesetzten Formular, dem »Kündigungsschein« erfolgenden Benachrichtigung an. B kündigt durch Weitergabe des Scheins, den er unterschreibt, an C, C an D weiter und dieser benachrichtigt seinen Auftraggeber E, daß das Quantum an ihn, den Kommissionär, gekündigt sei und zur Ablieferung gelangen werde. Unter den vier an der Börse anwesenden Interessenten A, B, C, D — es können unter Umständen 20 und mehr Personen sein, durch deren Hände der Kündigungsschein läuft — pflegt man nun aber die Abwickelung dieser Engagementsreihe dahin zu vereinfachen, daß man 1. an Stelle der — in unserm Beispiel — d r e i maligen Uebergabe effektiver Ware von A an B, dann an C, dann an D, die Lieferung von A, dem »letzten Verkäufer« d i r e k t an D, den »letzten Käufer«, setzt, A also an denjenigen liefert, welcher den Kündigungsschein schließlich, da er die Ware nicht weiter verkaufte, behalten hat, und daß man 2. ebenso die — in unserm Beispiel — dreimalige Zahlung: 150 000 Mark von B an A, 151 000 Mk. von C an B, 149 000 Mk. von D an C, möglichst zu ersparen sucht. Zu diesem letzteren Zweck pflegt man an den Börsen für die einzelnen auf Termin gehandelten Produktensorten täglich einen sogenannten »Abrechnungskurs« oder »Kündigungspreis« festzustellen, ungefähr in der Höhe der durchschnittlich an dem betreffenden Tage für das Produkt gezahlten Preise. D i e s e r wird von dem »letzten

Käufer« (D) an den »letzten Verkäufer« (A) bei Abnahme der Ware bezahlt, und die sämtlichen an der betreffenden Kündigungsreihe Beteiligten gleichen dann untereinander die Unterschiede zwischen dem Preis, zu dem sie ge- resp. verkauft haben und dem Abrechnungskurs aus. Nehmen wir z. B. an, in unserm Fall erfolgte die Abwicklung am 11. Oktober und an diesem Tage habe der damit beauftragte Börsenbeamte als Kündigungspreis auf Grund der Beobachtung der an diesem Tage geschlossenen Lokogeschäfte über Weizen der betreffenden Qualität 152 Mark pro Tonne festgestellt, so geschieht die Abwicklung folgendermaßen: A liefert die 1000 Tonnen statt an B an D und erhält von diesem 152 000 Mark bezahlt. Er hat damit 2000 Mark, die Differenz zwischen 152 000 und 150 000 Mark mehr erhalten als B ihm versprochen hatte, und hat daher diesen Betrag an B herauszuzahlen. D seinerseits hat 3000 Mark, die Differenz zwischen 152 000 und 149 000 Mark, mehr an A gezahlt, als er dem C zu zahlen schuldig ist. Er erhält diese 3000 Mark von C erstattet. Damit sind A und D zu dem ihrigen gelangt. B hatte an C zu 151 per Tonne verkauft, der Abrechnungskurs beträgt 152, also zahlt er an C pro Tonne 1 Mark, zusammen also 1000 Mark heraus. Damit hat B, der für 150 000 Mark gekauft, für 151 000 Mark verkauft, also 1000 Mark gewonnen hatte, 2000 von A an ihn gezahlte Mark abzüglich 1000 von ihm an C weitergezahlte Mark, also, wie ihm zukam, 1000 Mark als Ergebnis erhalten; C, der für 151 000 Mark gekauft und für 149 000 Mark verkauft, also 2000 Mark verloren hatte, hat 3000 Mark an D gezahlt, 1000 von B erhalten, also verbleiben für ihn, seinem Anspruch gemäß, 2000 Mark Verlust. Der Kommissionär D seinerseits erhält von seinem Auftraggeber, dem Müller E, die 149 000 Mark gegen Lieferung der Ware erstattet und dazu die ihm versprochene Provision für seine Bemühung. Wie man sieht, dient in unserm Beispiel das e i n e Quantum der 1000 Tonnen zur Abwicklung von drei Terminengagements über je 1000 Tonnen, und werden durch die eine Zahlung des Kündigungspreisbetrages von 152 000 und die drei Differenzzahlungen von 2000, 3000 und 1000 Mark, Kaufschulden von 150 000, 151 000, 149 000 Mark getilgt. Da nun derselbe Kündigungsschein häufig durch sehr viel mehr Hände geht, als in unserm Beispiel, und da die Geldschulden in einer sehr großen Zahl von Fällen nicht durch Hingabe von Geldmünzen, sondern durch Umschreibung in den Büchern großer Banken,

bei denen die betreffenden Händler ein Guthaben (Konto) besitzen, von einem Konto auf das andre erfolgen, so ist die Ersparnis von »effektiver« Ware und barem Geld eine sehr bedeutende.

Dem Wesen nach gleichartig verläuft die Abwicklung der Effekten-Termingeschäfte. In Effekten ist die bei uns üblichste Form der Termingeschäfte der Kauf »per ultimo fix«, d. h. ein Kauf, welcher am letzten Tage des laufenden Monats durch Lieferung und Zahlung erfüllt werden soll. In jedem einzelnen Papier sind nun an jedem Monatsultimo eine sehr große Zahl von Lieferungs-Verbindlichkeiten zwischen einer großen Zahl von Personen zu erfüllen, und sehr viele Spekulanten haben in den Papieren, in welchen sie spekuliert haben, jeder eine Mehrzahl von teils Lieferungs-, teils Abnahme-Verpflichtungen gegenüber einer Mehrzahl von Personen: sie haben je nach Gelegenheit von einem einen Posten per Ultimo gekauft, bei gestiegenem Preise an einen andern per Ultimo einen Posten verkauft usw. Zur Abwicklung dieses Rattenkönigs von Kauf- und Verkaufsverbindlichkeiten können sie sich dann am Ultimo entweder eines ähnlichen Verfahrens bedienen, wie es beim Produktenhandel Anwendung findet, d. h. ein Besitzer von Papieren, der solche per Ultimo verkauft hat, stellt seinem Käufer einen Lieferungszettel zu, den dieser als Verkäufer weitergibt und so fort, bis er in die Hände eines »letzten Mannes« gelangt, der die Papiere behalten will und sie dann zu einem am Ultimo festgestellten Abrechnungskurs abnimmt, worauf die Differenzen zwischen den Parteien gezahlt werden. So war es bisher in London. Oder aber — und dies ist an den Börsen des Kontinents meist der Fall — es wird in Gestalt des sogenannten »Kollektivkontors« oder »Liquidationsbureau« die Gesamtheit aller Verbindlichkeiten aller Spekulanten in folgender einfacher Weise abgewickelt (»liquidiert«): Das an der Börse dazu eingesetzte Bureau läßt sich von jedem am Terminhandel Beteiligten eine Aufstellung seiner Käufe und Verkäufe in jedem Papier einreichen, stellt für jedes fest, wieviel jeder mehr gekauft hat als verkauft oder umgekehrt, und weist jeden, der einen bestimmten Betrag eines Papiers mehr gekauft hat als verkauft, also diesen Betrag zu behalten hat, auf einen oder mehrere andre an, der oder die zusammen ebensoviel in diesem Papier mehr verkauft als gekauft, also diesen Mehrbetrag zu liefern haben. Die so als »letzte Männer« aufeinander

Angewiesenen liefern und beziehen die betreffenden Papiere gegen Zahlung des zur Abrechnung an jedem Ultimo an den Effektenbörsen festgestellten sogenannten »Liquidationskurses« und die Unterschiede dieses nur dem Zwecke der Abrechnung dienenden Kurses gegenüber den Preisen, zu welchen die Spekulanten miteinander ihre Termingeschäfte geschlossen hatten, gleichen diese in der oben geschilderten Weise untereinander aus.

Bisher haben wir angenommen, daß die Terminkäufer und -Verkäufer, soweit sie nicht die Ware als Käufer behalten wollen resp. als Verkäufer aus eignen Vorräten liefern oder aus erster Hand an die Börse bringen, mit dem Herankommen des Termins realisieren — ein Gegengeschäft schließen —, es sei nun mit Gewinn oder Verlust, und dadurch die betreffende Spekulation zu Ende führen. Dem ist aber nicht immer so. Es kann sein, daß der spekulierende Käufer (Haussier), wenn der Termin der Erfüllung heranrückt, sich zur Beendigung der Spekulation noch nicht entschließen will, weil die Preise jetzt gesunken, oder nicht so erheblich, wie er annahm, gestiegen sind und ihm also Verlust resp. kein ihm genügender Gewinn erwachsen würde, während er aus irgendeinem Grunde annimmt, daß der Kaufbegehr in Zukunft, z. B. im folgenden Monat, sich steigern, und er also Gelegenheit finden werde, die gekauften Waren oder Papiere dann zu günstigerem Gewinn resp. höheren Gewinn bringenden Preisen zu verkaufen. Das Entsprechende kann bei einem spekulierenden Verkäufer (Baissier) eintreten, der für die Zukunft Gelegenheit zu billigem resp. noch billigerem Einkauf erwartet, als sie ihm bis zum Termin zu finden gelungen war. In diesem Fall schreiten die betreffenden Spekulanten nicht zur endgültigen Realisation des Engagements durch Abschluß eines Verkaufes bzw. Kaufes auf den betreffenden Termin, sondern sie greifen zu demjenigen Mittel, welches man in der Börsensprache »Prolongation« nennt. Sie finden nämlich Kapitalisten, welche über große Vorräte an Waren und Papieren verfügen und bereit sind, dem Käufer (Haussier) das zur Abnahme und Bezahlung der gekauften Papiere oder Waren erforderliche Geld zu leihen gegen Hergabe der von ihm gekauften Papiere und ihnen die gleiche Anzahl Papiere resp. Waren am nächsten Termin gegen Rückzahlung des Geldes zurückzugeben, und ebenso dem Verkäufer (Baissier) die Papiere oder Waren, die er verkauft und zu liefern hat, zu leihen gegen Geld mit dem Versprechen, am nächsten Termin

gegen Rückgabe der gleichen Anzahl Papiere oder Waren ihm das Geld wieder herauszugeben. Der Haussier läßt also die Waren oder Papiere an den Kapitalisten liefern und bezahlt sie mit dessen Geld, der Baissier bezahlt aus dem Preis dem Kapitalisten das Geld und liefert die von diesem dargeliehenen Papiere oder Waren. Sie gewinnen damit eine Frist bis zum nächsten Termin — z. B. bei Effekten bis zum nächsten Ultimo — um zu versuchen, nunmehr: der Käufer einen Abnehmer zu günstigerem Preise zu finden, der Verkäufer die Papiere oder Waren billiger einzukaufen. Glückt dies, so läßt sich nun am nächsten Termin der Haussier die Waren oder Papiere, der Baissier das Geld von den Kapitalisten zurückgeben, erfüllen damit ihrerseits das Realisationsgeschäft, und es leistet der Haussier aus dem Preise, den er erhält, dem Kapitalisten das dargeliehene Geld, der Baissier durch Hingabe der eingekauften Waren oder Papiere das ihm in solchen gewährte Darlehen zurück. Spekulanten, die als unsicher gelten, müssen eventuell noch besondere Sicherheit durch Pfand dafür geben, daß sie zur Rückerstattung des geliehenen Geldes oder der Waren und Papiere gegen Herausgabe dessen, was sie dafür gegeben haben, imstande sein werden. — Die Kapitalisten ihrerseits, die so für den Zeitraum zwischen zwei Terminen Geld gegen Hergabe von Papieren oder Waren, und umgekehrt Waren oder Papiere gegen Hergabe von Geld darleihen, benutzen dies sogenannte »Reportgeschäft« als sehr bequeme und gefahrlose Form der Anlage ihres Kapitals, denn selbstverständlich haben die Spekulanten den ihnen gewährten Kredit durch Erstattung von Zinsen — sogenannte »Prolongationszinsen« — zu vergüten. Man nennt denjenigen, der Geld auf Termin hergibt, und Waren oder Papiere dafür erhält, »Hereinnehmer«, denjenigen, der auf Termin Waren oder Papiere gegen Geld hergibt »Hereingeber«. Den besonderen Entgelt, den der erstere erhält, nennt man »Report«, denjenigen, den der letztere erhält, »Deport«[1]). Der »Prolongationszinsfuß« ist oft recht hoch. Dies besonders dann, wenn eine einseitige Richtung der Preisentwicklung eingetreten ist, z. B. zufolge massenhafter spekulativer Käufe zu hohen Preisen, und nun eine sehr große Anzahl von Spekulanten ihre Engagements, da ihnen die Realisation auf dieser

[1]) Die komplizierteren Grundlagen der Einzelberechnung je nach den Usancen über die Erstattung der sogenannten »Stückzinsen« neben dem Vertragspreise müssen hier übergangen werden, ebenso alle andren Einzelheiten.

Preisgrundlage nicht gelingt, oder sie die weitere Entwicklung abwarten wollen, gern prolongieren möchten. In diesen Fällen schröpft das Kapital die Spekulanten oft in ganz ungeheuerlichem Maße. —

Ueberblickt man diesen ganzen Mechanismus, so springt zunächst eins in die Augen: die Unrichtigkeit der Meinung, als könne man aus der F o r m des Termingeschäfts als solchen auf die Unreellität und den »Spielcharakter« desselben schließen. Es wird nicht zu leugnen sein, daß — in unserm früheren Beispiel — der Getreideimporteur A sowohl als der Müller E, für welchen sein Kommissionär D das Geschäft abschloß, durchaus reelle Zwecke: Sicherung eines bestimmten Preises für die Zukunft, damit verfolgten. Es wäre sogar, wenn es sich nicht um Geschäftshäuser mit ganz gewaltigen Kapitalien handelt, unter Umständen eine direkte Unsolidität, wenn sie ihren Betrieb den Einflüssen unberechenbarer Preisschwankungen aussetzten und damit jede Grundlage für eine solide Gewinnberechnung (»Kalkül«) zugunsten hazardartiger Chancen beseitigten. Das Beispiel stellt aber keineswegs einen Einzelfall dar. Wer z. B. in der Zeit stark schwankender Preise des russischen Papiergelds Waren aus Rußland bestellte und also künftig dorthin in Rubeln zu bezahlen hatte oder wer Bestellungen auf Waren aus Rußland erhielt, also in Rubeln künftige Zahlungen versprochen erhielt, hätte oft ein ganz unberechenbares Risiko auf sich genommen, wenn er nun hätte abwarten wollen, zu welchem Preise, in Mark berechnet, er seinerzeit diese Rubelnoten würde kaufen oder verkaufen können. Jedes solide Geschäft hätte dabei aufgehört. Er konnte dieses Element der absoluten Unsicherheit aus seinen Berechnungen nur beseitigen, wenn er schon im Moment des Abschlusses des Vertrages mit seinen russischen Kunden sich den j e t z i g e n Preis der Rubel für den Zeitpunkt der Erfüllung seines Geschäftes sicherte, indem er ein entsprechendes Quantum Rubel, je nachdem er in Zukunft in Rubel zu zahlen oder Zahlung zu empfangen hatte, auf den geeigneten zukünftigen Termin kaufte oder verkaufte. — Nun könnte man etwa meinen, mindestens dann, wenn jemand, wie oben B und C, auf d e n s e l b e n Termin ge- und verkauft habe, handle es sich jedenfalls um ein reines Spekulieren auf steigende oder sinkende Preise ohne Zusammenhang mit irgendeinem a n d e r e n reellen Geschäftszweck. Allein auch das trifft nicht zu. Ein Müller z. B., welcher große

Mengen Getreide »loko« gegen bar zum Vermahlen gekauft hat, unterliegt der Gefahr, daß während des Vermahlens die Getreidepreise sinken, was selbstverständlich auf die Mehlpreise ziemlich schnell zurückwirkt, sehr oft so schnell, daß, wenn das aus den Vorräten hergestellte Mehl zum Verkauf kommt, der Müller Verlust erleiden würde. Hiergegen sichert er sich, indem er zur Zeit des Getreideeinkaufs gleichzeitig auf den Zeitpunkt, zu welchem er das Mehl auf den Markt zu bringen hofft, Getreide auf Termin verkauft. S i n k e n nun die Getreidepreise, so verkauft er zwar sein Mehl mit Verlust, aber er gewinnt das Entsprechende wieder, indem er das auf Termin verkaufte Getreide entsprechend billiger einkauft, steigen sie, so bringt das Termingeschäft, welches er durch teureren Einkauf eindecken muß, Verlust, aber dafür gewinnt er an den gestiegenen Mehlpreisen. Obwohl also hier von Anfang an die bestimmte Absicht vorliegt, j e d e n f a l l s nur durch ein Gegengeschäft, n i c h t durch Lieferung aus eigenen Vorräten, zu erfüllen, obwohl also auf die D i f f e r e n z spekuliert wird, ist der geschäftliche Zweck: Versicherung gegen die Gefahr der Preisschwankungen, sicherlich ein höchst reeller und solider, und das Unterlassen dieser in Form des Termingeschäftes erfolgenden Versicherung wäre ebensowenig solid wie etwa das Unterlassen der Versicherung gegen Feuersgefahr. Die Beispiele lassen sich beliebig vermehren. Es zeigt sich, daß nicht die äußere Form des Geschäftsabschlusses (auf Termin) oder der Geschäftserfüllung (durch Gegengeschäft und Differenzzahlung) es ist, was über den Charakter des Geschäfts entscheidet, sondern der innere ökonomische Zweck, welchen man dem einzelnen Geschäft nicht ansehen kann. Der Uebergang zum »reinen«, auf den nackten Differenzgewinn abzielenden »Jobber«geschäft ist ein allmählicher und unmerklicher.

Dies um so mehr, als auch der reine gewerbsmäßige Terminkauf und -verkauf n u r um des Differenzgewinnes halber anknüpft an eine Funktion, die dem Börsenhandel seit alter Zeit unentbehrlich gewesen ist: die M a k e l e i. Von der Stellung des Maklers haben wir früher gesprochen. Sie ist im Wesen dieselbe geblieben, aber die Art ihrer Ausübung hat sich tiefgreifend geändert. Der Makler der Vergangenheit war ein Mann, der nach erhaltenem Auftrag einen Partner suchte, der auf die Bedingungen des Auftraggebers einzugehen bereit war, dann die Parteien zusammenbrachte und nach geschlossenem Vertrag die »Schluß-

noten« darüber ausstellte und gegen deren Aushändigung die »Courtage« empfing. Einen solchen Makler kann der heutige spekulative Verkehr nicht mehr brauchen. Der Preis, zu dem auf dem Markte die Ware, um die es sich handelt, zu kaufen oder zu verkaufen ist, ändert sich oft in wenigen Minuten. Die Zeit ist kostbarer geworden im Verkehr, und der Auftraggeber, der um 12 Uhr 15 Minuten den Makler um Besorgung des Verkaufes von 100 000 Rubeln per ultimo zum Kurse von 211 Mark pro 100 Rubel ersucht, kann sich nicht darauf einlassen, daß der Makler ihm verspricht, etwa in zwei Stunden Nachricht zu geben, ob er zu diesem Preise einen Abnehmer gefunden habe, denn in diesen Stunden kann sich alles geändert haben. Er verlangt vielmehr von dem Makler, der ja den Markt kennen muß, daß dieser ihm sofort sagt, ob er die Rubel zu diesem Preis unterbringen werde oder nicht. Will der Makler den Verdienst nicht verlieren, so muß er sich alsbald erklären: er übernimmt also, wenn er meint, daß der verlangte Preis zu erzielen ist, den Posten fest zu dem betreffenden Preise unter »Vorbehalt der Aufgabe« und sucht nun einen Partner dazu, den er alsdann seinem Auftraggeber anzeigt (»aufgibt«). Findet er einmal keinen zu dem betreffenden Preise, sondern nur zu einem niedrigeren, so muß er wohl oder übel den Fehlbetrag selbst zuschießen. Er sieht deshalb nicht ein, warum er nicht, wenn es ihm ungekehrt gelingt, einen Partner zu einem dem Auftraggeber günstigeren (in unserem Falle höheren) Preis zu finden, als sein Auftrag lautete, den Unterschied für sich behalten soll, und so entwickelt sich aus diesen eben geschilderten »Aufgabemaklern« ganz natürlich der Stand der »Propermakler« heraus, — Makler, welche überhaupt nicht mehr zwischen zwei Parteien einen Vertragsabschluß v e r m i t t e l n , sondern s e l b s t von der einen Seite kaufen und nach der andern Seite verkaufen, und in der Differenz der beiden Preise statt wie einst in der »Courtage« ihren Verdienst suchen. In London sagt ein solcher Propermakler jedem, der ihn darnach fragt, zu welchem Preise er in dem betreffenden Moment kauft und zu welchem er verkauft. Seine Kunst ist, die beiden Preise auf Grund genauer Kenntnis der Marktlage möglichst so zu stellen, daß er das, was er von der einen Seite zu dem einen kauft, schleunigst nach der andern zu dem andern wieder los wird und umgekehrt, was natürlich nicht immer gelingt. Nur weil die Eigenart des Geschäfts dieser sogenannten Propermakler darin besteht, daß sie möglichst

nur Engagements übernehmen, die sie nach der andern Seite alsbald weiter geben können, — daß sie also, ökonomisch berechnet, eben nur zwischen dem gegenwärtigen Angebot und der gegenwärtigen Nachfrage »vermitteln«, nicht auf Kursgewinn durch künftige Veränderung des Angebotes und der Nachfrage »spekulieren«, pflegt man sie noch »Makler« zu nennen und unterscheidet sie von den »Spekulanten« im eigentlichen Sinne des Wortes. Natürlich aber geht beides ineinander über, niemand kann den »Propermakler« hindern, eben doch zu »spekulieren«, und er tut es je nach Gelegenheit. Wo die auch für den heutigen Verkehr meist unentbehrliche Maklertätigkeit aufhört und die einfache Differenzspekulation anfängt, kann niemand sagen. Und noch weniger kann man es natürlich dem einzelnen Termingeschäft ansehen, ob es das eine oder das andere ist [1]). —

Man sieht aus allem Gesagten des weiteren: Die Vorstellung, daß die spekulativen Börsengeschäfte eine Art Wette auf das Steigen oder Fallen der Kurse über oder unter eine bestimmte Höhe seien, in der Form, daß von zwei Spekulanten auf einen bestimmten Tag ein Scheinkaufgeschäft zu dem betreffenden Kurse abgeschlossen wird, und je nachdem die Kurse über diese Höhe steigen oder darunter fallen, der eine oder der andere die Differenz zahlt, um die er sich verwettet hat, ist irrig. Auch solche Geschäfte kommen vor, aber nicht an der Börse, sondern z. B. in amerikanischen Kneipen, wo von der Börse aus elektrisch regulierte Zeiger auf Kursuhren den Stand der Kurse anzeigen und nun mit Einsätzen gewettet wird, wohin der Zeiger sich bewegen werde. Es zeigte sich uns ferner, daß man überhaupt an der Börse es dem einzelnen Geschäft nicht ansehen kann, ob es schließlich durch Gegengeschäft und alsdann durch Differenzzahlung, oder durch Abnahme der Ware selbst und Vollzahlung erledigt wird, und daß endlich, auch wo die Absicht, nur durch Gegengeschäft und nicht durch »effektive« Abnahme zu realisieren, zweifellos feststeht — wie bei jenem Müller unsres Beispiels —, damit allein dem betreffenden Geschäfte absolut kein Makel aufgedrückt ist.

[1]) Ich kann aus Raummangel auf die mancherlei Nebenformen der spekulativen Geschäfte — die »Prämiengeschäfte«, »Stellage-« und »Nochgeschäfte« nicht eingehen. Sie alle knüpfen an ganz bestimmte, an sich reelle Geschäftszwecke an, wennschon sie unleugbar in besonders hohem Maße zu wildem Spiel mißbraucht werden.

Man sieht ferner wohl auch, in welchem Sinne es richtig ist, wenn man behauptet, an der Börse fänden fortwährend Umsätze in Waren statt, welche »gar nicht existieren«, und dies daraus schließt, daß, wenn man die auf einem Termin gekauften Quanta zusammenrechnet, sie mehr ausmachen, als am Markt von der Ware vorhanden ist, ja zuweilen mehr, als überhaupt davon — z. B. von einem Papier — existiert. Natürlich: wenn wir annehmen, daß die obigen 1000 Tonnen Weizen durch 20 Hände gehen, so sind, wenn man die Quanten der 20 Käufe zusammenzählt, 20 000 Tonnen verkauft und nur 1000 liegen diesem Geschäfte über jene 20 000 zugrunde. Allein das ist natürlich nicht nur im Börsenhandel der Fall. Jede Kiste importierter Zigarren hat, bis sie in die Hand des Rauchers gelangt, eine Mehrzahl von Händen durchlaufen und ist mehrere Male bezahlt worden, und das hat seinen guten Grund in der Notwendigkeit der Arbeitsteilung zwischen denen, welche den überseeischen Markt, wo die Ware hergestellt wird, und denen, welche den deutschen Markt, der sie verbraucht, kennen, ferner zwischen den mit der Technik der großen überseeischen Handelsbeziehungen bekannten Großhändlern und den Detaillisten, welche mit ihrem örtlichen Abnehmerkreis vertraut sind. Addiert man alle jene sich aneinander schließenden Umsätze zusammen, so zeigt sich auch hier, daß mehr Zigarren verkauft sind, als existieren. — Wahr ist nur, daß das Termingeschäft die Zahl der Umsätze desselben Quantums ganz außerordentlich zu *vermehren* gestattet und tatsächlich vermehrt, — insofern also in umgekehrter Richtung wirkt als die sonstigen allgemeinen Entwicklungstendenzen der Handelsorganisation, welche in steigendem Maße die Zahl der Mittelglieder *vermindert* haben. Der Terminhandel wirkt in jener Richtung, indem er, in Gestalt der Hinausschiebung der Erfüllung, auf *Kredit* zu spekulieren ermöglicht und zugleich das *Maß* des dem Spekulanten nötigen Kredits herabdrückt. Es genügt, um an der Spekulation teilzunehmen, wenn der Spekulant einen Partner finden kann, der ihn für vermögend genug hält, um seinerzeit die *Differenz*, die sich bei Fehlschlag seiner Spekulation zu seinen Ungunsten bei der Realisation ergeben kann, decken zu können. Selbst dies Erfordernis wird an vielen Börsen beseitigt. An den amerikanischen Börsen besteht die Einrichtung, daß jeder Spekulant sofort beim Abschluß des Geschäftes eine Geldkaution (»Marge«, deutsch »Einschuß«) im

Betrage von einigen Prozent des Betrages bei einer Bank hinterlegt, die er nach der Abwicklung zurückerhält. Zeigt später der Kurszettel eine Aenderung der Kurse zuungunsten des Betreffenden — z. B. wenn er gekauft hat, ein Sinken der Preise, — so daß die Wahrscheinlichkeit besteht, er werde nur unter erheblicherem Verlust realisieren können, als der ist, welchen seine Kaution deckt, dann kann der Gegner »Nachschuß« zur Deckung dieses gesteigerten Risikos verlangen. In Deutschland existiert zum gleichen Zweck im Produktenhandel mehrfach das Institut der »Liquidationskassen«, d. h. die Teilnehmer am Handel in dem betreffenden Artikel (z. B. Kaffee in Hamburg) haben eine Gesellschaft gegründet, welche von jedem von ihnen, der ein Termingeschäft darin schließt, einen Einschuß und eventuell Nachschüsse erhebt, dafür aber die Erfüllung aller Geschäfte mit ihrem Vermögen garantiert. Dadurch ist erreicht, daß nun auch auf die Person des Spekulanten gar nichts mehr ankommt, da ihm keinerlei Kredit gegeben wird: der eine ist so gut wie der andre, wenn er nur die Kaution hinterlegt. Der Terminhandel führt also, sehen wir, zu einer gewaltigen »Verbreiterung des Marktes« der Waren und Papiere, in denen er stattfindet; sowohl die Zahl der Umsätze als der Kreis der Personen, welche an diesen Umsätzen teilnehmen, ist bedeutend erweitert.

Er ist aber erweitert, unleugbar, nicht nur nach der Richtung, daß minder bemittelte, sondern auch daß minder sachverständige Personen daran teilnehmen können. Der Spekulant, der heute in Weizen »fixt« und im nächsten Monat zum Hafer übergeht, braucht zu beidem sonst nicht die geringste berufliche Beziehung zu haben. Er hat sie auch oft genug nicht, sondern spielt eben ziemlich ins Blinde, einem dunklen Gefühl von der wahrscheinlichen Richtung der Preisbewegung folgend, deren innere Gründe zu durchschauen und abzuwägen ihm jede Bildung fehlt. Der Mechanismus der Spekulation ist eben ein so verhältnismäßig einfacher, daß er auch dem beruflich gänzlich Fernstehenden bald handlich erscheint, um da zu ernten, wo er nicht gesät hat. Speziell dem »Publikum« draußen ist der Zutritt zur Spekulation zweifellos durch die Natur des Terminhandels wesentlich erleichtert. Der Kommissionär, an den sich der Außenstehende wendet, begnügt sich, wo ihm die Kreditwürdigkeit zweifelhaft ist, einen »Einschuß« von einigen Prozent und, — falls sich die Kurse zuungunsten des Kunden ändern, so daß die Ver-

lustchance desselben und damit das Risiko des Kommissionärs, daß der Kunde diesen Verlust nicht zahlen kann, steigt, — »Nachschüsse« zu verlangen. Im übrigen schließt er im Auftrage des Kunden für dessen Rechnung das Geschäft und demnächst bei Heranrücken des Termins nach dessen Anweisung entweder ein Realisationsgeschäft ab oder »prolongiert« das Engagement, indem er entweder für Rechnung des Kunden ein Reportgeschäft abschließt, oder selbst als »Hereinnehmer« die Papiere oder Waren bis zu einem folgenden Termin behält. —

Auch die Stellung des Kommissionärs hat sich nun — in ähnlicher Weise wie die des Maklers — geändert. Im deutschen Handelsgesetzbuch wird als die Regel behandelt, daß der Kommissionär im Auftrage des Kunden mit einem Dritten abschließt. Aus diesem Abschluß ist er mithin berechtigt und verpflichtet: gegen den Dritten hat der Kunde direkt keinerlei Ansprüche und umgekehrt, der Kommissionär erledigt alles Weitere, nimmt Waren und Geld in Empfang und legt dem Kunden dann Rechnung; Gewinnchance und Gefahr des Geschäftes gehen auf Rechnung des Kunden, der Kommissionär erhält seine »Provision«. Mit Vergrößerung der Verkehrskreise wird das teilweise anders. Der Kunde will mit dem Dritten, dessen Person und Kreditwürdigkeit er nicht kennt, nichts zu tun haben, sondern nur mit seinem Kommissionär. Diesem seinerseits ist es lästig, stets speziell Rechnung legen zu müssen. Das ist auch schon deshalb oft gar nicht möglich, weil der Kommissionär, wenn er — wie es häufig ist — eine Mehrzahl von Aufträgen zum Kauf desselben Papiers bekommt, z. B. 5 verschiedene Aufträge zum sofortigen Kauf von 10 000, 100 000, 30 000, 20 000 und 15 000 Mark, im ganzen also 175 000 Mark Nominalbetrag eines Papiers, diese Aufträge unter Umständen nur durch z. B. drei Käufe von 90 000, 60 000 und 25 000, zusammen 175 000 Mark, zu 3 verschiedenen Preisen erledigen kann, also gar nicht imstande ist, s p e z i e l l über den einzelnen Posten Rechnung zu legen, und überdies vielleicht besser einen Teil aus eigenen Vorräten zulegen würde, anstatt durch die starke Nachfrage den Preis für die Kunden allzustark zu verteuern. Die Gesetze geben deshalb jetzt dem Kommissionär meist das Recht des sogenannten »Selbsteintrittes«, d. h. sie gestatten ihm, statt jeder speziellen Rechnungslegung dem Kunden einfach den im Kursblatt notierten B ö r s e n k u r s des betreffenden Zeitpunktes zu berechnen, indem sie an-

nehmen — ob immer mit Recht, werden wir noch sehen —, daß dadurch das Interesse des Kunden genügend gewahrt und der Kommissionär sicher zu kontrollieren sei. Für die Erfüllung des Geschäfts haftet dann der Kommissionär dem Kunden persönlich. Von diesem Recht machen die Kommissionäre fast ausnahmslos Gebrauch, ohne Widerspruch der Kunden, welchen ja eben nur an der Haftung ihres ihnen bekannten Kommissionärs liegt. Aber natürlich ist damit der Schleier vor den Vorgängen auf der Börse für den draußenstehenden Kunden noch dichter zugezogen, als dies ohnehin der Fall ist. Was eigentlich hinter diesem Schleier geschicht, wie die Kursnotizen zustande kommen, sieht der spekulierende Kunde nicht. Die Markterweiterung durch Heranziehung des Publikums, wie sie das Termingeschäft erleichtert, zieht — das ist zweifellos — Leute zum Börsenverkehr heran, die jeder Sachkunde und auch jedes Antriebes, sich selbst für Gewinn und Verlust verantworlich zu fühlen und also selbständig die Vorgänge auf der Börse zu prüfen, geradezu entbehren müssen.

Fragt man nun, welche volkswirtschaftliche Bedeutung dieser »Erweiterung des Marktes« zukommt, so ist das Interesse, welches zur Einführung des Terminhandels in einem Artikel an einer Börse führt, in erster Linie natürlich ein solches des Händlerstandes des betreffenden Platzes. Die Steigerung der Zahl der Umsätze steigert die Wahrscheinlichkeit, dort jederzeit große Posten Ware zu den dort laut Zeitungsbericht notierten Preisen absetzen und einkaufen zu können. Diese Preise werden die maßgebenden für die Berechnungen von Produzenten, Verkäufern und Händlern auch außerhalb des Platzes, und dies alles führt dazu, daß Warensendungen von auswärts vornehmlich den dort ansässigen Kaufleuten zur Verwertung angeboten werden und Kaufaufträge vornehmlich an sie gelangen. Dadurch werden dann wieder die Umsätze gesteigert. Damit werden in erster Linie die Verdienstchancen der Kaufleute des betreffenden Platzes gehoben. In zweiter Linie aber steigt dadurch auch die wirtschaftliche Bedeutung und Macht des ganzen Platzes andern und dem Ausland gegenüber. Der Kaufmann an dem Platz mit großem Markt kann außerordentlich viel leichter den festen Ankauf großer Warensendungen vom Auslande her unternehmen, da er, infolge der oben erörterten Möglichkeit sich gegen Preisschwankungen zu versichern, ein weit geringeres Risiko trägt. Und es bedeutet diese Steigerung

der Machtstellung einheimischer Börsen im Verhältnis zu fremden, wie sie zweifellos durch den Terminhandel mit herbeigeführt wird, auch einen gewaltigen Machtzuwachs der finanziellen und damit der politischen Machtstellung des einheimischen Staatswesens. Es ist politisch nicht gleichgültig, ob die Berliner oder die Pariser Börse fremden geldbedürftigen Mächten, wie z. B. Italien und Rußland, die besseren Chancen für den Absatz ihrer Schuldverschreibungen bietet. Und es ist für die ökonomischen Interessen des Inlandes nicht gleichgültig, ob inländische oder ausländische Kaufleute die Märkte beherrschen und wo der Weltmarktverkehr eines für den einheimischen Verbrauch und die einheimische Produktion wichtigen Artikels sich konzentriert. — Zweifellos wird diese erhöhte Machtstellung des betreffenden Marktes durch mancherlei bedenkliche Nebenwirkungen erkauft. Zunächst die zweifellose Steigerung der Teilnahme Unberufener an der Spekulation, damit der Spielsucht des Publikums und der Gelegenheit, sie an der Börse zu befriedigen. Man darf freilich die Tragweite des Termingeschäftes nach dieser Richtung nicht überschätzen. Das Publikum spielt, wenn ihm nur ein Bankier dafür Kredit gibt, ebenso im Kassageschäft, z. B. durch Barankauf von Papieren in Erwartung einer Kurssteigerung, und gerade die widerwärtigsten Vorgänge dieser Art der letzten Jahre — z. B. die im Prozeß Polke erörterten — waren solche spekulativen Kassageschäfte. Spekulationen des Publikums in Form von Kassageschäften aber sind, der stärkeren Kursschwankungen wegen, für dasselbe ungleich gefährlicher als die Terminspekulationen. — Man muß sich eben hüten zu glauben, mit Beseitigung des Termingeschäfts beseitige man die Spekulation. Im Quantum würde sie unzweifelhaft, weil kostspieliger, etwas eingeschränkt, in der Qualität aber, wie auf das deutlichste die des Termingeschäftes in Effekten entbehrende Neuyorker Börse zeigt, außerordentlich viel unsolider, weil bei dem Mangel des breiten Marktes noch weit hazardartiger.

Der Gedanke, die Spekulation oder doch ihre Gefahren für das Publikum unterdrücken zu wollen, kann deshalb nimmermehr der Hauptgesichtspunkt sein, unter welchem man an die gesetzgeberische Behandlung des Börsenverkehrs herantritt.

Erfreulich ist es natürlich, wenn nebenher auch dem Zweck, die Außenstehenden möglichst gegen Ausbeutung zu schützen, gedient werden kann. Ein Hauptsitz der verschieden-

sten Schäden liegt in dieser Beziehung zweifellos in der Art des Verhaltens der Kommissionäre gegenüber ihren Kunden. Der Kommissionär ist, sahen wir, berechtigt, im Wege des »Selbsteintrittes« sich der Rechnungslegung über die Art der Ausführung des Geschäftes zu entziehen, indem er dem Kunden nur den amtlich notierten Börsenpreis berechnet. Dessen Feststellung kann aber der Kommissionär durch seine eigenen Spekulationsgeschäfte stark beeinflussen, zumal soweit es sich um Papiere handelt, die nicht in sehr großen Beträgen im Handel sind, sog. »kleine« oder »leichte« Papiere, bei denen also jedes einzelne auf dem Markt erscheinende Kaufsangebot beträchtlichen Umfanges den Preis steigert, und am allermeisten bei solchen Papieren, die der Kommissionär selbst als »Emittent« (s. o.) in den Handel gebracht hat und von denen er selbst die größten Vorräte besitzt. Hier ist das sogenannte »Kursmachen« und »Aus-dem-Engagement-Werfen« zu Hause. Das heißt — um wenigstens ein Beispiel vorzuführen — der Kommissionär veranlaßt etwa seinen Kunden, ihm auf ein solches Papier einen Kaufauftrag per ultimo zu geben. Nachdem dies geschehen und der Kunde den entsprechenden »Einschuß« (s. o.) geleistet hat, erhält er die Nachricht, daß der Kommissionär das Geschäft, »für ihn« zum Börsenkurse, der an dem betreffenden Tage notiert ist, »gemacht« habe, d. h. daß er ihm die Papiere zu diesem Preis liefern werde. Womöglich hat der Kommissionär, indem er als Kaufreflektant auf einen kleinen Betrag zu hohem Preise auf dem Markt erschien, jene Kursnotiz selbst künstlich herbeigeführt. Nunmehr bietet der Kommissionär aus seinem Vorrat kleine Partien des Papiers zu billigem Preis zum Verkauf aus. Es erscheinen infolgedessen niedrige Kursnotizen im Kursblatt und der Kommissionär verlangt nun von dem Kunden zur Deckung seines angeblichen Risikos die für diesen Fall vereinbarten »Nachschüsse«. Leistet sie der Kunde nicht oder nicht rechtzeitig — und oft ist in den Geschäftsbedingungen Zahlung innerhalb 24 Stunden ausbedungen —, so hat dies regelmäßig nach den Geschäftsbedingungen zur Folge, daß der Kommissionär berechtigt ist, den Kunden als im Verzug befindlich zu behandeln und zur »Zwangsregulierung« (s. o.) zu schreiten, worauf der Kunde die Differenz zu zahlen hat. Diese unlautern Manipulationen sind aber sehr erschwert bei Papieren großen Betrages, deren Preis schwer zu beeinflussen ist, und die Versuchung dazu besteht

ferner wesentlich da, wo dieselbe Person zugleich Kommissionär — also Vertrauensmann des Kunden — und selbst Spekulant für eigene Rechnung ist. — Jeder Reformversuch würde hier einzusetzen haben. —

Allein vom Standpunkt der Gesamtheit wichtiger als die Frage, ob und wie das Publikum gegen die Folgen seiner eigenen Spielsucht geschützt werden kann, ist die Frage, welchen Einfluß die Formen des Geschäftsverkehrs, speziell der Terminhandel, auf die Art, wie die Börse ihre wichtigste Funktion, die Preisbildung versieht, ausüben. Auch hier sind Vorzüge und Schattenseiten des Terminhandels fast untrennbar vermischt. Ohne Zweifel versieht er in technisch vollkommenster Weise die in hohem Grade nützliche und dem spekulativen Handel wesentliche Funktion der Preisausgleichung. Dadurch, daß der Arbitrageur zugleich in Paris billig kauft und in London teuer verkauft, vermehrt er die Nachfrage dort und das Angebot hier, verteilt also die Vorräte örtlich. Dadurch, daß der Spekulant nach der Ernte in Erwartung einer Preissteigerung im Winter Getreide per Juni kauft und im Frühjahr per Juni verkauft, veranlaßt er im Winter einen Teil der Besitzer von Getreide, dasselbe nicht jetzt loko loszuschlagen zu niedrigem Preise, sondern auf Juni-Termin zu dem Preis, den der Spekulant für diesen verspricht, also bis zum Heranrücken dieses Termins auf Lager zu behalten, er vermindert also das Barangebot jetzt und steigert die für künftig aufbewahrten Vorräte, verteilt sie also zeitlich, über das Jahr hin[1]). Die schroffen Schwankungen der allgemeinen Preislage, die ohne Spekulation bestehen würden, werden dadurch gemildert. Aber allerdings: an Stelle der großen, steilen Preiswogen tritt ein täglich vibrierendes Wellengekräusel. Denn die Spekulation ist, da sie in ihrem Erfolg gänzlich von der Entwicklung der Kauf- oder Verkaufsneigung der Beteiligten abhängt, sehr empfindlich gegen jeden Vorfall, bei dem eine noch so unbestimmte Möglichkeit dafür besteht, daß er auf die jetzige oder künftige Kaufneigung irgendeinen Einfluß übe. Jeder starke Regenguß in der Erntezeit macht sich in den Termingetreidepreisen fühlbar, und jede politische Nachricht — auch die

[1]) Diese Wirkung vollzieht sich zwar in Wirklichkeit zumeist nicht ganz in dieser unmittelbaren Form, sondern etwas komplizierter, namentlich unter Dazwischentreten des Reportgeschäftes. Aber der Weg, auf dem sie erzielt wird, ist im Prinzip und Erfolg völlig derselbe.

unwahre — wirkt auf die Preise zahlreicher Papiere. Diese in ihren Ursachen oft nicht ganz zu durchschauende Unruhe in den Preisen ist naturgemäß namentlich in Produkten für die Erzeuger hie und da unbequem. Dazu tritt der in gewissem Sinn zutreffende Vorwurf, daß der Terminhandel auch der künstlichen Preisbeeinflussung im egoistischen Interesse großer Bankhäuser oder einzelner Spekulanten besonders leicht zugänglich sei. Dies ist zunächst ganz allgemein deshalb in gewissem Maß der Fall, weil der Terminhandel auch dem, der kein eigenes Kapital besitzt, den Zutritt zur Spekulation erleichtert. Die große Schar der kleinen, fast nur mit einer guten Lunge, Notizbuch und Bleistift ausgerüsteten Spekulanten aber und ebenso das urteilslose Publikum haben im allgemeinen gar keine andere Wahl, als einer »von oben« — d. h. von den großen Banken — ausgegebenen Parole zu folgen, wenn also von dort her die Preise durch teure Kaufangebote aus irgendeinem Grunde in die Höhe getrieben werden, auch ihrerseits blindlings auf Spekulation zu kaufen. Jeder weiß dabei genau, daß diese Steigerung der Preise einmal dem Gegenteil Platz machen wird, hofft aber, daß dies erst eintreten werde, wenn er schon mit Gewinn realisiert hat, so daß der sicher zu erwartende Verlust einen andern treffe, — wie beim »schwarzen Peter«. — Zu diesem allgemeinsten Grunde der leichten Beeinflußbarkeit der Terminpreise treten noch spezielle, oft auf die technische Form des Termingeschäftes zurückgeführte Spekulantenkunstgriffe. Die grandiosesten Formen, in denen sich solche Manipulationen vollziehen, sind die sogenannten »Corners« oder »Schwänzen«. Sie bestehen darin, daß ein einzelner nach einer Richtung (insbesondere à la hausse) engagierter Großspekulant oder mehrere, die sich dazu verbinden, den entgegengesetzt Interessierten die Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten am Termine unmöglich zu machen suchen, um ihnen dann einen Abstandspreis zu diktieren. So ließ der russische Finanzminister, um die Baissespekulanten in Rubelnoten an der Berliner Börse zu ruinieren, durch ein Berliner Bankhaus unter der Hand annähernd sämtliche Rubelnoten, die am Berliner Markt vorhanden waren, aufkaufen, so daß die Baissespekulanten, die dies nicht bemerkt hatten, als der Termin herankam, an dem sie zu liefern hatten, keinerlei Noten zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeit zu kaufen oder zu leihen vermochten und sich schließlich an den russischen Finanzminister selbst wenden

mußten mit der Bitte, ihnen solche durch das gedachte Bankhaus verkaufen zu lassen. Immerhin sind solche Vorgänge, die in Deutschland, auch wenn man Jahrzehnte zurückrechnet, höchstens nach Dutzenden zählen, schnell vorübergehende, mit dem Zusammenbruch einiger Spekulantenexistenzen und zwar schließlich meist der »Corner« selbst endende Fiebererscheinungen, und sie sind vor allem keineswegs an die Form des Termingeschäfts gebunden, sondern bei uns sogar meist in einer hier nicht im einzelnen wiederzugebenden Weise mittels »Kassa«geschäften ins Werk gesetzt worden.

Die wirklich dem Terminhandel als solchem ganz allgemein zu machenden Vorwürfe führen fast alle auf die erleichterte Heranziehung urteilsunfähiger und vermögensloser Spekulanten zurück. Diese Erleichterung ist aber nur die Kehrseite der durch ihn bewirkten »Markterweiterung«, deren positive Bedeutung für die nationale Volkswirtschaft wir oben in ihren Hauptzügen kennen lernten. Vom politischen und ökonomischen Machtinteresse einer Nation aus ist es nicht angängig, um dieser Schattenseiten willen einseitig den Terminhandel in einem Artikel bei sich zu verbieten und dadurch anstatt der erstrebten Unterdrückung der Spekulation lediglich diese, damit aber auch den für diesen Artikel maßgebenden Markt ins Ausland zu drängen und dessen Finanzkraft zu stärken. Die größere Versuchung zum Spiel für das einheimische Publikum und die dadurch verschuldeten Verluste desselben müssen als Teil der Kriegskosten im Ringen der Nationen um die ökonomische Herrscherstellung getragen werden. Nur eine internationale Vereinbarung hätte da in Frage kommen dürfen, wo die Beseitigung des Terminverkehrs im einzelnen Falle erwünscht ist [1]).

Was eine rationelle, von den Interessen der Machtstellung Deutschlands ausgehende Börsenpolitik auf dem Gebiete der Verkehrskontrolle hätte erstreben sollen, liegt m. E. — soweit nicht technische Einzelheiten, wie die Art der Kursnotiz, die

[1]) Daß es solche Fälle gibt, ist kein Zweifel. Ich kann aber im einzelnen hier schon des Raumes wegen darauf nicht eingehen. Es gehört dahin z. B. vielleicht der Kammzug, ein Halbfabrikat, bei dem, anders als bei Rohstoffen, deren Produktion lange Ernteperioden erfordert, jede Preissteigerung leicht eine Ueberproduktion hervorrufen kann. — Getreide gehört zur Zeit vom deutschen Interessenstandpunkt aus m. E. nicht dahin. Das Verbot, welches der Reichstag einseitig für das Inland ohne internationale Vereinbarung aussprach, war ausschließlich auf Stimmenfang berechnet und auch unter diesem Gesichtspunkt eine Torheit.

Regelung des Kommissionsgeschäftes, die Vorschriften über die Bedingungen des Getreideterminhandels in Frage kommen — nur in folgenden ungefähren Richtungen: Unnütz und schädlich ist die unmittelbare Mitwirkung kapitalloser Spekulanten am Börsenverkehr, erwünscht deshalb, wennschon gewiß nicht ganz leicht durchführbar, das Erfordern eines Vermögensnachweises bei der Zulassung. Schädlich und zu verhindern ist die Spekulation in »kleinen« Papieren, aber nicht nur in Form des Terminhandels. Da die Bildung eines spekulativen Marktes, auch wo die Spekulation sich in die Form des Kassageschäfts kleidet, nicht leicht dauernd verborgen bleiben kann, könnte ihr durch Versagung der Kursnotiz und Verbot aller Zeitungsberichte wirksam genug entgegengetreten werden. Streng zu verbieten wäre die Wiedergabe von Kursen irgendeines an deutschen Börsen nicht zugelassenen Papiers in deutschen Zeitungen sowie Nachrichten über dasselbe überall da, wo nach Ermessen der betreffenden Instanz der Verdacht einer irgend umfangreicheren Einschleppung dieses Papiers in den Besitz deutscher Kapitalisten unter Umgehung der deutschen Börsen begründet erscheint. Im übrigen wäre den staatlichen Gewalten ein Aufsichts- und Einspruchsrecht gegen den börsenmäßigen Handel in jedem Objekt im allgemeinen und den Terminhandel im speziellen zuzuweisen gewesen. Bezüglich des letzteren wäre aber von dieser Befugnis im allgemeinen nur im Falle der Erzielung internationaler Vereinbarungen für die einzelnen Gegenstände, für welche das Verbot erwünscht erschiene, Gebrauch zu machen gewesen. Im übrigen hätte man lediglich die Verleitung unerfahrener und leichtsinniger Personen zu Spekulationen so, wie es durch das Börsengesetz geschehen ist, unter Strafe stellen sollen. —

Der Durchführung rein theoretisch-moralischer Forderungen sind eben, so lange die Nationen, mögen sie auch militärisch in Frieden leben, ökonomisch den unerbittlichen und unvermeidlichen Kampf um ihr nationales Dasein und die ökonomische Macht führen, enge Grenzen gezogen durch die Erwägung, daß man auch ökonomisch nicht einseitig abrüsten kann. Eine starke Börse kann eben kein Klub für »ethische Kultur« sein, und die Kapitalien der großen Banken sind so wenig »Wohlfahrtseinrichtungen« wie Flinten und Kanonen es sind. Für eine Volkswirtschaftspolitik, welche diesseitige Ziele erstrebt, kön-

nen sie nur eins sein: Machtmittel in jenem ökonomischen Kampf. Sie wird es gern begrüßen, wenn auch das »ethische« Bedürfnis diesen Institutionen gegenüber zu seinem Rechte gelangen kann, aber sie hat die Pflicht, in letzter Linie darüber zu wachen, daß fanatische Interessenten oder weltfremde Apostel des ökonomischen Friedens nicht die eigne Nation entwaffnen.

Literatur zur Einführung.

1. Ueber die Effektenbörse:

Salings Börsenpapiere, bearbeitet von Siegfried. Band I (in ihrer Art sehr gute Darstellung der technischen Seite des Effektenhandels).

Struck, Die Effektenbörse. Eine Vergleichung deutscher und englischer Zustände. Leipzig 1881 (stellt namentlich die höchstentwickelte Fondsbörse der Welt — London — auf Grund englischen Materials dar).

Ehrenberg, Die Fondsspekulation und die Gesetzgebung. Berlin 1883. (Geschichte des Kampfes der Gesetzgebung mit der Spekulation und dem sogenannten »Differenzgeschäft«.)

2. Ueber die Produktenbörse:

Fuchs, Der Warenterminhandel, seine Technik und volkswirtschaftliche Bedeutung. Leipzig 1891 (kurz, zur Einführung sehr geeignet).

Schumacher in einer Serie von Aufsätzen in Konrads Jahrbüchern, Band 64 f., speziell über amerikanischen Getreideterminhandel (bisher beste Einzeldarstellung ihrer Art).

3. Zur deutschen Börsenreform:

Die zahlreichen Ausgaben und Kommentare des Reichsbörsengesetzes.

Ferner der Bericht der Börsen-Enquete-Kommission (in billiger Oktavausgabe).

Eine Verarbeitung des Materials, welches die sehr umfangreichen, 5 Foliobände füllenden Enquete-Verhandlungen geliefert haben, habe ich in der »Zeitschrift für Handelsrecht«, Band 43 f., versucht.

Eine andere erscheint u. d. Titel: Börsenreform in Deutschland von Pfleger und Gschwindt, bisher 2 Hefte. 1896.

Im übrigen ist zu vergleichen insbesondere: G. Cohn, Zur Börsenreform 1895.

Agrarstatistische und sozialpolitische Betrachtungen zur Fideikommißfrage in Preußen (1904).

Der längst erwartete »Entwurf eines Gesetzes über Familienfideikommisse« liegt seit dem Herbst 1903 in »vorläufiger« Redaktion in zwei voneinander in einigen Punkten abweichenden Fassungen vor, von denen wir hier die im Verlage der »Post« erschienene, mit einer Begründung versehene spätere Lesart zugrunde legen [1]). Das in Aussicht genommene Gesetz soll zunächst

[1]) Aus der Literatur über den Entwurf seien hervorgehoben die Aufsätze von

1. Conrad in seinen Jahrbüchern 1903 (Bd. 81) S. 507 ff., mit dem ich mich in allen wesentlichen Punkten in erfreulicher Uebereinstimmung befinde.
2. Dr. Wygodzinski und
3. Sering, beide in Schmollers Jahrbuch (1904, Heft 1, S. 47 f. bzw. 61 f.), auf die zurückzukommen sein wird.
4. Prof. M. Wolff (Berlin), Die Neugestaltung des Familienfideikommißrechts in Preußen. Berlin 1904, Carl Heymanns Verlag — eine sehr gut geschriebene wertvolle Kritik der juristischen Konstruktion des Entwurfs, die uns als solche hier nicht interessiert, nebst kurzem Resumé der prinzipiellen Standpunkte de lege ferenda.

Aus der vorhergehenden Literatur des letzten Jahrzehnts seien erwähnt:

1. P. Hager, Familienfideikommisse, Jena 1895 (Bd. VI, Heft 5 der Elsterschen »Studien«), — eine mäßige Doktordissertation ohne wissenschaftlichen Wert. Den Motiven hat sie offenbar als Hauptquelle gedient, besonders für die Ansichten der »Gegner« der Fideikommisse.
2. Eugen Moritz, Die Familienfideikommisse Preußens. Berlin 1901. Ich würde diese Schrift, die mir erst jetzt vor Augen kommt, nicht erwähnen, wenn nicht der Verf., der seinerzeit die Arbeit in meinem Seminar begann, dann nach auswärts ging, meiner als seines »hochverehrten Lehrers« in der Vorrede gedächte. Die Verantwortung für die Art ihrer Ausführung muß ich ablehnen. Wie diese ausgefallen ist, dafür nur ein Beispiel: Der Verf. erörtert die Bevölkerungsabnahme in manchen Kreisen des Ostens und meint (S. 41): »Wir sind geneigt, den Rückgang der Bevölkerung nicht auf Konto der Gutsbezirke, sondern der Landgemeinden zu setzen, welche beide bei dieser Betrachtung nicht zu trennen waren, da hier jedes amtliche Material versagt.« Diese Bemerkung ist seitens des Verf. ein starkes Stück. Aus dem Gemeindelexikon, auf welches

den überaus buntscheckigen Rechtszustand, der zur Zeit in Preußen besteht, vereinheitlichen und mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch in ein klares Verhältnis setzen: zu diesem Zweck wird den bestehenden Fideikommissen bei Strafe des Erlöschens die Unterwerfung unter alle wesentlichen Bestimmungen des neuen Rechts auferlegt. Es verfolgt darüber hinaus den Zweck, das Institut mit dem modernen »Rechtsempfinden« so weit in Einklang zu bringen — als dies eben möglich ist; und endlich wird — wie wir noch sehen werden — ganz offensichtlich beabsichtigt, das Institut zu propagieren und deshalb insbesondere durch Schaffung unzweideutiger einheitlicher und privatwirtschaftlich zweckmäßiger Rechtsnormen die Fideikommißinteressenten zu deren Benutzung zu ermutigen und ihnen jede etwaige Besorgnis zu benehmen, es könne eines Tages gegen das ganze Institut gesetzlich vorgegangen werden.

Die für uns wesentlichsten Bestimmungen des 245 Paragraphen umfassenden Entwurfes sind in summarischstem Auszug die folgenden: Jede [1]) neue Errichtung von Fideikommissen soll künftig königlicher Genehmigung unterliegen, Erweiterungen bestehender

---

der Verf. von mir hingewiesen war und welches er S. 12 selbst zitiert, können nicht nur jene Zahlen getrennt festgestellt, sondern die Bewegung der Bevölkerung für jede einzelne Gemeindeeinheit, auch jedes Fideikommißgut, ermittelt werden, und eben diese mühsame — dem Verf. zu mühsame —, aber unter Umständen recht lohnende Aufgabe hatte ich ihm s. Z. gestellt. — Ich meinerseits mußte mich, da ich z. Z. mit weit abliegenden anderen Arbeiten befaßt bin, nachstehend meist mit der Verwertung einigen Zahlenmaterials begnügen, welches ich vor Jahren zum Zweck einer größeren agrarstatistischen Arbeit über den landwirtschaftlichen Kapitalismus zusammengestellt bzw. überwiegend selbst errechnet hatte. Wenn ich auf diese Arbeiten demnächst einmal zurückkomme, hoffe ich dasselbe zu ergänzen. Wie lückenhaft es ist, empfinde ich selbst am peinlichsten. Mehr als illustrativen Wert haben meine Zahlen nicht. — Die Fideikommißstatistik knüpft an die Arbeiten Everts (Z. des preuß. Stat. Bureaus 1897, S. 1 f.) und Kühnerts (das. 1902, S. 134 f.) an, durch welche die älteren bahnbrechenden Leistungen Conrads heute meist, jedoch keineswegs in allen Punkten, überholt sind.

Wirklich schlüssige neue Ergebnisse über die Wirkung der Fideikommisse könnten nur umfassende, auf gründlicher langdauernder Autopsie und historischen Studien beruhende Spezialarbeiten über die hauptsächlichen Fideikommißdistrikte in Vergleichung mit anderen geben, vorausgesetzt, daß die nötige Unbefangenheit des Arbeiters außer Zweifel steht. Heute, wo feststeht, »was herauskommen wird«, sind solche Arbeiten, wenn amtlich unterstützt, nach allen Erfahrungen schwerlich noch zu gewärtigen.

[1]) Bisher nach dem Preuß. Landrecht nur bei mehr als 30 000 Mk. Ertrag und Erweiterung bestehender Fideikommisse über diesen Betrag hinaus. In Hannover bestand keine Genehmigungserfordernis.

Fideikommisse um Grundstücke von mehr als 10 000 Mark Wert nur ebenso, andere mit ministerieller Genehmigung zulässig sein. Die wichtige Bestimmung über den bei der Errichtung fälligen Fideikommißstempel fehlt noch. Gegenstand fideikommissarischer Bindung soll nur ein der Hauptsache nach land- oder forstwirtschaftlich genutztes Grundstück sein können, andere Vermögensgegenstände nur als Zubehör eines solchen, Kapitalien nur als eine mit landwirtschaftlichen Grundbesitz verbundene Kapitalstiftung, insbesondere als Meliorationskapital (Verbesserungsmasse), als Abfindungs- und Ausstattungsstiftung für die Angehörigen des Besitzers (s. u.), sonst aber nicht in einer den hundertfachen Betrag des Jahreseinkommens aus dem landwirtschaftlichen Besitztum übersteigenden Höhe. Das Fideikommißgut muß ein Einkommen von mindestens 10 000 [1]) Mark (nach Abzug aller Jahresleistungen) aus dem landwirtschaftlichen Grundbesitz nachhaltig zu gewähren imstande sein, davon mindestens 5000 Mark aus einer ein wirtschaftliches Ganze bildenden Besitzung, und es dürfen ferner die für Schuld, Zinsen und Amortisation, für Abgaben und gesetzliche Verpflichtungen des Besitzers, auch solche, die der Gesetzentwurf ihm auferlegt, aufzubringenden Beträge nicht mehr als die Hälfte des Ertrages des Grundbesitzes in Anspruch nehmen [2]). Die Fideikommißerbfolge ist stets agnatische Primogeniturerbfolge [3]), vorbehaltlich bestimmter Fälle der Anwartschaftsunwürdigkeit. Die Verfügungsgewalt des Fideikommißinhabers ist nicht unerheblich erweitert. Nach dem preußischen Landrecht bedarf es in allen Fällen der Veränderung der Substanz des Fideikommißgutes, bei Abverkauf, Verpfändung oder sonstiger Belastung, eines von der Fideikommißbehörde aufzunehmenden und zu bestätigenden einstimmigen Familienschlusses. Ohne einen solchen ist eine Verschuldung nur in bestimmten Fällen einer genau umschriebenen unverschuldeten außerordentlichen Notlage zur Erhaltung des Fideikommisses, oder nach Maßgabe des Landeskulturrentenbankgesetzes usw., Abveräußerung nur bei Enteignung und bei kleineren Parzellen nach Maßgabe der Rentengutsgesetzgebung möglich. Der Entwurf setzt außer für Fälle, welche direkt den Bestand des Fidei-

[1]) Bisher nach Landrecht 7500 Mk. einschließlich Kapitalzinsen, in Hannover 3600 Mk.

[2]) Aehnlich, jedoch im einzelnen abweichend, ALR. II 4, § 51 f.

[3]) Nach ALR. entschied bisher die Verfügung des Stifters.

kommisses überhaupt oder in seiner bisherigen Beschaffenheit berühren, an die Stelle des Familienschlusses die (in gewissen Fällen der Genehmigung der Fideikommißbehörde bedürftige) Zustimmung des Familienrates, der von der Fideikommißbehörde nach bestimmten Regeln aus der Reihe der Familienmitglieder zu bestellen ist. Dies gilt namentlich für Belastungen — die daneben einmal regelmäßig an eine Verschuldungsgrenze (⅔ des Ertragswerts) und ferner an bestimmte begrenzte Voraussetzungen (nachhaltige Verbesserungen, öffentliche Pflichten) geknüpft sind —, für die an ähnliche Voraussetzungen geknüpfte Veräußerung »kleinerer Teile« des Besitztums, ferner auch für die Aufstellung der für Forsten und Bergwerke vorgeschriebenen Wirtschaftspläne und für die Kapitalanlage. Er gestattet dem Fideikommißbesitzer, in den wichtigsten Fällen einer grundlosen Verweigerung diese Zustimmung durch Anrufung der Fideikommißbehörde ergänzen zu lassen. Der Abschluß von Pachtverträgen auf kürzere Zeit (6 Jahre) und von Arbeitsverträgen wird dem Fideikommißbesitzer in Abänderung des geltenden Rechts auch ohne Konsens mit Wirkung gegen den Nachfolger gestattet, und für die regelmäßigen Verwaltungsgeschäfte bleibt er von jeder Genehmigung entbunden, die also nur für wesentliche Umgestaltungen der Wirtschaft (z. B. Uebergang zur Weidewirtschaft u. dgl.) erforderlich ist. Der Fideikommißbesitzer ist — eine wichtige und, wie anzuerkennen ist, sehr wertvolle Neuerung im Anschluß an das allerdings vom Entwurf in nicht durchweg zweckmäßiger Weise abgeänderte sächsische Institut der Familienkasse [1]) — verpflichtet, aus den Einkünften des Fideikommisses 3 verschiedene Kapitalfonds aufzusammeln, sofern nicht schon der Stifter dieselben in einer bestimmten Minimalhöhe mitgestiftet hat. Zur Ausstattung und zur Abfindung bedürftiger und, wenn die Mittel reichen, auch anderer Familienangehöriger bestimmter Verwandtschaftsgrade soll je eine Ausstattungs- und eine Abfindungsstiftung errichtet und durch jährliche Beiträge von mindestens $^1/_6$ des Jahreseinkommens bis zur Erreichung eines in »angemessener« Höhe vom Stifter, eventuell von der Behörde, festzusetzenden Höchstbetrages der Kapitalien gespeist werden. Daneben ordnet der Entwurf die Ansammlung einer »Verbesserungsmasse« an, für

[1]) Ueber diese uns hier weniger interessierenden Fragen s. v. Köller in der »Kreuzzeitung« 1903, Nr. 383 ff.

welche in »angemessener« Höhe und bis zur Erreichung des auf das Hundertfache des Fideikommißeinkommens festgesetzten Höchstbetrages Beiträge vom Besitzer zu leisten sind. Sie soll regelmäßig nur für Erhaltung und nachhaltige Verbesserung des Fideikommißgutes Verwendung finden dürfen. Die Bestimmung über die, wie aus dem allem hervorgeht, höchst einflußreicheFideikommißbehörde fehlt noch. Als unbedingt souveränes höchstes Organ bleibt endlich die zum »Familienschluß« versammelte Familie, welche alles, auch die Auflösung des Fideikommisses beschließen kann, bestehen.

Uns interessiert nun hier von dem Inhalt des Entwurfes nur sein Gehalt an sozialpolitisch (im weitesten Sinne des Worts) bedeutungsvollen Bestimmungen. Deshalb bleiben die bloß technisch juristischen Vorschläge und ferner diejenigen außer Erörterung, welche die Sicherung der Interessen der Fideikommißanwärter und Familienmitglieder bezwecken [1]). Irgendwelche »ethische« Sentimentalität in bezug auf ihr Schicksal wäre übrigens wenig am Platze. Sie sind damit nicht so unzufrieden, wie oft geglaubt wird. Mit gutem Grund: sie betrachten, und mit Recht, die Zugehörigkeit zur Familie des Besitzers als Chance ersten Ranges für die Beamtenkarriere. Diese Anweisung auf die »Staatskrippe« ist ja eins der wesentlichsten Momente, die der Stifter von jeher in Betracht zog und künftig, nach den Aussichten, welche die Motive (S. 13) eröffnen, erst recht Anlaß hat, in Betracht zu ziehen.

Von den uns interessierenden Bestimmungen des Entwurfes fällt als, wenn auch praktisch unwichtig, so doch charakteristisch, zunächst die (scheinbare) Unterdrückung des Geld fideikommisses und die (ebenfalls scheinbare) Beschränkung der Fideikommisse auf land- und forstwirtschaftlich benutzten Boden auf, welche die Motive (S. 18) mit pathetischen, aber sachlich gehaltlosen, Worten begründen. Nun ist das reine Geldfideikommiß von praktisch geringer Bedeutung. Sieht man aber näher zu, so

[1]) In dieser Hinsicht ist die weitgehendste Bestimmung des Entwurfes der Vorschlag, dem Familienrat — nach eingeholter Zustimmung der Fideikommißbehörde — die Befugnis zu geben, vom Besitzer Rechnungslegung über das Vermögen zu verlangen (§ 22). Wenn Sering und andere diese Bestimmung für überflüssig oder gar gegen die »Würde« des Fideikommißbesitzers verstoßend halten, so wird jeder, der einmal praktisch die Interessen von Fideikommißanwärtern zu vertreten hatte, sie für die einzige halten, die zu einer materiellen Sicherung der Interessen derselben führen kann. Alle anderen Rechte funktionieren stets erst, wenn es zu spät ist.

unterdrückt der Entwurf auch gar nicht, wie es scheinen könnte, die Kapitalanhäufung, auch nicht die Anhäufung städtischen oder bergbaulich oder industriell genutzten Bodens in Fideikommißform — die Kapitalanhäufung erzwingt er vielmehr geradezu —, sondern er gibt lediglich den ländlichen Grundbesitzern das Monopol, nicht nur ländlichen Boden, sondern Boden jeder Art und Kapitalien in sehr bedeutendem Umfange fideikommissarisch zu akkumulieren. Das Fideikommiß soll also lediglich agrarisches Sonderrecht land sässiger Kapitalisten sein [1]). Vergegenwärtigen wir uns also, welche Rolle heute die Fideikommisse in der preußischen Agrarverfassung spielen.

I.

Die Fideikommißbildung hat, nachdem das Verbot, welches noch die Verfassung von 1850 enthält, bereits 1851 wieder aufgehoben war, seitdem ganz erhebliche Fortschritte gemacht und macht sie noch. Ueber die Hälfte (599 von 1119) der preußischen Fideikommisse sind in den letzten 50 Jahren neu entstanden, davon freilich ein Bruchteil — nicht ganz ein Drittel — durch Umwandlung von Lehen in Fideikommisse. Die Zahl der Neugründungen (also exkl. Lehenumwandlungen) hat sich 1880—95 gegen 1850—80 in den östlichen Provinzen nur in Posen und Westpreußen (aus politischen Gründen) nicht vermehrt, sonst in allen. In Schlesien und Brandenburg ist in den 15 Jahren 1880—95 mehr — in Schlesien um über ⅓ mehr — Boden neu gebunden worden als in den 30 Jahren 1850—80. Aber auch in der letzten Zeit schreiten die Fideikommißbildungen — und zwar im ganzen mit der Tendenz zur Beschleunigung, nicht zur Verlangsamung — vorwärts, wie die Nachweisungen für die Jahre 1895—1900 ergeben. In diesen Jahren ist die Fideikommißfläche um 3,58% gestiegen. Der Zuwachs dieser 5 Jahre, 75 000 ha, umfaßt eine Fläche, die von der Durchschnittsfläche eines ganzen

[1]) Mit einem Rittergut im Werte von 300 000 Mk. z. B. können eventuell neben Bergwerken und Fabriken auch Kapitalstiftungen von über 3 Millionen Mk. verbunden werden. Man kann also die Bestimmungen des Entwurfs kurz auch dahin formulieren: »Wer Kapitalien durch fideikommissarische Bindung nobilitieren will, muß $^1/_{10}$ davon in ländlichen Grundbesitz anlegen und bestimmte Teile derselben für Ausstattung und Abfindung von Angehörigen sowie als ‚Verbesserungsmasse' für speziell landwirtschaftliche Zwecke festlegen.« — Diese Formulierung bringt das, was der Entwurf will, ungeschminkter zum Ausdruck.

Landkreises nur in wenigen Regierungsbezirken mit sehr ungünstigem Boden übertroffen wird. Es finden sich unter den preußischen Landkreisen 10, welche hinter dem bloßen Jahreszuwachs z. B. des Jahres 1898 allein (24 098 ha) zurückbleiben. Die heute bestehenden Fideikommisse umfaßten 1900: 2 177 000 ha oder $^1/_{16}$ des gesamten Staatsgebietes. Städte, Wege, Wässer, Moore, Oed- und Unland eingerechnet, eine Fläche, welche diejenige der Provinz Westfalen erheblich übertrifft. In 33 Kreisen waren über $^1/_5$, in 6 über 40% der Fläche gebunden. Den Höchststand weist die Provinz Schlesien auf. Von den 26 Kreisen mit je mehr als 20 000 ha Fideikommißfläche gehören 17 der Provinz Schlesien, 3 der Provinz Sachsen an, also denjenigen Provinzen, in welchen der rein kapitalistische Charakter des landwirtschaftlichen Großbetriebes am konsequentesten entwickelt ist und speziell in ihrer Arbeitsverfassung am deutlichsten hervortritt.

Sieht man sich nun die Bodenkategorien an, welche die Fideikommißbildung mit Vorliebe ergreift, so zeigt sich, daß zunächst der Waldboden in besonders hohem Grade zur Fideikommißbildung neigt. Etwa 46% der Fideikommißfläche sind Waldungen. Zwar wäre es eine starke Uebertreibung, wenn man behaupten wollte — wie es früher geschah —, daß das Fideikommiß in erheblichem Maße einer drohenden Entwaldung steuere. In waldarmen Kreisen teilen auch die Fideikommisse diese Eigenschaft. Und selbstverständlich ist die Existenz jener 46% Waldbestände nicht Folge der Fideikommißeigenschaft des Bodens, sondern umgekehrt: die Eigenart der Forstwirtschaft — Länge der Umschlagsperiode und (relative) Bedeutungslosigkeit des Betriebskapitals — drängt speziell den Waldboden der fideikommissarischen Bindung zu. Aber immerhin ist die Chance, daß Walddevastationen unterbleiben, bei Fideikommissen doch wohl eine relativ starke, und es entspricht den allgemeinen Erfahrungen, daß die dem feudalen Empfinden von jeher eigene, kultur- und wirtschaftsgeschichtlich so höchst wichtige Freude am Walde der Qualität der Fideikommißwälder zugute kommt. Auch die hohen Durchschnittsreinerträge der Holzungen in manchen Fideikommißkreisen [1]) sprechen vielleicht, soweit

[1]) Zu vergleichen etwa die starke Differenz zwischen den Reinerträgen der Holzungen der Gutsbezirke gegenüber den Dörfern im Fideikommißkreise Militsch gegenüber dem Nachbarkreis Guhrau.

es sich um alte Fideikommisse handelt, dafür, obwohl natürlich im allgemeinen das Kausalverhältnis so liegt, daß gerade die besseren Waldlagen fideikommissarisch gebunden wurden [1]). — Wie steht es nun mit dem landwirtschaftlich nutzbaren Boden?

Die amtlichen Publikationen ergeben, daß auch hier die Fideikommisse die von Natur (oder durch Marktnähe) besser ausgestatteten Bodenlagen im allgemeinen bevorzugen, und zwar da, wo dies näher ersichtlich ist, in ganz auffallender Weise [2]). Natürlich muß man hier zwischen den Fideikommissen alten Bestandes, die aus großen Lehngütern hervorgegangen sind, welche naturgemäß vorzugsweise den verkehrs fernen rein agrarischen Gebieten angehörten, und denjenigen neueren Fideikommißbildungen unterscheiden, welche im Laufe der letzten Jahrzehnte vorgenommen worden sind. Was aber diese letzteren anlangt, so bestätigt eine speziellere Untersuchung der Grundsteuerreinerträge des landwirtschaftlichen Bodens, wie sie mit Hilfe des Gemeindelexikons und der Handbücher des Grundbesitzes möglich ist, jene Beobachtung, daß die Fideikommisse gute Bodenlagen bevorzugen, im ganzen — denn natürlich kreuzen sich allerhand »Zufälligkeiten« des gegebenen Besitzstandes damit — auf das eklatanteste [3]). Und zwar scheint es, daß dies im Laufe der letzten Zeit im ganzen in steigendem Maße

[1]) Dies tritt z. B. in der gegen den Nachbarkreis Guhrau besonders niedrigen Qualität der Bauernwälder im Fideikommißkreise Militsch hervor.

[2]) Wo immer der Grundsteuerertrag des gebundenen Bodens hinter dem Durchschnitt zurückbleibt, handelt es sich um alte Forstbestände. Wo dies nicht der Fall ist, steht der durchschnittliche Reinertrag der Fideikommisse höher, teilweise ganz erheblich höher als der Durchschnitt. So betrug er z. B. per ha in Mk. in: Königsberg 9,13 (gegen 7,47 durchschnittlich), Potsdam 10,26 (gegen 9,84), Stettin 13,68 (gegen 11,12), Schleswig 24,22 (gegen 19,69), Hannover 22,36 (gegen 13,32!), Stade 41,16 (gegen 21,22!), Wiesbaden 23,75 (gegen 16,71), Düsseldorf 32,73 (gegen 29,20). Man sieht, daß überall speziell die Nähe großer Kapitalzentren (Berlin, Hamburg, Hannover, Frankfurt, Rheinland) die Qualität des gebundenen Bodens in die Höhe treibt. Mit steigender Kapitalkraft wird es natürlich in steigenderem Maß geschehen, daß das Anlage und Nobilitierung suchende Kapital sich den besten Boden wegfischt und den schlechten den Bauern läßt.

[3]) Durch Stichproben bei Neugründungen leicht zu erweisen. — Es wird im ganzen nicht der aller beste Boden gebunden — er ist zu teuer, weil nur durch sehr intensive Kultur voll zu verwerten und vor allem ist gerade hier der Bruttostempel von 3% bisher störend —, sondern etwa die Garnitur »I^{b}«. Schlechter Boden gehört zu Fideikommissen in irgend beträchtlichem Umfang nur, wenn sie alte Fideikommisse — frühere Lehen usw. — sind.

der Fall ist, wie dies auch für die Jahre 1895—1900 die amtlichen Publikationen bestätigen. Das Fideikommiß sucht den Boden, der Grundrente, und möglichst hohe und risikofreie Grundrente, trägt. Es ist, soweit es nicht früheres Lehngut ist, eine spezifisch modern-kapitalistische Form der Rentenbildung, ganz ebenso wie die verzinslichen Wertpapiere [1]). Im Vaterlande der modernen kapitalistischen Landwirtschaft — England — ist diese seine Funktion: Scheidung von Bodenbesitz und Betrieb, von Rente und Unternehmerrisiko, am gründlichsten durchgeführt. Es erwächst überall aus dem Versuch, zugleich dem Verwertungsinteresse des Kapitals und den Interessen sozial herrschender Schichten an einem relativ stabilen »standesgemäßen« Einkommen Raum zu schaffen. Es ist die Form, in welcher »satte« kapitalistische Existenzen ihren Erwerb aus der stürmischen See des ökonomischen Kampfes in den Hafen eines »Otium cum dignitate« — einer briefadligen Rentnerexistenz — zu retten pflegen. Es fühlt sich daher am wohlsten da, wo guter Boden und Großgrundbesitz zusammentreffen mit einer starken bergbaulichen oder industriellen Entwicklung, welche (wie in Schlesien) Kapital für die Anlage in Grund und Boden »ausschwitzt«, zumal, wenn gleichzeitig niedrige Arbeitslöhne einer proletarisierten und dennoch — durch Parzellenbesitz — an den Boden gefesselten Landarbeiterschaft (wie wiederum in Schlesien)

[1]) Wenn Sering a. a. O. die Anhänger einer Ausdehnung der Fideikommisse als »Freunde einer antikapitalistischen Agrarreform«, ihre Gegner als Vertreter des »kapitalistischen Standpunkts« bezeichnet, so ist eigentlich das Bedauerlichste daran, daß er selbst — wie jeder, der ihn kennt, weiß — an die Bedeutung solcher ganz inhaltsleeren Wendungen aufrichtig glaubt. Wenn der Minister v. Miquel solche Wendungen zu politischen Reklamezwecken verwendete, so wußte er, daß er die Phrase in seinen Dienst nahm, wenn Nationalökonomen sie aussprechen, so ist das Dienstverhältnis das umgekehrte. — Man kann nur bedauern, daß z. B. auch in der Frage des ländlichen Erbrechts mit solchen Mitteln gearbeitet worden ist. Auch wer selbst stets durchaus der Meinung gewesen ist, daß sich für Gebirgsgegenden, marktferne Gebiete, überhaupt von Fall zu Fall sehr wohl über die Zweckmäßigkeit einer Aenderung im Erbtaxverfahren und über die Anordnung, daß dort bäuerlicher Besitz in dubio — d. h. mangels Testament — ohne Teilung unter Zugrundelegung des »Ertragswerts« vererbt werden solle, reden lassen würde, ja daß es Fälle gebe, wo geschlossene Hofgüter ihre Berechtigung haben können, mußte durch die widerliche Miquelsche Reklame, welche solche nach lokalen Verhältnissen rein sachlich zu diskutierenden Maßregeln der Erbrechtstechnik unter den pompösen und in diesem Zusammenhang lächerlichen Gesichtspunkt eines »Kampfes gegen den Kapitalismus« stellte, zum Protest gereizt werden. Ein »Kampf gegen den Kapitalismus« auf agrarischem Gebiet sähe anders aus als die Stümpereien, die heute sich als ein solcher gebärden.

die dauernde Erzielung hoher Grundrenten gewährleistet [1]). Die schlechten — d. h. die rentelosen — Böden meidet es. Die Kreise mit den ungünstigsten Bodenverhältnissen im Osten wiesen 1897 überhaupt keine Fideikommisse auf, und die von den Freunden des Instituts früher verbreitete Legende, das Fideikommiß sei das geeignete Mittel, auf schlechtem Boden den Großbesitz und Großbetrieb als »Träger der Kultur« zu erhalten, ist — solange man die Bindung besserer Böden nicht gesetzlich verbieten will — ein für allemal gründlich zerstört. Vielmehr zeigen die Tatsachen, daß die Fideikommisse gerade diejenigen Böden zu okkupieren trachten, welche infolge ihrer Eignung für intensive Betriebsformen, der Entwicklung zur Verkleinerung der Betriebe zustreben müßten oder, nach der offiziös-preußischen Theorie von der »glücklichen Mischung« der Betriebsgrößen, für bäuerliche, speziell »groß bäuerliche« Existenzen die Unterlage bilden könnten, während sie die schlechten, angeblich nur in Großbetrieben zu bewirtschaftenden, Bodenklassen ihrem Schicksal, das heißt der Besiedelung durch rentelose Wirtschaften, speziell im Osten durch mehr oder minder stark naturalwirtschaftliche (namentlich polnische) Parzellenbauern, überlassen. In wesentlich gesteigertem Maße wird dies natürlich der Fall sein nach dem etwaigen Inkrafttreten der neuen Getreidezölle, die ja — entsprechend der Maxime jedes Hochprotektionismus: »wer da hat, dem wird gegeben« — speziell die Grundrente der besten, der Weizenböden in die Höhe schrauben und speziell diese dadurch noch mehr »fideikommißfähig« machen.

Die Frage: wie wirkt nun diese in großen Gebieten schon ganz außerordentlich vorgeschrittene fideikommissarische Bindung des landwirtschaftlich genutzten Bodens ökonomisch und sozialpolitisch? ist von den Motiven auf 6 Seiten in ganz und gar unzulänglicher Weise behandelt. Ehe dazu Stellung genommen wird, einige »theoretische« Vorbemerkungen.

Von den verschiedenen Gesichtspunkten, unter denen man eine Agrarverfassung beurteilen kann, kommen, soweit sie in quantitativen, der Messung zugänglichen, äußeren Massenerscheinungen ausdrückbar sind, zunächst drei in Betracht, nämlich: 1. das

[1]) Die »günstigen Arbeiterverhältnisse« haben hier bei der Grundsteuerbonitierung ebenso wie bei den im Bodenverkehr gezahlten Preisen ihre Rolle gespielt.

Produktionsinteresse: möglichst viel Erzeugnisse von einer gegebenen Fläche, — 2. das populationistische Interesse: viel Menschen auf einer gegebenen Fläche, — 3. das — um es einmal ad hoc so zu nennen — »sozialpolitische«[1]: möglichst umfassende und gleichmäßige Verteilung des Besitzes an einer gegebenen Fläche. Soweit das platte Land in Betracht kommt, sind die beiden Interessen zu 2 und 3, im allgemeinen wenigstens, in bester Harmonie miteinander, während wenigstens bezüglich der Getreideproduktion beide mit dem Produktionsinteresse vielfach kollidieren. Es besteht nicht der mindeste Zweifel, daß, wenn es sich um die Erzeugung von möglichst viel Getreide von der gegebenen Fläche handelt, mindestens alle mittleren und kleineren bäuerlichen Besitz- und Betriebseinheiten schlechterdings vom Uebel sind, und wer die Deckung des deutschen Getreidebedarfs durch inländische Produktion anstrebt — sei es auch nur als ideales Ziel —, muß für deren Beseitigung, damit aber für die Schärfung der sozialen Gegensätze auf dem Lande und für die numerische Schwächung der Landbevölkerung eintreten und er betrügt andere oder sich, wenn er dies verschweigt. Hier gibt es kein »sowohl als auch«, sondern wenn man den technisch leistungsfähigsten Großbetrieb künstlich stützen will, so muß man insoweit die dauernde Verdünnung der ansässigen Landbevölkerung wollen. Und zwar würde, je kapitalintensiver die Wirtschaft betrieben werden soll, desto mehr sich die Bevölkerung zuungunsten wenigstens der relativen Bedeutung, oft auch der absoluten Zahl, der Landbevölkerung verschieben. Denn desto mehr wird ein Teil des »Ertrags des Gutes« in Wahrheit in den Kaligruben, Thomas-Hochöfen, Maschinenwerkstätten usw. der industriellen Gebiete produziert und ein anderer durch Saisonarbeiter, die auf dem Gut nicht ansässig sind, erzeugt, desto weniger also bleibt — relativ — Raum für die Verwendung einheimischer mit der Scholle verwachsener Arbeitskräfte, desto mehr von dem Arbeitslohn wird auswärts (in Russisch-Polen!), desto mehr von dem Arbeitsprodukt von städtischen Konsumenten, desto weniger von der ansässigen Landbevölkerung verzehrt. Auf eine möglichst einfache (und deshalb natürlich nur relativ gültige) Formel ge-

[1] Es soll damit hier noch gar kein Werturteil zugunsten dieses Gesichtspunktes kaptiviert werden.

bracht: Der bäuerliche Betrieb alten Schlages fragte: wie mache ich es, um möglichst viel Köpfe an Ort und Stelle auf der gegebenen Fläche durch ihre Arbeit zu ernähren? — der kapitalistische Betrieb fragt (das ist sein Begriffsmerkmal) wie mache ich es, um auf der gegebenen Fläche mit möglichster Ersparnis an unnötiger Arbeit ein möglichst großes Quantum Güter für den Absatz auf dem Markt disponibel zu machen [1])? Dieser höchst einfache Ausgangspunkt aller Be-

[1]) Man vergleiche etwa die Dichtigkeit der Siedlung auf guten und schlechten Böden, wie sie beispielsweise in folgenden sich in ähnlichen Relationen sehr oft wiederholenden Zahlen zutage tritt:

Im Kreise Militsch (Fideikommißkreis) kam 1885 in den Reinertragsklassen von pro ha Mk.:

		unter 10:	10—15:	über 15:
auf 1 Wohngebäude ha Ackerland und Wiesenfläche:	in den Dörfern	4,39	5,66	6,29
	auf den Gütern	49,8	43,7	55,6

Man sieht: dem besten Boden entspricht die dünnste Bebauung. Für den kapitalistischen Betrieb auf den besseren Böden ist eben das Wohnhaus der Arbeiter Teil der Produktionskosten. Die enorme Differenz zwischen Dörfern und Gütern spricht hier für sich selbst.

Es kam ferner in den gleichen Reinertragsklassen (spezifische Forstgüter mit mehr als 50% Wald ausgeschlossen):

		unter 10:	10—15:	über 15:
a) auf 1 Kopf ha Gesamtfläche:	in den Dörfern	0,79	0,87	0,95
	auf den Gütern	(5,82)	4,90	5,07
b) auf 1 Kopf ha Acker- und Wiesenfläche:	in den Dörfern	0,71	0,78	0,87
	auf den Gütern	(3,67)	3,23	3,82

Eine Serie weiterer ähnlicher Zahlen s. in anderem Zusammenhang unten S. 537 f.

Man sieht, daß mit steigender Bodenqualität, also steigender »Produktivität der Arbeit«, die Besetzung der bewirtschafteten Fläche nicht nur mit Gebäuden, sondern auch mit ortsanwesender Bevölkerung (Winterbevölkerung) die Tendenz zur Abnahme zeigt, wie die wegen des störenden Einflusses der Forsten am besten vergleichbaren Zahlen der Landgemeinden — innerhalb deren hier viel aufgekaufter und gebundener Gutsboden liegt — beweisen. Der schroffe Gegensatz zwischen Dorf und Gut, der diese Tendenz besonders deutlich illustriert, tritt auch hier hervor. Die eingeklammerten Zahlen für die unterste Klasse der Güter zeigen mit der nächsthöheren verglichen die Wirkung extensiven Betriebs. Die Abnahme der Siedelungsdichte auf der höchsten Stufe zeigt, daß Kapitalintensität und Arbeitsintensität der Wirtschaften verschiedene Wege gehen. Der beste Boden trägt auch bei den Gütern, wie die Zahlen ad b zeigen, die geringste Zahl von ortsansässigen Menschen. Ich kann hier diese in mannigfachen Abschattierungen an den sehr zahlreichen Beispielen anderer Kreise, die ich durchgerechnet habe, sich wiederholende Erscheinung nicht eingehender prinzipiell erläutern, behalte mir dies vielmehr für künftig vor. — Es ist nicht nur die Tendenz zur Saisonarbeit, sondern die Tendenz zum Arbeitsparen überhaupt, welche diese Erscheinungen in den kapitalistischen Betrieben hervorbringt. Auf den schlechten Böden der Dörfer hat für die Bevölkerungsverdichtung natürlich auch die gewerbliche Nebenarbeit ihre Rolle gespielt. Vgl. dazu die vortrefflichen Ausführungen Sombarts im 2. Band seines »Kapitalismus«.

trachtungen über die Wirkung des Großbetriebes und die sozial- und bevölkerungspolitische Kehrseite des Produktionsinteresses in der Landwirtschaft — sofern nämlich darunter Getreideproduktion im Fruchtwechsel mit Hackfrüchten verstanden wird — muß immer wieder betont werden. Wer nun der Meinung ist, daß die sozialen Kontraste im Osten der Abschwächung bedürftig seien, oder wer meint, daß es heute vor allem gelte, soviel selbständige landwirtschaftliche Existenzen wie nur irgend möglich auf den dünn besiedelten, der Abwanderung und der Ueberschwemmung durch Ausländer oder doch Stammfremde preisgegebenen Boden des Ostens zu setzen, der muß für den Osten die Beseitigung aller Institutionen verlangen, welche dem direkt entgegengesetzten Ziele zustreben, gleichviel, ob dadurch eine Schädigung der Produktionsinteressen — wie dies wenigstens für das Getreide wahrscheinlich ist — eintritt. Viele deutsche Landleute müssen ihm mehr wert sein als viel deutsches Korn. — Uebrigens läßt sich heute auch nicht die allerentfernteste »Gefahr« eines Verschwindens oder auch nur einer dem Getreide-Produktionsinteresse in fühlbarer Weise zuwiderlaufenden starken Reduktion des Großbetriebes für den Osten wahrscheinlich machen. Was dort — z. B. etwa in Pommern — an Reduktion der Großbetriebsfläche vor sich geht, ist in weit überwiegendem Maße eine Reduktion der Betriebsgröße auf ein technisch erträgliches Maß. Bei Aufhebung aller Fideikommisse, stufenweiser Beseitigung aller Getreidezölle, progressiver Bodenbesitzbesteuerung und einer noch sehr verstärkten inneren Kolonisationstätigkeit würden nach hundert Jahren im Osten noch so außerordentlich zahlreiche Exemplare von Grafen, Freiherrn und Rittergutsbesitzern übrig sein, daß jeder gefühlvolle Romantiker sich an ihnen über Bedarf erquicken könnte. Daß die Bäume der Bauernkolonisation nicht in den Himmel wachsen, dafür ist durch die historisch gegebenen, nur im Lauf vieler Generationen zu ändernden Verhältnisse — nur allzu sehr! — gesorgt. —

Die Motive machen nun keinen Hehl daraus, daß ihnen vor allem der Schutz des Großbesitzers — wie wir später sehen werden, auch des Großbetriebes — am Herzen liegt. Seine Verminderung betrachten sie als diejenige Gefahr, welcher der Entwurf entgegentreten soll. Sie heben hervor, die Fideikommisse sollten einen Schutz bieten gegen die »fortschreitende Ueber-

schuldung des ländlichen Grundbesitzes, sowie gegen eine nicht der folgerichtigen Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse, sondern der Notlage des Besitzers entspringende Bodenzerstückelung«. Es wäre dankenswert, wenn die Motive angedeutet hätten, was denn die »folgerichtige« Entwicklung wäre und woher für sie der Maßstab zu gewinnen sei in einer auf Privateigentum gegründeten Gesellschaftsordnung? In jener wunderbaren Wendung hat aber lediglich das unklare Ineinanderschieben des Seienden mit dem Seinsollenden und die Unfähigkeit der Abneigung, mit klaren Begriffen zu arbeiten, wie sie der »romantischen« Schule eignet, ein Paradigma ihrer Konsequenzen geliefert. Denn die »folgerichtige Entwicklung« ist hier doch wohl einfach die, welche der Verfasser der Motive für erwünscht hält. Oder soll damit gesagt sein, daß in der Ueberschuldung — d. h. doch: in der zum ökonomischen Zusammenbruch führenden Verschuldung — gerade des Großbesitzes individuelle, vom ökonomischen Standpunkt aus »zufällige«, Momente zum Ausdruck kämen, da doch die technische Ueberlegenheit des Großbetriebes eigentlich eine geringere ökonomische Gefährdung des Großbesitzes bedingen müsse? Dann wäre der Satz einfach falsch und beruhte teils auf falschen tatsächlichen Annahmen, teils auf irrigen ökonomischen Ansichten. Gerade weil der Großbetrieb kapitalistische Markt-Produktion bedeutet, ist der ihm als Grundlage dienende Großbesitz — soweit Wirtschafter und Besitzer identisch sind — ganz »folgerichtigerweise« konjunkturen empfindlicher[1]). Tatsächlich unrichtig ist aber überdies die Behauptung, daß eine irgend — im Verhältnis zu anderen Besitzgruppen — ins Gewicht fallende »Bodenzerstückelung« im Bereich speziell des durch Fideikommisse zu schützenden Großbesitzes zu beobachten wäre, man müßte denn eine Zerstückelung, die bei ungestörtem Fortgang in mehreren Jahrhunderten den Großbesitz dann ernstlich bedrohen würde, wenn der »Zerstückelung« keinerlei Zukauf gegenüberstände, eine solche nennen. In allen anderen Besitzkategorien umfaßte

[1]) Dies zeigen folgende, nach den Angaben in der Publikation von Evert, Zeitschr. d. Preuß. Stat. B., Bd. 29, 1889, S. 146 f., errechnete Zahlen über 1. die Zahl und 2. die Gründe, welche in den Jahren 1886—1889 zur Zwangsversteigerung ländlicher Grundstücke führten:

1896—99 der Besitzwechsel prozentual mehr Fälle von »Abtrennung« und »Zerstückelung« als gerade im Großbesitz, und zwar im ganzen: je weiter nach unten hin, desto mehr[1]), und

Es entfallen		auf Betriebe bzw. Besitzungen von			
		unter 2 ha	2—10 ha	10—50 ha	über 50 ha
a) von der Betriebsfläche Proz.		1,52	14,68	37,90	45,90
b) von der zwangsversteigerten Besitzfläche Proz.	1886/87	0,79	5,10	15,99	78,12
	1887/88	0,81	5,02	15,50	78,67
	1888/89	0,77	5,87	15,72	77,64
	durchschnittlich	0,79	5,33	15,70	78,14
Die Durchschnittsfläche zu b) bleibt hinter dem nach der Betriebsverteilung (a) auf die Größenklasse entfallenden Quotenbetrag zurück (—) bzw. übersteigt ihn (+) um Proz.		— 48,1	— 63,7	— 58,6	+ 70,2
Als Gründe des Vermögensverfalles ist der Einfluß der Konjunkturen angegeben in Proz. der Fälle		2,58	4,03	7,21	15,52
Dagegen rein persönliche Verhältnisse (Wucher, Verschulden, Familienverhältnisse usw. Proz.)		71,75	63,15	57,21	45,01

Also zunehmende Bedeutung der allgemeinen Einflüsse der Marktkonjunkturen bei den größeren Betrieben. Ich habe mich über diese Frage und den Wert dieser Zahlen in meinem Gutachten über das Heimstättenrecht für den 24. Juristentag geäußert.

[1]) Kühnert, in der Ztschr. d. Pr. Stat. B., 1902 S. 1 f. Die Motive, welche die Arbeit des gleichen Verfassers über die Wanderungen (s. u.) sich nutzbar zu machen versucht haben, haben für diese sehr viel schlüssigeren Zahlen charakteristischerweise gar kein Auge gehabt, trotzdem aber das alte agrarische Schlagwort wiederholt. — Die wucherische »Güterschlächterei« wird wohl allseitig gleichmäßig beurteilt, ihre Tragweite aber, soweit der Großbesitz in Betracht kommt, ist im ganzen eine schlechthin minimale. — Die Zahlen der oben zitierten Abhandlung leiden vorläufig notgedrungen unter dem Mißstand, daß wir nicht wissen, welches Maß von Hinzuschlagungen den Abzweigungen gegenübersteht. Ferner natürlich unter einer gewissen Divergenz zwischen gezählter Besitzeinheit und Eigentumskomplex. Manche Auffälligkeit möchte damit zusammenhängen. Auch würden wichtige Resultate erst bei einer Entzifferung für weit kleinere Bezirke (der einzelnen Gerichte) hervortreten, namentlich stände erst dann die Erörterung über die Wirkungen des Erbrechts auf etwas festerem Boden. Aber wenigstens dieses Zahlenmaterial beschafft zu haben, bleibt trotzdem ein ganz hervorragendes Verdienst. Mehr darüber bei einer künftigen Gelegenheit.

das wird so bleiben, solange unsere Zollpolitik den nun seit 20 Jahren für den Osten ungefähr gleichmäßig hohen und jetzt noch zu steigernden, speziell den Großbetrieb und -besitz fördernden Getreidezollschutz nicht herabsetzt. Steigerung des den Großbesitzern zugute kommenden Zollschutzes, speziell des gerade den besten Böden zugute kommenden, und Anreiz zu fideikommissarischer Bindung gerade dieser Böden, verbunden mit — wie noch zu erörtern sein wird — erzwungener Erhaltung und Schaffung von Großbetrieben ist aber offenbar das ganz bewußte Ziel der Regierungspolitik.

Inwieweit dadurch auch nur das von den Motiven in den Vordergrund geschobene Getreideproduktionsinteresse gefördert wird, ist höchst fraglich. Denn es ist endlich auch unzutreffend, daß die Verschuldbarkeit des freien Großgrundbesitzes heute als ein irgend wesentlich ins Gewicht fallender Grund ökonomischer Rückständigkeit gegenüber den unverschuldbaren Fideikommissen angesprochen werden könnte, so oft und kritiklos dies auch geschieht. Daß die tatsächliche Verschuldung diese Rolle spielen kann, ist durchaus zuzugeben. Aber den ganz unzweifelhaft vorkommenden Fällen, wo ein überschuldeter Grundbesitzer, der nicht verkaufen will und nicht verpachten kann, sich in jahrelanger Agonie befindet, stehen ebensoviele Fälle unzulänglichen Betriebskapitals [1]) und relativ weit mehr Fälle unzulänglicher landwirtschaftlicher Kenntnisse von Fideikommißbesitzern mit alsdann noch viel länger dauernder Misere gegenüber, und nur bei großen Komplexen kann durch Verpachtung oder, infolge der ökonomischen Potenz der ganz großen Grundherrn, durch Gewinnung hervorragender Kräfte für die — heute keineswegs mehr unbedingt hinter der Selbstwirtschaft eines Offiziers a. D. zurückstehende — Administration [2]) und deren Ausstattung mit großen Betriebsfonds abgeholfen, und dann freilich oft sehr günstige Er-

[1]) Darin schafft natürlich für die Eigenwirtschaft auch die »Verbesserungsmasse« des Entwurfs, so dankenswert auch dieser obligatorische Sparzwang sonst ist, keinen entscheidenden Wandel, denn eben als Betriebskapital soll sie ja nicht verwendet werden. Die eventuelle technische Stärke des von »Besitzschulden« freien Betriebs wird nach wie vor durch Verpachtung bedingt sein.

[2]) Eine nähere Erörterung hierüber muß unterbleiben.

gebnisse erzielt werden: aber Voraussetzung ist dann eben, daß man — worauf wir noch oft zurückkommen — den Lieblingsgedanken von den fideikommissarisch gesicherten »Rückenbesitzern« aufgibt. Leider freilich werden notorisch und auch nach Ausweis der Güterlexika gerade auf großen Herrschaften immer noch Offiziere a. D. als die qualifiziertesten Administratoren und selbst Pächter angesehen. Eine Ueberlegenheit des selbstwirtschaftenden kleinen Fideikommißbesitzers vom Standpunkt des Produktionsinteresses aus aber ist generell in keiner Weise wahrscheinlich. Die armen, chronisch notleidenden Güter der östlichen sandigen Höhengebiete (Pommern, Preußen) meidet das Fideikommiß, auf den besten Boden ist der freie Besitzer dem kleinen selbstwirtschaftenden Fideikommißbesitzer höchstwahrscheinlich ganz erheblich überlegen, auf den mittleren findet jedenfalls schwerlich das Gegenteil statt. Die Statistik reicht — soviel ich sehe — nicht aus, um für die hier wesentlich in Betracht kommende Getreideproduktion etwas bestimmtes festzustellen [1]). Es bleibt also, wenn man irgendeinen verständigen Sinn jener Worte der Motive zu ermitteln sucht, nur die Annahme übrig, daß dem Verfasser dabei der oft besprochene Gegensatz der »Besitz-« und »Betriebs«schulden vorschwebte, und er die »Besitz«verschuldung schon um dieses Charakters willen für verwerflich erachtet. Nun muß hier der Nachweis, daß diese Unterscheidung keineswegs so einfach ist, wie die auf Rod-

[1]) Der einzige spezifische Fideikommißkreis, den ich bei Durchsicht einiger früher gemachter Notizen für die 5 Jahre 1888—1892 mit auffällig hohen Getreideerträgen, höheren als in den Nachbarkreisen ähnlicher Reinertragsklassen, notiert finde, ist Oels (große Herrschaften des Königs von Sachsen und des preußischen Kronprinzen, also finanziell potenter, nicht selbst wirtschaftender Großbesitzer). Der Fideikommißkreis Militsch stand hinter dem benachbarten Kreise Guhrau im Weizenertrag stärker zurück, als die Differenz der Bodenbonitierung erwarten läßt, ohne daß der ebenfalls pro Fläche weniger ertragende Roggen die Divergenz ausgliche. Der Fideikommißkreis Franzburg stand bei minimalen Differenzen des Grundsteuerertrages in allen jenen 5 Jahren hinter den Nachbarkreisen Greifswald und Grimmen im Weizenertrage zurück, außer in einem, wo er wenigstens den Kreis Grimmen etwas übertraf. — Doch ist mit den betreffenden Zahlen und ähnlichen nicht viel anzufangen, da entscheidend stets der im Osten immer negativ ins Gewicht fallende Anteil der kleineren Bauern an der Fläche ist. In den hauptsächlichsten Fideikommißkreisen (speziell Schlesiens) hat dieser aber allerdings, wie noch zu erörtern, die Tendenz, stärker zu steigen, als derjenige der mittleren Betriebe, also das Ergebnis herabzudrücken. — Den Viehstand lasse ich für diesmal unerörtert, obwohl natürlich gerade hier die Stärke der Bauern liegt, da für ihn wohl niemand von den Fideikommissen mit Großbetrieb Heil erwartet.

bertus fußende, und noch nicht über ihn fortgeschrittene Theorie annimmt, unterlassen werden. Nur auf eins sei hingewiesen: die fideikommissarische Bindung großer Teile des Bodens schränkt das für den Ankauf durch fachmäßig tüchtig vorgebildete Landwirte verfügbare Areal ein, steigert also natürlich — wenn nicht die Zahl derartiger Kaufreflektanten und damit der Zustrom von Intelligenz und Kapital ab nimmt — seinen Preis [1]) und damit die »Besitz«verschuldung des nicht gebundenen Bodens. Die später noch zu berührende Erscheinung, daß in spezifischen Fideikommißkreisen die Zahl der Kleinbauern besonders stark steigt, dürfte eben jener Verringerung des Bodenangebots im Verhältnis zur Nachfrage zuzuschreiben sein. Es gelangen nur die Leute zum Bodenkauf, die à fonds perdu Ersparnisse darin anlegen, um eine gesicherte Stätte der Verwertung ihrer Arbeitskraft zu gewinnen, — es sei denn, daß die Fideikommisse eine so starke Verminderung der landwirtschaftlichen Bevölkerung herbeiführen, daß jene verstärkte Nachfrage nicht eintritt [2]), daß sie also entvölkernd wirken.

Außer den bisher erörterten unzutreffenden theoretischen Bemerkungen beschränken sich die Motive zur Begründung des ökonomischen Werts der Fideikommisse, neben relativ breiten Ausführungen über die Bedeutung der Forstwirtschaft, auf die Hervorhebung der technischen Vorzüge des Großbetriebes, schließen aus dem Umstande, daß die neu gegründeten Fideikommisse gerade auf guten Böden zu entstehen pflegen, darauf, daß »die Behauptung, die Fideikommisse seien weniger intensiv bewirtschaftet« als andere Güter, unbegründet sei [3]), und spre-

[1]) Schon die gesteigerte Nobilitierung des Bodenbesitzes wirkt ja darauf hin. Ist doch die soziale Position des Gutsbesitzers einer der Hauptgründe der Ueberwertung des Bodens schon jetzt.

[2]) Ueber die grundsätzlichen Fragen der »Besitz«verschuldung ein andermal. — Richtig ist natürlich, daß die Grundrentenbildung, die in ihr sich äußert, das Agens der Trennung von Besitz und Betrieb, Rente und Unternehmerrisiko ist, welches in der Fideikommißbildung seinen konsequentesten Ausdruck findet. Eben deshalb ist diese ja — wie schon gesagt — ein echtgeborenes Kind des Agrarkapitalismus, der sich hier bis zu einem eigentümlichen Umschlag in eine verkehrslose Besitzorganisation unter Erhaltung der verkehrswirtschaftlichen Betriebsorganisation aufgipfelt. Daher die Vorliebe mancher Sozialdemokraten für das Fideikommiß, welches — theoretisch betrachtet mit Recht — als eine Staffel des »Expropriationsprozesses« aufgefaßt wird.

[3]) Allerdings ein wunderbarer Schluß. — Natürlich ist unter Anwendung

chen in vagen Redewendungen von jener sattsam bekannten »glücklichen Mischung« größerer, mittlerer und kleinerer Betriebe, welche zu erhalten und zu fördern das Ziel der Agrarpolitik sein müsse. Daraus geht zunächst wiederum nur das eine hervor, daß sie sich das Fideikommiß speziell als Stütze des Groß b e t r i e b e s denken, den sie, wie wir immer wieder sehen werden, mit dem Groß b e s i t z zu identifizieren bemüht sind. Im übrigen begnügen sie sich damit, hervorzuheben, daß die Fideikommisse nicht, »wie die Gegner des Fideikommißwesens es darstellen«, die ländliche A b w a n d e r u n g »in hervortretendem Maße« mit veranlassen. Auf diesen letzteren Punkt mag, da er eben schon berührt wurde, hier zunächst kurz eingegangen werden.

Vorauszuschicken ist dabei eins: Es ist kein Zweifel, daß starke B e w a l d u n g eines Gebietes, die natürlich regelmäßig mit sehr dünner Besiedelung desselben identisch ist, diese geringere einmal vorhandene Bevölkerung in relativ hohem Grade auf dem Lande festzuhalten geeignet ist infolge der Winterarbeitsgelegenheit, die hier im Gegensatz zu dem zunehmenden Saisoncharakter rein landwirtschaftlicher Großbetriebe geboten wird. Da nun der Wald in besonders hohem Grade nach fideikommissarischer Bindung strebt, und also Kreise mit starker Bewaldung besonders häufig Kreise mit viel Fideikommissen sind, so müßte man in den Fideikommißkreisen ganz allgemein eine besonders n i e d r i g e Abwanderungsziffer erwarten, o h n e daß aus einer solchen natürlich für die Wirkung der F i d e i k o m m i s s e, vollends der l a n d wirtschaftlichen Fideikommisse, irgend etwas folgen würde. Gerade die ganz großen Fideikommisse sind ferner a l t e n Ursprungs. Ihre Wirkung bzw. ihre N i c h t wirksamkeit auf die Bevölkerungsverhältnisse kann nicht aus der j e t z i g e n Wanderbewegung, sondern muß aus den D i c h t i g k e i t s ziffern geschlossen werden [1]). Sie haben ihre Wirkung: Verhin-

der nötigen Vorsicht die Annahme zulässig, daß bei s o n s t g l e i c h e n V e r h ä l t n i s s e n innerhalb eines Gebietes auf einen Bodenkomplex von höherer Ertragsfähigkeit auch auf hohe Erträge hingewirtschaftet werden wird. Auch ich werde sie hier mehrfach zu machen haben. Aber daraus, daß der werdenwollende Fideikommißbesitzer heute die guten Böden aufkauft, auf seine Qualität als B e t r i e b s l e i t e r zu schließen, ist denn doch ein starkes Stück. Es fragt sich gerade, was auf unter sich g l e i c h w e r t i g e m Boden der freie und der s e l b s t w i r t s c h a f t e n d e gebundene Besitzer im allgemeinen als Betriebsleiter zu l e i s t e n pflegen.

[1]) Wie es damit steht, kann daraus entnommen werden, daß auf einen hauptberuflich in der Landwirtschaft Erwerbstätigen im Durchschnitt der Provinz

derung der Vermehrung der selbständigen Bauern — schon in der Vergangenheit getan. — Ein Mitglied des preußischen statistischen Bureaus hat gleichwohl den Versuch gemacht, durch Nebeneinanderstellung von Kreisen, deren Eigenart in bezug auf Grundbesitzverteilung und Fideikommißbestand charakteristisch voneinander abweicht, den Beweis zu erbringen, daß die Fideikommisse in der Gegenwart die Wanderbewegung günstig, d. h. im Sinne der Verminderung der ländlichen Abwanderung beeinflußt hätten. Ich gehe unter dem Strich[1]) auf diese übrigens sehr verdienstlichen Ausführungen

---

Schlesien 2,72 ha land wirtschaftliche Nutzfläche (also exkl. Forsten) kamen, im Durchschnitt der schlesischen Fideikommißkreise dagegen 3,26 ha, daß also im Durchschnitt der Provinz die Dichte der hauptberuflich landwirtschaftlichen Bevölkerung um $^1/_5$ größer ist, als in den Fideikommißkreisen, trotz der in diesen letzteren — wie noch zu erörtern sein wird — so sehr zahlreichen Parzellenwirtschaften. Die liederliche Art, in der die schon früher erwähnte Broschüre von E. Moritz gearbeitet ist, tritt schon darin hervor, daß hier die ländliche Volkszunahme der Fideikommißkreise des Regierungsbezirks Oppeln als Beweis dafür angesprochen wird, daß die Fideikommißbesitzer die Landarbeiter durch »patriarchale« Vorsorge usw. an sich zu fesseln gewußt hätten. Ich entnehme einigen gelegentlich früher gemachten Notizen, daß 1895 von den Inhabern der ca. 105 000 Landwirtschaftsbetriebe dort 17 885 Landarbeiter, Knechte, Mägde, Tagelöhner, Forst- und Fischereiarbeiter, dagegen 41 319 hauptberuflich in anderen als landwirtschaftlichen Berufen tätig waren. Schon ein Blick in das Gemeindelexikon zeigt als Pertinenzen der Gutsbezirke: Zinkhütten, Eisenhütten, Bergwerke usw. Das sind die Mittel, die dortige »Landbevölkerung« zu halten.

[1]) Kuhnert greift diejenigen 33 preußischen Kreise heraus, in denen mehr als 20% der Fläche fideikommissarisch gebunden sind (Gruppe a). Diesen werden 20 andere mit wenig Fideikommiß-, aber viel allodialer Gutsfläche (Gruppe b), und endlich weitere 26 Kreise mit sowohl wenig Fideikommiß- als wenig Gutsfläche (Gruppe c) gegenübergestellt. Er gelangt nun zu dem Ergebnis, daß die Abwanderung der Bevölkerung der Landgemeinden und Gutsbezirke in den Fideikommißkreisen nicht sehr wesentlich andere Erscheinungen aufweise, als in den anderen. Speziell im Osten der Monarchie, auf den wir uns hier beschränken, sei aber 1875 bis 1900 in den Fideikommißkreisen die Abwanderung sogar geringer gewesen, als in den beiden anderen Gruppen, wenn schon erheblich höher, als im Durchschnitt der Monarchie. Letzteres führt der Verfasser auf das Eindringen der Industrie in die Landkreise des Westens zurück, ohne aber zu berücksichtigen, daß gerade die größten Fideikommißkreise des Ostens in Schlesien ganz spezifische Industriekreise sind. Er gibt in dieser Hinsicht zu, daß vielleicht »besondere örtliche Verhältnisse« die Zahlen auch des Ostens beeinflußt hätten, meint jedoch, daß diese »nicht ohne weiteres feststellbar« seien. Das ist mir, offen gestanden, unverständlich. Wir haben doch die Zahlen der Berufszählungen von 1882 und 1895 für jeden Kreis, und es konnte daraus die weit vorwiegend industrielle Qualität solcher Landkreise wie Schmalkalden, Waldenburg, Reichenbach und der oberschlesischen Fideikommißkreise ohne weiteres ersehen werden. Ferner aber kann man daraus auch die Ziffern speziell der land- und forstwirtschaft-

etwas näher ein, um zu zeigen, daß, soweit die Zahlen uns etwas Bestimmtes auszusagen gestatten, das Gegenteil davon richtig ist. Im übrigen aber ist niemals behauptet worden, daß die Rechtsform der fideikommissarischen Bindung des Bodens als solche unmittelbar die Abwanderung der Landbevöl-

lichen Bevölkerung für jeden Kreis berechnen und vergleichen. Und auf deren Berechnung muß es doch ankommen, da kein Verständiger glauben wird, daß die fideikommissarische Bindung des Bodens die Zahl etwa der Berg- und Hüttenarbeiterbevölkerung, wie sie gerade in den Landgemeinden und Gutsbezirken mancher der größten Fideikommißkreise Schlesiens in der großen Mehrheit ist, beeinflusse, und da überhaupt die Bewegung gerade der landwirtschaftlichen Bevölkerung das ist, was bei der ganzen Erörterung in Frage steht. Dabei ist nun natürlich die Beschränkung auf ein möglichst zusammenhängendes größeres Gebiet mit in sich ähnlichen Verhältnissen geboten, um Zufallszahlen, wie sie beim Herausgreifen einzelner, zerstreut liegender Fideikommißkreise unterlaufen würden, möglichst auszuschließen. Nehmen wir also das klassische Land der Fideikommisse, Schlesien, das einzige größere Gebiet, welches jene Eigenschaften und daneben besonders große Kontraste in dem Grade der Fideikommißbildung aufweist, und vergleichen wir die hauptberuflichen Erwerbstätigkeiten in den vom Verfasser in Betracht gezogenen schlesischen Kreisen 1882 und 1895, so zeigt sich, daß die landwirtschaftlich im Hauptberuf Erwerbstätigen in den 17 schlesischen Kreisen der Gruppe a sich von 1882 bis 1895 um 4,18% verminderten, während die landwirtschaftlich hauptberuflich Erwerbstätigen der zusammen 12 schlesischen Kreise der beiden anderen Gruppen sich im gleichen Zeitraum nur um 1,07% verminderten. Auf die 17 Fideikommißkreise kommen nur ebensoviele mit einer Zunahme der landwirtschaftlich Hauptberufstätigen wie auf die nur 12 Nichtfideikommißkreise. Die Abnahme der hauptberuflich in der Landwirtschaft Erwerbstätigen war also in den Fideikommißkreisen zusammen viermal so stark als in den Kreisen mit vorwiegend freiem Bodenbesitz, trotzdem doch die weit stärkere Bewaldung der Fideikommißkreise (die hier wie überall dem Schwerpunkt nach natürlich nicht Folge, sondern Ursache der Fideikommißbildung ist) das gerade umgekehrte Verhältnis keineswegs erstaunlich erscheinen lassen würde. Jener Unterschied der Abnahme ist aber um so bemerkenswerter, als bei den bekanntlich im Sommer stattfindenden Berufszählungen die Zahlen speziell der großen Güter infolge der Mitzählung der Saisonarbeiter stets erheblich zu hohe, und zwar infolge der steigenden Verwendung der Wanderarbeiter natürlich in steigendem Maße zu hohe sind — ein Umstand, welcher da, wo uns die Landkreise mit starkem Großgrundbesitz steigende Zahlen der landwirtschaftlichen Bevölkerung vortäuschen, stets sehr im Auge zu behalten ist. Jener Umstand kommt z. B. darin zum Ausdruck, daß in den Fideikommißkreisen Mittel- und Niederschlesiens auf 100 Erwerbstätige nur 101,5 Angehörige kommen. In Oberschlesien ist das Verhältnis besser, da hier die andersartige polnische Lebenshaltung und die Frauenarbeit stark ins Gewicht fällt. — Auf die Agrarverfassung der Fideikommißkreise komme ich weiterhin zu sprechen.

Noch eine Einzelheit: den Kreis Habelschwerdt, dessen Fideikommißbestand erst nach 1895 von 8 auf 22% stieg (!), durfte der Verf. doch wohl nicht in die Vergleichung einbeziehen. Auf eine weitere Kritik der zur Vergleichung herangezogenen Kreise verzichte ich, da natürlich jede Auswahl, auch die weiterhin von mir gelegentlich getroffene, anfechtbar ist und solche Zahlen stets nur illustrativ verwertet werden dürfen.

kerung bedinge, sondern es ist von dem im Großbetriebe genutzten Großgrundbesitz behauptet worden, daß er bei starkem Vorherrschen auf landwirtschaftlich genutztem Boden die Entvölkerung des Landes fördere und deshalb auf gutem, für bäuerliche Besiedelung geeigneten Boden allerdings direkt und wesentlich für sie verantwortlich sei[1]). Soweit der gebundene Großbesitz den Großbetrieb mit sich führt oder begünstigt — wie dies der Entwurf ausdrücklich als seinen Zweck hinstellt — ist er es, der unter den erwähnten Bedingungen die Schwächung der landwirtschaftlichen Bevölkerung verschuldet. Ob die Zusammenklammerung des Besitzes durch Hypotheken oder durch fideikommissarische Bindung herbeigeführt wird, wäre an sich gewiß gleichgültig, — nur daß eben die Schranken der Hypotheken so außerordentlich viel leichter zu beseitigen sind. Das Institut des Fideikommisses spielt also eine Rolle in diesem Zusammenhang und zwar eine recht erhebliche, indirekt, indem es, wenn es seinen in den Motiven ausdrücklich hervorgehobenen Zweck erfüllt, den Großbetrieb künstlich zu erhalten, dies gerade auf Böden tut, wo die Entstehung von mittleren und kleineren Betrieben wirtschaftlich möglich, und zwar — generell gesprochen — ganz besonders gut möglich wäre. Diese Behauptung ist durch die Publikationen des Preußischen Statistischen Bureaus nicht etwa, wie der Verfasser der Motive des Gesetzentwurfes sich einredet, widerlegt, sondern vielmehr bestätigt worden, denn sie wird durch die unbestreitbare Tatsache bewiesen, daß heute gerade die besseren landwirtschaftlich nutzbaren Bodenlagen der Fideikommiß-Neugründung anheimfallen.

Mit dem Gesagten sind wir bereits bei der entscheidenden Frage: wie wirkt die Fideikommißbildung auf die grundlegenden Elemente der Agrarverfassung, Bodenbesitz- und Betriebsverteilung und das Verhältnis von Besitz und Betrieb zueinander. Obwohl es nun ganz unmöglich ist, diesen Punkt, der von den Freunden des Instituts, z. B. Sering, einfach nicht erörtert worden ist, im Rahmen dieser Studie erschöpfend zu behandeln, so muß doch einiges wenigstens über die Beeinflussung des stets so stark hervorgehobenen Interesses an der »Erhaltung

[1]) Daß die Abwanderung vom Lande nicht nur da stattfindet, wo Großbetrieb vorherrscht, ist durchaus richtig. Daß sie durch das Vorherrschen des Großbetriebs exzessiv gesteigert wird, ist aber ganz ebenso unzweifelhaft.

des Bauernstandes« durch das Fideikommiß auch hier gesagt werden [1]).

Was zunächst die Entwicklung des bäuerlichen Bodenbesitzes, speziell im Osten der Monarchie, den wir hier allein heranziehen, anlangt, so wird er heute durch zwei Tendenzen zuungunsten des Bestandes speziell der größeren und mittleren Bauernstellen beeinflußt. Einerseits durch den Landhunger der Parzellenbesitzer [2]), welche — und dies gilt insbesondere für die zahlreiche Klasse der grundbesitzenden Sachsengänger — um jeden, auch einen gänzlich unwirtschaftlichen Preis durch Bodenzukauf selbständig zu werden trachten und dadurch den Bodenpreis in die Höhe treiben: Abnahme der größeren unselbständigen, Zunahme der kleinsten selbständigen und Abnahme der, zugunsten jener Nachfrage vorteilhaft zu parzellierenden, größeren selbständigen Besitzungen sind die Folgen. Auf der anderen Seite ist es der Landhunger zunächst des bürgerlichen Kapitals, welches Anlage in Bodenbesitz wegen der sozialen Position des Gutsbesitzers sucht, daneben aber auch der Landhunger des Fideikommißbesitzes, der nach Erweiterung seiner Rentenbasis strebt. Soweit nicht ganze Rittergüter, sondern Bauernländereien angekauft werden, verkleinern beide naturgemäß nicht den Bereich des seinerseits selbst landhungrigen Parzellenbesitzes, sondern gerade den der größeren und mittleren Bauernbesitzungen, — dies auch deshalb, weil naturgemäß überall die mit Gebäuden weniger belastete Fläche billiger zu erstehen ist. Beiden Tendenzen zur Seite steht nun die Benachteiligung derjenigen Eigentümerbetriebe, welche nicht entweder ganz oder annähernd ganz durch die eigene Familie bestellt werden können, oder aber den regelmäßigen Bezug großer Scharen wandernder Saisonarbeiter lohnen,

---

[1]) Die nachstehenden Zahlen sind durchweg nach dem Gemeindelexikon von 1885 und 1895, ferner nach den preußischen Grundbesitzaufnahmen von 1878 und 1892, den Berufszählungen von 1882 und 1895, den Erntestatistiken (alles in den Tabellen teils der amtlichen preußischen Statistik, teils der Reichsstatistik enthalten) und den im preußischen »Statistischen Jahrbuch« gegebenen Ziffern errechnet, soweit sie nicht direkt entnommen werden konnten. Ich habe der Raumersparnis halber auch nur die Verhältnis-, nicht die absoluten Zahlen hergesetzt. Die nur begrenzte Vergleichbarkeit der »landwirtschaftlichen« mit den »Anbau«flächen von 1895 bzw. 1882 steht der Vergleichung der Kreise untereinander nicht im Wege.

[2]) Der natürlich sehr stark mitbedingt ist durch das Verschwinden der gewerblichen Nebenarbeit auf dem platten Lande.

infolge der Steigerung der Löhne und der bekannten Entwicklungstendenzen der Arbeitsverfassung im Osten. — Dem Umsichgreifen der Bodenbesitz-Akkumulation wirkt nun auf dem Gebiete des ungebundenen Bodens zurzeit die unzweifelhafte Tendenz zur Verkleinerung unwirtschaftlich großer Betriebe derart entgegen, daß heute auch in der Sphäre der nicht gebundenen großen Besitzungen im ganzen die Tendenz zur Abnahme der Durchschnittsgrößen überwiegt. Allein diese Abnahme erfolgt, bei der größeren Rentabilität der Ausbeutung des Landhungers der Parzellisten, in weitaus stärkerem Maß zugunsten ganz kleiner Bauernstellen als zugunsten mittlerer oder größerer. — Wie sich nun die Fideikomnißbildung zu diesen Entwicklungstendenzen stellt, versuchen wir uns wieder an dem Beispiel Schlesiens zu verdeutlichen und greifen auch hier als Fideikommißkreise die in der erwähnten amtlichen Publikation ausgewählten 17 schlesischen Kreise heraus. Die Grundbesitzverteilung dieser schlesischen Fideikommißkreise weicht nun von dem durchschnittlichen Zustande Schlesiens zunächst darin ab, daß die Zahl der selbständigen im Verhältnis zu den unselbständigen Besitzungen eine erheblich kleinere ist: 1878: 1 : 3,4 in der Provinz, 1 : 4,9 in den Fideikommißkreisen, 1893: 1 : 2,9 in der Provinz, 1 : 3,8 in den Fideikommißkreisen. Zwar hat, wie diese Relationen zeigen, von 1878—1893 die Zahl der selbständigen Besitzungen in allen Fideikommißkreisen zusammengerechnet schneller zugenommen als im Durchschnitt der Provinz, aber diese Zunahme ist weit überwiegend nicht durch Neuentstehung von mittleren Bauernbesitzungen, sondern dadurch herbeigeführt, daß, besonders in den industriellen Fideikommißkreisen, in überdurchschnittlich hohem Maße der Bruchteil derjenigen Parzellenbesitzungen von ungefähr 60 Talern Reinertrag gestiegen ist, welche als »selbständige« Nahrungen gezählt wurden, verbunden mit einer teils absoluten, teils relativen Abnahme der unselbständigen, früher auf gewerbliche Nebenarbeit sich stützenden Parzellenbesitzungen. Die Zunahme kam also lediglich den eben über die Schwelle der Selbständigkeit herausragenden Kleinstbauern zugute. — Das entsprechende zeigt sich bei spezieller Betrachtung des bäuerlichen Grundbesitzes. Wenn man als Grenzen der bäuerlichen Besitzungen nach unten das Nichtvorkommen »unselbständiger« in der betreffenden Reinertragsklasse, nach oben das Auftreten

von Gutsbezirken im Umfang von mehr als $^1/_{10}$ der Fläche der betreffenden Reinertragsklasse annimmt, so stellen die Besitzungen zwischen 60 und 300 Talern Reinertrag im Provinzialdurchschnitt und (mit nur zwei Ausnahmen) auch in allen Fideikommißkreisen »bäuerlichen« Besitz dar. Wie in der ganzen Provinz, so sind nun 1878—1893 auch in den Fideikommißkreisen Zahl und Fläche der Besitzungen dieser Klasse gesunken, aber der Zahl nach langsamer, als im Provinzialdurchschnitt (minus 1,3% gegen minus 2,4%), dagegen der Fläche und also auch der Gesamtbedeutung innerhalb der Agrarverfassung nach schneller (minus 5,3% gegen minus 3,8%), d. h. — wie auch ein näheres Eingehen auf die Zahlen lehrt: — es ist in den Fideikommißkreisen in stärkerem Maße als im Provinzialdurchschnitt die Schicht der kleinen Bauern begünstigt gewesen, also erhalten geblieben oder (teilweise) gewachsen, dagegen sind die mittel- und großbäuerlichen Besitzungen schneller gesunken, als im Provinzialdurchschnitt, und zwar obwohl sie ohnedies in den Fideikommißkreisen im allgemeinen am schwächsten vertreten waren. Die Erhaltung und weitere Verbreitung der Fideikommisse, welche das Angebot käuflichen Bodens dauernd und zunehmend künstlich herabsetzt und die Masse der Bevölkerung in verstärktem Maße auf die ungünstigsten Böden zusammendrängt, würde, soweit sich urteilen läßt, in den Bodenbesitzverhältnissen die Tendenz zum Nebeneinander großer Bodenkomplexe und kleiner Stellen, die zur Beschäftigung und Ernährung einer Familie mit möglichst niedriger Lebenshaltung eben ausreichen, fühlbar verstärken, wie dies ja dem früher theoretisch Entwickelten entspricht. — Die Bewegungen innerhalb der Sphäre des großen Besitzes sollen, da hier die gezählten Besitzeinheiten am wenigsten mit den Eigentumseinheiten koinzidieren, für jetzt beiseite bleiben. Wir wenden vielmehr unsere Aufmerksamkeit der Betriebsverteilung zu.

Die umstehende Tabelle zeigt die Betriebsverteilung der Fideikommißkreise im Jahre 1895 nach den 5 Größenklassen, welche die Reichsstatistik unterscheidet, im Vergleich mit den Durchschnittszahlen der betreffenden Regierungsbezirke. Es zeigt sich zunächst, daß in 12 von den 16 Fideikommißkreisen die Großbetriebe und zwar zum Teil recht erheblich, mehr von der gesamten Wirtschaftsfläche okkupieren, als im Durchschnitt der einzelnen Regierungsbezirke. Dagegen stehen sie in zwei Kreisen

	Von der gesamten Wirtschaftsfläche umfaßten 1895 Proz. die Betriebe von ha:					
	0—2	2—5	5—20	20—100	üb. 100	5—100
Regierungsbezirk Breslau [1]	2,90	8,27	24,66	23,82	40,35	48,48
Kreise: Groß-Wartenberg	4,71	10,97	29,52	9,89	44,91	39,41
Oels	2,40	6,74	20,05	17,97	52,84	48,02
Militsch	3,37	7,99	32,07	13,89	42,68	45,96
Reichenbach	2,46	7,61	19,98	26,75	43,20	46,73
Waldenburg	4,91	9,44	52,40	27,74	5,51	80,14
Regierungsbezirk Liegnitz	3,95	11,36	30,28	26,01	28,40	56,29
Kreise: Freistadt	2,50	7,85	29,74	22,58	37,33	52,32
Sagan	3,87	13,01	32,36	26,76	24,00	59,12
Sprottau	2,05	6,91	26,71	32,16	32,17	85,87
Hirschberg	6,94	17,42	37,74	30,39	7,51	68,13
Regierungsbezirk Oppeln	7,29	13,46	33,29	14,74	31,22	48,03
Kreise: Rosenberg	5,92	10,89	33,86	8,08	41,25	41,96
Lublinitz	6,36	15,16	34,44	7,08	36,96	41,51
Tost-Gleiwitz	6,16	13,12	28,57	5,39	46,76	33,96
Tarnowitz	19,64	17,92	14,91	3,51	44,02	21,42
Pleß	10,73	17,57	34,38	9,38	27,34	43,76
Ratibor	11,31	14,37	30,76	6,27	37,29	37,05
Kosel	7,59	12,92	31,27	7,86	40,36	39,13

(Waldenburg und Hirschberg) ganz auffallend und in einem weiteren (Sagan) merklich dahinter zurück und diese selben sowie ein benachbarter Kreis (Sprottau) sind die einzigen schlesischen Fideikommißkreise [2]), in denen der »großbäuerliche« Betrieb eine für Schlesien überdurchschnittliche Stelle einnimmt. In allen diesen Kreisen sind nun die Fideikommißkreise zu mehr als $^3/_4$, in einem zu $^9/_{10}$, der Fläche Forstfideikommisse. — Die Gruppe des kleineren bäuerlichen Besitzes (5—20 ha) ist allerdings in der Hälfte (8) der Kreise stärker als im Durchschnitt der Regierungsbezirke vertreten, darunter aber 3 jener spezifischen Forstfideikommißkreise, während 4 weitere auf den

[1]) Der Kreis Habelschwerdt ist hier aus den früher angegebenen Gründen fortgelassen. Fettgedruckt sind die Zahlen in den Kreisen, wo die betreffende Größenklasse die Proportion des Regierungsbezirks übersteigt.

[2]) Nur im Kreise Reichenbach ist neben den Betrieben über 100 ha auch die Klasse 20—100 ha überdurchschnittlich vertreten. Von ihm wird später besonders zu reden sein. Hier sei nur bemerkt, daß nach seinen Boden verhältnissen hier die größeren Betriebe dieser Klasse bereits als Großbetriebe gelten müssen.

Regierungsbezirk Oppeln — die Region der Polen — fallen. Vergleicht man in den Kreisen mit besonders starker Vertretung dieser Klasse die Betriebsgrößenentwicklung zwischen den Zählungen von 1882 und 1895, so zeigt sich [1]), daß die durchschnittliche Betriebsgröße in den vergleichbaren Größenklassen der bäuerlichen Betriebe sich dort derart verschoben hat, daß — wiederum mit Ausnahme eines Forst fideikommißkreises — die Zunahme gerade den kleineren, noch eben selbständigen, Betrieben zugute gekommen ist [2]). Aus dem gleichen Grunde zeigen auch die an bäuerlicher Betriebsfläche stabilen oder abnehmenden Kreise meist eine Zunahme der Zahl der Betriebe. — Abgenommen hat, wie in der Provinz überhaupt, so auch in der überwiegenden Mehrzahl der Fideikommißkreise, Fläche und Zahl der unselbständigen Betriebe unter 2 ha, jedoch sind andererseits in einer Anzahl von Fideikommißkreisen eine erhebliche Zahl von Kleinstparzellisten (unter 1 ha) neu entstanden. Beginnt man nun, wie es notwendig geschehen muß, in die lokale Einzelvergleichung einzutreten, so erfordert die Deutung der dabei z. T. etwas mühsam zu errechnenden Zahlen eine eingehendere Darlegung, als sie hier gegeben werden kann. Es muß genügen, hier unter dem Strich [3]) an drei Beispielen be-

[1]) Ich will diese weitläufigen Rechnungen nicht auch noch hier abdrucken.

[2]) So hat z. B. im Kreise Militsch die Zahl der Betriebe in der Klasse von 10—50 ha um 14%, die Fläche nur um 10½% zugenommen, in der Klasse von 2—10 ha die Zahl um 10,8%, die Fläche nur um 6½%.

[3]) 1. Latifundien und freier Grundbesitz in rein agrarischen Kreisen. — In den Kreisen Guhrau und Militsch sind beiderseits über ¾ der wirtschaftlich überhaupt Tätigen (Gruppen A. B. C. der Berufsstatistik) landwirtschaftlich hauptberufstätig. Der etwas bessere Boden in Guhrau wird durch das von der Kavalleriegarnison in Militsch repräsentierte große Konsumzentrum ausgeglichen, Guhrau ist wesentlich schwächer bewaldet als Militsch, dagegen sehr viel stärker unter den Pflug genommen (Verhältnis der Ackerfläche von Guhrau zu Militsch (1885) gleich 9,1 : 10, der gesamten Kreisfläche dagegen nur wie 7,3 : 10 und der Waldfläche nur wie 5,3 : 10). Die Großbetriebe über 100 ha umfaßten 1895 in Guhrau 50,8, in Militsch 42,7% der Fläche. Dagegen sind in Guhrau 5½%, in Militsch dagegen 43% der ganzen Kreisfläche fideikommissarisch gebunden und zwar dem Schwerpunkt nach in 5 großen Herrschaften mit 80 einzelnen Rittergütern und Vorwerken. In Guhrau hat der Großbetrieb 1882—1895 an Umfang der Wirtschaftsfläche sich behauptet, an Durchschnittsgröße der Betriebe etwas abgenommen, im Fideikommißkreise Militsch ist er an Fläche etwas gestiegen, an Zahl der Großbetriebe hat er ab- und also an Durchschnittsfläche des Großbetriebes zu genommen. Die bäuerlichen Besitzgruppen zwischen 10 und 100 ha haben 1882—1895 in beiden Kreisen an Gesamtflächenquote (30%) sich so gut wie nicht verändert, dagegen an Zahl beiderseits, in Militsch aber doppelt so stark als in Guhrau zu genommen, so daß die Durchschnittsfläche pro bäuerlichen Betrieb in diesen Klassen jetzt

nachbarter Kreise mit in bestimmter Beziehung charakteristisch differierenden, im übrigen möglichst ähnlichen Verhältnissen einige wichtigere Entwicklungsmomente zu illustrieren, — nicht: zu »beweisen«, denn dazu bedürfte es der Vorführung eines weit umfassenderen Materials, die ich mir gern für

in Guhrau 20,2, im Fideikommißkreise Militsch nur 17,8 ha beträgt, trotzdem in Militsch Anerbensitte, in Guhrau Vererbung ohne Bevorzugung eines Erben vorherrscht. In der Klasse 2—10 ha hat die Gesamtfläche beiderseits zugenommen, in Guhrau um 5, in Militsch aber um 16%. Da die Zahl der Betriebe in Militsch um 10% gestiegen ist, in Guhrau aber um 1⅔% abgenommen hat (durchschnittliche Betriebsgröße 4,9 ha in Militsch gegen 5,1 ha in Guhrau) und da endlich bei den Parzellisten unter 2 ha ebenfalls die Zunahme der Zahl in Militsch (+ 7%) einer Abnahme in Guhrau (— 16%) gegenübersteht, so zeigt alles in allem der Fideikommißkreis im Gegensatz zu dem Kreise mit nicht gebundenem Boden heute die Tendenz der Steigerung der Extreme auf beiden Seiten, Parzellisten und Kleinbauern mit abnehmender Durchschnittsfläche einerseits, Großbetrieb mit zunehmender Fläche andererseits, auf Kosten der mittleren Betriebe. Dementsprechend ist 1895 der Kleinstbetrieb unter 5 ha in Militsch mit 11⅓% gegen 7,9% in Guhrau vertreten, die bäuerliche Besitzklasse 5—20 ha zwar in Militsch jetzt noch stärker als in Guhrau (32 gegen 24%), wobei aber zu berücksichtigen ist, daß in Militsch noch in der Größenklasse 14—18 ha $^1/_{10}$ der Besitzungen als unselbständig gezählt sind. Dagegen ist die Betriebsklasse 20—100 ha, also der selbständige Bauernbetrieb, in Guhrau stärker als im Fideikommißkreise vertreten. — Eine Ergänzung des Bildes bietet die Bodenbesitzstatistik, welche folgendes ergibt: der unselbständige Parzellenbesitz bis zu 5 ha (bis zu welcher Größe beide Kreise nur je 2 selbständige Besitzungen aufweisen), zeigt in der Zahl der Besitzungen in beiden Kreisen keine nennenswerte Veränderung. Die Besitzklasse zwischen 5 und 18 ha, in denen selbständige und unselbständige Besitzungen nebeneinander stehen, hat sich der Zahl nach im Fideikommißkreise Militsch etwas stärker als im Kreise Guhrau vermehrt. Innerhalb dieser Klasse ist die Zahl derjenigen Besitzungen, die als selbständige gezählt wurden, im Kreise Guhrau, wo sie bis dahin schwach vertreten waren, von 29,7 auf 56,5%, dagegen im Kreise Militsch, wo sie der Zahl nach auch jetzt noch größer ist als in Guhrau, nur von 38,8 auf 45,9% gestiegen, während die unselbständigen Besitzungen im Kreise Guhrau absolut und relativ weit stärker abgenommen haben. Die so gut wie ausschließlich selbständigen Besitzungen zwischen 18 und 50 ha weisen in beiden Kreisen der Zahl nach eine Verminderung: im Kreise Guhrau um — 12,3, in Militsch um — 11,9% auf; der absoluten Zahl nach ist diese Klasse jedoch in Guhrau noch immer stärker vertreten, als in Militsch. Das Verhältnis der selbständigen zu den unselbständigen Besitzungen stellte sich im Kreise Guhrau 1878 wie 1: 3,37, 1893 wie 1: 2,20, in Militsch 1878 wie 1: 3,96, 1893 wie 1: 2,82. Die relative Bedeutung der selbständigen Besitzungen ist also gleichmäßig gestiegen, in Militsch aber immer noch erheblich geringer als in Guhrau. — Die Bevölkerungszahl der Dörfer ist im Kreise Militsch seit 1871 stetig zurückgegangen, bis 1895 um — 14%, in Guhrau um — 12,9%, wovon jedoch $^4/_5$ erst auf die Zeit seit 1885 fallen. Die Güter weisen im gleichen Zeitraum in Militsch eine Abnahme (— 1,7%), in Guhrau eine erhebliche Zunahme (+ 10,7%) auf: die Gutsbevölkerung hatte sich in Militsch bis Anfang der 1880er Jahre aufsteigend bewegt (1880 + 10% gegen 1871) und war dann rasch gesunken, in Guhrau hatte der Anstieg bis 1885 angehalten (+ 13% gegen 1871)

eine künftige Erörterung dieser Dinge unter wissenschaftlich wertvolleren Gesichtspunkten als dem Augenblickszweck einer Gesetzgebungskritik vorbehalten möchte. Zu jenen Punkten, auf die es hier ankommt, gehört zunächst die sehr verschiedene Bedeutung von Forstfideikommissen und landwirt-

---

und dann eine kleine Abnahme eingesetzt. Hiernach zu urteilen vollzog sich in Guhrau die Einschränkung der Großbetriebe auf das für intensive Wirtschaft zweckmäßige Ausmaß, ohne daß sie in ihrer Stellung irgend erschüttert worden wären, während sie in Militsch nach Flächen expansion strebten.

Der Unterschied der Volksdichte zwischen Dörfern und Gütern war 1885 — wo wir Areal und Volkszahl vergleichen können — in Militsch mehr als doppelt so groß als in Guhrau (1 : 9 dort, 1 : 4 ⅓ hier), und selbst wenn man den in Militsch qualitativ weit besseren Wald abzieht und die Gesamtbevölkerung einschließlich aller direkt und indirekt durch ihn in Nahrung gesetzten nur zu dem Acker- und Wiesenland in Beziehung setzt, waren in Militsch die Dörfer viermal, in Guhrau nur dreimal dichter besiedelt als die Güter. Die stärkeren Kontraste des Fideikommißkreises treten auch hier hervor. — Die landwirtschaftlich (haupt beruflich) erwerbstätige Bevölkerung hatte 1882—1895 in Militsch um etwas stärker zugenommen (+ 3,38% gegen + 3,25 in Guhrau) und war, auf den Grundsteuerreinertrag bezogen, in Militsch dichter (pro Kopf 58,5 Mk. gegen 75,6 Mk. in Guhrau), weil Bewaldung und Parzellisten in Militsch die Quote herabdrücken. Neben der Arbeitsintensität (= Kapitalarmut) der Militscher Kleinbetriebe kommt darin aber, da die Zählungen im Juni stattfanden, offenbar die stärkere Saisonarbeiterverwendung zum Ausdruck, denn die Abnahme der Angehörigen der landwirtschaftlich Erwerbstätigen ist im Kreise Militsch auffallend stark (21%) und mehr als doppelt so hoch als in Guhrau. (Auch in der Provinz Posen sind die Fideikommisse stärker als der Durchschnitt der Güter an der Verdrängung deutscher durch polnische Arbeiter beteiligt.)

Bei alledem ist zu beachten, daß es sich im Kreise Militsch um Fideikommisse alten Bestandes und sehr großen Umfangs auf relativ nicht allzu hoch klassifiziertem Boden handelt (der Ernteertrag der Gutsbezirke in Weizen war regelmäßig in Militsch niedriger als in Guhrau). Nicht nur ist unter solchen Verhältnissen die Neigung zum Bauernauskaufen wenigstens regelmäßig geringer als bei kleinen, auf Zuwachs ausgehenden Fideikommissen auf Boden hoher Ertragsfähigkeit, sondern es besteht auch häufiger die Möglichkeit, bäuerliche Pachtstellen mittleren Umfangs zu schaffen, wo der kleine Betrieb privatwirtschaftlich begünstigt ist. Daher die (relativ) noch immer starke Vertretung größerer bäuerlicher Betriebe in Militsch, aber auch die starke Vertretung der Pacht, trotz des nicht besonders guten Bodens. Die Pachtquote war 1882 — eine Vergleichung mit späteren Zahlen war nicht möglich — in den beiden Kreisen nach den 5 Betriebsgrößenklassen: über 100 ha: Guhrau 11,0, Militsch 33,1%; 50—100 ha: G. 0,4, M. 11,8%; 10—50 ha: G. 3,0, M. 5,1%; 2—10 ha: G. 8,5, M. 16,6%; unter 2 ha: G. 16,1, M. 57,9%. Bei den Groß betrieben hat inzwischen in der Provinz Schlesien die Verpachtung zugunsten der Selbstbewirtschaftung abgenommen. Wie es in dieser Hinsicht mit den Fideikommissen speziell steht, ist leider nicht bekannt. —

2. Forstfideikommisse: Die Kreise Waldenburg und Reichenbach stimmen in der Quote der Fideikommißfläche und in der stark überwiegenden Bedeutung der industriellen Bevölkerung (Waldenburg Bergbau, Reichenbach Textilindustrie) überein. Entsprechend der weit ungünstigeren Bodenqualität des Kreises Waldenburg (Ackerreinertrag 12 Mk. pro ha gegen

schaftlichen Fideikommissen. Das landwirtschaftliche Fideikommiß ist der weitaus schärfste Feind des bäuerlichen Besitzes. Roseggers »Geschichte Jakobs des Letzten« ist ein Vorgang, der in Gebieten mit gutem, für moderne kräftige Bauernwirtschaften überhaupt qualifiziertem Boden sich

28 in Reichenbach) hat in Waldenburg nicht der landwirtschaftliche, sondern der Forstboden die fideikommissarische Bindung gesucht. Die Forstquote beträgt in Reichenbach nur $^4/_7$ von derjenigen in Waldenburg. In Reichenbach nimmt im Gegensatz zur Mehrheit der umliegenden Kreise und zum Durchschnitt des Bezirks die Fläche der Betriebe über 100 ha, wie in Militsch, trotz gleichbleibender Zahl zu (1882—1895 um + 37%) und beträgt jetzt über 43% der Fläche, in Waldenburg ist sie stabil und beträgt 5½% der Fläche. Dagegen umfaßt der bäuerliche Betrieb (5—100 ha) in Reichenbach 43, in Waldenburg aber 80% der Fläche. Die selbständigen bäuerlichen Betriebe zwischen 10 und 100 ha nehmen in Reichenbach an Zahl und Fläche ab, in Waldenburg in beiden zu, während die überwiegend unselbständigen Betriebe zwischen 2 und 10 ha in Waldenburg im Gegensatz zu Reichenbach ab nehmen. Die Durchschnittsbetriebsfläche der bäuerlichen Betriebe steigt in Waldenburg, in Reichenbach sinkt sie, in beiden Fällen freilich nur unbedeutend. Dabei ist zu beachten, daß in Reichenbach schon sehr zahlreiche Betriebe unter 100 ha im sozialen Sinne Großbetriebe sind. Die Parzellisten endlich, speziell die Betriebe unter 1 ha, sind infolge der starken landsässigen Bergarbeiterbevölkerung in Waldenburg stärker als in Reichenbach vertreten, wo sie infolge der Verschiebung der Textilindustrie abnehmen. In dem Forstfideikommißkreise also Stärkung des bäuerlichen Betriebes, in Reichenbach Schwächung desselben zugunsten der Großbetriebe, deren Durchschnittsgröße steigt. Die geschlossene Vererbung mit Vorzugsquote herrscht in Reichenbach im Gegensatze zu Waldenburg vor. — Die Lage des bäuerlichen Besitzes in dem immerhin noch stark bewaldeten Fideikommißkreise Reichenbach ist dabei freilich noch immer wesentlich günstiger, als in dem anstoßenden waldarmen Oderebenenkreise Nimptsch, in dem der sehr fruchtbare Boden zu 60% in den Händen der Großbetriebe haftet. Allein die Großbetriebe haben in Nimptsch seit 1882 an Zahl weit langsamer zu-, und im Gegensatz zu Reichenbach an Durchschnittsfläche abgenommen, die bäuerlichen Betriebe aber (10—100 ha) weisen ebenfalls im Gegensatz zu Reichenbach eine Flächen zu nahme auf. Und in dem in diesen Grundverhältnissen (Bewaldung, Industriebevölkerung) Reichenbach und Waldenburg nahestehenden, aber nur zu 7% der Fläche gebundenen Kreise Landeshut liegen die hier in Betracht kommenden Verhältnisse: relativ weit geringere Quote der Großbetriebsfläche (5%), stärkerer Bauernstand (77½% der Fläche), ähnlich wie in Waldenburg, nur ist im Kreise Landeshut mit freiem Boden gerade der mittlere und größere bäuerliche Betrieb noch stärker vertreten, als in Waldenburg (Betriebe zwischen 20 und 100 ha in Landeshut 33½% gegen 27¾% in Waldenburg). Eine Erleichterung oder auch nur ein weiteres Fortschreiten der Fideikommißbildung würde hiernach die rein kapitalistische Agrarverfassung der oderebenen Kreise wie Nimptsch, Strehlen usw. dauernd festlegen und sie in die Bahn des Kreises Reichenbach (Flächen ausdehnung der Großbetriebe) treiben. Nimptsch hat bereits 10% Fideikommißfläche. Die landwirtschaftlich im Hauptberuf Erwerbstätigen haben infolge der erwähnten entgegengesetzten Entwicklung der mit Landwirtschaft kombinierten Industriearbeit der Parzellisten und infolge der Mitzählung der Saisonarbeiter in Reichenbach, wie sie sich in der dort erheblich geringeren Zahl von Angehörigen aus-

wenigstens nicht allzu oft ereignen wird. Die kapitalisierte Forstrente ist im allgemeinen doch zu erheblich niedriger, als der Kaufwert der Bauerngüter. Das Expansionsbedürfnis des regel-

---

spricht, in Waldenburg ziffernmäßig schneller als in Reichenbach abgenommen, dagegen in den Nachbarkreisen mit geringerem Fideikommißbestand (Landeshut, Nimptsch) zugenommen. (Die sehr bedeutende Zunahme der gesamten Landbevölkerung in Waldenburg im Gegensatz zu Reichenbach ist durch die industrielle Entwicklung bedingt.)

3. Latifundien in landwirtschaftlichen und Latifundien in industriellen Kreisen: Die nahe beieinander gelegenen Kreise Pleß und Tarnowitz, beide der Bevölkerung und dem Gesamtcharakter nach spezifisch oberschlesisch, umfassen beide sehr große Fideikommisse (Tarnowitz 45, Pleß 31% der Fläche) mit starker Waldquote (Tarnowitz 73, Pleß 62%). Das Fürstentum Pleß ist seinem Schwerpunkt nach eine Grundherrschaft landwirtschaftlichen Charakters, die Grafen Henckel-Donnersmarck in Tarnowitz sind spezifische Repräsentanten der schlesischen »Starostenindustrie«. Die beiden Kreise verhalten sich in bezug auf die Quote der landwirtschaftlich Hauptberufstätigen entgegengesetzt: in Pleß beträgt das Verhältnis der Gruppen B und C der Berufsstatistik zur Gruppe A (Landwirtschaft usw.) rund 1 : 2,3, in Tarnowitz dagegen umgekehrt das der Landwirtschaft zu jenen Gruppen nur rund 1 : 3,2. Die Verteilung der Fläche auf die Betriebe war 1895 folgende:

Betriebe:	unter 2 ha	2—5 ha	5—20 ha	20—100 ha	über 100 ha	
Pleß . . .	10,7%	17,6%	34,4%	9,4%	27,9%	der Fläche
Tarnowitz .	19,6 »	17,9 »	14,9 »	3,5 »	44,0 »	» »

Also ungemein viel stärkere Vertretung der größten und kleinsten Betriebe in dem industriellen, relativ starke Vertretung wenigstens der kleinen Bauernstellen in dem agrarischen Latifundienkreise. In Tarnowitz stehen 62 »selbständige« 1650 »unselbständigen« Besitzungen gegenüber, in Pleß 947 der ersteren 7976 der letzteren. Die landwirtschaftlich hauptberuflich Erwerbstätigen nehmen in beiden Kreisen ab, in Tarnowitz aber, obwohl dort, nach der gegen Pleß weit geringeren Zahl der Angehörigen zu schließen, ungleich mehr Saisonarbeiter gezählt sind, viermal so stark. Während in Tarnowitz eine gewaltige im Hauptberuf industriell tätige Parzellistenbevölkerung mit landwirtschaftlichem Nebenberuf sich entwickelt hat, welche die hauptberuflich Tätigen an Zahl um fast die Hälfte überragt, ist dies letztere in Pleß trotz ebenfalls starker Nebenberufsentwicklung umgekehrt. Alles in allem eine wesentliche Schärfung der Extreme in dem industriellen Latifundienkreise und damit eine Steigerung der charakteristischen Eigenart der Agrarverfassung Schlesiens, welche im schroffsten Kontrast zu dem angeblich »Natürlichen« den Großbetrieb auf den besten Boden und nahe an die Märkte, die kleinen Bauern aber auf schlechten Boden und in die Gebirgstäler legt. Eine weitere Vermehrung der Fideikommisse würde jetzt in Schlesien wesentlich der Ebene und den Industriegebieten und damit der immer weiteren Verschärfung dieses Kontrastes zugute kommen. Dagegen wird auf ungünstigen Böden in rein agrarischer Gegend eine große Standesherrschaft weit eher die großen Betriebe wenigstens innerhalb eines betriebstechnisch zweckmäßigen Umfangs halten. Das ist offenbar im Kreise Pleß, wo die Standesherrschaft erst letzthin eine Neueinteilung ihres großen Areals unter betriebstechnischen Zweckmäßigkeitsgesichtspunkten vorgenommen hat, in der Tat der Fall gewesen, wie namentlich auch der Gegensatz gegen den Nachbarkreis Rybnik (mit allerdings etwas stärkerer gewerblicher Bevölkerung als Pleß) zu zeigen scheint.

mäßig den besseren Boden aufsuchenden landwirtschaftlichen Fideikommisses dagegen richtet sich, wie gesagt, naturgemäß gerade auf die mit weniger und älteren Baulichkeiten bestandene Fläche des großen und mittleren Bauernbesitzes weit stärker, als daß es den Versuch machte, mit der landhungrigen Bodennachfrage der Kleinsten zu konkurrieren. Die Fideikommißkreise Schlesiens zeigen, auch da, wo die ganz großen Fideikommisse alten Bestandes in stark vorwiegend oder gänzlich landwirtschaftlichen Gegenden noch ein anderes Bild aus der Vergangenheit konserviert haben, heute die Tendenz, die charakteristischen Eigenarten der kapitalistisch degenerierten schlesischen Agrarverfassung weiter zu steigern, deren soziale Kontraste zu schärfen und zwar am meisten da, wo industriell akkumulierte Kapitalien auf den Weg zur Bodenanhäufung instradiert werden. Aufsaugung des guten landwirtschaftlichen Bodens — es kann nicht oft genug gesagt werden: gerade desjenigen Bodens, auf dem nach der Meinung der modernen Theoretiker von der »glücklichen Mischung der Betriebsgrößen« die Bauern sitzen »sollten«, — durch das Kapital und seine Festklammerung in Fideikommissen, daneben kleine, selbstgenügsame und — an der Ostgrenze — kulturfeindliche Bauernwirtschaften zusammengedrängt auf den rentelosen Bodenklassen, das sind jene beiden Tendenzen der östlichen ländlichen Entwicklung, welche die Fideikommisse zwar sicherlich nicht etwa geschaffen haben, welche sie aber, statt ihnen entgegenzuwirken, verstärken.

Der Entwurf scheint, in seinem Eifer, nur ja den Großbesitz und -betrieb zusammenzuklammern, eine solche Entwicklung geradezu zu wollen. Denn er will die Möglichkeit, auf Grund von »Unschädlichkeitsattesten« gemäß § 1 des Gesetzes vom 27. Juni 1891 über die Errichtung von Rentengütern, auch größere Trennstücke aus dem Fideikommißnexus zwecks Abveräußerung zu entlassen, beseitigen und nur die Veräußerung von »kleineren Teilen« des Fideikommißgutes zur Errichtung von bäuerlichen Stellen »kleinen und mittleren Umfanges« und zur Ansiedlung von Arbeitern zulassen (§ 29), welche überdies vom Stifter beschränkt oder beseitigt werden kann. Mit Recht tritt Sering in Ausführungen, denen man sich freut, durchweg zustimmen zu können, dieser Beschränkung entgegen: es ist kein Gesichtspunkt erkennbar, der sie rechtfertigt.

Endlich die Wirkungen auf die Arbeitsverfassung. Hier können ohne Zweifel, wie namentlich das Beispiel der Holsteiner »Grafenecke« beweist, wenigstens die großen Fideikommisse — regelmäßig nur diese, denn die kleineren unterscheiden sich darin in nichts von den anderen Gütern — im eigenen Interesse die Erhaltung einer ansässigen und doch nicht schollenpflichtigen Arbeiterschaft durch Eingehung günstiger kombinierter Pacht- und Arbeitsverträge in höherem Grade fördern, als ein einzelner Gutsbesitzer, dem mehr die Versuchung nahe liegt, schlechte Außenschläge in dieser Form abzustoßen. Geschehen wird es freilich wesentlich nur da, wo die Bodenqualität niedrig, das Opfer an wertvollem Land also nicht erheblich ist: — auf gutem Boden hat die Steigerung der Grundrente die ansässige Arbeiterschaft auf Fideikommißboden im allgemeinen ganz ebenso wie auf freiem Boden enteignet. Und tatsächlich läßt sich aus der großen Zahl der Parzellenkleinpächter in manchen Fideikommißkreisen mit nicht zu gutem Boden — so in Militsch — auf eine ähnliche Entwicklung schließen. Aber der Bedarf der durch die Fideikommisse gestützten Großbetriebe an Saisonarbeitern und der allgemeine Zug der kapitalistischen Betriebe zur Verdünnung und Zusammendrängung der Bevölkerung — Verdünnung: nach der Zahl der Köpfe auf die Fläche gerechnet, Zusammendrängung: nach der Zahl der Haushaltungen und Köpfe auf die Wohngebäude berechnet [1]) — überwiegt im Effekt jene individualistische Entwicklung weit, ganz abgesehen davon, daß jene neugeschaffenen Pachtstellen der Güter im Osten heute da, wo sie bestehen, sehr klein sind (unter

[1]) Daß es sich bei den erwähnten Tendenzen um einen spezifischen Zug agrarkapitalistischer Entwicklung handelt, mag — vorbehaltlich einer künftigen eingehenderen Darstellung — auch hier etwas näher erläutert werden.

Man kann die Dörfer und Güter von Landkreisen, die sich als Untersuchungsobjekt eignen, nach ihrer Bodengüte (d. h. nach ihrem Grundsteuerreinertrag) klassifiziert mit der Dichte ihrer Besiedelung vergleichen. Alsdann zeigt sich nicht nur die, wie längst bekannt, durchweg außerordentlich viel geringere Volksdichte der Güter, sondern ferner der Umstand, daß dieselbe, während die östlichen Dörfer darin keine Regelmäßigkeiten zeigen, auf den Gütern mit zunehmender Ertragsfähigkeit des Bodens keineswegs regelmäßig zu-, sondern gar nicht selten ab nimmt, daß aber mit großer Regelmäßigkeit die Zusammendrängung der Bevölkerung in den Behausungen — die in den Dörfern sich ebenfalls ganz individuell gestaltet — auf den Gütern mit zu nehmender Ertragsfähigkeit zu nimmt. Je mehr möglicher »Mehrwert« aus der Arbeitskraft nach Lage der natürlichen Produktionsbedingungen zu gewinnen ist, desto stärker für den Großbetrieb der Anreiz zur vollen Ausbeutung der Arbeitskräfte

und damit desto größer die Haushaltungs- und Kopfzahl pro Wohngebäude, die Kopfzahl pro Haushaltung. Beispiele:

Es kamen 1885 in den Gutsbezirken bei einem Reinertrage von pro ha:		0—5 Mk.	5—10 Mk.	10—15 Mk.	15—20 Mk.	20—25 Mk.	25—30 Mk.	über 30 Mk.
im Kreise Gnesen (alle Gutsbezirke)	Köpfe auf 1 Wohngebäude	15,88	15,76	16,83	23,95	—	—	—
	Haushaltungen auf 1 Wohngebäude	,280	2,63	2,80	3,90	—	—	—
	Köpfe auf 1 Haushaltung	5,66	5,96	6,01	6,12	—	—	—
im Kreise Flatow (24 Güter über 200 ha)	Köpfe auf 1 Wohngebäude	14,2	14,4	15,0	—	—	—	—
	Köpfe auf 1 Haushaltung	5,9	5,9	6,2	—	—	—	—
im Kreise Königsberg-Land (58 Güter über 200 ha)	Köpfe auf 1 Wohngebäude	18,5	18,0	(15,9)	21,2	23,0	—	—
	Haushaltungen auf 1 Wohngebäude	3,5	3,3	(3,0)	3,5	3,7	—	—
	Köpfe auf 1 Haushaltung	5,25	5,43	(5,32)	6,12	6,42	—	—
im Kreise Fischhausen (78 Güter über 200 ha)	Köpfe auf 1 Wohngebäude	—	15,8	17,3	16,7	25,0	—	—
	Haushaltungen auf 1 Wohngebäude	—	2,6	3,0	2,9	3,7	—	—
	Köpfe auf 1 Haushaltung	—	5,97	5,73	5,79	6,66	—	—
im Kreise Preußisch-Stargard (33 Güter über 200 ha)	Köpfe auf 1 Wohngebäude	12,1	14,1	15,7	16,4	15,3		
	Haushaltungen auf 1 Wohngebäude	2,4	2,5	2,7	2,8	2,8		
	Köpfe auf 1 Haushaltung	4,9	5,6	5,6	5,8	5,4		

Es kamen ferner 1885 in den ebenso von unten nach oben abgestuften Reinertragsklassen in den Gutsbezirken der Kreise.

Franzburg	6,1	6,1	7,3	12,7	13,2	12,8	12,8	13,3	Köpfe
Pyritz	11,0	12,4	(13,6)	12,6	12,6	13,2	—	—	auf 1
Bublitz	10,4	10,7	—	—	—	—	—	—	Wohngeb.
und in Franzburg .	1,00	1,31	2,02	(2,09)	2,00	2,01	2,13	—	Haushalt.
in Pyritz	1,78	2,08	2,25	2,25	2,15	(2,05)	—	—	auf 1
in Bublitz	1,704	1,806	—	—	—	—	—	—	Wohngeb.

1 ha) und nichts mit den alten Heuerlingsstellen des Nordwestens zu schaffen haben.

Gerade für die Fideikommißbesitzer liegt nun aber die Versuchung nahe, die »Ansässigmachung« der Landarbeiter auf Rentengütern zu versuchen, zu der sich der freie Großgrundbesitz immerhin nicht so leicht entschließt, da sie ein für den

Eingeklammert sind Zahlen, bei denen in der betreffenden Reinertragsklasse bei einigen Gütern nicht sicher, aber wahrscheinlich Parzellenverpachtung, industrielle Betriebe usw. die Vergleichbarkeit stören. Die Zahlen sind aber am schlüssigsten und dem »Typus« entsprechendsten überall da, wo ich mir die (recht erhebliche!) Mühe gemacht habe, an der Hand des Handbuches des Grundbesitzes Gemeindeeinheiten, bei denen dies offenbar der Fall war, auszuscheiden. Es ist ganz charakteristisch, kann aber hier nicht auch noch erörtert werden, daß und warum auch im Osten zuweilen gewisse Kreise (z. B. Goldap, Angerburg, Kreise in national gemischten Bezirken usw.) abweichende Erscheinungen zeigen. Trotz vereinzelter Abweichungen — die sich namentlich durch das Hineinspielen von Parzellenverpachtungen erklären — ist das Bild schon nach diesen, älteren Notizen entnommenen Beispielen ein sehr gleichmäßiges. Je besser der Boden, desto stärker die Belegschaft der Gebäude mit Haushaltungen und Köpfen, der Haushaltungen mit Köpfen (daß hier die persönliche herrschaftliche Dienerschaft und die über durchschnittliche Größe des herrschaftlichen Haushalts erheblich ins Gewicht fiele, muß bei der absoluten Höhe der Zahlen — es sind eben deshalb nur größere Güter gewählt — namentlich aber, wenn man die Gestaltung des Verhältnisses zwischen Haushaltungen und Wohngebäuden beachtet, ausgeschlossen erscheinen). — Dem entspricht es, daß, während die einstöckigen Häuser in den Gutsbezirken des Regierungsbezirks Königsberg 1878 98,8% aller betrugen, die Produktion von Zerealien 1884—1888 in den Gutsbezirken pro Kopf ihrer 1885er Bevölkerung 854, an Hackfrüchten 985 kg, — in den Regierungsbezirken Breslau und Liegnitz die entsprechende Quote der einstöckigen Häuser 70,4 bzw. 66,1%, die Produktionsquoten in den Gutsbezirken pro Kopf in der Provinz Schlesien (im ganzen) 2768 kg Zeralien, 5622 kg Hackfrüchte ausmachten. Die Gutsarbeiterkasernen Schlesiens entsprechen der hohen »Produktivität« der Arbeit in den kapitalistischen Betrieben. So kommen auch von den oben behandelten Kreisen nach Reinertragsklassen von unten herauf gestaffelt z. B. im Kreis Fischhausen auf den Kopf der Bevölkerung Mk. Reinertrag: 25,7 — 35,2 — 43,5 — 67,5 bei einer von 15,8 bis zu 25 Köpfen pro Wohngebäude ansteigenden Zusammendrängung. — Für Schlesien muß ich mich z. Z. auf die folgenden Durchschnittszahlen beschränken:

Es kamen im Reg.-Bez.	in den	Köpfe auf ha Fläche	Köpfe auf ha Acker u. Wiese	Haushalt. auf ein Wohngebäude	Köpfe auf 1 Haushalt	Köpfe auf 1 Wohngebäude
Breslau	Landgemeinden	0,7	0,63	1,73	4,35	7,55
	Gutsbezirken	4,8	2,79	3,25	4,58	14,95
Liegnitz	Landgemeinden	1,0	0,75	1,36	4,12	5,63
	Gutsbezirken	9,0	3,59	2,26	4,63	10,49
Oppeln	Landgemeinden	0,5	0,49	1,72	4,56	7,88
	Gutsbezirken	4,2	1,77	3,31	4,85	16,09

Fideikommißbesitzer leichter mögliches systematisches Vorgehen erfordert, wenn sie erhebliche Resultate — billige Arbeiter — erzielen soll. Wenn nun die Landarbeiterenquete von 1893 irgend ein sicheres Ergebnis gehabt hat, so war es die sozialpolitische Verwerflichkeit des Grundeigentums bei

Die Fideikommißkreise im speziellen anlangend, so stehen sie in bezug auf die Wohndichtigkeitsverhältnisse ihrer Gutsbezirke verschieden, und zwar im ganzen je nach der Bodenqualität unter oder über den vergleichbaren Nachbarkreisen. Der auf schlechterem Boden gelegene Fideikommißkreis Militsch z. B. steht mit (auf den Gütern) 2,92 Haushaltungen und 12,8 Köpfen pro Wohnhaus unter dem besser gestellten freien Kreis Guhrau mit bzw. 3,47 und 14,1; der auf gutem Boden belegene Fideikommißkreis Oels dagegen überragt bedeutend den letztgenannten Kreis ebenso wie den Bezirksdurchschnitt und so öfter. Analysiert man den Kreis Militsch spezieller — vgl. dazu oben S. 334 Anm. —, so zeigt sich folgendes Bild.

Es kamen in den Reinertragsklassen von pro ha Mk.:

		unter 10	10—15	über 15
Haushaltungen auf 1 Wohngebäude	in den Dörfern	1,71	1,66	1,69
	auf den Gütern	3,16	3,12	3,22
Köpfe auf 1 Wohngebäude	in den Dörfern	7,43	7,26	7,22
	auf den Gütern	13,5	13,5	14,5

Nicht nur die typisch stärkere Belegung der Wohngebäude auf den Gütern, sondern auch die Steigerung der Belegung auf den besten Böden der großen Güter treten deutlich hervor, ebenso die abweichende Gestaltung in den Dörfern.

Außerhalb Schlesiens fügt sich Kreis Franzburg in den Unterschieden zwischen den Reinertragsklassen durchaus der Regel. — Die Verhältnisse auf der Holsteiner Grafenecke (Kreis Plön, Oldenburg, Eckernförde) mit ihren großen und alten landesherrlichen Fideikommissen und modernen bäuerlichen Pachtbetrieben sind in dieser Hinsicht nicht ganz so konsequente, immerhin nicht grundsätzlich abweichende. (Im ganzen steigende Belegung der Wohngebäude mit Köpfen und Haushaltungen, aber geringere Kopfzahl der Haushaltungen auf besseren Böden: keine Scharwerker!) Aber, verglichen mit anderen Kreisen aus anderen Gebieten sind in diesem ganzen Winkel — Ostholstein, Mecklenburg, Neuvorpommern — die Verhältnisse der ansässigen Arbeiter, wie die Enquete von 1892 zeigte, noch mit die günstigsten Deutschlands aus Gründen, die hier nicht zu wiederholen sind. Diese günstigen Verhältnisse teilen die Fideikommißkreise.

Bei den obigen Zahlen, welche die Verdünnungs- und Zusammenhäufungstendenz der Güter deutlich illustrieren, ist nun noch im Auge zu behalten, daß die Insassen der Wanderarbeiterkasernen dabei noch gar nicht mitgezählt sind, da die Zählung im Dezember stattfand, auch die Saisonarbeit erst nach Bismarcks Rücktritt ihre jetzige Ausdehnung gewann. — Ein Institut, welches den Großbetrieb stützt, wirkt dem Individualismus des Wohnens entgegen. Im Westen fallen auf dem Lande Haushalt und Wohngebäude der Zahl nach fast zusammen, und von Regierungsbezirk zu Regierungsbezirk steigt mit der durchschnittlichen Betriebsgröße die Zusammendrängung der Landbevölkerung in den Wohngebäuden — die dann im Osten auf den Gütern wesentlich höher ist als in den kleineren Städten und zwar im allgemeinen ceteris paribus um so höher, je besser der Boden.

Landarbeitern in Gegenden mit starkem Großbesitz und wenig Bauern. Es bedeutet dort das Angewiesensein auf die Arbeitsgelegenheit allein des oder der wenigen unmittelbar benachbarten Rittergüter und Schollenfestigkeit, also absolute Auslieferung an die Ausbeutung durch die Gutsherren. Das unerhört niedrige schlesische Lohnniveau ist der Ausdruck

Es ist also absolut unwahr, daß das ländliche Wohnungselend Folge der »schlechten Lage« der Gutsbesitzer sei.

Ueber die in den vorstehenden Zahlen nur gestreiften Zusammenhänge künftig einmal unter adäquateren Gesichtspunkten. Nur das eine sei hier noch bemerkt: Die Tendenz des bürgerlichen Kapitals zum Bodenerwerb besteht nicht nur im Osten, sie ist eine durchaus allgemeine und wäre nur abzuschwächen, wenn die gesellschaftliche Bevorzugung des Grundbesitzes schwände. Aber im Westen bleibt, auch wo sie sich geltend macht, gleichwohl weit häufiger der Kleinbetrieb (als Pachtbetrieb) und damit die ländliche Volksdichte auf den günstigen Böden und vor den Toren der Städte und mit ihm der allmähliche Uebergang zwischen Stadt und Land, erhalten, und es ist denn doch sehr fraglich, ob ein beweglicher nicht schollenfester Kleinpächterstand nicht unter fast allen in Betracht kommenden Gesichtspunkten in diesem Rayon kleinen Eigentümern sogar vorzuziehen wäre. Im Osten okkupiert dagegen der bevölkerungsverdünnende Großbesitz gerade die marktnahen besten Böden. (Ueber den Kampf dieser Verdichtungs- und Verdünnungstendenz miteinander in der Provinz Sachsen siehe die Arbeit von Dr. Goldschmidt in der von mir edierten Enquete des Ev. Soz. Kongr., Heft 1, S. 17.) Der Gesetzentwurf würde, da er den Großbetrieb erzwingt, die östliche Entwicklung verschärfen und auch in den Westen verpflanzen, soweit das Kapital zur Bodenbindung greift. Es sind nicht »natürliche«, sondern zunächst historisch gewordene, dann aber durch bestimmte »Gesetze« agrarkapitalistischer Entwicklung gesteigerte Verhältnisse, welche den Gegensatz in dem Siedlungscharakter etwa der Oberrheinebene gegen die Oderebene bedingen. Auch wer aus irgendwelchen Gründen eine stärkere Vertretung größerer Betriebe auf dem Lande wünscht, als sie am Rheine vorhanden sind, wird sie und den geschlossenen Besitz nicht vor die Tore der Stadt legen und die Kleinbetriebe in die Berge und auf die schlechten Böden drängen wollen. Man setze für die Fideikommisse — und übrigens z. B. auch für das Anerbenrecht, wo es gelten soll — Rayons nach Maßgabe der heute dafür noch immer brauchbaren Grundsteuerreinerträge und der Nähe der Großstädte und Industriezentren fest, derart daß sie nur in Gebieten mit unter durchschnittlichem und marktfernem Boden gelten und schreibe unter Aufhebung aller hiernach unzulässigen landwirtschaftlichen Fideikommisse für die letzteren eine entsprechende Prüfung als Vorbedingung der Weitergabe zur Genehmigung gesetzlich vor, wenn man durch jene Institute nicht die spezifisch modernen »Entwicklungstendenzen«, die man beklagt, verschärfen will. — Aber freilich, den kapitalistischen Interessen, mit denen man rechnen muß und welche die heutige Gesetzgebungsmaschinerie in ihren Dienst zwingen, wäre damit nicht gedient, und deshalb wird die amtliche Terminologie den Vorschlag »mechanisch« oder dergleichen nennen und auf die »Prüfung des konkreten Falls« verweisen, obwohl deren Wirkungslosigkeit ja genugsam aus der Statistik hervorgeht — und obwohl vor allem, nach S. 60 der Motive, ja die Vorlegung an den König zur Entscheidung erfolgen muß, wenn die formalen Bedingungen erfüllt sind. Hierüber s. weiter unten.

dessen[1]). Bei Rentengütern ist das natürlich in noch viel gesteigertem Maße der Fall. Nur Polen würden sich — bei Kenntnis der Verhältnisse — als Reflektanten für solche melden. Selbst der damalige Landwirtschaftsminister v. Heyden hatte auf Grund des Ergebnisses der Enquete damals im Landtage eindringlich vor den Gefahren eines »grundbesitzenden Proletariats« gewarnt. Nur die Parzellenpacht kann Bodenständigkeit und Freiheit des Arbeiters vereinigen. — Das hindert den Entwurf nicht, gerade die kleinen Rentengüter zuzulassen[2]) und die Motive sprechen von der Möglichkeit, sich dadurch einen »Stamm« ansässiger Arbeiter zu schaffen, ganz wie es der von den Landwirtschaftskammern vertretene Agrarkapitalismus zu tun pflegt. Für diese Gesetzmacherei sind eben alle Erfahrungen nicht vorhanden, nicht nur weil sie oberflächlich, sondern weil sie, wo die Interessen der Großgrundbesitzer in Frage stehen, sozialpolitisch schlechthin ohne Gewissen ist.

II.

Wollten die Freunde des Fideikommisses die vorstehend dargestellten Konsequenzen der Fideikommißbildung, namentlich die Bindung gerade des guten Bodens, vermeiden, so gäbe es dafür ein einfaches Mittel: Beschränkung der Fideikommisse auf Wald und auf Wohngebäude (nebst Pertinenzen) in direktem räumlichen Anschluß an Fideikommißwaldungen. Die Konsequenz einer solchen Bestimmung würde sein, daß jenes Kapital, welches Boden zum Zweck fideikommissarischer Bindung sucht, nicht wie jetzt dem besten,

---

[1]) Die Durchschnittstagelöhne männlicher, dauernd beschäftigter Arbeiter betrugen 1892 in der Provinz Ostpreußen (Durchschnittsreinertrag pro ha Ackerland Mk. 9,40) je nach Bezirken 1,10—1,50 Mk., in Pommern (Durchschnittsreinertrag Mk. 13,32) 1,22—1,76 Mk., im Regierungsbezirk Oppeln (Durchschnittsreinertrag Mk. 16,06) 0,87—0,95 Mk., im Regierungsbezirk Breslau (Durchschnittsreinertrag Mk. 22,32) 0,94—1,18 Mk. Lohndrücker sind hier auch außerhalb des polnischen Rayons überall die Parzellenbesitzer, wie die Enquete mit vollkommenster Deutlichkeit ergab. (S. Schriften d. V. f. Sozialpolitik, Bd. 55.) Vorstehende Nebeneinanderstellung der Löhne und des Reinertrags möge auch den Wert der Behauptung beleuchten, daß die Landwirte ihrer schlechten Lage wegen schlechte Löhne zahlten. Das Umgekehrte ist, so paradox es klingt, wahr.

[2]) Sering, der jene Ergebnisse genau kennt, hat (a. a. O.) gegen diese Zulassung gleichwohl nichts zu erinnern!

sondern dem ärmsten, für kräftige moderne Bauernwirtschaften ungeeigneten, zur Beforstung geeigneten Boden zugute käme, daß also diejenigen ärmeren und dünn besiedelten Kreise, für welche die Ansässigmachung kaufkräftiger und intelligenter deutscher Familien wirklich etwas in ökonomischer und nationaler Hinsicht bedeuten kann, mit solchen Landsitzen besetzt würden. Und kann man sich zu einer absoluten Beschränkung auf Forsten nicht entschließen, so läßt sich eine gewisse Annäherung an diesen Effekt vielleicht schon dadurch erreichen, daß landwirtschaftlicher Boden nur in Verbindung mit mindestens 80% Waldfläche gebunden werden dürfte [1]). 23% der Fläche des Staates sind Wald, noch nicht ein Viertel der Privatwaldungen (mit Ausschluß der genossenschaftlichen) ist fideikommissarisch gebunden: es ist Platz genug für noch sehr viel Forstfideikommißbesitzer vorhanden. — Auf die Verwirklichung dieses Vorschlages rechne ich natürlich nicht. Denn ganz abgesehen von der Macht der agrarkapitalistischen Interessen geht aus den Motiven des Entwurfes zur Genüge hervor, daß für die Zulassung und Begünstigung der Fideikommisse ganz andere Beweggründe als irgendeine agrarpolitische Sorge für eine (unter irgendwelchen Gesichtspunkten) »gesunde« soziale Verfassung des platten Landes den Ausschlag geben, und daß die preußische Regierung gar nicht daran denkt, der weiteren Verbreitung der Fideikommisse irgendwelche ernstlich fühlbaren Hemmnisse in den Weg zu legen.

Der Entwurf weist den Gedanken, die Errichtung von Fideikommissen allgemein für jeden Fall an einen Akt der Gesetzgebung (nach Art englischer »private bills«) zu binden — was in Oesterreich geltendes Recht ist — ab. Er würde, nach den Motiven, voraussichtlich eine Einschränkung der Fideikommißgründungen zur Folge haben und das genügt charakteristischerweise, um über diesen denn doch im höchsten Grade erwägenswerten Vorschlag, der vor allem allein die Sicherheit geben würde, daß auch andere Interessenten, als die Fideikommiß-

[1]) Noch in der Forstbetriebsgrößenklasse von 1000—2000 ha sind mit 800 000 ha Forstfläche 140 000 ha landwirtschaftliche Fläche in 272 Betrieben verbunden. — Ich sehe übrigens, daß schon Dade (bei Roscher, Nat. Oek. d. Ackerbaus, 13. Aufl., S. 777) einen ähnlichen Vorschlag gemacht hat: vorzuschreiben, daß stets 50% der Fideikommißfläche Forsten sein müssen. Das ist, wie die schlesischen Verhältnisse zeigen, ganz ungenügend, um die spezifischen Wirkungen der Waldfideikommisse zu sichern.

stifter zu Gehör gelangten, und daß überhaupt die Vorgänge der Fideikommißbildung einer gewissen Publizität unterworfen würden, hinwegzugehen. Ob zu hoffen ist, daß die Mehrheit des Abgeordnetenhauses hierin anderer Ansicht sein wird, muß hier dahingestellt bleiben. Der Entwurf glaubt eine hinlängliche Kontrolle über die Entwicklung der fideikommissarischen Bindung des Bodens zu schaffen, indem er dieselbe auch da, wo dies bisher nicht der Fall war, an die Genehmigung des Königs bindet. Es ist fast unglaublich, daß die Motive es wagen können, dies Erfordernis als eine Schranke der Fideikommißbildung anzusprechen. Dasjenige Gebiet, für welches — da hier 95% aller Fideikommisse ursprüngliche Fideikommisse, nicht Lehensumwandlungen sind — schon bisher die dort für große Fideikommisse erforderliche königliche Genehmigung ihre Wirksamkeit hätte erproben können, ist Schlesien, das Land mit dem absolut und relativ größten Fideikommißbesitz an Latifundien, deren Umfang selbst den leidenschaftlichsten Vertretern des Instituts Bedenken erregt, und der ein konstantes weiteres Umsichgreifen zeigt. Gar keine Genehmigung fordert das hannoversche Recht und Hannover hat die geringste Fideikommißfläche. Die gesellschaftlichen Gründe, aus denen gerade die Hereinziehung des persönlichen Entschlusses des Königs anstatt der verantwortlichen Entschließung der Minister[1]) völ-

[1]) Denn darum handelt es sich: Die Minister dürfen, mögen sie das formell korrekt nachgesuchte Fideikommiß für noch so schädlich ansehen, die Vorlegung des Gesuchs an den König zur Entschließung nicht ablehnen! Dies sprechen die Motive S. 60 ausdrücklich aus. Jeder weiß, was das praktisch bedeutet, und es ist — rund herausgesagt — eine selbst das bei amtlichen Aeußerungen neuerdings üblich gewordene Maß überschreitende Unaufrichtigkeit, eine solche Rechtslage für eine erhöhte Gewähr gegen ein Ueberhandnehmen der Fideikommisse auszugeben. Im Landtage würde daraufhin natürlich die übliche Verweisung auf die Person des Königs jeder Kritik entgegengesetzt werden. Es handelt sich also hier lediglich um ein Mittel, den Ministern Deckung hinter dem Könige zu schaffen. Es hat noch keinen Monarchen gegeben, der — Napoleon nicht ausgenommen — nicht geglaubt hätte, seine Stellung durch Befriedigung der Eitelkeit der Leute mit dem großen Geldbeutel zu festigen. Und bei der subalternen Auffassung, welche — eine Erbschaft des Bismarckschen Regimes — heutige Minister in Preußen von ihrer Stellung und Verantwortung haben, ist damit das ganze »Genehmigungsverfahren« zur Farce gestempelt. Es wäre wirklich zu viel verlangt, daß man in höflicher Form mit solchen Aeußerungen der Motive diskutieren sollte, wie S. 58 oben: »Sollten sie (nämlich gewisse bedenkliche, aber formal zulässige Bestimmungen des Stifters) sich ereignen, so wird ihnen durch Versagen der Genehmigung (§ 8) zu begegnen sein.« Die

lig das Gegenteil einer Erschwerung der Fideikommißgründung bedeutet, ist es wohl nicht nötig, hier näher zu erörtern.

Die einzige wirksame Schranke der Fideikommißgründung ist heute der Fideikommißstempel von 3% [1]) des Bruttowertes. Die Frage seiner künftigen Höhe ist für die weitere Entwicklung der Fideikommißbildung ausschlaggebend und man kann dreist behaupten, daß für die Fideikommißinteressenten der Entwurf in seinem übrigen Inhalt nur Kulisse ist für die anderweitige Regulierung dieses Punktes. Ominöserweise läßt der Entwurf den Abschnitt, der vom Stempel handeln soll, offen mit dem Bemerken, derselbe solle im Einvernehmen mit dem Finanzminister »demnächst« festgestellt werden. — Der Fideikommißstempel hat nun zunächst (aber nur nebenher) den Sinn, die steuerliche Begünstigung des Fideikommißbesitzes gegenüber den anderen Grundstücken abzulösen. In Betracht kommt zunächst die Stempelsteuer von 1% bei Verkäufen von Grund und Boden, welche für Fideikommißboden ganz entfällt und weiter die Erbschaftssteuer, welche nur nach der Lebenserwartung des Fideikommißerben berechnet wird, während der überschießende Bodenwert ganz frei bleibt, — es sei denn, daß der Gesetzentwurf mit dem Satz, daß das Fideikommiß dem Fideikommißbesitzer »gehört«, auch in steuerlicher Beziehung für künftig ernst machen und jenes Privileg beseitigen wollte, woran (natürlich!) nicht zu denken ist. Der Umsatzstempel allein könnte rein technisch, nach der Umsatzgeschwindigkeit des gesamten Bodens der großen Besitzungen bemessen, wohl durch eine jährliche Abgabe von etwa ½ pro Mille abgelöst werden [2]). Die Erbschaftssteuer ist heute, wo sie nur von Seitenverwandten erhoben wird, von noch nicht allzu großem Gewicht, die Begünstigung wird aber sehr bedeutend werden, wenn, was ja früher oder später unvermeidlich ist, die gerade Linie, sei es seitens des Staats oder des Reichs in die Besteuerung

Naivität sondergleichen, dem sic volo sic jubeo des Königs, welches § 8 in Verbindung mit § 20 statuiert, in diesem Ton Vorschriften zu machen, wäre höchst achtbar, wenn man glauben könnte, daß sie »echt« wäre. In Wahrheit soll der schrankenlosen Expansion der Fideikommisse der Weg geebnet und jeder etwaige Widerspruch durch Hereinziehung des Königs erstickt werden.

[1]) Zur Würdigung seiner Höhe (oder vielmehr des Gegenteils) sei erinnert, daß der badische gewöhnliche Boden umsatzstempel schon 2½% beträgt.

[2]) Die Berechnung nach der Besitzwechselstatistik gibt dabei aus mehrfachen, hier nicht zu erörternden Gründen zu niedrige Zahlen.

einbezogen wird. Alsdann würde [1]) bei einer Höhe von 1% der Steuer die Begünstigung schon der heutigen rund 1000 Fideikommißfamilien in jeder Generation etwa 8 bis 10 Millionen Mk. betragen [2]). Man wird annehmen dürfen, daß heute zur bloßen, nach den dem Fiskus entgehenden Durchschnittsbeträgen kapitalisierten Steuerablösung etwa 2% ausreichen würde, wenn es eben mit dem Gedanken einer wirklichen Steuer verträglich wäre, daß sie abgelöst wird nach rein privatwirtschaftlichen Kapitalisierungsprinzipien [3]). Allein die rein steuerliche Gerechtigkeit ist ja in keiner Weise der wesentliche Sinn des Fideikommißstempels. Derselbe war vielmehr, wie schon die ganze Art seiner Bemessung zeigt, als eine sozialpolitische Maßnahme gedacht und sollte diese extremste Form der Monopolisierung des Bodens in Schranken halten. Nur ein alsbald zahlbarer und hoher, d. h. den gewöhnlichen Kaufstempel von 1% um ein vielfaches überragender Betrag des Stempels bürgt dafür, daß nicht die nichtigste und erbärmlichste Eitelkeit irgendeines Grundbesitzes, die kindischste Sucht nach dem ländlichen Hoflieferantentitel: dem Adel, und ähnliches den Sieg selbst über alle ernsteren und sachlichen privaten Erwägungen davon trägt [4]). Diese Kontrolle durch eine hohe Abgabe kann durch keinerlei staatliche Einmischung ersetzt werden, am wenigsten natürlich dann, wenn die Staatsverwaltung, wie ja der Entwurf ausdrücklich als wünschenswert bezeichnet, mit agrarischen Interessenten möglichst stark durchsetzt ist. —

Den naheliegenden Gedanken, da, wo — wie in fast allen Teilen des preußischen Ostens — der Großgrundbesitz bereits eine die Agrarverfassung beherrschende Stellung einnimmt, durch Festsetzung einer Maximalflächenquote, die in jedem

[1]) Wenn man ein Durchschnittsalter des Nachfolgers von 35—40 Jahren annimmt.

[2]) Daß auch heute schon gelegentlich ganz gewaltige Beträge in Betracht kommen können, beweist wohl der bekannte Millionenprozeß des Fürstenberger Fideikommisses gegen den badischen Fiskus.

[3]) Wie unangemessen es ist, zeigt sich daran, daß z. B. eine durchschnittlich in Zukunft seltener als alle 30 Jahre fällige Abgabe von 1% nach diesen Grundsätzen mit einmaliger Zahlung des Betrages von 1% müßte abgelöst werden können, selbst wenn man den heutigen Zinsfuß zugrunde legt.

[4]) Traurige Beispiele dafür habe ich selbst aus der Nähe gesehen. — Wenn also Sering, nachdem er die Herabsetzung des Stempels für bedenklich erklärt hat, seine Umwandlung in eine Abgabe suggeriert, so steht das im Widerspruch miteinander. — Man würde den Stempel wohl auf etwa 5% festzusetzen haben, wenn eben sachliche Gründe hier etwas bedeuteten.

Kreise (oder etwa innerhalb ad hoc gebildeter etwas größerer Bezirke von je 3—6 Kreisen) nicht überschritten werden dürfte — etwa 5% der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche [1]) — die fideikommissarische Bodenhäufung zu hemmen, weist der Entwurf mit dem Bemerken ab, dies würde zur Folge haben, daß seitens der Behörden alsdann bis an diese Grenze ausnahmslos, also auch, wenn das Gesetz sachliche Prüfung vorschreibt, ohne Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse herangegangen würde [2]). Vielleicht beurteilt der Entwurf die Art, wie preußische Fideikommißbehörden unter den heutigen Verhältnissen arbeiten würden, richtig. Bei einer so wenig schmeichelhaften Einschätzung der Wirksamkeit ihres Pflichtgefühls aber erscheint dann die Notwendigkeit, durch Mitwirkung des Landtages, dem sicherlich prinzipielle Fideikommißfeindschaft ebenso fernliegt, wie dem österreichischen Reichsrat (der bisher noch kein Fideikommißgesuch abschlägig beschieden hat), wenigstens ein gewisses Maß von Oeffentlichkeit zu schaffen, um so unabweislicher. Alles in allem ergibt sich, daß der Entwurf, der z. B. an die Möglichkeit, gelegentlich der Umformung der bestehenden Fideikommisse wenigstens für Gebiete, wie Schlesien, die Frage des Fort-

[1]) Im ganzen Staat ständen danach 1 620 000 ha landwirtschaftlich nutzbare Fläche zur Bindung zur Verfügung, d. h. an land wirtschaftlicher Fläche reichlich 600 000 ha mehr als sie deren heute (ungefähr) schon umfassen. Da aber die Masse der Fideikommisse sich heute in einigen wenigen Bezirken zusammendrängt, so wäre faktisch in den anderen, bisher nicht so stark mit Fideikommissen durchsetzten Gegenden noch eine sehr viel größere Vermehrung, meist eine Verdoppelung möglich. Dazu würden dann noch 3 Millionen ha bisher noch nicht gebundener Privatforsten kommen. — Wie Sering es miteinander vereinigen kann, in einem Atem die oberschlesischen Zustände als »übergroße Ausdehnung der Fideikommisse« zu bezeichnen und dann alsbald vorzuschlagen, eine Grenze der Bindung erst da eintreten zu lassen, wo ein Viertel (!) der landwirtschaftlichen Fläche sich in toter Hand befinde oder die Betriebe über 250 (!) ha mehr als die Hälfte derselben umfassen — selbst da noch wegen möglicher »Unbilligkeit« (!) Dispens zulassend —, das ist mir absolut unverständlich. Ein Blick in die Statistik kann ihn belehren, daß dies nichts anderes bedeutet, als eben die oberschlesischen Zustände für den ganzen Staat als Norm zu proklamieren. Von seinen Bauernkolonisationsidealen ist eben Sering — trotzdem er sie für »weitaus wichtiger« erklärt — gänzlich abgekommen: man kann nicht zween Herren dienen. Eine solche »Schranke« hätte lediglich den Sinn einer Attrappe.

[2]) Wenn übrigens auch hier wieder — wie noch sonst gelegentlich — die Motive den flüchtigen Leser (der die Bemerkungen auf S. 60 nicht beachtet) in die Täuschung versetzen, daß eine sachliche Prüfung formal korrekter Fideikommißgesuche und eine Ablehnung der Weitergabe an den König im Fall eines ungünstigen Resultats überhaupt zulässig sein soll, so sucht man auch hier wieder vergebens nach einem parlamentarischen Ausdruck dafür.

bestehens der dortigen Latifundien erneut zu prüfen, offenbar gar nicht im entferntesten auch nur gedacht hat — irgendeine praktisch wirksame Schranke der Bodenanhäufung eben einfach nicht will. Dies fällt besonders deutlich ins Auge, wenn man berücksichtigt, daß die Bodenanhäufung, durch die Fideikommisse keineswegs nur im Wege der Bildung von Fideikommissen erfolgt. Zunächst steht neben der Begründung neuer die Erweiterung bestehender Fideikommisse. Von 1100 bestehenden haben fast 200, also zwischen $^1/_5$ und $^1/_6$ aller allein in den Jahren 1895—1900 eine Erweiterung erfahren, im Jahre 1900 allein 46. Man kann getrost sagen, jedes bestehende Fideikommiß ist normalerweise ein Zentrum der Bodenakkumulation: die »Psychologie« (wie man heute zu sagen pflegt) des Fideikommißbesitzers macht es auch durchaus plausibel, daß sein Streben nun einmal in der Richtung auf Land und immer mehr Land ausgerichtet ist. Er denkt (normalerweise) gar nicht daran, landwirtschaftlicher Unternehmer sein zu wollen, er will Rente, standesgemäße Rente, mehr standesgemäße Rente haben und dazu braucht man eben Land. Er will eine — nach Sombarts Ausdruck — »seigneuriale«, keine Unternehmer-Existenz [1]) führen. Der Vergleich mit den ebenfalls (und der bloßen Zahl nach sogar recht zahlreich) vertretenen Verkleinerungen bestehender Fideikommisse zeigt, daß es sich bei diesen um weitaus kleinere Flächen handelt. — Bei diesem ganzen Prozeß steht wiederum Schlesien oben an: Hier tritt die Neubegründung gegenüber dem Umsichgreifen schon bestehender Fideikommisse ganz in den Hintergrund.

[1]) Das soll heißen: wo er irgend kann, wird er — gerade wenn er tüchtig ist — den Nachdruck darauf legen, seiner Familie eine in gesteigertem Maße sichere Basis ihrer standesgemäßen und möglichst immer noch standesgemäßeren Existenz zu hinterlassen, und kraft der sozialen Schätzung, die der Bodenbesitz, zumal in Fideikommißform, genießt, wird er — normalerweise — nicht daran denken, ihn um betriebstechnischer Vorteile willen zu verkleinern, sondern ihn oft selbst trotz betriebstechnischer Schwierigkeiten im Interesse des splendor familiae zu vergrößern. Jedermann fragt nun einmal bei einem großen Gut zuerst, wie groß es ist und nicht, mit wieviel Kenntnissen und Betriebskapitalien es wohl bewirtschaftet werden möge, und taxiert nach jener Fläche die soziale Position des Mannes. Das wissen die Fideikommißbesitzer so gut wie jeder andere. Die, natürlich auch vorkommenden, Ausnahmen »bestätigen« hier so gut wie irgendwo die Regel. Die Zunahme der Durchschnittsfläche der Großbetriebe in Fideikommißkreisen, die wir oben (Fußnote 3 zu S. 349 f.) beobachteten und die der normalen Entwicklung des nicht gebundenen Betriebs entgegenlaufen, sind keine »Zufälligkeiten«.

Aehnlich steht es in einigen westfälischen Distrikten, wo gleichfalls Kapital in den Händen der — im eigentlichsten Sinne des Wortes — »Schlotbarone« sich ansammelt und im Boden Anlage sucht. Es wird bei weiterer wohlwollender Behandlung der Fideikommißbildung immer häufiger werden, daß ein Fideikommiß relativ klein anfängt, und »auf Zuwachs« begründet wird [1]). Die Zukäufe werden dann meist sehr leicht als privat wirtschaftlich zweckmäßig zu rechtfertigen, der Konsens zur Einverleibung in das Fideikommiß, zumal nachdem der Kauf doch einmal erfolgt ist, schwerlich je zu verweigern sein. Die Bestimmung des Entwurfes, daß die Einverleibung von Boden in schon bestehende Fideikommisse konsensbedürftig sein soll, ist daher schon an sich von — auf die Dauer — sehr geringer praktischer Bedeutung. Denn die Bodenakkumulation durch die Fideikommißbesitzer erfolgt eben keineswegs nur im Wege der Einverleibung in das Fideikommiß, oder hat diese notwendig zur Folge. Es sind ganz beträchtliche Latifundien im Osten entstanden, von denen nur ein Bruchteil fideikommissarisch gebunden ist. Das von Sering befürwortete Verbot, stiftungsmäßig die Neuerwerbung von Grundbesitz vorzuschreiben, und die Beschränkung des Bodenerwerbes aus Fideikommißmitteln genügt aber natürlich absolut nicht; es wäre ein Verbot jedes Bodenerwerbes durch Fideikommißbesitzer, außer in Fällen nachweislicher Beseitigung gemeinwirtschaftlicher Schäden und etwa gegen Zahlung sehr hoher Spezialabgaben erforderlich und, bei der rechtlichen Sonderstellung, welche die Fideikommißbesitzer nun einmal überhaupt einnehmen, natürlich auch mehr als gerechtfertigt.

[1]) Ein Drittel der 939 Fideikommißbesitzer entfiel 1897 auf die regierenden Häuser, Standesherren und Grafen (unter diesen bekanntlich mehrfach briefadlige), etwas über $^5/_6$ sind »sonstiger Adel« (darunter viel Briefadel) nicht ganz $^1/_{10}$ (90) sind bürgerlich. Die Masse der Grafen befindet sich in der Größenklasse 1000—5000 ha, der Adel hat seinen Schwerpunkt in den Klassen von 200—1000 ha, $^4/_5$ der Bürgerlichen in der Besitzgruppe unter 100 ha — natürlich nicht, weil Bürgerliche überhaupt arme Schlucker wären im Gegensatz zum Adel, sondern weil je nach der Größe des Geldbeutels — nach vorgenommener Metamorphose in Grundbesitz und Fideikommißbildung — die Chance steigt, adlig, Freiherr, Graf zu werden. Die Bürgerlichen sehen sich also darauf hingewiesen, durch Bodenanhäufung (Bauernauskauf usw.) die Qualifikation zu etwas Höherem zu erwerben. Und ebenso für die höheren Staffeln — denn warum sollte die Eitelkeit bei dem Erreichten Halt machen? — Abhilfe gäbe es nur, wenn man, nach badischem Vorbild, nur Altadlige zur Fideikommißstiftung zuließe. Aber — wir werden davon noch reden — so ziemlich das gerade Gegenteil ist das Ziel des Entwurfs.

Die alte Forderung endlich, daß für die einzelnen Fideikommisse ein Maximal umfang gesetzlich festgestellt werde, erledigt der Entwurf mit der Bemerkung, daß damit ja nicht die Herbeiführung des gleichen Gesamtergebnisses durch Entstehung mehrerer kleiner Fideikommisse gehindert würde. Der große Besitzer, der Boden zukauft, will ja aber gar nicht neue kleinere Fideikommisse gründen, und jenes gerade im Munde des angeblich so latifundienfeindlichen Verfassers der Motive höchst sonderbare Argument spräche eben wieder für die Festsetzung einer Maximalflächenquote, für deren Ablehnung aber der Entwurf, wie wir sahen, ähnlich nichtige Vorwände bereit hält. In Wahrheit will man eben den großen Fideikommißfamilien nicht an den Leib und wo immer es sich um ernstliche Schranken der Fideikommisse handelt, sind dem Entwurf die Gründe dagegen sehr billig und scheut er — wie wir schon sahen — vor direkten Unaufrichtigkeiten nicht zurück.

Indessen praktisch weit wichtiger ist die Frage, welche Minimalerfordernisse in bezug auf den Umfang des landwirtschaftlich nutzbaren Bodens eines Fideikommißgutes gestellt werden. Die Motive lassen die Frage, ob in Zukunft ein dem Fideikommißrecht analoges Recht (»Stammgüterrecht«) auch dem Bauernstand zugänglich zu machen sei, ausdrücklich dahingestellt: in der Konsequenz des Geistes der jetzigen preußischen Agrarpolitik würde es unzweifelhaft liegen. Für die Fideikommisse fordert der Entwurf, wie wir sahen, den Nachweis eines »nachhaltigen« Minimal-Nettoeinkommens von 10 000 Mk. (nach Abzug auch der Beiträge für die verschiedenen »Massen«), wovon 5000 Mark aus einem geschlossenen »wirtschaftlichen Ganzen«. Für die Beurteilung dieser Bestimmungen[1]) kommt für die Zukunft folgendes in Betracht:

Das traditionelle große Gut des Ostens, auf den wir uns auch hier beschränken, stellte 1885 in Ostpreußen[2]) eine Fläche von

[1]) Für die Gegenwart bedeutet die Anforderung von 10 000 Mk. Ertrag natürlich eine Erhöhung der Erfordernisse. Seinerzeit waren selbstverständlich die 2500 Taler des ALR. ein nach der Kaufkraft des Geldes, noch mehr aber nach dem Verhältnis zum Durchschnittseinkommen gerechnet, ganz außerordentlich viel höherer Betrag.

[2]) Nach dem Umfang der Gutsbezirke gerechnet. Diese geben im ganzen oft ein sichereres Bild der sozialen Qualität des Besitzes als irgendein Umfang der Betriebe. Natürlich befindet sich viel Großbesitz und -betrieb auch in den Dörfern und die Beziehungen zwischen Rittergut im administrativen und im ökonomisch-sozialen Sinn sind auch nach Provinzen

durchschnittlich 590 ha (davon 280 ha Acker und Wiesen), in Pommern von 720 ha (davon 420 ha Acker und Wiesen), und in Schlesien von 500 ha (davon 225 ha Acker und Wiesen) dar. Es herrscht unter den Agrarpolitikern wohl Einstimmigkeit darüber, daß selbst die schlesische, jedenfalls aber die nordöstliche, Fläche als Durchschnitt für eine modernen Anforderungen entsprechende Bewirtschaftung von einem Zentrum aus technisch zu groß ist. Diesen betriebstechnischen Motiven zur Verkleinerung der Fläche der kapitalistischen großen Betriebe steht nun aber der privatwirtschaftliche Zwang zur Vergrößerung des Umfangs des großen Besitzes gegenüber. Das traditionelle Rittergut des Ostens »trägt keine Herrschaft mehr«, wie sich der Minister Miquel, der ja, wenn er wollte und namentlich privatim, äußerst zutreffende Bemerkungen machen konnte, mir gegenüber einmal äußerte. Das heißt: eine Familie, welche eine die »großbürgerliche« erreichende und sogar überragende Lebensführung sich erhalten will und, wie dies ja beim Fideikommißbesitzer der Fall ist, soll — welche also ihre erwachsenen Söhne (im ganzen etwa 12 Jahre lang) studieren lassen und durch die Zeit bis zur Anstellung mit Gehalt »standesgemäß« erhalten will, welche ferner in den gesellschaftlichen Formen der »oberen« Klassen verkehren will, usw. —, kann bei den heutigen Kosten einer solchen Lebensführung sich aus dem Ertrag eines rein landwirtschaftlich oder gar zu einem erheblichen Teile forstwirtschaftlich genutzten Gutes von jener Durchschnittsgröße auf ungünstigen Böden nur sehr mühsam erhalten. Die Lebenskosten steigen und erfordern mehr Rente und das bedeutet für eine Fideikommißfamilie: mehr Land als Unterlage für eine wirklich »sturmfreie« Existenz, das heißt eine solche, die sich eben auf ein sicheres Einkommen, eine Rente, nicht auf den schwankenden Gewinn, der durch Verwertung von hohen Betriebskapitalien etwa zu gewinnen wäre, gründet. Und eine solche Existenz soll doch der Fideikommisbesitzer darstellen. Der intensive Betrieb erfordert mehr Betriebskapital, was

---

schwankend. Vergleicht man z. B. die Fläche, welche von Betrieben über 100 ha einerseits, von Gutsbezirken andererseits okkupiert wird, so stand 1885 die erstere hinter der letzteren in Schlesien um — 3,7% zurück, in Pommern übertraf sie dieselbe um + 4,4, in Ostpreußen um + 21,1% und in Sachsen um + 40,5%. Im letztgenannten Falle war also eine Identifikation der administrativen mit der ökonomischen Kategorie völlig ausgeschlossen, in Pommern und Schlesien im ganzen durchaus zulässig.

dem Fideikommißbesitzer, je mehr er der Tendenz zur Bodenanhäufung nachgibt, desto häufiger, und je mehr er wirklich eine dem Schwerpunkt nach rein landwirtschaftliche Existenz ist, desto sicherer fehlt [1]). Ein Reinertrag von nach Abzug aller Lasten und Ausstattungspflichten 10 000 Mk. ist heute auf den ungünstigeren Böden des Ostens aus einem einzelnen Rittergut von betriebstechnisch zweckmäßigem Umfang selbst beim Mangel irgend erheblicher Schulden nicht als »nachhaltiges« Einkommen eines Besitzers, der nicht selbst mit allen seinen Familienmitgliedern in Stall und Feld nach Bauernart ständig mitarbeitet, derart zu gewährleisten [2]),

[1]) Die Motive können Betriebs- und Meliorationskapital nicht unterscheiden, wenn sie die Verbesserungsmasse als Betriebskapital bezeichnen, ihren Zweck aber in der »nachhaltigen Besserung« des Gutes finden. Gewiß kann sie — und ebenso Grundstücksabverkäufe nach § 30[3] — auch zu einer erstmaligen Inventurbeschaffung verwendet werden, aber doch offenbar nicht als Kapital für einen »Umschlagsbetrieb«. Das entspräche ihrem Sinn nicht und stellte jederzeit ihre Existenz aufs Spiel. — Uebrigens könnte gerade Meliorationskapitalien der selbstwirtschaftende Fideikommißbesitzer sehr leicht und billig anders als durch Kapitalaufspeicherung erhalten. Vielleicht könnte aber diese Masse im Sinn des englischen »joint business« bei Meliorationen verpachteter Güter eine Rolle spielen, ferner beim Bau von Brennereien, Zuckerfabriken u. dgl.

[2]) Nimmt man an, daß durchschnittlich etwa das 2½- oder etwas mehrfache des Grundsteuerreinertrags als »nachhaltiges Einkommen« angesetzt werden dürfte, daß ferner mindestens etwa 30% Forstfläche (gegen jetzt im Durchschnitt 45%) mitgestiftet werden und daß eine Verschuldung von 25% eingebracht wird, so kommt man für den Osten für einen Ertrag von jedenfalls über 12 500 Mk. — wie dies zur Erzielung eines dem Besitzer verbleibenden Einkommens von 10 000 Mk. nötig ist — auf eine durchschnittliche Minimalfläche von ca. 700 ha, für Schlesien natürlich auf wesentlich weniger, für den Nordosten aber, wo die Reinerträge bis dicht an 4 Mk. im Kreisdurchschnitt herabgehen, auf den ungünstigen Böden, die gerade die fideikommißbedürftigen wären, auf jedenfalls über 3000 ha als Minimum zur Erzielung jener Rente. Für einen einheitlich geleiteten Betrieb ist schon jene erstgenannte Fläche als Minimum jedenfalls zu groß. Wollte man ernstlich »Rückenbesitzer« im eigentlichen Sinn des Wortes auf Fideikommissen wachsen lassen, dann bliebe diese Art von Fideikommissen im Osten Privileg der Böden der schlesischen Ebene, des unteren Weichsel- und Odertals und einzelner Striche in der Provinz Brandenburg. Auf ihnen würde der erzwungene Großbetrieb seine Stätte finden, während die Theorie von der »glücklichen Mischung« der Besitz- und Betriebsgröße ihn auf die schlechten Böden verweisen möchte — und, wenn nicht alle nationalen und Kulturinteressen dem Agrarkapitalismus geopfert werden sollen — auch müßte.

Sering (S. 70 a. a. O.) glaubt, beiläufig bemerkt, die geringe Wahrscheinlichkeit, daß eine erhebliche Fideikommißbildung zu erwarten stehe, durch den Hinweis darauf begründen zu können, daß in den 4 Nordostprovinzen auf dem Lande nur 923 und nach Abzug von etwa 100 Fabrikanten (?) u. dgl. nur etwa 800 Personen von mehr als 12 500 Mk. Einkommen ansässig seien bei einer

daß die Fideikommißbehörden bei gewissenhafter Prüfung sich zur Konzessionierung des Fideikommisses entschließen dürften. So kleine Fideikommisse wären das Privileg der Besitzer der besten Böden. Der Entwurf »gestattet« nun, daß ein Fideikommiß auf eine halb so große [1]) Einheit, kombiniert mit Streubesitz, gegründet werde, und die Motive begründen dies charakteristischerweise damit, daß sonst im Westen, da hier Güter größeren Umfanges nicht sehr häufig seien, zu wenig Fideikommisse gegründet werden würden. Unter einem »wirtschaftlichen Ganzen« aber versteht der Entwurf nach Seite 50 der Motive einen einheitlich geleiteten Großbetrieb, wobei auch ein Zentralbetrieb mit Vorwerken zusammen als ein Betrieb angesehen werden soll. Nicht zulässig ist also z. B. eine Verpachtung dieses Stammgutes an mehrere selbständige bäuerliche Wirtschaftsleiter. Man sieht: Hier ist der Zweck der Schaffung ökonomisch »sturmfreier« Existenzen mit der Absicht der künstlichen Stützung des Großbetriebes verkoppelt. Das Ergebnis kann im Falle des Erfolges für den Westen, z. B. das Rheinland, nur sein, daß das Kapital, welches dort im Boden Anlage gesucht hat, um nun auch »fideikommißfähig« zu werden, die als Pächter auf dem gekauften Land sitzenden kleinen Wirtschaften »legen« muß, und daß überall Besitztümer, die für sich allein mit 5000 Mk. Ertrag jedenfalls kaum mehr als eine großbäuerliche Lebenshaltung gewähren, um die vorgeschriebene Basis der Lebenshaltung eines Fideikommißbesitzers zu bieten, mit einem Strahlenkranz von damit nicht zusammengehörigen Parzellen, die rund umher zugekauft und verpachtet worden sind, kombiniert werden, und daß die Besitzer sich auf stetigen Zukauf

Anzahl von schon jetzt 216 Fideikommissen. Da sicher die Mehrzahl der 600 hiernach Fideikommißfähigen mit mehr als der Hälfte des Wertes verschuldet seien (? gerade die vermögendsten Leute?!), so sei eine erhebliche Fideikommißgründung nicht zu erwarten. — Gewiß: Nicht die verschuldeten heutigen Landwirte, wohl aber potente Käufer kommen, wenn der Fideikommißstempel, der das Entscheidende ist, herabgesetzt wird, zwar nicht in den ersten paar Jahren, wohl aber nach Serings eigenem Vorschlag schon nach 10 Jahren als Reflektanten in Betracht. In Schlesien ferner stehen nach Serings eigener Rechnung 155 Fideikommissen 1079 Personen jener Einkommensklasse gegenüber, und gerade das industrielle Kapital ist es hier, welches (wie im Saarbezirk) landwirtschaftliche Besitzungen und Großbetriebe aufsaugt und »nebenamtlich« zu »betreiben« weiß.

[1]) In Wahrheit weniger als halb so große, da die Lastenanrechnung anders geregelt ist.

weiterer Parzellen hingewiesen sehen. Daß derartige Gebilde unter irgendwelchen Gesichtspunkten auch nur im mindesten erfreulicher sein sollten, als ein Rentenfonds von reinem Streubesitz, leuchtet denn doch wahrlich nicht ein. Wohl aber sind sie natürlich als Bodenanhäufungszentren höchst wirksam und zugleich ein Mittel, Betrieben, die für sich allein »keine Herrschaft tragen«, deren Inhaber vielmehr schlecht und recht als »Klutenpetter« ein bürgerliches Erwerbsleben mit scharfer Mitarbeit in Stall und Feld führen müßten, die Qualifikation zu verleihen, in Verbindung mit Parzellenpachtwucher eine Basis prätenziöser »herrschaftlicher« Existenzen zu werden, die dann in den Augen der Romantiker als »Rückenbesitzer« glänzen. Der Entwurf fordert die Erhaltung bzw. Schaffung von Betrieben bestimmter Minimalgröße, anstatt, wenn er Streufideikommisse nicht liebt, Geschlossenheit oder nachbarliches Zusammenliegen der Fideikommißbesitzungen zu verlangen. —

Andererseits ist natürlich der Betrag von 10 000 Mk. Nettoeinnahme ganz und gar unzulänglich, um darauf irgendwelchen »splendor familiae« zu gründen. Ein Einkommen von 10 000 Mk. bedeutet heute eine einfache bürgerliche Existenz. Einen Mann mit 10—15 000 Mk. zum Fideikommißbesitzer stempeln, heißt jemanden, der durch seine Verhältnisse auf bürgerliche Lebenshaltung hingewiesen wäre, mit albernen feudalen Ansprüchen erfüllen, denen er nicht ohne fortgesetzte Gefahr nachleben kann.

Sollten weiterhin derartig kleine Fideikommisse in erheblicher Anzahl entstehen [1]), so sind, wenn der Umfang klein bleibt, und die Besitzer wirklich ländliche Existenzen sind, diese entweder dem Schwerpunkt nach Schnapsbrenner, Zuckersieder, Stärke- oder Ziegelfabrikanten und dergleichen, oder wenn sie dazu zu kapitalschwach bleiben, so entsteht bei irgend erheblicheren pekuniären Extravaganzen eine mir aus der Anwaltspraxis wohl bekannte chronische Misere, die zu ganz unglaublich wider-

[1]) Ob dies geschieht, hängt für die Gegenwart noch wesentlich von der Regelung der Stempelfrage ab. Wird der derzeitige Stempel erhöht oder mindestens erhalten, so ist die Gefahr wenigstens zur Zeit geringer, als die andere, welche durch das Umsichgreifen der bestehenden Fideikommisse geschaffen wird. Für die Zukunft liegt es m. E. freilich anders. Unsere ganze Wirtschaftspolitik züchtet Rentner, und die Neigung, bürgerlichem Kapital ein otium cum dignitate durch Anlage in Boden zu verschaffen, wird mit der Sättigung Deutschlands an Kapitalbesitz und der Steigerung des protektionistischen Abschlusses der Staaten gegeneinander rasch zunehmen.

lichen und namentlich mit den sozialen Ansprüchen übel kontrastierenden Erscheinungen führt. Oder aber, das kleine Fideikommiß bildet eben als Luxusgut einen Bestandteil des Vermögens von großindustriellen Familien, die mit den Interessen des platten Landes nichts zu tun haben. In Schlesien sind von den Inhabern der Betriebe über 100 ha schon jetzt im Regierungsbezirk Breslau 11,54%, im Regierungsbezirk Oppeln 12,06% in andern als landwirtschaftlichen Berufen haupt beruflich tätig, im Saargebiet (Regierungsbezirk Trier) 25,0%. Der Anreiz dazu wird natürlich durch die Möglichkeit fideikommissarischer Bindung bedeutend gesteigert. — Wo irgendein kleiner Fideikommißbesitzer aber ökonomisch bei Kräften ist oder z. B. durch eine reiche, wenn auch »unstandesgemäße« Heirat ökonomisch zu Kräften kommt, da wird er — wenn dem nicht ein absolutes Verbot im Wege steht — um sich greifen und Boden kaufen, wo immer er zu haben ist, sei es, daß derselbe formell zum Fideikommiß geschlagen wird oder daß er formell ungebunden bleibt. Die Behörden würden, wie gesagt, wohl nie in die Lage kommen, den Konsens zur Bindung des Zugekauften zu verweigern, da ja jede Arrondierung hier eine Verbesserung der Existenzchance bedeutet. Die Mehrzahl aller Fideikommisse strebt normalerweise nach Vergrößerung, für die kleinen aber ist sie auf die Dauer geradezu Existenzfrage. Sie bilden, wenn sie überhaupt prosperieren, Bodenaufkaufszentren. Und dies Aufkaufen geschieht, dem Schwerpunkt nach, nicht unter betriebstechnischen Gesichtspunkten, sondern lediglich unter dem Gesichtspunkt der Verbreiterung der Rentenbasis. Nur eine wesentlich höhere Mindestgrenze des Ertrages — etwa 30 000 Mk. — oder noch besser eine Mindestgrenze des Umfangs, sagen wir 3—4000 ha [1]) verbunden mit der noch zu erörternden Beschränkung auf altadlige oder wenigstens altansässige Familien und vor allem mit dem Verbot, außer etwa in Fällen nachweislicher gemein wirtschaftlicher Vorteile (Möglichkeit der Urbarmachung von Oedland und dergleichen eng zu begrenzende Fälle), überhaupt weiteren landwirtschaftlich genutzten Boden (Forsten sind natürlich anders zu behandeln) zu kaufen, könnte hiergegen schützen. Aber das Phantom des

[1]) Natürlich vertrüge sie sich aufs beste mit einer gleichzeitig festzusetzenden Maximalflächengrenze (etwa 8000—10 000 ha) und besonders einer Maximalquote der in den einzelnen Bezirken zu bindenden Fläche.

Rückenbesitzes — wenn man darunter ständige eigene Betriebsleitung versteht — müßte freilich bei jener Mindestgrenze fallen gelassen werden.

Ich vermag, wenn man den Glauben aufgibt, ein moderner Landwirt könne dauernd dem Typus des altpreußischen Junkers vergangener Zeiten entsprechen[1]), in Uebereinstimmung mit Conrad, keinerlei ökonomische oder sozialpolitische Gesichtspunkte zu erkennen, unter denen dies zu bedauern wäre.

Was zunächst die ökonomische Seite der Sache anlangt, so bieten gerade die großen, zumal die geschlossen zusammenliegenden Fideikommißherrschaften, bei denen der weit überwiegende Teil der landwirtschaftlich genutzten Fläche verpachtet, ein Teil des Rests administriert wird, eben das, worauf es den Verfassern des Entwurfes (angeblich, und vielleicht auch vermeintlich) ankommt: wirtschaftlich wirklich »sturmfreie« Existenzen mit der gesicherten Möglichkeit hoher Lebenshaltung und entwickelter geistiger und ästhetischer Kulturbedürfnisse, vor allem aber auch mit der Möglichkeit und dem Anreiz, auf landwirtschaftlichem Gebiet wirklich in großem Stile ökonomisch zu schalten. Die Elastizität gegenüber Krisen, wie sie die englische Agrarverfassung gezeigt hat, beruht auf der Verteilung des Stoßes auf zwei starke Schultern. Das »joint business« von Landlord und Pächter, wie es sich in England entwickelte, hatte ebenfalls die bedeutende Größe der dortigen Fideikommisse und die ökonomische Potenz der Landlords zur Voraussetzung. Die ökonomische Aufgabe, den einzelnen landwirtschaftlichen Betrieb dem Markt und der Entwicklung der Technik anzupassen, ist bei gebundenem Boden nur da wirklich sicher realisierbar, wo es dem Grundherrn auf längere Zeiträume hinaus gleichgültig sein kann, ob die Rente des einzelnen Betriebes unter das Maß dessen sinkt, was für den traditionellen Unterhalt einer Familie erforderlich ist. Und das gleiche gilt von der Gestaltung des Umfangs der Betriebe: auch sie wird gerade da in produktionstechnisch zweckmäßigster Form erfolgen können, wo nicht, wie beim Eigentümerbetrieb und natürlich ganz ebenso beim kleinen Fideikommiß die Rente eines oder weniger einzelner Betriebe gerade das

[1]) Daß man diesen Glauben aufgeben muß, darüber siehe meine Ausführungen in Bd. 55 der Schriften d. V. f. Sozialpolitik, gegen die von keiner Seite etwas Stichhaltiges gesagt worden ist, soviel ich sehe.

Ausmaß dessen darstellen muß, was als Einkommen einer Familie von bestimmter Lebenshaltung erfordert wird. Diese Unabhängigkeit des Betriebsausmaßes von dem erforderlichen Ausmaß eines privatwirtschaftlichen Einkommens ist es ja, welche unter der kapitalistischen Wirtschaftsorganisation die Stärke des Fideikommisses darstellt. Das große Fideikommiß wirkt eben, wenn man es rein technisch betrachtet, wie eine Art Vergesellschaftung des Produktionsmittels Boden, verbunden mit einer monarchischen und privatwirtschaftlich interessierten und verantwortlichen Spitze. Mit jeder Herabminderung des Ausmaßes des Fideikommisses mindert sich naturgemäß dies Element der Stärke, und wo das Fideikommiß mit dem Umfang eines oder zweier Rittergüter zusammenfällt, da ist jener Konflikt, der in der Natur unserer privatwirtschaftlichen Produktionsordnung liegt: daß technisch zweckmäßiges Betriebsausmaß und standesgemäße Rente je ihre eigenen Wege gehen, in voller, ja trotz aller Privilegien des von Erb- und Kaufschulden freien Besitzers in gesteigerter Schärfe vorhanden, da ja keine Macht der Welt durch die Generationen hindurch die Speisung des Eigenbetriebes mit dem, zumal für eine im Sinne schnelleren Kapitalumschlages intensivere Wirtschaft erforderten, Betriebskapital gewährleisten kann, und da der Uebergang zur Verpachtung, je kleiner der Besitz, um so weniger sicher gerade jenes Ausmaß von Rente einträgt.

Ganz ähnlich steht es auf sozialpolitischem Gebiet. Der große Fideikommißbesitzer, je größer je mehr, kann seinem Besitz ohne Gefährdung seiner eigenen ökonomischen Lebensinteressen in ähnlicher Weise gegenüberstehen, wie etwa ein Mecklenburger Großherzog seinem Domanium, er kann, wie dieser es getan hat, »Agrarpolitik« treiben, und ist bei der großen Zahl der von ihm Abhängigen, bei seiner der Oeffentlichkeit und ihrer Meinung immerhin exponierten Stellung, bei seiner relativen Entrücktheit aus den konstanten Spannungen des wirtschaftlichen Alltagskampfes darauf sogar in gewissem Maße hingewiesen. Tut er es nicht, preßt er seine Pächter aus, baut schlechte Arbeiterwohnungen usw., so hat das eben in der Tat vorwiegend persönliche, nicht aber den ganz allgemeinen Grund, der bei den kleinen Grundherren solche sozialpolitische Arbeit großen Stils normalerweise ausschließt: daß sie selbst

ihre Haut zu Markte tragen und es deshalb Selbstbetrug oder Phrase ist, wenn man ihnen irgend andere Motive als normalerweise maßgebend andichtet, als diejenigen, die jeden kapitalistischen Unternehmer irgendwelcher Art irgendwo und irgendwann beseelt haben und beseelen. Ein großer Fideikommißbesitzer kann z. B., auch in seinem eigenen Interesse, auf die von ihm abhängigen Mittelbetriebe erziehlich wirken und so Vorbilder für kleinere Wirtschaften schaffen, worauf die Motive solches Gewicht legen. Was die Bauern von einem durchschnittlichen Rüben- oder Branntweinbaron eigentlich ökonomisch lernen sollten, leuchtet dagegen nicht ein, und um ihnen die technischen Fortschritte, deren Anwendung ihnen möglich wäre, vor Augen zu führen, dazu genügt ein Zehntel der jetzt im Osten vorhandenen Großbetriebe. Ein Dutzend kleiner Fideikommißbesitzer, etwa von je 400 ha an, an Stelle eines großen von 4—5000 ha sind selbstverständlich schlechterdings nicht in annähernd ähnlichem Maße anpassungsfähig wie dieser es ist. Schlechte Zeiten werden sie wohl zur Abstoßung von Außenschlägen an kleine Rentengutserwerber oder Parzellenpächter führen — beides Formen des Bodenwuchers, die der Güterschlächterei wesensgleich sind — oder der künstlich in der einmal gegebenen Verteilung festgeklammerte Betrieb muß an einen möglichst viel bietenden Pächter zur Ausraubung vergeben werden. Aber eine planvolle Neugestaltung der Betriebsgrößen unter umfassenderen technisch-ökonomischen Zweckmäßigkeitsgesichtspunkten ist ihnen einfach unmöglich [1]). Ueberhaupt aber ist irgendein spezifisch »weitsichtigeres« Verhalten eines solchen kleinen Fideikommißbesitzers gegenüber irgendeinem anderen Betriebsleiter, allgemein gesprochen, so unwahrscheinlich wie möglich, denn dazu gehört nun einmal ein Besitz mit nicht nur zeitlich, sondern vor allem auch räumlich weiterer Perspektive. Die ökonomische Elastizität und Anpassungsfähigkeit gegenüber dem Stoß der Konjunktur, welche, bei Zusammenfassung des Bodens in einer ganz großen Fideikommißbesitzung mit vielen

[1]) Wenn Sering den Fideikommißbesitzern die Abveräußerung auch größerer Besitzteile gegen Rente wie Kapital gestatten will, so wird man zwar gern zustimmen. Aber daß bei »Rückenbesitzern« dabei etwas Erhebliches und Verständiges (vom agrarpolitischen Standpunkt aus!) herauskomme, ist (generell wenigstens) ausgeschlossen, wie ich schon vor 13 Jahren einmal ausführte. Nur ganz große Grundherren können Kolonisationspolitik treiben. Andere werden allenfalls Hungerbauern abzweigen.

Einzelbetrieben in Pacht oder Administration, gegenüber der Verteilung des Bodens unter lauter freie Eigentümerbetriebe in der Tat erheblich erhöht sein kann, ist bei der Fesselung des Landes in der Hand vieler einzelner kleiner Fideikommisse vielmehr verringert. Zahlreiche kleine Fideikommisse können hier in den entscheidenden Punkten geradezu entgegengesetzt wirken, wie einzelne große.

Es ist angesichts alles dessen geradezu ein Unheil, daß die Motive die Fideikommißpolitik unter den Gesichtspunkt der Stützung des Eigentümergroßbetriebes und vollends unter die sattsam bekannte Spießbürgerphrase von der Beförderung einer »glücklichen Mischung« der verschiedenen Betriebsgrößen stellen. Diese Redensart sollte wirklich schon aus dem Grunde endlich aus der Diskussion verschwinden, weil die Frage ja eben ist, welche Mischung denn nun die »glückliche« sei, die im Westen vorhandene, die Westfalens oder Hannovers, oder die in Schlesien oder die in Ostpreußen bestehende: — denn mit Ausnahme ganz weniger Gegenden sind hier, wie überall in Preußen, die Betriebsgrößen irgendwie »gemischt«, und auch mit Groß betrieben untermischt — oder welche andere? Nach früheren Aeußerungen von Berliner Agrarpolitikern durfte man annehmen, daß wohl der deutsche Nordwesten, etwa Hannover, das gelobte vorbildliche Land sei. Nun: — die Provinz Hannover ist diejenige Provinz, welche der Fläche nach im ganzen Staat das Minimum von Fideikommissen aufweist: 2,13%. Nimmt man aber vollends an, daß die Ausgleichung der vorhandenen schroffen Kontraste in der preußischen Agrarverfassung der Sinn jener Redewendung sei — worüber sich ja recht wohl reden ließe —, so muß es geradezu als ungeheuerlich erscheinen, einem Institut im deutschen Osten irgendwelche weitere Ausdehnung zu gestatten, welches ausgesprochenermaßen bezweckt, den Großbetrieb, dessen Ueberwiegen dort gerade jenen Kontrast gegen den Westen hervorruft, zu stützen.

Will man also das Fideikommiß-Institut beibehalten, gleichzeitig aber doch nicht den Parvenuinteressen die sozialpolitischen, und den Interessen der Großgrundbesitzer die populationistischen Interessen, die auf dem Lande, zumal im Osten, wahrzunehmen sind, in allzu starkem Maße opfern, dann wäre etwa zu fordern:

1. Beseitigung aller Fideikommisse außer den Forst fideikommissen; eventuell — wenn man denn durchaus nicht soweit gehen will — unter Gestattung der Kombination von 20% landwirtschaftlich nutzbarer Fläche mit 80% Forstfläche, — dabei aber

2. Beschränkung der Bindung land wirtschaftlich nutzbaren Bodens auf solche Böden, die um — sagen wir: — ¼ unter dem durchschnittlichen Grundsteuerreinertrag des betreffenden Kreises stehen, und auf Kreise, in denen mindestens ⅔ der wirtschaftlich erwerbstätigen Bevölkerung hauptberuflich in der Landwirtschaft erwerbstätig sind.

3. Netto-Ertrags minimum von 30 000 Mk. und Flächenminimum von 3000 ha, sofern landwirtschaftlicher Boden mitgebunden werden soll; — Flächen maximum pro Fideikommiß von 8—10 000 ha; außerdem und vor allem Maximalquote der Bindung landwirtschaftlich nutzbaren Bodens in einem und demselben Kreise von 5% der landwirtschaftlich genutzten Kreisfläche außer in Kreisen, mit abnorm ungünstiger Durchschnittsbodenqualität: etwa unter ½ des Durchschnittsreinertrags des Regierungsbezirks. Aufhebung aller dem nicht entsprechender Fideikommisse.

4. Beschränkung der Ausdehnung eines Fideikommisses auf höchstens zwei unmittelbar benachbarte Kreise [1]).

5. Beschränkung der Fideikommisse auf Familien, die seit 100 Jahren adlig und seit ebenso langer Zeit, oder doch seit mehr als 2 Generationen im Besitz der größeren Hälfte des betreffenden Grundbesitzes oder — wenn man selbst das nicht will — wenigstens seit diesem Zeitraum im Kreise als Besitzer landwirtschaftlich nutzbaren Bodens von einem erheblichen Umfang ansässig sind. (Ausnahmen etwa zugunsten verdienter Staatsmänner und Feldherrn durch Spezialgesetz.)

6. Erfordernis der Zustimmung des Landtages. Verbot, dem Landtage — bzw. dem Könige — Fideikommißgesuche

[1]) Denn was soll es für eine Schranke des »Streubesitzes« sein, wenn man den Fideikommissen, wie der Entwurf tut, die Ausdehnung über eine ganze Provinz (!) gestattet. Das ist auch eine der vielen reinen Attrappen, die der Entwurf enthält. Wie man dabei noch von »Rückenbesitzern« sprechen kann, ist vollends dunkel. Von positiver ökonomischer Bedeutung im Sinne der früheren Ausführungen ist nur ein geschlossenes großes Fideikommißareal. Nur ein solches bindet auch die Familie irgendwie an eine bestimmte Gegend mit ihrem Interesse.

vorzulegen, bei denen die vorstehenden Erfordernisse fehlen und bei denen nicht außerdem nach dem Ermessen der Generalkommissionen der Nachweis geliefert ist, daß »gemeinwirtschaftliche« Interessen nicht gefährdet werden.

7. Verbot, selbst oder durch Dritte weiteren Grundbesitz zu erwerben, für den Fideikommißbesitzer.

8. Beseitigung des Zwanges, eine »wirtschaftliche Einheit«, d. h. einen landwirtschaftlichen Großbetrieb aufrecht zu erhalten; Zulassung des Abschlusses auch langjähriger Pachtverträge durch den Besitzer allein.

9. Beseitigung der Beschränkung der zulässigen Abveräußerungen auf »kleine und mittlere« Stellen, dagegen Beschränkung auf selbständige, bäuerliche Stellen.

10. 5% Brutto-Verkehrswert-Stempel (natürlich mit Ausschluß des Erlasses im Gnadenwege!).

Eine Fideikommißreform, die nicht, wenn auch etwa in anderer Fassung der Bestimmungen — denn auf die Form und die Einzelheiten kommt es nicht an —, den vorstehenden Bedenken Rechnung trägt, wäre lediglich eine erneute Kapitulation des Staatsinteresses vor dem Agrarkapitalismus, die Hunderttausende von Hektaren deutschen Bodens dem verächtlichen Streben nach Adelsprädikaten oder einer adelsartigen Position opfert. Allein es liegt im Zuge der heute in Preußen führenden Staatsweisheit, den bürgerlichen Geldbeutel mit dem minimalen politischen Einfluß des Bürgertums durch Gewährung einer Art von »Hoffähigkeit zweiter Klasse« zu versöhnen, und in den dafür empfänglichen Kreisen wäre nichts unpopulärer, als wenn der »Nobilitierung« von Kapitalien, die im Handel, in der Industrie, an der Börse erworben sind, durch deren Metamorphose in die Form des Ritterguts Schwierigkeiten gemacht würden.

Wie wenig Chancen daher heute solche Vorschläge, wie sie vorstehend gemacht werden, oder ähnliche, haben, weiß ich natürlich nur zu wohl. Den Urhebern des Entwurfes liegt ja in Wahrheit nichts ferner, als die agrarpolitische Fürsorge für eine — unter welchem Gesichtspunkt immer — »gesunde« soziale Verfassung des platten Landes. Eingestandenermaßen entscheiden hier (vermeintliche) politische Tagesinteressen. Da die Motive selbst solche in den Vordergrund stellen und die Freunde des Entwurfes erst recht, so kann leider auch hier nicht vermieden werden, auch auf diese Seite der Sache noch etwas einzugehen.

Vorher nur noch eine Bemerkung.

Die Freunde des Fideikommißinstituts — wie namentlich Sering — beruhigen sich gern mit der Betrachtung, daß der Entwurf ja doch trotz allem eine Erschwerung der Fideikommißerrichtung, namentlich immerhin eine Erhöhung der Minimalanforderungen in finanzieller Hinsicht, bedeute. Demgegenüber sei zunächst erneut mit allem Nachdruck betont, daß der entscheidende Punkt in dieser Hinsicht die Frage des Stempels ist. An seine Erhöhung ist leider kaum zu denken, man muß vielmehr fürchten, daß er nicht einmal in seiner jetzigen Höhe erhalten bleibt. Wird er aber herabgesetzt, so gibt das eine Anreizung zur Fideikommißbildung, der gegenüber alles andere, was der Entwurf verlangt, Nebensache ist. Die Mitglieder des Herrenhauses müssen in diesem Punkt doch wohl sachverständig sein: nichts als die Stempelfrage hat sie interessiert. Dazu kommt nun aber, daß die Hereinziehung der persönlichen Entschließung des Königs die Eitelkeit fideikommißfähiger Familien aufs äußerste kitzeln muß. Der Gedanke, daß die allerhöchste Person sich mit den Verhältnissen und der »Würdigkeit« der eigenen Familie ganz speziell befaßt, sie in Ordnung befunden und danach an dem Stiftungsakt des Familienhauptes sich gutheißend beteiligt habe, muß ein wohltuendes Empfinden für jedes »königstreue« Herz bedeuten, — ein Empfinden, welches eben in vermehrter Fideikommißbildung zum Ausdruck kommen wird. Man vergleiche nur, wie oben geschehen, Hannover, wo keine königliche Genehmigung erfordert wird und die finanziellen Anforderungen die geringsten sind, mit Schlesien. Und endlich sind wir denn doch wohl berechtigt, den Entwurf unter dem Gesichtspunkt zu betrachten: daß er eine geeignete Grundlage für eine dauernd gültige Fideikommißreform darstellen soll und will, und ihn darnach, nicht aber durch Vergleichung mit dem Gegenwartszustand, zu kritisieren.

III.

Die Motive (S. 13) führen aus, es komme darauf an, »Familien zu erhalten, die dem Staat eine Gewähr dafür bieten, daß sich jederzeit Kräfte finden, die geeignet und bereit sind, die immer steigenden Anforderungen freiwilliger Beschäftigung auf politi-

schem und sozialem Gebiet in staatserhaltendem Sinne zu erfüllen«. An einer anderen Stelle (S. 49) wird auf die »Anforderungen des öffentlichen Lebens in Gemeinde, Kreis, Provinz und Staat« angespielt. Was heißt das nun? In der Gemeinde ist der Fideikommißbesitzer bekanntlich nicht tätig, — er bildet seinen »Gutsbezirk« für sich, überläßt, wie der Großgrundbesitz überhaupt, den Bauern zum guten Teil die Erziehung seiner Arbeitskräfte in der Volksschule und möglichst auch deren Unterhalt im Falle der Verarmung, und wenn sich z. B. einmal die Bauern über die schweren Mißstände, welche die ausländischen Saisonarbeiter des Ritterguts für sie mit sich bringen, beklagen, so erklärt der Vertreter des Landwirtschaftsministers im Herrenhause, daß die »Interessen der Gemeinden (lies: der Bauern) hinter den Interessen der Landwirtschaft (lies: des Großgrundbesitzes) zurückstehen müßten.« Die Gemeinde hat also wohl auszuscheiden. Sind nun etwa für die Verwaltung der Kreise und Provinzen nicht mehr die nötigen Kräfte zu finden? Das müßte ja in dem großgrundbesitzlosen Westen des Staates verhängnisvoll hervorgetreten sein, Nachweisungen oder selbst Andeutungen darüber fehlen aber und würden auch schwer zu beschaffen sein. Oder sollte es gar an Referendaren mangeln? oder etwa an Kandidaten für die Wahlen? — Oder endlich — was das einzig ernst zu nehmende wäre — an Nachwuchs für das Offizierkorps? Auch hierfür fehlt jeder Anfang eines Nachweises. Die oben von mir gesperrten Worte sind eben wohl die allein aufrichtig gemeinten: es handelt sich um einen Versuch der Sicherung agrarischer und konservativer Parteiherrschaft innerhalb der Lokalverbände und des Beamtentums — und um sonst gar nichts. Das allein bedeuten auch die »hohen Erwartungen«, denen gerecht zu werden »der Großgrundbesitzerstand besonders berufen« erscheint — eine Bemerkung übrigens, die vor 2 Jahrzehnten lediglich als eine Dreistigkeit gewirkt hätte und in einem anderen deutschen Staat (Mecklenburg und Sachsen etwa ausgenommen) auch heute nicht, ohne den schärfsten Widerspruch zu finden, gewagt werden könnte.

Sehen wir nun, wie sich diese in ihrer Durchsichtigkeit immerhin verständlichen Ziele in den Köpfen der agrarpolitischen Romantiker idealisieren. — Sering singt zunächst das Loblied dessen, der »durch gebundenen Besitz auf alle Zeiten für sich

und seine Familie eine Heimat gefunden« habe. Das Heimatsgefühl der 1000 Fideikommißbesitzer ist aber teuer erkauft. Denn wie steht es dabei mit dem Heimatsgefühl der übrigen Bevölkerungsschichten? Auf dem Grund und Boden des Fideikommisses werden neben Proletariern nur Pächter hausen, und soweit der Fideikommiß seinen Zweck, den Großbetrieb künstlich zu erhalten, erreicht, konserviert es auch alle Folgen, die der Großbetrieb für das Heimatsgefühl der ländlichen Bevölkerung hat. Welches diese sind, ergibt jede Nebeneinanderstellung der Durchschnittsgrößen der landwirtschaftlichen Betriebe in vergleichbaren Gebieten mit der Quote der Landbevölkerung, die in dem Kreise, in dem sie gezählt wurde, geboren war. Der Grad, in dem die ländliche Bevölkerung sich aus Leuten rekrutiert, denen die Stätte der Arbeit als ihre Heimat gelten kann, ist ceteris paribus Funktion des Grades, in dem dieselbe am Bodenbesitz bzw. am selbständigen Landwirtschaftsbetrieb beteiligt ist [1]). Jedes Institut, welches

[1]) Ein eingehender Nachweis läßt sich natürlich nur an der Hand der Zahlen für die einzelnen Kreise führen, worauf hier verzichtet werden muß. Es ist in dieser Hinsicht vorläufig auf einige in den von mir herausgegebenen Arbeiten über die Landarbeiterverhältnisse (Enquete d. Ev. Soz. Kongresses) gegebenen Zahlen zu verweisen. Einige Angaben mögen ihnen immerhin beigefügt werden.

Es kamen z. B. 1885:		auf 1 landwirtschaftlichen Betrieb ha landw. Fläche	auf 100 Ortsanwesende auf dem Lande Kreisgebürtige
im Reg.-Bez.	Minden	3,8	90,7
« «	Osnabrück	4,1	89,1
« «	Hannover	4,6	81,9
« «	Münster	5,2	81,8

Also: je größer der Durchschnitt der Betriebe, desto ortsfremder die Bevölkerung.

Diese 4 Regierungsbezirke sind ihrer untereinander nicht grundsätzlich abweichenden Agrarverfassung wegen gewählt. Die einzelnen agrarischen Kreise der Rheinprovinz mit noch kleinerer Durchschnittsbetriebsfläche bewegen sich in noch wesentlich höheren Zahlen, hie und da bis dicht an 100%. Von den rheinischen Regierungsbezirken mit stärker agrarischem Charakter hat z. B. Koblenz mit 2,7 ha Durchschnittsfläche 88,7, Trier mit 3,3% Durchschnittsfläche 86,6% Kreisgebürtige.

In den Gegenden kapitalistischen Landwirtschaftsbetriebs stellt sich die Sache in einigen Beispielen folgendermaßen:

Es betrugen 1885 die Kreisgebürtigen in Prozent in den:

		Dörfern	Gütern
im Reg.-Bez.	Erfurt	89,4	59,8
« «	Magdeburg	81,0	65,7
« «	Merseburg	62,4	52,9
« «	Liegnitz	79,6	55,8
« «	Breslau	78,3	60,7
« «	Oppeln	85,5	63,0

durch künstliche Stützung des Großbesitzes und -Betriebes und seiner Erweiterung die Anteilnahme am Boden erschwert, gräbt dem Heimatsgefühl der Landbevölkerung die Wurzel ab.

Die Fideikommisse, so meint nun Sering weiter, sollen »Pflegestätten einer edlen Lebensführung« sein, indem sie »die Tugenden der Voreltern gewissermaßen verdinglichen«. Gesetzt, daß hinter diesem Satze irgend erhebliche Realitäten des Lebens steckten — was dahingestellt bleiben mag —, so müßten die Fideikommisse eben auf altpreußische »historische« Geschlechter und daneben etwa auf Nachfahren unserer größten Staatsmänner und Feldherren beschränkt bleiben [1]). Sering selbst macht — freilich wenig glücklich formuliert [2]) — einige Bedenken gegen

In Schlesien ist die Heimatsquote der Polen die größte. Die Oppelner Stellenbesitzer sind ähnlich seßhaft wie die Erfurter Kleinbauern und die westdeutsche Bauernschaft. Dagegen stehen die Güter nicht nur überall tief unter den Dörfern, sondern auch tief unter den industriellen Landbezirken des Westens mit starkem Kleinbesitz — es haben Düsseldorf 75,2%, Arnsberg 72,4%, Köln 85,0%, Aachen 88,8% Kreisgebürtige — und ebenfalls unter dem Durchschnitt der meisten mittleren Industriestädte, sowie — wenn man die Zuwanderungsquote in Anrechnung bringt — selbst der Großstädte wie z. B. Berlins. Der landwirtschaftliche Kapitalismus steht in bezug auf Bevölkerungsmobilisierung allen anderen voran.

Aber auch im »patriarchalischen« Nordosten ist die Erscheinung überall dieselbe. Die Zahlen waren z. B.

	Dörfer	Güter	
im Reg.-Bez. Stettin	82,5%	68,8%	Kreisgebürtige
« « Köslin	84,9%	72,8%	

und so fort.

[1]) Niemand, der historisch empfindet, wird sich dem Gefühlswert einer »Verdinglichung« solcher Reminiszenzen verschließen, obwohl ich gerade hier um Beispiele für den Satz, daß der Apfel unter Umständen oder vielmehr auffallend oft sehr weit vom Stamme fällt, nicht verlegen wäre und obwohl es mir — wie wohl den meisten — nicht fraglich ist, daß z. B. heute unsere tüchtigsten Offiziere, soweit sie überhaupt dem Adel entstammen, aus dem Nachwuchs der oft sehr bescheiden bemittelten alten preußischen Offiziersfamilien, nicht aber der reichen Fideikommißherren, noch weniger freilich aus den Parvenüfideikommißbesitzern hervorgehen.

[2]) Denn was soll es heißen, wenn Sering (S. 68) meint, der Besitzer solle Gelegenheit gehabt haben, sich »als guter Arbeitgeber« auszuweisen? Soll etwa ein Plebiszit der Instleute oder Saisonarbeiter veranstaltet werden? Derartige rein dekorative Aeußerungen fordern doch den Spott heraus. — Sering weiß übrigens so gut wie ich oder konnte es erfahren, daß z. B. die Polenimportkonzessionen in den 90er Jahren — von den letzten 5—6 Jahren weiß ich nichts — auch gegen das Votum der Dezernenten an notorisch »schlechte« Arbeitgeber gegeben wurden, wenn es sich um Leute handelte, die über parlamentarische Patronage oder gesellschaftlichen Einfluß verfügten. — Wir haben alle Schäden des Parlamentarismus ohne dessen Lichtseiten. — Und was die »nationale Ge-

das Parvenü-Fideikommiß geltend und es entspricht durchaus meiner Ansicht, wenn er mit energischen Worten eine gewisse Besitz d a u e r als Vorbedingung zur fideikommissarischen Bindung festgelegt haben möchte, — in der Tat die einzig mögliche Schranke gegen das Ueberhandnehmen des Zusammenkaufs von Boden ad hoc zum Zweck der Fideikommißbildung und späteren Erlangung des Briefadels. Aber freilich: 10 (!) Jahre als eine solche Frist vorschlagen heißt auch hier wieder »den Pelz waschen, ohne ihn naß zu machen«. Denn z e h n jähriger Bodensitz steht tief unter der heutigen durchschnittlichen Besitzzeit der von Sering an den Pranger gestellten »Besitzer ad interim«[1]) und selbst u n t e r der üblichen P a c h t frist. Will man nicht bis auf 100 Jahre gehen, so müßte doch mindestens Besitz seit mehr als zwei Generationen erfordert werden. Will man aber jenen Anreiz n i c h t vermindern, dann ist es schon aufrichtiger, von derartigen ostensiblen und dekorativen Bestimmungen abzusehen.

Aber Serings Schätzung der gewaltigen Bedeutung des Fideikommißinstitutes erreicht ihren Höhepunkt erst in den nun folgenden Sätzen: »Kurz, die ratio der Fideikommisse liegt in dem sittlich (!) politischen Wert aristokratischer Ueberlieferung und Gesinnung. In letzter Linie ist die Fideikommißgesetzgebung . . . ein Problem der n a t i o n a l e n C h a r a k t e r b i l d u n g«. Ungern nimmt man in einer Zeitschrift wissenschaftlichen Charakters von solch vagen Bemerkungen, die sich jeder wissenschaftlichen Diskussion entziehen, Notiz, — aber schließlich ist es nicht zu vermeiden, auch sie auf ihren Gehalt hin zu prüfen. Es hat nun zunächst die Meinung etwas Groteskes, dadurch, daß man, sagen wir: 2000 (zum guten Teil voraussichtlich sehr neugebackene) Grundbesitzer rücklings an je einige hundert oder tausend Hektar deutsche Erde festklebt, ihnen aristokratische Gesinnung und ihren Kindern aristokratische Traditionen einzuflößen und durch diese 2000 Familien wiederum den »Charakter« der N a t i o n mit dieser Gesinnung zu durchtränken. Kann man etwa behaupten, die B a u e r n

sinnung« im Osten betrifft, von der Sering auch spricht (S. 67), so sind gerade die Fideikommißgüter in der Provinz Posen, wie Wegener in seiner Schrift über den »Wirtschaftlichen Kampf der Deutschen mit den Polen« nachweist, mit der Polonisierung ihrer Arbeiterschaft an der Spitze marschiert.

[1]) Vgl. den früher zitierten Aufsatz Kühnerts in der Zeitschr. d. Pr. Stat. B. f. 1902.

des Ostens — von den Landarbeitern zu schweigen — seien in irgend einem Sinne »Höhenmenschen?« Doch wohl eher das Gegenteil, verglichen mit anderen Gebieten. Wenn irgendwo, dann ist ein, hier nicht weiter zu analysierendes, Etwas von einer solchen Art Bauernstolz, wie ihn die agrarpolitischen Romantiker lieben — und wer empfände in diesem Punkte nicht mit ihnen? — in dem früher auch von ihnen mit so viel Liebe in den Vordergrund gestellten deutschen Nordwesten, also Hannover und Teilen von Westfalen, zu Hause. Nun umfassen aber gerade hier die Fideikommisse einen so kleinen Bruchteil der Fläche wie sonst nirgends im preußischen Staate [1]). Und ist es denn so wunderbar, daß sich ein ähnlicher Bauernstolz im Osten — generell gesprochen — nicht resp. so s e h r viel weniger findet? Wo die mittleren und größeren Bauern nicht nur in allen Selbstverwaltungskörpern — außer dem Dorf, dem der Gutsherr vornehm fernbleibt — die Hand des Herrn über sich fühlen, wo den dicht gedrängt sitzenden kleinen Leuten der Dörfer die breiten Flächen der Güter, durch eine staffellose Lücke in der sozialen Stufenleiter geschieden, gegenüberstehen, — und wir sahen, daß, wie es ja auch selbstverständlich ist, die Fideikommisse diesen Zustand f ö r d e r n, — da könnte doch wohl auch nach Serings Ansicht nur ein Schwätzer von einer »aristokratischen Gesinnung« reden, welche den B a u e r n jetzt innewohnte oder künftig, womöglich i n f o l g e der Zunahme der Fideikommisse, innewohnen werde. Soziales und ökonomisches Gedrücktheits- und Abhängigkeitsgefühl ist die einem solchen Zustand adäquate, keineswegs immer klar bewußte, aber auf die D a u e r immer wieder wirksam werdende Empfindung — wobei man sich sehr wohl vor der Illusion hüten möge, daß dies Gefühl etwa normalerweise und dauernd in p o l i t i s c h e r O b ö d i e n z leistung sich äußern werde —, im Gegenteil! — Oder ist etwa der königlich sächsische »Volkscharakter« in Stadt und Land durch die Geschlossenheit der Rittergüter zu einem Vorbild deutschen Unabhängigkeitssinnes oder gar irgendwelcher heroischer Tugenden entwickelt worden? Oder ist Sachsen ein Vorbild von

[1]) Andererseits gibt es dort eine — ihrer verschwindend kleinen Fläche wegen sozialpolitisch gänzlich belanglose — Anzahl wahrer Karikaturen von Fideikommissen; so im Regierungsbezirk Hildesheim ein Fideikommiß von 1 ha, anderwärts einige Dutzend Bauernfideikommisse von 20—60 ha. Daher die relativ große Z a h l an Fideikommissen in der Provinz (119) trotz gänzlichen Zurücktretens ihrer Bedeutung.

»Staatsgesinnung« der Massen? — Folglich kann es sich in der Tat nur um die »aristokratische Gesinnung« der Fideikommißbesitzer selbst und etwa ihrer Angehörigen handeln. Verweilen wir — so trivial solche Erörterungen notwendig ausfallen müssen — dennoch etwas bei diesem Punkt, da in Serings Bemerkungen sich ja nur widerspiegelt, was sehr viele andere, und zwar ziemlich ebenso unklar wie er, empfinden, bei der Frage also: was wird hier unter dem Wort »aristokratische Gesinnung« an Realitäten des Lebens eigentlich vorgestellt?

Zunächst jedenfalls nicht ein besonders hoher Standard geschäftlich loyaler und reeller Gesinnung. Den Tanz um das goldene Kalb in den Gründerjahren haben diejenigen Schichten, welche das Hauptkontingent der Fideikommißbesitzer stellen, in Preußen und Oesterreich weit stärker mitgemacht, als irgendeine andere Volksklasse. Jeder Geschäftsmann, der mit den östlichen Gutsbesitzern — etwa als Getreidehändler — dauernd zu schaffen hatte, kann Sering die Nachweise dafür liefern, wie unendlich schwer es war und wenigstens zum Teil bis heute ist, diese Herren zur Reellität im bürgerlichen Sinne zu erziehen. Nicht deshalb weil sie schlechtere Menschen wären, sondern weil das, was Sering in seiner Art »vornehme Berufsauffassung« nennt — eine gewisse Nichtachtung strenger und nüchterner bürgerlicher Rechtlichkeit [1]) — nun einmal in der Luft liegt, in der sie leben. Ich persönlich habe zufällig in ziem-

[1]) Seine Meinung über das Wesen des Handels schöpft der in ostelbischen Eindrücken aufwachsende junge aktive oder Reserveoffizier zum nicht geringen Teil aus den Erfahrungen mit Vieh- und Roß»täuschern« oder, wenn er Kavallerist ist, aus den Erfahrungen beim Pferdekaufen »unter Kameraden«. Daß bei diesem letzteren, unbeschadet aller sonstigen gesellschaftlichen Qualitäten der Beteiligten, der Satz »caveat emptor« in des Wortes verwegenster Bedeutung gilt, ist bekannt und eine kulturgeschichtlich leicht zu rubrizierende Erscheinung. Fürst Bismarck hat, wie bekannt, seine Vorstellung von dem Wesen der Handelspolitik nach Analogie solcher Eindrücke gebildet. Diese Nonchalance tritt auch außerhalb des rein wirtschaftlichen Verkehrs überall in die Erscheinung. Jedermann weiß — wenn er es wissen will —, daß Personen, die nach ihren ökonomischen Antezedenzien von jeder Börse mit Protest ausgeschlossen würden, es in den agrarischen Organisationen — so, wie sie heute in Preußen sind — zu Ehren- und Vertrauensstellungen bringen, ja auch in das Herrenhaus einziehen können. Der Agrarkapitalismus auf dem Boden alter Kulturländer ist eben unter den heutigen Verhältnissen dazu verurteilt, eine Mischung »seigneurialer« Prätensionen mit »bourgeois«mäßigem Trieb zum Golde zu sein. Und in unserer Zeit der »mittleren Linie« findet dies seinen durchaus adäquaten Ausdruck in einer Fideikommißgesetzgebung, welche diesen beiden Trieben gerecht zu werden trachtet.

lich ausgedehntem Maße Gelegenheit gehabt, in der gerichtlichen und namentlich der hierin weit lehrreicheren Anwaltspraxis mit Fideikommißbesitzern zu tun zu haben, darunter Namen, deren Klang jedem Kenner der preußischen Geschichte das Herz im Leibe lachen macht. Es wäre gewiß höchst verwerflich, die zum Teil kaum glaublichen Erfahrungen, die ich wie wohl recht viele, die in gleicher Lage waren, dabei in immerhin auffallender Häufigkeit zu machen hatte, in irgendeinem Sinn zu generalisieren: damit geschähe vielen Hunderten höchst ehrenhafter Familien ganz ebenso bitteres Unrecht, wie den Bankiers und Börsenhändlern mit dem so beliebten Hinweis auf die — im Gegensatz zu jenen agrarischen Fäulnisprozessen — im vollen Licht der Oeffentlichkeit katastrophenartig sich abspielenden Bankbrüche zu geschehen pflegt. Aber eins steht, für mich wenigstens, fest: könnte man diese Dinge überhaupt ziffernmäßig schätzen und von »Durchschnitten« reden, so könnte jedenfalls von einem höheren Geschäftsstandard gerade der Fideikommißbesitzer etwa gegenüber der vielgeschmähten »Börse« in keinem wie immer gedachten Sinn auch nur im allerentferntesten die Rede sein [1]).

Etwas anderes ist es, wenn man die ökonomische Unabhängigkeit der Fideikommißbesitzer als ein Element von politischem Wert anspricht. Man kann unter den verschiedensten Gesichtspunkten die Teilnahme ökonomisch unabhängiger Persönlichkeiten am politischen Parteileben — die sozialdemokratische Partei wäre dabei nicht ausgenommen, vielmehr ein hervorragendes Beispiel — als außerordentlich bedeutsam für die Aufrechterhaltung politischer Ueberzeugungen gegenüber dem reinen

[1]) Es mag überflüssig oder selbst kleinlich erscheinen, dies so ausführlich zu erwähnen. Allein wie sich die agrarische Welt in den Köpfen der Romantiker malt, dafür statt vieler nur ein ergötzliches Beispiel: Der Entwurf bestimmt, in Anwendung bekannter Grundsätze unseres bürgerlichen Rechts, in § 49: »Hat der Fideikommißbesitzer dem anderen Teile gegenüber der Wahrheit zuwider die Genehmigung des Familienrats behauptet, so ist der andere Teil . . . zum Widerruf berechtigt.« Dazu bemerkt entrüstet Herr Dr. Wygodzinski (a. a. O. S. 60): »Den stärksten Ausdruck findet das Mißtrauen, mit dem der Entwurf augenscheinlich (!) den Fideikommißbesitzer betrachtet, in § 49, wo ausdrücklich (!) der Fall vorgesehen ist, daß der Fideikommißbesitzer lügt.« — Dann wäre es doch wohl an der Zeit, dem Reichsstrafgesetzbuch, welches allen Reichsangehörigen ohne alle Standesunterschiede mehrere hundert zum Teil höchst abscheuliche Straftaten zutraut, im Einführungsgesetz einen Artikel vorauszuschicken etwa des Inhalts: »Fideikommißbesitzer und andere Personen aristokratischer Gesinnung bleiben von nachstehenden Vorschriften unberührt.«

Fraktionsopportunismus ansehen. Daß gerade der Fideikommißbesitz in diesem Zusammenhang erheblich mitspiele, ist freilich sehr zu bezweifeln, da in der konservativen Partei, der dies heute vornehmlich zugute käme, gerade er sich den gesellschaftlichen Einflüssen des Hofes am wenigsten entzieht. Er würde eventuell eher in der staatlichen und militärischen Karriere wirksam werden können. Um nun die Dinge etwas konkreter zu erörtern, so ist z. B. für jeden, der die betreffenden Verhältnisse näher kennt — möchten auch seine Ueberzeugungen noch so »waschecht« demokratische sein — es keinem Zweifel unterworfen, daß ein pekuniär unabhängiger, vermögender Beamter oder Offizier seine großen Lichtseiten namentlich vom Standpunkt der ihm Untergebenen aus, also als Vorgesetzter, hat. Jeder, der weiß, was ein »nervöser« und opportunistischer Oberst für ein Offizierkorps bedeutet, der etwa Gelegenheit hatte zu sehen, wie außerordentlich diese seit 1888 epidemische »Nervosität« und Aengstlichkeit bei sonst gleichen Charakterqualitäten naturgemäß durch Vermögenslosigkeit gesteigert wird, muß dies zugeben. Aber auch vom Standpunkt der sachlichen Interessen liegt die Sache vielfach ähnlich: selbst in der Tätigkeit etwa von Fabrikinspektoren ist rücksichtslose Unabhängigkeit billiger für den vermögenden Mann. Nur ist wenigstens mir wiederum nichts davon bekannt, daß gerade das Fideikommiß hier eine nennenswerte Rolle spielte: die prosaischen Konsols taten es, soweit ich sehen konnte, auch, in gewissem Sinn sogar noch besser. Und vor allem: damit das Fideikommiß diese Rolle spielte, müßten eben die Fideikommißbesitzer selbst in das Heer oder die höhere Beamtenschaft eintreten, könnten also unmöglich die Rolle von »Rückenbesitzern« spielen wollen, müßten namentlich auch wirklich »sturmfreie« ganz große Besitzer sein, die 12 000 Mk. Gehalt leicht verschmerzen können. — Es kämen sonst ja nur die Seitenverwandten der Fideikommißbesitzer in Betracht und mit ihnen dürfte die Sache wohl so liegen, daß nicht sowohl der Staat auf sie, als sie auf den Staat angewiesen sind und schwer ersichtlich ist, woher bei ihnen ein spezifisches Unabhängigkeitsgefühl kommen sollte. Daß es zahlreiche Gesichtspunkte gibt, unter denen die Rekrutierung des Beamtentums aus einem Nachwuchs, der nicht ausschließlich oder auch nur sehr stark vorwiegend in städtischer Luft aufgewachsen ist, erwünscht erscheinen kann, ist (m. E.) gänzlich

unbestreitbar. Aber es wäre wiederum geradezu grotesk, heute eine Gefahr zu sehen, daß in irgendwelchen noch so großen Zeiträumen jener Zustand eintreten könnte. Der gegenteilige Zustand — eine Beamtenschaft, die den breiten Schichten der modernen bürgerlichen und Arbeiterklassen kenntnis- und verständnislos und mit nichts als einer unklar empfundenen agrarisch gefärbten Antipathie gegenübersteht — ist doch wohl sehr viel näher daran verwirklicht zu werden. Daß die Angehörigen von Fideikommißbesitzern sich je durch Entwicklung besonderer Charakterqualitäten ausgezeichnet hätten, ist mir unbekannt. Urteile mit dem Anspruch auf generelle Geltung wären hier ungerecht gegen die zweifellos zahlreichen vortrefflichen einzelnen Persönlichkeiten dieser Art, aber unter sonst gleichen Verhältnissen ist es an sich wahrscheinlich und stimmt, soviel mir bekannt, mit zahlreichen Erfahrungen, daß das Bewußtsein, bei gleichen oder selbst geringeren Leistungen unbedingt einer bevorzugten Behandlung in der Beförderung sicher zu sein — und daß dem so ist, wird vielleicht einmal vom Ministertisch, nie aber unter vier Augen bestritten werden — seine Wirkung nicht zu verfehlen pflegt. Eine noch weitere Steigerung der Schwerkraft der privilegierten Talentlosigkeit in der preußischen Verwaltung kann heute wahrlich niemand für ein Bedürfnis ansehen. Und von den alten preußischen »Traditionen« ist heute in Preußen nicht mehr viel übrig — sie leben, wie auch der entschiedenste Feind jedes »Partikularismus« anerkennen muß, in manchem kleineren Staat reiner fort als in Preußen und sind etwas ganz anderes als was heute dort so genannt wird. Vollends die Produkte des modernen Parvenü-Fideikommisses sind wahrlich nicht ihre Träger. Sie sind vielmehr — wiederum ohne erfreuliche Einzel ausnahmen irgendwie zu bestreiten — man kann sagen: notorisch und aus sehr verständlichen Gründen, dazu prädisponiert, die eifrigsten (aber allerdings nicht die einzigen) Vertreter jener immer weiter um sich greifenden absolut charakter- und gesinnungslosen »Schneidigkeit« zu werden, welche ihre »Satisfaktionsfähigkeit« in der Presse affichiert und dies, verbunden mit dem läppischsten Mandarinenhochmut im dienstlichen Verkehr nach »unten«, als »preußische Tradition« oder, wie manche elsässischen Beamten preußischer Provenienz es in den 80er Jahren in stolzem Ueberlegenheitsgefühl ihren badischen Kollegen gegenüber taten, als

»preußische Verwaltungspraxis« auszugeben. Der Fehler liegt eben nicht darin, daß jene Herren z u »vornehmer« Abkunft wären, sondern darin, daß sie es n i c h t sind. Die breite Masse der bürgerlichen Beamten sucht ihren bürgerlichen Ursprung zu vergessen, ohne es zu können. Das Mittel des Reserveoffiziers- und Korpsstudentenwesens [1]) dient zur Aneignung gewisser äußerer Formen der Schichten, zu denen man sich gern zählen möchte, ohne doch das Parvenügefühl ganz zu beseitigen. Je mehr die autoritäre Position, in die sich der moderne preußische Beamte dieses Schlages den »Untertanen« gegenüber gestellt fühlt, von diesen letzteren und, im Grunde seines Herzens, auch von ihm selbst, als Prätension empfunden wird, um so mehr wird sie betont. Vorurteilslose Mitglieder des heutigen preußischen Beamtentums pflegen die Degeneration der altpreußischen Tradition zu jenem charakterlosen, nach unten »schneidigen«, nach oben geschmeidigen »Assessorismus« der Gegenwart mit seiner überzeugungslosen Pflege der rein formalen »Staatserhaltung« ohne a l l e inhaltlichen Ziele [2]) stets zuzugeben, mit dem

[1]) Für viele sind diese studentischen Verbindungen ja keineswegs in erster Linie Pflegestätten studentischer Ehre und Sitte, sondern einfach Avancementsversicherungsanstalten. Die kümmerlichsten Sprößlinge deutscher Geheimrätinnen oder auch Kommerzienrätinnen müssen darin den bei der heutigen Praxis recht bescheidenen »Mut« prästieren, sich durch einige Narben abstempeln zu lassen, weil — mir sind selbst solche Fälle wiederholt von den betreffenden besorgten Eltern geklagt worden — es für die »Konnexionen« unentbehrlich ist. — Aber schlimmer ist, daß dies Treiben nunmehr die T e c h n i k e r und, wie es fast scheint — wenigstens Anfänge dazu sind bemerkbar — auch die Zöglinge der Handelshochschulen ergreift. Die Vermutung, daß mit der Gründung der letzteren zuweilen in e r s t e r Linie nicht dem W i s s e n s bedürfnis der Kaufleute, sondern ihrem Wunsch, an der p a t e n t i e r t e n »akademischen« Bildung teilzunehmen, dadurch »satisfaktionsfähig« und damit u. a. auch reserveoffizierfähig zu werden, entgegengekommen werden soll, ist leider recht naheliegend. Ich kann mich den vortrefflichen Bemerkungen von W i t t i c h in seinem Aufsatz »Deutsche und französische Kultur im Elsaß« nur anschließen. Daß wir uns mit einer E n t w ö h n u n g von der intensiven Arbeit, wie sie dies »akademische« Treiben heute regelmäßig mit sich bringt, als M a c h t neben den großen Arbeitsvölkern der Erde, speziell den Amerikanern, auf die Dauer behaupten, ist mehr als fraglich. Feudale Prätensionen ersetzen den Geist rücksichtsloser bürgerlicher Arbeit nicht. — Der Begriff der »Satisfaktionsfähigkeit« übrigens, speziell in seiner wechselnden Beziehung zu den in Deutschland k l a s s e n bildenden Bildungspatenten (Maturität, Einjährigenzeugnis usw.) wäre seiner ganz erheblichen Kulturbedeutung wegen einer historischen Spezialuntersuchung wohl wert.

[2]) In »idealtypischer« Reinheit spricht sich dieser Banausenstandpunkt auch in dem folgenden schönen Satz der Motive (S. 17) aus: »Denn für ein gesetzgeberisches Vorgehen können nicht allgemeine philosophische Erwägungen, sondern nur die Rücksichten auf die tatsächlichen Verhältnisse maßgebend

typischen Zusatz: »Aber die Bürgerlichen sind immer die schlimmsten.« Gewiß: Bürgerliche mit feudalen Prätensionen, eben solche, wie sie der Fideikommißentwurf in Reinkultur massenhaft züchten will.

Es gibt m. E. schlechthin keinen Gesichtspunkt, unter welchem die weitere Durchsetzung des preußischen Beamtentums mit jenem Typus der »Gernegroßen« als ein Gewinn erscheinen könnte. Durch die Zulassung zahlreicher kleinerer Fideikommißgründungen vollends wird nicht »aristokratische Gesinnung« in irgend einem Sinn des Wortes erzeugt, sondern — wie immer wieder gesagt werden muß — es werden Familien, die nach ihren Einkommensverhältnissen auf bescheidene bürgerliche Lebensführung hingewiesen wären, mit feudalen Prätensionen erfüllt. Die Möglichkeit bürgerlicher und briefadliger Fideikommißgründung überhaupt aber lenkt, indem sie die verächtlichste Eitelkeit kitzelt, das bürgerliche deutsche Kapital von dem Wege ökonomischer Eroberungen in der weiten Welt in verstärktem Maße auf die Bahn der Schaffung von Rentiers existenzen, die ohnehin im Zuge unserer protektionistischen Politik liegt.

Denn Renten schutz ist ja die Signatur unserer Wirtschaftspolitik. Welchen allgemeineren Gesichtspunkten sich die Konsequenzen dieses Systems fügen, ist hier nicht zu erörtern. Nur auf einen Punkt, der auch in unseren Zusammenhang gehört, sei hingewiesen. Die Gefahren des sog. »Industriestaates«: — »Abhängigkeit« vom fremden Markt bei industriellem Export, von fremder Zahlungsbereitschaft beim Kapitalexport, von fremden

sein.« — Es möchte freilich wenig Ersprießliches an den Tag kommen, wenn der Verfasser dieses Sentiments sich auf das Philosophieren verlegen würde. Aber man möchte gern wissen, was unter »Rücksichtnahme auf die tatsächlichen Verhältnisse« verstanden ist — es sei denn ganz einfach die Rücksicht auf die im Preußischen Landtag ausschlaggebenden Interessen des Agrarkapitalismus. Vermutlich liegt die übliche Anspielung auf die »Realpolitik« darin, wie man sich denn in Deutschland regelmäßig dann auf Bismarck zu berufen pflegt, wenn es sich um ein Feigenblatt für die ödeste Ideal- und Gesinnungslosigkeit handelt. — Es mag hier, am Schluß unserer Betrachtungen, doch dem Erstaunen darüber Ausdruck gegeben werden, daß das preußische Landwirtschaftsministerium, welches doch mindestens über eine wissenschaftlich ausgezeichnet geschulte und verdiente Kraft verfügt, die Abfassung der wirtschaftlichen Teile der »Motive« dieses Entwurfes offenbar irgendeinem völlig unreifen Anfänger überlassen konnte. Der Kontrast gegen die — bei allen auch in dieser Hinsicht bestehenden Bedenken — scharf und gründlich durchdachten, rein juristischen Parteien ist geradezu blamabel. Es war ein Ding der Unmöglichkeit, diesen Plattheiten gegenüber überall höflich zu bleiben.

Getreideüberschüssen bei beiden, da beide den Getreideimport mit sich ziehen — pflegen düster und in den lächerlichsten Uebertreibungen geschildert zu werden. Unsere Wirtschaftspolitik sperrt das ausländische Korn aus — und läßt das eigene durch Hunderttausend ausländische Menschen mitproduzieren, die importiert werden und ohne welche ein großer Bruchteil der Großbetriebe des Ostens, eben derer, welche die großen Getreideüberschüsse liefern, heute nach ihrer eigenen Behauptung nicht mehr bestehen können. Ein Federstrich der russischen Regierung ist also imstande, sie zu Boden zu schleudern, und ich möchte denn doch eine Form der »Abhängigkeit vom Ausland« kennen lernen, die an verhängnisvoller Tragweite an diese heranreichte. Eine Politik, welche diese Großbetriebe künstlich zu stützen sucht, wie der Entwurf es will, verknechtet uns russischer Polizeiwillkür. Daß hier keine Gespenster an die Wand gemalt werden, haben gewisse, nach meinem Gefühl für uns entwürdigende Vorgänge, die sich abspielten als ein russisches Sachsengängerverbot zu drohen schien, jedem, der sehen will, deutlich genug zeigen können [1]). Dem politischen System, unter dem wir zu leben haben: — der internationalen Solidarität der »staatserhaltenden« Interessen, welche uns, durch imaginäre dynastische und sehr materielle kapitalistische Interessen getragen, zu einem Vasallenstaat machen wird und der Geringschätzung der Welt preisgegeben hat — diesem System fügten sie sich nur zu gut ein. Wer aber die beneidenswerte Stirn besitzt, eine solche Politik im Gegensatz zu irgendeiner anderen eine »nationale« zu nennen, mit dem mag diskutieren, wer Zeit und Lust zu dem Versuch hat, die ekelerregende Herrschaft der »konservativen Phrase« bei Leuten zu bekämpfen, deren materielles Interesse damit verknüpft ist, daß sie selbst oder daß wenigstens — diejenigen, »deren kein Ende ist«, an diese Phrasen glauben.

Möchten schließlich die politischen Gründe für die Beibehaltung der fideikommissarischen Sicherung eines gewissen Bestandes großgrundbesitzlicher Familien noch so gewichtige sein

[1]) Bei dem heutigen Gang unserer Politik würde es nicht überraschen, wenn man uns — unter Berufung auf den italienisch-französischen Vertrag — unter der Etikette »internationale Sozialpolitik« ein Abkommen mit Rußland bescherte, durch welches — gegen Konzessionen! — die Russen den Gutsbesitzern die vertragsmäßige Sicherheit geben würden, Polen zu importieren. — In dieser Hinsicht ist heute schlechthin alles möglich.

— und wir haben uns nicht davon zu überzeugen vermocht, daß dies unter den heutigen Verhältnissen unter irgendwelchen Gesichtspunkten der Fall sei, — so würde es dennoch unter allen Umständen jetzt hohe Zeit sein, das »goldene Buch« zu schließen. Mehr als der Flächeninhalt einer ganzen Provinz ist jenen angeblichen Interessen bereits geopfert: das muß auch dem extremsten Fanatiker für dies Institut genügen. Der vorgelegte Gesetzentwurf aber, anstatt materielle Schranken zu schaffen gegen die Gelüste des Kapitals, Boden als Rentenfonds zu Nobilitierungszwecken aufzuhäufen, frönt in dieser Hinsicht dem gewissenlosesten »Manchestertum«, offenbar in der dunklen Vorstellung, durch Bindung des Bodens und Nobilitierung seiner Besitzer an die Stelle des unbequemen Geschreies agrarischer Interessenpolitiker von heute bequeme und satte Parvenüs zu setzen, die das Bedürfnis haben, sich in der Gnade des Hofes zu sonnen. Ob auch nur diese — natürlich unausgesprochene — Hoffnung auf dem betretenen Wege zu erfüllen wäre, bleibe hier dahingestellt. Es genügt, konstatiert zu haben, daß die Auslieferung der besten Böden an die Eitelkeits- und Herrschaftsinteressen des Agrarkapitalismus — das Ergebnis der vom Entwurf sanktionierten materiellen Fideikommißgründungsfreiheit — einem Lebensinteresse der Nation: dem an einer zahlreichen und kräftigen Bauernbevölkerung, jede Zukunft abgräbt.

Diskussionsreden auf den Tagungen des Vereins für Sozialpolitik (1905, 1907, 1909, 1911).

Debatterede zu den Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik in Mannheim 1905 über das Arbeitsverhältnis in den privaten Riesenbetrieben.

. . . Der Herr Vorredner [1]) sprach sein Erstaunen darüber aus, daß es nach dem »sittlichen Standard« der deutschen Arbeiter möglich gewesen sei, daß 195 000 Arbeiter unter Bruch des Kontrakts ohne Kündigung die Arbeit niederlegten [2]). In der Tat: eine sehr auffallende Erscheinung! Weit auffallender aber als sie selbst ist, was nun weiter geschah: der Reichskanzler, die Staatsregierung, die öffentliche Meinung, die politischen Parteien ohne Ausnahme — die Konservativen nicht ausgeschlossen: erst als die Angst ihnen aus den Gliedern genommen war durch die Wiederaufnahme der Arbeit, besannen sie sich eines anderen – haben sich durch diesen Kontraktbruch nicht gehindert gefühlt, den Versuch zu machen, einen Druck auf die Arbeitgeber auszuüben, und aus dem Streik nicht die Konsequenz eines Vorgehens gegen die Arbeiter, sondern eines solchen gegen die Interessen der Arbeitgeber herzuleiten. Es scheint also, daß nach ihrer Ansicht die Sache so lag: Wenn diese 195 000 Arbeiter unter Bruch der Kündigungsfrist die Arbeit niedergelegt haben, um so schlimmer — für die Kündigungsfrist. Es entspricht eben, das scheint mir daraus hervorzugehen, nicht mehr dem modernen Rechtsbewußtsein, daß ein Vertrag, der ein einseitiger Unterwerfungsvertrag ist, durch irgendwelche Kündigungsfrist zugunsten der Exploiteurs, die sich auf den Machtstandpunkt stellen, rechtlich gesichert wird, und wenn ich für meine Person daraus eine Konsequenz ziehen soll, so könnte es nur die sein: daß durch Gesetz die Möglichkeit beseitigt werden müsse, den Arbeiter überhaupt an irgendwelche Kündigungsfristen zu binden, es sei denn, daß der Kontrakt auf Grund eines Tarifvertrags geschlossen wird. Dies ist meine persönliche Stellung zu dieser Bemerkung über den sittlichen Standard der Arbeiter. Nach dem, was hier über die Arbeiter

[1]) Alexander Tille, Generalsekretär der Saarindustrie und Vertreter der Arbeitgeberinteressen.

[2]) Bergarbeiterstreik in Rheinland und Westfalen.

gesagt worden ist, würde ja jedenfalls auch der Herr Reichskanzler nicht mehr zu den sittlich voll qualifizierten Personen gehören dürfen; denn er hat den Kontraktbruch zwar mit Worten, aber — worüber der Herr Vorredner selbst gewiß mit mir der gleichen Meinung ist — nicht mit Taten mißbilligt.

Nun verlasse ich aber den Herrn Vorredner, um zu etwas allgemeineren Betrachtungen innerhalb der kurzen Zeit, die ich habe, überzugehen. Wenn man sich über derartige sozialpolitische Dinge, wie die heute hier zur Debatte stehenden, verständigen will, so muß der einzelne vor allen Dingen sich klar sein, welches denn der entscheidende Wertgesichtspunkt ist, von dem aus er persönlich die Erscheinung, um deren gesetzgeberische Behandlung es sich handelt, betrachtet. Ich konstatiere nun, daß für mich ausschließlich die Frage in Betracht kommt: Was wird »charakterologisch« — um das modische Wort zu gebrauchen — aus den Menschen, die in jene rechtlichen und faktischen Existenzbedingungen hineingestellt sind, mit denen wir uns heute beschäftigen? Und diese Seite der Sache möchte ich durch eine kleine Parallele des näheren veranschaulichen. Während des venezolanischen quasi-Kriegs erschien in einer venezolanischen Zeitung eine Erklärung einer deutschen Kolonie, welche dem Präsidenten Castro ihr Vertrauen aussprach und die venezolanische Nation um Verzeihung bat für die Taktlosigkeit und Gewalttätigkeit, die vermöge seines barbarischen Regimes von seiten Deutschlands an einem so zivilisierten Volk wie den Venezolanern verübt worden sei. — Kanaillen, werden Sie sagen. Gut; — in den Zeitungen des Saarreviers, im Tätigkeitsbereich also des Herrn Dr. Tille, erscheinen gelegentlich der Reichstagswahlen durchaus regelmäßig Annoncen, in welchen sich Bergleute öffentlich verwahren gegen den Verdacht, für eine bestimmte Partei, z. B. die Zentrumspartei, gestimmt zu haben. Kanaillen! sage ich, gleichviel um welche Partei es sich handelt. Ich frage Sie aber: Wer erzieht denn diese Leute zu Kanaillen? Nicht die ehrenwerten Staatsbürger hier, mit denen wir heute uns streiten, wohl aber das System, welches sie im Saarrevier und anderwärts vertreten. Ich selbst z. B. kenne das Saarrevier und die Stickluft sehr wohl, welche jenes System dort verbreitet — nicht für Sie, Herr Dr. Tille, und die Ihrigen, wohl aber für andere, und zwar nicht nur für Arbeiter, sondern für jeden, der es wagt, in einer Art politisch tätig zu sein, die diesen Herren mißfällt. Bei Gymnasiallehrern und Beamten, bei allen, mit denen ich seinerzeit in Berührung kam, stand fest, daß alles, was Staatsbehörde heißt, bis zum Oberpräsident hinauf, nach der Pfeife dieser Herren tanzte, jede Selbständigkeit der Ansicht die Gefahr der Versetzung oder Maßreglung brachte. Die einzige Macht, die unter diesen Umständen überhaupt einen Rückhalt bietet, ist die katholische Kirche, vertreten z. B. durch Leute wie den Kaplan Dasbach, nicht aber der Staat. Der preußische Staat und das autoritäre System erziehen solche Kanaillen, wie sie sich damals in Venezuela manifestierten. Und nicht nur dort wirkt dieses System depravierend und charakterschwächend. Ich

könnte Ihnen bei genügender Zeit im einzelnen analysieren, nach meinen eigenen Eindrücken im Auslande, wie groß die Nachwirkung — der Fluch, möchte ich geradezu sagen — des autoritären Empfindens, des Reglementiert-, Kommandiert- und Eingeengtseins, welchen der heutige Staat und das heutige System der Arbeitsverfassung im Deutschen erhält, und wie darin z. B. die Schwäche der Deutschen in Amerika, die geringe werbende Kraft unserer reichen Kultur mitbegründet liegt, wie die Verachtung des Deutschen in der ganzen Welt herrührt von den Charaktereigenschaften, die eine gedrückte Vergangenheit ihm aufgeprägt hat und der Druck des autoritären Systems in ihm verewigen möchte. Und warum nun eigentlich? Ich kann das nicht ausführlich erörtern, namentlich nicht, inwieweit die selbstverständlich bis zu einem gewissen Grade berechtigte Behauptung der Herren Arbeitgeber zutrifft, daß ihnen die allerverschiedensten technischen und ökonomischen Schwierigkeiten durch das Vorhandensein von Gewerkvereinen gemacht würden. Ich kann nur darauf hinweisen, daß die hochstehenden Industrien der Welt in England und Amerika trotz aller Schwierigkeiten eben im Erfolge doch damit vorzüglich auskommen. Es liegt das zum guten Teil nicht in ökonomischen Notwendigkeiten, sondern in unseren deutschen Traditionen. Meine verehrten Anwesenden! Wer die Wirkung unseres Gebarens auf die ausländischen Nationen, mit denen wir in der Politik zu rechnen haben, betrachtet, bemerkt leicht, wie unsere gegenwärtige Politik nicht selten den Eindruck erweckt und erwecken muß, daß sie nicht etwa die Macht, sondern vor allem den Schein der Macht, das Aufprotzen mit der Macht sucht. Und wenn die Welt darin etwas Parvenümäßiges findet — parvenus de la gloire, wie die Franzosen nicht ganz mit Unrecht sagen —, so teile ich diese Empfindung und möchte hinzufügen: So etwas steckt auch unseren Arbeitgebern im Blute, sie kommen über den Herrenkitzel nicht hinweg, sie wollen nicht bloß die Macht, die gewaltige, faktische Verantwortung und Macht, die in der Leitung jedes Großbetriebes liegt, allein — nein, es muß auch äußerlich die Unterwerfung des anderen dokumentiert werden. Bitte, sehen Sie sich nur einmal den Dialekt einer deutschen Arbeitsordnung an! »Wer das und das tut, der wird bestraft«, »wer das und das tut, bekommt erstmalig einen Verweis, zweitmalig eine Geldstrafe usw.«; man kann nur sagen: es ist Schutzmannsjargon, der da in einem Kontraktverhältnis, als welches doch gerade die Herren Arbeitgeber die Beziehungen ansehen, geredet wird.

Es könnte auch anders formuliert werden, und es ist anderwärts anders formuliert worden. Aber gerade dieser Tonfall ist es ja, der, so scheint es, den eigentümlichen psychischen Reiz bildet. Und wie in diesen, wenn Sie wollen, Kleinigkeiten, so im Großen. Diesen Herren steckt eben die Polizei im Leibe, und je weniger der deutsche Staatsbürger offiziell im Deutschen Reiche politisch zu sagen hat, je mehr über seinen Kopf hinweg regiert wird, je mehr er Objekt der Staatskunst ist und nichts anderes, desto mehr will er da, wo er nun einmal pater familias ist — und das ist er eben auch im Riesen-

betriebe —, denjenigen, die unter ihm sind, zeigen, daß er nun auch einmal etwas zu sagen hat und andere zu parieren haben. Dieser spießbürgerliche Herrenkitzel hat wieder und wieder die Nation Millionen und Abermillionen gekostet, er ist es auch, der den Charakter unserer Arbeiterbevölkerung verfälscht, und in diese Kategorie gehört auch, und damit komme ich zum Thema des heutigen Tages, unser geltendes Arbeiterrecht. Bei dem Kongreß unseres Vereins in Köln hat jemand, ich glaube Herr Professor Jastrow, gesagt: Wenn heute ein Streikender zu einem Arbeitswilligen sagt: streikst du nicht mit, so tanzt meine Auguste nicht mehr mit dir, so macht er sich strafbar. Das ist kein Scherz, sondern wörtlich geltendes Recht, und ich möchte den Juristen sehen, der es zu bestreiten vermag. Die Tatsache nun, daß es ein solches Recht in Deutschland gibt, ist nach meiner subjektiven Empfindung nichts anderes als eine Schande. Es ist ein Recht für alte Weiber. Es schützt die Feigheit. Denken Sie zum Vergleich an die Umgrenzung, die das römische Recht, das Recht des männlichsten Volkes der Erde, der rechtlichen Wirkung der Bedrohung gegeben hatte: metus qui in constantissimum virum cadere potest, Drohungen, die auch den furchtlosesten und standhaftesten Mann beeinflussen können, gelten als rechtlich irrelevant. Es ist unmöglich, ein solches Recht wie das unsrige in irgendeinem Sinne zu halten, und ich bin der Meinung, daß etwas Zweifaches unbedingt geschehen muß, wenn man diesen Paragraphen nicht einfach über Bord werfen und sich auf den Boden des gemeinen Strafrechts stellen will, welches ja Bedrohung mit einem Verbrechen und Erpressung ohnehin vollkommen genügend unter Strafe gestellt hat. Will man darüber hinausgehen, dann kann nur Bedrohung mit einem unmittelbar präsenten materiellen Schaden in Frage kommen. Das zweite ist — zu meiner Freude ist Herr Geheimrat Brentano bereits darauf eingegangen —: die schneidende Einseitigkeit des heutigen Rechts, daß zwar der sog. Arbeitswillige, der alle Vorteile des Streiks genießt, aber sie nicht bezahlen, sondern den Kämpfern in den Rücken fallen will, den Schutz des Rechts genießt — also die Gesinnungslosigkeit und der Mangel an kameradschaftlicher Ehre geschützt wird —, daß es aber auf der anderen Seite den Arbeitgebern unbenommen bleibt, dem Arbeiter mit der Kündigung zu drohen, wenn er von seinem Koalitionsrecht Gebrauch machen will, ohne daß dieser strafrechtlichen Schutz genösse. Die Forderung einer Strafbestimmung für diesen Fall ist doch eine ganz selbstverständliche, solange irgendein Ausnahmerecht zugunsten der Arbeitswilligen besteht.

Nun, verehrte Anwesende, komme ich noch zu den großen Fragen, die Herr Professor Brentano am Schluß seiner Thesen angeschnitten hat. Ich glaube, daß diese Zwangsorganisation, wie er sie vorschlägt, nur als ein Wechsel auf eine ziemlich ferne Zukunft akzeptabel ist. Augenblicklich würde ich sie für recht bedenklich halten. Denn wenn man sich die Sache praktisch vorstellt, kommt sie doch darauf hinaus, daß der Staat im Falle des Ausbruchs einer Arbeitsstreitigkeit zu-

nächst einmal einfach alle Betriebe sistiert — sonst hat ja die Zwangsorganisation keinen Sinn. Er verbietet also dann nicht nur allen Arbeitern des Gewerbes, auch wenn sie weiterarbeiten wollen, die Arbeit fortzusetzen, sondern er verbietet auch allen Arbeitgebern, welche den Arbeitern entgegenkommen wollen, dies ohne gemeinsamen Beschluß zu tun. Das letztere ist in gewissem Sinne ja freilich einfach die offizielle Dekretierung dessen, was wir von seiten der Arbeitgeberverbände annähernd schon jetzt erleben. Der Staat schafft dadurch unzweifelhaft sowohl die Arbeitswilligen wie alle übrigen Schwierigkeiten auf sehr einfache Weise aus der Welt und sagt: nun, bitte, jetzt wird einfach gewartet, wer von beiden es am längsten aushält! Von Herrn Dr. Naumann sind ja nun bereits die heutigen Chancen des Ausgangs dergestalt staatlich reglementierter Mensuren nach gewissen Richtungen hin indirekt mitkritisiert worden. Mich interessiert aber noch etwas weiteres an der Sache: Wie soll man sich eigentlich das Weiterbestehen der Gewerkvereine bei solchen Zuständen denken? Wozu dienen sie noch? Nur dazu etwa, daß die nichtorganisierten Mitglieder des Zwangsverbandes es in der Hand haben, zu beschließen: es wird gestreikt, wenn sie sehen, daß die Gewerkvereine volle Kassen haben, und diese dann die Kosten bezahlen lassen? Es kommt noch etwas anderes hinzu: Wenn wir uns auf den Boden der Zwangsorganisation stellen, dann wird unbedingt eines eintreten: das Eindringen rein politischer Gesichtspunkte in das Streikwesen. Es ist ja Herrn Dr. Naumann gewiß zuzugeben, daß wir heute bereits auf dem Wege zum politischen oder doch zum sozialpolitischen Demonstrationsstreik sind. Wir sind aber noch nicht soweit, daß der politische Streik alleinherrschend oder auch nur überwiegend ist. Wenn aber eine Zwangsorganisation besteht und sie den Streik beschließt, so wird dasselbe geschehen, was in den Kommunen und anderen Zwangskörperschaften auch geschieht: die gewaltige Attraktionskraft der politischen Parteien wird es sein, welches alles andere über den Haufen rennt, und die Frage, ob gestreikt wird oder nicht, wird aus parteipolitischen Gesichtspunkten und nicht aus wirtschaftlichen Gesichtspunkten beantwortet werden. Das Interesse an den Gewerkvereinen aber wird dahin sein: — man hat ja nun den Zwangsverband —, und auch für diesen wird, zumal wenn er Zwangsabgaben eintreibt, um zu existieren, wenig aktive Begeisterung aufkommen können.

Ich persönlich stehe ganz offen auf dem Standpunkt, daß, gleichviel ob die Gewerkvereine viel oder wenig faktisch im offenen Kampf erreichen, sie für mich einen Eigenwert darstellen. Sie sind z. B. — und das ist für mich das Entscheidende — die einzigen, die innerhalb der sozialdemokratischen Partei, mit der wir für Generationen als gegeben zu rechnen haben, und die für lange hinaus allein die Erziehung der Massen in der Hand hat, sich nicht geduckt haben und die den Idealismus gegenüber dem Parteibanausentum aufrechterhalten. Die Gewerkschaften werden die Partei nicht sprengen, daran ist nicht zu denken, das ist eine lächerliche Illusion. Jeder,

der mit Arbeitern verkehrt hat, weiß, daß der tägliche Kleinkrieg mit dem preußischen Staat und seiner Polizei sie zwingt, die Partei hinter sich zu haben, daß die Partei erfunden werden müßte im Interesse der Gewerkschaften, wenn sie nicht da wäre. Aber sie werden hindern, daß diese Partei die Wege nimmt, die das amerikanische Parteileben genommen hat. Der einzige Hort idealistischer Arbeit und idealistischer Gesinnung innerhalb der sozialdemokratischen Partei sind und werden, unter unseren deutschen Verhältnissen, sein: die Gewerkschaften. Darum lehne ich jeden Vorschlag ab, der ihr Wesen bedroht, gleichviel ob er sich auf materielle Interessen der Arbeiter beruft.

Ebendaselbst zu dem Vortrag G. Schmollers über das Verhältnis der Kartelle zum Staat.

Ich habe lediglich deshalb das Wort ergriffen — denn alles Wesentliche, was ich sagen wollte, ist gestern gesagt worden —, um noch einige Einwürfe gegen die Vorschläge zu machen, die unser verehrter Herr Referent gemacht hat. Es ist sehr viel leichter, meine Herren, das schicke ich voraus, einen einmal vorliegenden Vorschlag zu kritisieren, als selbst einen solchen zu machen, und wir alle müssen dem Herrn Referenten, unserem verehrten Lehrmeister — wenn er auch mir diese Bezeichnung gestatten will, trotzdem ein unmittelbares Lehrverhältnis nicht bestanden hat —, dafür dankbar sein, daß er sich entschlossen hat, mit einem positiven Vorschlag, der, wie ich glaube, geeignet ist, gerade prinzipielle Auseinandersetzungen zu ermöglichen und herbeizuführen, hervorzutreten. Ich möchte zunächst einige praktische Bedenken gegen einen Hauptpunkt dieser Vorschläge geltend machen, daß nämlich staatlich approbierte Direktoren in die Aktiengesellschaften mit über 75 Millionen Kapital hineingesetzt werden sollen. Es ist das ja nicht ein so seltsamer Vorschlag, wie gestern angenommen worden ist, es ist nicht so gemeint, daß da irgendein Assessor als Kontrolleur hineingesetzt werden solle, sondern Herr Professor Schmoller hat sich das offenbar so gedacht, daß geeignete Kandidaten für Direktorenstellen innerhalb eines gewissen Umfangs staatlicherseits nach der Wahl approbiert oder vor der Wahl als Kandidaten zugelassen werden sollen. Aber, meine Herren, abgesehen von den Gründen, die schon geltend gemacht worden sind, scheint mir aus gewissen einfachen politischen Motiven dieser Vorschlag nicht realisierbar. Man stelle sich vor: Die Deutsche Bank ist eine Aktiengesellschaft mit über 75 Millionen Kapital. Nun sollen darin staatlich approbierte Direktoren sitzen. Jetzt kommt die russische Regierung — nehmen wir mal an —, und will von der Deutschen Bank eine Anleihe haben oder eine andere Regierung während des Krieges. Das ist eine politische Angelegenheit. Ist es diskutabel, unter solchen Verhältnissen die Regierung in die Verantwortlichkeit hineinzuverwickeln, direkt oder indirekt, ganz ebenso, wie sie für die Reichsbank verantwortlich gemacht wird? Es ist ja ganz richtig,

daß politische Anleihen sich sehr selten ohne direkte oder indirekte, hinter den Kulissen geübte Einwirkung der Regierung vollziehen. Aber von da bis zu diesem formellen Hineinsetzen staatlich approbierter Direktoren in eine Bank und damit der Uebernahme für das, was die Bank tut — und es handelt sich ja nicht bloß um politische Maßregeln, sondern auch um die Schätzung, die das Publikum dann den Emissionen einer solchen Bank entgegenbringen wird —, ist doch noch immer ein weiter und sehr gewagter Schritt, an welchem meiner Meinung nach der Vorschlag in der Form, wie ihn Herr Professor Schmoller gemacht hat, unbedingt scheitern müßte.

Nun aber entsteht weiter die Frage: gesetzt den Fall, es würde eine solche Gesetzesbestimmung gemacht, wer wird dann nun in diese Direktorenstellung kraft dieses Gesetzes hineinlanziert werden? Herr Professor Schmoller hat in einem gewissen ästhetischen Widerwillen, den wir gewiß alle mitempfinden, von dem »Parlamentsgerede« gesprochen. Es ist nun aber heute einmal so, daß die großen staatsmännischen Taten nicht mehr durch Dreinschlagen mit dem Schwert auf dem Schlachtfeld geleistet werden, sondern sie nehmen die höchst prosaische Figur von Tintentropfen und Papier oder von Schallwellen an — von Parlamentsgerede oder Aktenschreiberei. Welches von beiden das ästhetisch Erfreulichere ist, ist Geschmacksache. Für den vorliegenden Fall aber möchte ich doch sagen: das politisch Bedenkliche im Parlamentarismus ist nicht das Parlamentsgerede, sondern die Parlamentspatronage, die sich hinter den Kulissen vollzieht, und die gerade unserem Scheinkonstitutionalismus so sehr charakteristisch ist. Ich habe mit vollem Herzen dem zugestimmt, was Herr Professor Schmoller gelegentlich im Herrenhause darüber gesagt hat. Nun denken Sie aber an die Chancen, die sich der Parlamentspatronage da eröffnen würden, wenn der Staat in der Lage ist, den Herren, die diese Patronage genießen, zu Pfründen in den großen Aktiengesellschaften zu verhelfen, wenn für allerhand agrarische Politiker — will ich unter den gegenwärtigen Konstellationen einmal sagen —, die da in ihren Kreditorganisationen usw. im Osten mehr oder auch minder brauchbar gewesen sind, jetzt die Chance erwüchse, ihre Hand hineinzustecken in die Deutsche Bank oder in ähnliche Institute. Es mag diese Befürchtung etwas übertrieben klingen, ich muß aber mit beschränkter Redezeit sprechen und muß deshalb in der Form etwas übertreiben. — Ich sage ganz offen, ich treibe die Dinge auf die Spitze, ich kann nicht anders. — Das oder etwas Aehnliches ist es aber doch, was die Konsequenz eines solchen Vorschlags sein würde.

Denn wir wollen uns doch darüber nicht täuschen: wir haben nach der vorhandenen Machtlage keinen parlamentarischen Staat, wir haben nicht die Vorzüge des Parlamentarismus, die andere Länder haben, aber wir haben alle Nachteile. Wir haben die Parteiherrschaft bei uns ebenso gut wie anderswo. Diese Parteiherrschaft vollzieht sich bei uns als ein Wechsel der Hofmoden unter dem Druck dynastischer und aller möglichen anderen Interessen; aber diese Partei-

herrschaft ist hier sogut wie irgendwo auf der Welt. Wer das nicht sieht, ist meiner Meinung nach politisch blind. Ich glaube auch, daß Herr Professor Schmoller wenigstens für die Gegenwart diese Tatsache nicht in Abrede stellen wird. Es scheint mir danach zweifelhaft, ob die Chance eine große ist, daß in solche Stellen derjenige Typus von Menschen hineinkommt, den Herr Professor Schmoller als Altruisten bezeichnet hat im Gegensatz zu den Geldmachern. Aber meine Herren, ich knüpfe daran das weitere Bedenken, ob denn dieser Gegensatz in dieser Art überhaupt aufrecht zu erhalten ist. Es ist das ja schon an sich eine nur vorläufig gemachte Unterscheidung, die, wie er selber zugeben wird, doch sehr verschiedene Nuancen gestattet. Ich bestreite aber auch prinzipiell, daß sie in dieser Art zulässig ist. Es gibt doch auch Eisenbahnminister, die nichts als Geldmacher — dabei aber sicherlich Altruisten — sind. Es gibt auch Landwirtschaftsminister, die nicht selbst Geldmacher, aber Agenten von Geldmachern sind, die sich ganz ebenso als Vertreter einer bestimmten Volksgruppe fühlen, wie etwa ein tschechischer Landsmannminister in Oesterreich, nur daß dieser ideelle Interessen vertritt und der andere eben Geldinteressen und weiter gar nichts. Und auf der anderen Seite trifft es nicht zu, daß der amerikanische Schöpfer eines Trusts als Mensch ein Banause wäre, der nichts weiter als das Geld um des Geldes willen liebe. Die Psychologie dieser Herren ist denn doch eine etwas verwickeltere. Ich habe wahrlich keinen Anlaß, mich für sie als Blüten der Menschheit ins Zeug zu legen. Man wird aber wohl sagen müssen, daß sie Leute sind, die hypnotisiert von dem Ehrgeiz, das Unerhörte möglich zu machen, den Geldwert als Sport behandeln, daß Männer wie Carnegie, Morgan weit davon entfernt sind, im einzelnen Fall so sehr auf das Geld, was sie verdienen, zu sehen, wie die große Mehrzahl unserer deutschen Kartellmitglieder es tut, nicht etwa wegen sittlicher Minderwertigkeit, sondern unter dem Druck der Notwendigkeit ganz einfach tun muß. Und sie haben den großen Vorzug, daß sie nicht, wenn man von Arbeiterorganisationen spricht, sich hinstellen und sagen: »Dann spiele ich nicht mehr mit.« Ich muß also aufs entschiedenste bestreiten, daß dieser Gegensatz in der Weise formuliert werden kann, wie Schmoller es tut.

Nun aber komme ich weiterhin noch zu etwas prinzipielleren Gesichtspunkten, bei denen es sich in letzter Linie wieder um Gegensätze der Werturteile handelt. Ich muß deshalb vorweg meinem verehrten Kollegen Professor Liefmann bestreiten, daß das, was er gestern bei seinen Erörterungen über die Aufgaben der Jurisprudenz auf dem Gebiete des Kartellwesens gesagt hat, zutreffend ist, und in voller Uebereinstimmung mit dem Herrn Vorredner, Herrn Regierungsrat Völcker, erklären, es gibt keine Wissenschaft und am wenigsten ist die Jurisprudenz eine solche, welche das Gelten irgendeines Werturteils und das Seinsollen irgendeines Rechtssatzes anzudemonstrieren vermag. Diejenigen Juristen, die versucht haben, eine solche Rolle für sich als Juristen in Anspruch zu nehmen, sind für mich die gottverlassenste Gesellschaft, die es auf der Welt gibt. Wenn

irgendjemand nicht geeignet ist, über das Sein s o l l e n zu entscheiden, ist es der Jurist, der, will er ein Mann seiner Wissenschaft sein, Formalist zu sein verpflichtet ist. Ich darf das um so mehr sagen, weil ich selbst das zweifelhafte Vergnügen gehabt habe, als juristischer Professor Referendare zu examinieren, und also glaube, über die Eigenart des Juristen und seine Psychologie durch Selbstbeobachtung einige Erfahrung zu haben. Was man Juristen sagen kann, ist immer nur das: Wenn ihr das und das wollt, dann gibt es dazu die und die juristisch-technischen Mittel, und auf diese bescheidene Stellung sollte man den Juristen ebenso beschränken, wie wir uns Nationalökonomen, wenn wir als solche reden, darauf beschränken sollten. Denn, meine Herren, ich müßte mich dagegen verwahren, daß ich, wenn ich hier rede, in meiner Eigenschaft als Mann der Wissenschaft spreche. Hier spricht der Mensch und weiter niemand, und was ich kraft wissenschaftlicher Arbeit weiß, ist Material, das ich lediglich verwende, um die Möglichkeit der Durchführbarkeit eines Ideals und die wahrscheinlichen Folgen seiner Durchführung abzuwägen, aus welchem eben der Wert jenes Ideals selbst nie und nimmer eduziert werden kann.

Dies vorausgeschickt, möchte ich also noch zu einigen prinzipiellen Auseinandersetzungen kommen mit dem, was Professor Schmoller über seine allgemeine Stellung zum Staat, über die Chancen, welche der Staat hat, im Verkehr mit den Kartellen zu Resultaten der von ihm gewünschten Art zu kommen, ausgeführt hat. Meine Herren! Die großen Arbeiten des Herrn Professor Schmoller über die Geschichte des preußischen Beamtentums gehören, wie ich wahrlich nicht erst hier auszusprechen brauche, zu den klassischen Besitztümern unserer Wissenschaft, sie haben uns beeinflußt und werden uns beeinflussen, solange wir wissenschaftlich denken. Aber auch hier gilt der Satz Goethes: »Wir alle leben vom Vergangenen und gehen am Vergangenen zugrunde.« Es ist aber die Frage, ob der empirisch gegebene preußische Staat, wie er heute ist, wie er aus der Vergangenheit uns überkommen ist und sich jetzt entwickelt hat und entwickelt, ob der qualifiziert ist, die Aufgaben zu erfüllen, die ihm Herr Professor Schmoller in vorsichtiger Weise, andere in radikaler Weise, nämlich durch die Forderung der Verstaatlichung, zuweisen wollen. Meine Herren! Sehen wir uns den Charakter der heutigen preußischen Staatsleitung doch an. Was für Leute sitzen denn heute auf den Ministersesseln? Ganz vortreffliche Leute in ihrer Art, aber diese Art heißt: matter-of-fact-men, business-men. Keiner von den Herren, die heute auf den Ministersesseln sitzen, wird doch den Anspruch erheben, ein Staatsmann zu sein. So etwas gibt es doch heute gar nicht mehr. Es sind matter-of-fact-men, die sich gegebenen Situationen durch dynastische Wünsche und andere Umstände anzupassen wissen, anpassen müssen, und es ist charakteristisch genug, daß einer dieser Herren — und keiner der übelsten —, nachdem er zum Minister befördert war, sich darüber beklagte, wie schlimm es sei, daß er sich bis dahin so häufig in der Oeffentlichkeit über die schwebenden

Fragen ausgesprochen habe. Man sollte glauben, das wäre äußerst angenehm, weil man doch wisse, welches Programm eben nun der Minister vertritt. Aber Gott bewahre, es ist umgekehrt höchst fatal, daß man weiß, was er gedacht hat; denn er muß sich ja ganz anderen Anschauungen anbequemen. Es kann aus Gründen, die in der veränderten Technik und Oekonomik unserer Gesellschaft und unseres Staates liegen, heute kein anderer als ein business-man, im besten, ehrlichsten, respektabelsten Sinne des Wortes, aber eben ein businessman, sich auf dem Ministerposten halten, und unter diesen Umständen halte ich diese Interessengemeinschaft des Staates mit den Herren Großindustriellen für äußerst bedenklich, wie sie nach den Vorschlägen des Herrn Professor Schmoller eintreten würde, der ein starkes Eingreifen des Staates in die Kartelle durch Reglementierung der Kartelle und durch Eintritt in die Kartelle befürwortet. Denn was wird dabei herauskommen? Ein sehr intelligent geschriebener Artikel meines Herrn Vorredners [1]) in der Deutschen Wirtschaftszeitung enthält unter anderem die Sätze: »Der Regierung kann es unmöglich gleichgültig sein, wenn so bedeutende Unternehmerverbände ihr mißtrauisch gegenüberstehen.« Und weiter: »Ihre — der Regierung — Aufgabe muß dahin gerichtet sein, durch politische Geschicklichkeit auf die bedeutenden Männer der Industrie einzuwirken, sie politisch zu erziehen und sie für ihre weitergehenden Pläne zu gewinnen.« »Es wird — so heißt es weiter — sehr bedauert in industriellen Kreisen, daß das schöne Vertrauensverhältnis, wie es zur Zeit des wirtschaftlichen Ausschusses zwischen Regierung und Industrie bestand, eine so bedauerliche Abschwächung erfahren hat.« Ich glaube, die ganze öffentliche Meinung Deutschlands mit Ausnahme dieser Herren, die dem wirtschaftlichen Ausschuß angehörten, ist der gerade entgegengesetzten Ansicht und hat es aufatmend begrüßt, als die Liaison hinter verschlossenen Türen endlich ihr Ende nahm.

Nun aber machen wir uns noch konkreter klar, was denn der Eintritt des Staates in die Interessengemeinschaft mit den Syndikaten, speziell auf dem Gebiete des Kohlenbergbaus bedeuten würde! Der Staat hat heute schon Kohlenbesitz in erheblichem Umfang. Ist es denn etwa so, daß er in irgendeinem ökonomischen oder sozialen Sinne hier mustergültig vorangegangen wäre? Ist er in der Preispolitik etwa mustergültig gewesen für das Syndikat? Er hat es ja eher noch toller getrieben als irgendein privates Syndikat. Und wie steht es sozialpolitisch? Ich habe mit der wünschenswerten Deutlichkeit meine diesbezüglichen Werturteile vorgestern ausgesprochen und möchte nur hinzufügen, daß doch unvergessen sein wird in der deutschen Sozialgeschichte jene Szene vor einem Gericht des Saargebiets, wo der als Zeuge aufgerufene Bergmann fragte: »Wissen Sie, ob ich nicht abgelegt werde, wenn ich hier die Wahrheit sage?«, und wo der dabei sitzende Herr Oberbergrat Hilger, auf den sich aller Augen wandten — schwieg! Das, meine Herren, läßt wieder darauf schließen, welche Eigenschaften des Charakters der Staat an den Arbeitern in

[1]) Regierungsrat a. D. Völcker.

seinen Saargruben züchtet. Wir haben nicht das geringste Interesse daran, daß ein Staat von solchen Qualitäten heute seinen Bergwerksbesitz erweitert, womöglich in die Syndikate eintritt, oder überhaupt irgendeinen Einfluß irgendwelcher Art im Wege einer Interessengemeinschaft mit großindustriellen Verbänden auf die sozialen und ökonomischen Verhältnisse gewinnt. Die sozialpolitischen Ansichten seiner Beamten werden dadurch gewiß nicht gewinnen. Und wenn er etwas machen kann auf dem Gebiet der Preisfrage, so ist es die gelegentliche Konkurrenzierung des Syndikats, und dazu gehört von seiten des Staates absolute Freiheit von jeder Bindung an irgendwelche Gemeinschaft mit ihm. Will aber der Staat, um dies letztere besser zu können, seinen Besitz erweitern, dann halte ich schon das für ein öffentliches Skandalon, daß er, um sich einen Grubenbesitz wie den der Hibernia zu verschaffen, das im Weg der Verhandlungen tut und nicht im Weg der Expropriation, daß er nicht entweder einfach die Kabinettsordre dazu extrahiert, um zu expropriieren, oder, wenn er glaubt, sie nach der Lage unserer Gesetzgebung nicht extrahieren zu können, sich durch Reichsgesetz die Möglichkeit dazu geben läßt, und unter allen Umständen mit den Herren nicht paktiert, die ohnehin einen Staat im Staate bilden. Und damit, meine Herren, komme ich zum Schluß — denn alles Wesentliche ist im übrigen mir vorweg genommen — noch zu einigen kurzen Bemerkungen, die sich gegen einiges, was diese Herren hier gesagt haben, richten.

Wiederum, wie schon so oft, haben sich die Herren der großen Verbände dem Staat, mit dem sie, wie wir hörten, so gern ein »Vertrauensverhältnis« haben möchten, auch als die Retter gegenüber dem Umsturz angetragen. Wie stimmt es nun aber damit, wenn gestern Herr Geheimrat Kirdorf sagte: lieber als eine christliche Gewerkschaft ist mir die Sozialdemokratie. Das sind ja eigentümliche Hüter des Staates gegen den Umsturz. Und doch ist gerade diese Aeußerung, meine Herren, ganz unbewußt ein höchst bezeichnender Ausdruck der wirklichen Ansichten dieser Herren; denn so liegen doch die Verhältnisse, daß man fragen muß: Haben denn wirklich die Vertreter der großen Industrie und die mit ihnen auf sozialpolitischem Gebiet verbündeten agrarischen Parteien ein Interesse daran, daß die Sozialdemokratie zurückgedrängt wird? Jeder politisch Denkende muß sich doch sagen: Nein, gerade im Gegenteil, jede sozialistische Null mehr im Reichstag, die auf Kosten sozialreformerischer Parteien hereinkommt, ist barer Gewinn für sie. Jedes Anschwellen des Radikalismus in der Sozialdemokratie, jedes Anschwellen der Sozialdemokratie auf Kosten des Liberalismus, vollends des sozial gefärbten, bedeutet für sie bares Geld, ganz ebenso wie es anderseits für die Pfründner in der Sozialdemokratie bares Geld bedeutet, wenn wir reaktionäre Politik machen. Und anderseits: hat etwa irgendeiner der zahlreichen Leute, die pekuniär davon abhängig sind, daß die sozialdemokratische Partei wächst in ihrer Zahl, daß die Abnehmerkreise der sozialdemokratischen Zeitungen usw. wachsen, ein Interesse daran, daß der Staat soziale Politik treibt?

Je enger er sich mit dem Besitz verbrüdert, je mehr er in Interessengemeinschaft mit Syndikaten gerät, je reaktionärer seine Politik ist, desto besser für die materiellen Interessen dieser Leute — denn auch die Sozialdemokratie wird sich schließlich gefallen lassen müssen, daß man ihre Vertreter nach ihrem eigenen sog. materialistischen Deutungsprinzip einmal unter die Lupe nimmt. Reaktionäre Politik bedeutet für die Pfründner bares Geld. Es besteht also bei aller ökonomischen Spannung zwischen niemand politisch eine größere Interessengemeinschaft als zwischen den Vertretern der Interessen des Agrarkapitalismus und derjenigen der Syndikate, die wir hier gehört haben auf der einen, und den Vertretern der Sozialdemokratie auf der andern Seite, und es grenzt an Naivität, wenn ein Diplomat wie Fürst Bülow immer wieder glaubt, auf die konservative Partei z. B. Eindruck zu machen, wenn er im Reichstag oder sonst ihr zuredet, ihm doch ja ein gewisses Minimum von Sozialpolitik zu gestatten, damit die Sozialdemokratie nicht anwüchse. Jedermann kann wissen, daß das gerade die umgekehrte Wirkung dessen ausüben muß, was Fürst Bülow mit seinen Aeußerungen bezweckt.

Ich bin damit am Schlusse und möchte mir nur noch erlauben, im Anschluß an das zuletzt Gesagte mich mit einer kurzen Bemerkung zu wenden gegen das, was gestern der Herr Kollege Wilbrandt aus Berlin mir in sehr freundlicher Form entgegengehalten hat bezüglich einiger meiner Aeußerungen von vorgestern. Ich habe damals die Vertreter der Gewerkschaften als Träger des Idealismus bezeichnet im Gegensatz zu der Entwicklung, welche die sozialdemokratische Partei durchmachen werde. Ich betone ausdrücklich, ich habe nicht von der Gegenwart gesprochen und nicht von den Personen. Ich weiß sehr wohl, daß ohne politisches Arbeiten der bloße business-Gewerkschaftsmann, der matter-of-fakt-man, den wir in England und Amerika kennen, ein arger Banause ist und daß ohne alle politische Betätigung der Arbeiterschaft der Schwung des Aufwärtsstrebens aus den Massen überhaupt verschwinden würde. Aber ich habe davon gesprochen, was unter dem Druck zwingender Verhältnisse, unter dem Druck vor allen Dingen jenes Gefühls völliger Ohnmacht, welches, wie jeder weiß, der hinter die Kulissen sieht, in den leitenden Kreisen der sozialdemokratischen Partei herrscht — ihre Vertreter würden das selbstverständlich bestreiten, es ist aber doch so, —, aus der Partei werden muß. Es kann nichts anderes daraus werden als eine Partei amerikanischen Genres, eingeschworen auf einige Formeln, auf einige wenige Schlagworte, die sie festhält, im übrigen aber eine Partei, die schlechthin um ihrer selbst und ihrer Pfründen willen existiert, und wo ganz ebenso, wie der Arbeiter in der Fabrik nach der Theorie der Herren vom Syndikat sich ducken soll, wie diese selbst und wir alle uns im Staate ducken sollen, sich alles in der Partei vor den faktisch in der Macht sitzenden Parteibossen duckt. Gelernt haben die Leute diese Charakterlosigkeit ja in unserem Staat wie er ist, in dem Kasernencharakter unserer Fabrikbetriebe. Und angesichts dieser unvermeidlichen Entwicklung sage ich nun: wie in Amerika heute

das allmähliche Aufkommen einer sozialdemokratischen Partei den Protest des vom Idealismus gegen den Nichts-als-business-man des Gewerkschaftlertums bedeutet, so bedeutet umgekehrt bei uns infolge unserer ganz anderen Verhältnisse das Aufkommen und die Stärkung der Gewerkschaften die Gewähr politischer, männlicher, freier Unabhängigkeit i n n e r h a l b der Partei, — nicht wie ich schon vorgestern sagte, außerhalb der Partei. Das allein ist es, was ich den Gewerkschaften vorgestern habe nachrühmen wollen.

Ebendaselbst.

Ich spreche nicht für mich, sondern — ich weiß nicht, ob Sie das zulassen wollen — als negotiorum gestor für den Pfarrer Naumann. Was mich persönlich anlangt, so kann ich Herrn Professor Schmoller nur sehr dankbar sein für die sachliche Art, mit der er die Einwände, die ich gegen seine — wie er ja selbst von vornherein zugab — diskussionsbedürftigen Vorschläge gemacht habe, behandelt hat. Um so mehr habe ich bedauert, daß er jenes schöne Maß, welches ich um so mehr an ihm bewundere, als der Himmel in seinem Zorn mir, wie Herr Schmoller ja selbst angedeutet hat, die Gabe einer gewissen Deutlichkeit, die sich schwer unterdrücken läßt, mit auf den Weg gegeben hat, in seiner persönlichen Polemik gegen den abwesenden Pfarrer Naumann verlassen hat. Er hat ihm den Vorwurf des Demagogen nachgeschleudert und hat die Meinung geäußert, Naumann habe, ohne ihn zu nennen, eine Rede, die er offenbar als verletzend empfunden hat, gegen ihn gehalten. Ich glaube, beides widerspricht der Psychologie Naumanns. Er spricht nicht zu demagogischen Zwecken, sondern unter dem Zwang der richtigen idealistischen Leidenschaft, die ihn beseelt, und unter der Wirkung des Glaubens an eindeutige Entwicklungsgesetze von eherner Notwendigkeit, die ich so wenig wie Herr Professor Schmoller in diesem Fall mit ihm teile, und ich glaube ferner, wenn er gegen jemand spricht und vollends scharf spricht, so sagt er auch, wen er gemeint hat und gegen wen sich sein Angriff richtet. Ich persönlich meine allen Grund zu haben, anzunehmen, daß diese Rede Naumanns von ihm nicht als ein Angriff gegen die Person oder Anschauungsweise von Herrn Professor Schmoller aufgefaßt worden ist. Nun, meine Herren, selbstverständlich aber ist es das Recht von Herrn Professor Schmoller als Referent gegenüber einem Diskussionsredner, wenn er dessen Ansichten für verwerflich hält — auch ich war nicht mit allem, was Naumann gesagt hat, einverstanden —, das zu sagen. Das eigentliche Bedenken liegt für mich nun aber darin, daß Herr Professor Schmoller sagte: Der Beifall, den Naumanns Rede fand, könnte ihn stutzig machen, ob er als Leiter dieses Vereins noch weiter mitmachen solle. Am heutigen Tage war Herr Professor Schmoller Referent und also als Partei an der Diskussion beteiligt, und unter diesen Umständen halte ich ein Hereinziehen seiner Eigenschaft als Ausschußvorsitzender für unzulässig; für Naumann ist nach einer solchen Aeußerung von

seiten des Vorsitzenden als solchem die weitere Teilnahme an künftigen Verhandlungen des Vereins doch so gut wie ausgeschlossen. Für mich wenigstens würde sie es sein, wenn mir jemand nicht qua Referent und Diskussionsredner, sondern qua Vorsitzender des Vereins sagen würde: Sie sind ein Demagoge, mit Ihnen verhandle ich nicht, und wenn Sie Beifall finden, trete ich zurück. Das ist es, wogegen ich mich habe wenden wollen.

Diskussionsrede bei den Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik in Magdeburg 1907 über Verfassung und Verwaltungsorganisation der Städte.

Ich habe bei Anhören der Ausführungen des Herrn Geheimrat Wagner nichts anderes als ein Argument gegen das allgemeine Wahlrecht in den Kommunen herausgehört, als die eine Bemerkung: wir könnten die Kommunen unmöglich unter den Einfluß der unteren Klassen gelangen lassen. Ja — warum denn eigentlich nicht? Man stelle doch die denkbar größten Anforderungen an Intellekt und Vorbildung in der Qualifikation der zu wählenden Beamten. Aber wie man unter den heutigen Verhältnissen noch eine allgemein akzeptable Qualifikation innerhalb der Wählerschaft nach formalen Gesichtspunkten herausfinden will, das sehe ich nicht. Das gilt für Stadt wie Staat. Alle Versuche, die man seinerzeit gemacht hat, das Klassenwahlrecht in Preußen zu reformieren, haben zu nichts weiter geführt, als zu einer fürchterlichen Belastung des preußischen statistischen Amts, welches bekanntlich im allgemeinen die Aufgabe hat, dafür zu sorgen, daß diejenigen Zahlen seiner Statistik nicht veröffentlicht werden, die zu einem Angriff gegen die Regierung benutzt werden könnten. Und zwar durch die Aufgabe, mittelst der schwierigsten mathematischen Berechnungen herauszufinden, wie man die Einteilung der Wahlklassen so verschieben könnte, daß etwas mehr Nationalliberale, Reichsparteiler und Konservative, nicht zu viel Zentrumsleute und Linksliberale und um Gotteswillen keine Sozialdemokraten in das preußische Parlament hineinkämen. — Es gibt nun einmal nicht die Möglichkeit, auch nicht auf dem Wege des Pluralwahlrechts, Merkmale zu finden, welche die Wählerschaft irgendwie so klassifizieren, daß eine Gewähr dafür besteht, daß diejenigen Wähler, die am unbefangensten und am informiertesten den Gegenstand, um den es sich jeweils dreht, sachlich zu beurteilen in der Lage und gewillt sind, zu Worte zu kommen und den Ausfall der Wahlen in erster Linie beeinflussen.

Die Zeit all dieser komplizierten Wahlrechte ist heute vorbei. Jede Reform, die versucht, halbe Arbeit zu machen, kann nur ein erster Schritt auf dem unvermeidlichen weiteren Wege sein, und ich meine, und werde das jetzt kurz noch weiter auszuführen haben, es besteht

keinerlei Gefahr, wenn man das Endziel dieses Weges: allgemeine gleiche Wahl der Stadtbürger, schon heute vorweg nimmt.

Es handelt sich ja heute — reden wir offen und nüchtern — in praxi einfach darum, ob wir einer ganz bestimmten Partei: es ist heute die Sozialdemokratie, für kürzere oder für längere oder für sehr lange Zeit die Führung in denjenigen zahlreichen großen Kommunen, in denen sie zur Zeit die Mehrheit darstellt, anvertrauen können und sollen. Nun möchte ich vorweg, mit Rücksicht auf die Bemerkungen, die Herr Stadtrat Fischbeck hier gemacht hat, doch mit der Bemerkung nicht zurückhalten: es hat seinerzeit immer tiefen Eindruck auf mich gemacht, wenn mein Vater, der ganz gewiß kein Liebhaber der Sozialdemokratie war — er hatte als Reichstagsabgeordneter hier in Magdeburg mit der Sozialdemokratie sich herumzuschlagen und nicht minder als Stadtrat in der Berliner Kommune —, mir dennoch wieder und wieder sagte: daß in letzter Linie in der Berliner Baudeputation seine sicherste Stütze gegen den Ansturm der Interessen des Bauspekulantentums der Stadtverordnete Paul Singer sei. Nun wird mir zwar, gegenüber dieser Bemerkung, Herr Geheimrat Loening vielleicht einwerfen, und ich müßte ihm eine gewisse Berechtigung dieses Einwurfs zugeben: daß das eben eine Minderheitsfraktion sei, deren Kritik hier wie sonst sehr erwünscht sei; wenn dagegen diese Fraktion in eine permanente herrschende Mehrheit sich verwandelte und die Stadtverwaltung in die Hand bekäme, so sei das eine andere Sache. Fragen wir also: was würde die Folge davon sein? Gehen wir da nüchtern und ohne Illusionen zu Werke. Die nächste Konsequenz würde zweifellos sein: eine schroffe Parteiherrschaft der Sozialdemokraten in den Gemeinden, wo sie die Macht in den Händen hätten. Und was bedeutet dies praktisch? Die Sozialdemokratie steht heute ersichtlich im Begriff, sich in eine gewaltige bureaukratische Maschine zu verwandeln, die ein ungeheures Heer von Beamten beschäftigt, in einen Staat im Staate. Wie der Staat, so kennt denn auch sie schon, im Kleinen, den Gegensatz von Ministern, Regierungspräsidenten und Landräten — den Parteibeamten — einerseits, und Bürgermeistern: den Gewerkschaftsbeamten und Konsumvereinsvorständen, anderseits. Sie schafft sich jetzt ihre Universitäten mit Professoren, die nun nach Lehrfreiheit schreien, sie kennt ihre »Reichsfeinde«, ihre gemaßregelten Landräte usw. Sie hat vor allem, wie der Staat, ein zunehmendes Heer von Leuten, die vor allen Dingen »Avancementsinteressen« haben. Man fasse das nicht lediglich in üblem Sinne auf: es handelt sich dabei auch um rein ideale Interessen der Geltendmachung der eigenen Weltanschauung in der Partei — aber außerdem hat dieses Heer von Beamten und von der Partei abhängenden Existenzen allerdings auch höchst materielle Versorgungsinteressen. Die Träger dieser Interessen sind nicht nur die formell Angestellten der Partei, sondern die lokalgebenden Gastwirte, die Redakteure von sozialistischen Blättern usw. usw. Für alle diese Leute eröffnet sich nun eine goldene Zeit, sie werden an der Krippe

der Kommune versorgt werden, direkt oder indirekt, ganz ebenso wie dies bei anderen Parteien auch der Fall ist: der Oberbürgermeister Seydel in Berlin, der mit der damals herrschenden Fraktion in stetem Kampfe lag, schrieb so und sooft — man könnte es in den Akten noch nachsehen — auf Eingaben von Kollegen, welche die Anstellung bestimmter Persönlichkeiten befürworteten, an den Rand der Eingabe vor allem anderen die Frage: aus welchem Wahlkreis stammt der Mann? Nicht immer, aber doch recht oft mit gutem Grunde. So ähnlich vielleicht, wesentlich prononcierter, würde sich diese Parteiherrschaft der Sozialdemokratie zweifellos auch gestalten. Keineswegs erfreulich! — Es fragt sich nur, wer auf die Dauer das mehr zu fürchten hat, die bürgerliche Gesellschaft oder die Sozialdemokratie. Ich persönlich bin der Meinung, die letztere, d. h. diejenigen Elemente in ihr, welche Träger revolutionärer Ideologien sind. Schon heute sind ja gewisse Gegensätze innerhalb der sozialdemokratischen Bureaukratie für jedermann kenntlich. Und wenn vollends die Gegensätze der materiellen Versorgungsinteressen der Berufspolitiker einerseits und die revolutionäre Ideologie anderseits sich frei entfalten könnten, wenn man ferner die Sozialdemokraten nicht mehr, wie jetzt, aus den Kriegervereinen hinauswerfen wollte, wenn man sie in die Kirchenverwaltungen hineinläßt, aus denen man sie heute hinauswirft, dann erst würden für die Partei die ernsthaften inneren Probleme anfangen. Dann erst geriete die revolutionäre Virulenz wirklich in ernste Gefahren, und es würde sich dann erst zeigen, daß auf diesem Wege auf die Dauer nicht die Sozialdemokratie die Städte oder den Staat erobert, sondern daß umgekehrt es der Staat ist, der die Partei erobert. Und ich sehe nicht ein, wie die bürgerliche Gesellschaft als solche eine Gefahr darin erblicken soll.

Es sind ja auch in Wahrheit nicht staatliche, sondern dynastische Interessen, die da in Frage kommen, die sich aber gegen jede oppositionelle demokratische Partei ganz ebenso richten. Man hat früher Berliner Stadträte von der Liste der für den Roten Adlerorden vierter Klasse in Betracht Kommenden gestrichen, weil sie Anregung gegeben hatten, daß im Verkehrsinteresse die Durchfahrt durch die Mittelöffnung des Brandenburger Tors nicht mehr das alleinige Vorrecht des königlichen Hauses bleiben solle, Bürgermeister nicht bestätigt, die ungetaufte Kinder hatten, und die Drohungen gegen das »Rote Haus« aus den letzten zwei Jahrzehnten sind in aller Erinnerung. Es wird eine etwaige Herrschaft der Sozialdemokratie im Berliner Rathause einem preußischen Monarchen natürlich ebenso fatal sein, wie es dem Könige von Italien im Quirinal fatal ist, daß der Papst im Vatikan sitzt und ihn »nicht anerkennt«. Aber die Frage ist: was kommt dabei heraus? Was schadet das sachlich dem italienischen Staat? Was schadet es sachlich unserem staatlichen Interesse, wenn Leute auf dem Rathaus sitzen, die sich so gebärden, wie der Papst es tut? Die sich kindischerweise so aufführen, als könnten sie den Monarchen, mit dem sie nun einmal dauernd

rechnen müssen, »nicht anerkennen«, und die der staatlichen Ordnung Abbruch zu tun meinen, wenn sie nicht zu Hofe gehen? Die Lächerlichkeit würde auch der Sozialdemokratie tödlich sein. Prestige-, und das heißt: Eitelkeitsinteressen sind es, die dabei in Frage kommen — nicht »nationale« Interessen, sondern mißverstandene dynastische Etikettensorgen und vor allen Dingen: dynastische Aengste bedauerlichster Art. Ich hätte gern unsere deutschen Fürsten auf dem Mannheimer Parteitage oben auf die Tribüne führen und ihnen zeigen mögen, wie unten die Versammlung sich ausnahm. Ich hatte den Eindruck, daß die russischen Sozialisten, die dort als Zuschauer saßen, die Hände über dem Kopfe zusammenschlugen beim Anblick dieser Partei, die sich für »revolutionär« in ihrem ernsthaft gemeinten Sinne hielten, die sie anbeteten als die gewaltigste Kulturerrungenschaft Deutschlands und als die Trägerin einer ungeheuren revolutionären Zukunft der ganzen Welt — und in welcher nun das behäbige Gastwirtsgesicht, die kleinbürgerliche Physiognomie so schlechthin beherrschend hervortrat: von revolutionärem Enthusiasmus keine Rede, und ein lahmes, phrasenhaft nörgelndes und klagendes Debattieren und Raisonnieren an Stelle jener katilinarischen Energie des Glaubens, die sie von ihren Versammlungen gewöhnt waren. Ich glaube: das, was von Angst vor dieser Partei, deren Mangel an realen Machtmitteln, deren politische Ohnmacht für jeden, der sehen will, heute noch klar zutage liegt, noch in einem solchen Fürsten gesteckt hätte, das wäre ihm da oben gründlich vergangen. Ein Dominieren in den Gemeinden, in den öffentlichen Korporationen und Verbänden seitens der Partei hätte, wenn sie dabei politische Machtinteressen verfolgt und dann doch nicht das allein entscheidende Machtmittel: die Militärgewalt, in die Hand bekommt, um dadurch den Staat zu überwältigen, nichts weiter zu bedeuten, als daß die politische Ohnmacht der Partei noch deutlicher zutage träte und daß sie, je mehr sie rein parteipolitisch und je weniger sie sachlich zu regieren versuchte, desto früher sich diskreditierte.

Aber weiter: was würde denn die sachliche Konsequenz sein, wenn die Sozialdemokratie in den Kommunen, die sie beherrscht, ihren Prinzipien gemäß ökonomische Klassenpolitik triebe? Wie würde diese wohl aussehen? Man sagt: man kann unsere Gemeinden unmöglich »den Arbeitermassen ausliefern«. Dabei schwebt nun die dunkle Vorstellung vor, daß alsdann eine Art »Erdrosselung« des Besitzes, des Kapitals, stattfinden werde. Es ist eigentlich unglaublich, daß diese Vorstellung besteht angesichts der Sprache der Tatsachen: Gehen Sie doch hin nach den Kommunen, wo heute schon die Sozialdemokraten regieren. Nehmen wir der Einfachheit halber eine klassische Stätte ihrer Herrschaft: die Stadt Catania in Sizilien. Sie ist eines der blühendsten Gemeindewesen Siziliens. Sie wurde es unter der Leitung eines sozialistischen Bürgermeisters, welcher unter Crispi als Revolutionär jahrelang im Zuchthause gesessen hat. Sie ist sizilianischen Touristen deswegen so völlig uninteressant, weil alle Romantik des Mittelalters hier verschwunden

ist: sie ist die einzige moderne Stadt der Insel, die einzige Stadt, in der der bürgerliche Kapitalismus auf einer respektablen Höhe der Entwicklung steht. Begünstigungen aller Art, selbst Prämien, die die sozialistische Verwaltung in dieser Kommune für die Anlage von Fabriken gab, halfen dazu. Und das ist ja auch im höchsten Maße begreiflich: jede Arbeiterschaft, die eine Gemeinde in der Hand hat und ihre ökonomischen Interessen pflegt, wird eben merkantilistische Politik treiben. Sicherlich hat dieser Gemeindemerkantilismus seine Bedenken. Aber es ist nichts Neues. Denn weit gefehlt, daß etwa eine derartige Politik innerhalb bürgerlich regierter Gemeinden unmöglich wäre, sie ist auch dort durchaus gang und gäbe. Meinen westfälischen Verwandten sind große Grundkomplexe von kleinen stagnierenden westfälischen Gemeinden umsonst angeboten worden, wenn sie darauf nur Fabriken bauen wollten, einerlei, was für Fabriken, nur soviel wie möglich Fabriken, mit einem Schornstein, der tüchtig raucht. Es ist und bleibt typisch und, wie Sie wissen, ist es öffentlich erörtert worden, daß derartige merkantilistische Politik von zahlreichen Gemeinden getrieben wird. Auch darin bietet also die sozialdemokratische Verwaltung nichts Neues. Der ganze Unterschied liegt in den Motiven: darin, daß die heutigen, bürgerlich regierten Gemeinden diese Politik treiben deswegen, weil die Bürger, die ja keineswegs gern Steuern zahlen, annehmen: je mehr Fabriken in der Stadt bestehen, desto mehr verteilt sich die Steuer und: desto stärker schwillt die Grundrente, während sozialistische Gemeindebehörden genau dieselbe merkantilistische Politik treiben werden aus dem Grunde, um Beschäftigung für die Arbeiter und günstigere Lohnchancen zu schaffen. Dies ist der einzige Unterschied, sonst bezweifle ich, ob auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik auf die Dauer ein prinzipieller Unterschied zwischen sozialistischer und bürgerlicher Stadtverwaltung sich fühlbar machen wird, sicher aber kein solcher, der zur Erdrosselung des Kapitals oder zur Brandschatzung des Vermögens der Besitzenden führen wird. Ich sehe durchaus keine Gefahr für die bürgerliche Gesellschaft in der Auslieferung unserer Städte an irgendeine, auch nicht an die sozialdemokratische Partei, und überdies glaube ich, daß eine solche Auslieferung keine dauernde sein würde. Der Versuch der Kommunalisierung des Bäckereigewerbes in Catania endete mit dem Fallissement der Gemeindebäckerei und der Diskreditierung der sozialistischen Verwaltung — nicht ohne daß jedoch die Bürger von Catania gutes und billiges Brot erhalten hätten und der moderne Großbetrieb in der Bäckerei durchgeführt worden wäre. Nichts würde sich auch bei uns schwerer rächen, als der Versuch, auf dem Boden unserer heutigen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung sozialistische Zukunftspolitik treiben zu wollen; die ersten, die die Partei dabei in hellen Haufen verlassen würden, wären deren Anhänger, die Arbeiter. Es sind im wesentlichen — ich wiederhole es — nicht sachliche und auch nicht staatspolitische Gründe, sondern dynastische Aengste und Befürchtungen, welche sich dieser Entwicklung in den Weg stellen.

Nun hat Herr Professor Wagner, und das ist die Aeußerung, die mich am meisten in Erstaunen gesetzt hat, auf Rußland hingewiesen. Rußland war aber doch das ideale Land der autokratischen Staatspolizei, der Staat war ja derjenige, der dort die Polizei ausübte, eine Polizei, die nicht nur Streiks, sondern nach Bedarf auch Attentate und Revolutionen anzettelte, um sich in der Macht zu halten. Gerade dieses System, dem jede Mitwirkung der Autonomie der bürgerlichen Gesellschaft verdächtig war, ist es doch gewesen, welches den Zusammenbruch des alten Regimes herbeigeführt hat, und wenn unsere dynastischen Interessen wirklich dauernd verknüpft wären mit einem Polizeisystem nach russischem Muster — nun dann hätten sie ihre Zeit gehabt. — Ich behandle diese Fragen, Herr Geheimrat Wagner wird mir das zugestehen, hier in letzter Linie unter rein nationalpolitischen Gesichtspunkten, unter dem Gesichtspunkt unserer Machtgeltung und unserer Kulturbedeutung innerhalb der Völker der Erde. Nichts aber steht zur Zeit gerade unserer Machtgeltung und Kulturbedeutung mehr im Wege, als wenn wir dauernd, wie es jetzt geschieht, dasjenige Maß von Freiheit in unserem Innern ausschließen, was andere Nationen sich errungen haben. Nichts macht uns so bündnisunfähig als dieser Umstand, als die Verknüpfung unserer sozialen und politischen Entwicklung mit dem in seiner Orientierung beständig wechselnden Einfluß einzelner regierender dynastischer Personen. Das ist es, was unsere Politik in den letzten Jahren hat scheitern lassen, was die Achtung des Auslandes vor uns als Welt- und Kulturmacht von Stufe zu Stufe heruntergesetzt hat in einem Maße, welches heute bereits für unsere Sicherheit gefährlich zu werden beginnt. Jeder Schritt, den wir — und sei es auch unter Opfern, sei es auch unter Inkaufnahme der Chance, daß hier und da eine frischbackene sozialistische Stadtverwaltung geradezu eine Mißwirtschaft treibt — auf dem Wege zur Beteiligung der breiten Massen am Gemeindeleben tun, ist eine Chance zur Wiedereroberung der Stellung in der Welt, die wir in den letzten Jahren verloren haben.

Debattereden auf der Tagung des Vereins für Sozialpolitik in Wien 1909 zu den Verhandlungen über »Die wirtschaftlichen Unternehmungen der Gemeinden«.

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich noch einmal auf jene allgemeinen Gesichtspunkte zurückgreife, die nun einmal in die Debatte hineingetragen sind, und anknüpfe an das, was unser verehrter Meister, Herr Geheimrat Wagner, heute morgen gesagt hat. Einiges davon habe ich nur mit Erstaunen hören können, insbesondere die Behauptung, daß die Eisenbahnüberschüsse in Preußen den unbemittelten Klassen zugute kämen. Meines Wissens s t a m m e n sie vorwiegend aus den Taschen der unbemittelten Klassen, und sie dienen in erster Linie dazu, den Großgrundbesitzern das Steuerzahlen zu ersparen.

Vielleicht ist diese Ansicht, die ich absichtlich pointiere, ebenso einseitig wie die von Herrn Geheimrat Wagner, aber das, was er gesagt hat, ohne Widerspruch zu lassen, war unmöglich.

Dann knüpfe ich an einige Ausführungen meines Bruders an. Wenn wir auch in manchen Dingen verschiedener Meinung sind, in diesem Punkte kann ich nur sagen, ist die Uebereinstimmung vollkommen. Mein Bruder ist sicherlich ebenso wie Herr Geheimrat Wagner und ebenso wie ich überzeugt von der Unaufhaltsamkeit des Fortschritts der bureaukratischen Mechanisierung. In der Tat: Es gibt nichts in der Welt, keine Maschinerie der Welt, die so präzis arbeitet, wie diese Menschenmaschine es tut — und dazu noch: so billig! Es ist z. B. notorisch ein Unsinn, zu sagen: die Selbstverwaltung müsse doch billiger sein, weil sie im Ehrenamt erledigt werde. Wenn man in einer rein technisch tadellosen Verwaltung, in einer präzisen und genauen Erledigung sachlicher Aufgaben das höchste und einzige Ideal sieht — ja, von diesem Gesichtspunkt aus kann man sagen: Zum Teufel mit allem anderen, und nichts als eine Beamtenhierarchie hingesetzt, die diese Dinge sachlich, präzis, »seelenlos« erledigt, wie jede Maschine. Die technische Ueberlegenheit des bureaukratischen Mechanismus steht felsenfest, so gut wie die technische Ueberlegenheit der Arbeitsmaschinen gegenüber der Handarbeit. Aber als der Verein für Sozialpolitik gegründet wurde, war es die Generation, der Herr Geheimrat Wagner angehört, die damals ebenso verschwindend an Zahl war, wie wir anders Denkenden heute es Ihnen gegenüber sind, welche nach anderen als solchen rein technischen Maßstäben rief. Sie, meine Herren, haben damals gegen jene Beifallssalve für die rein technologischen Leistungen der industriellen Mechanisierung, wie sie die Manchesterlehre damals darstellte, zu kämpfen gehabt. Mir scheint, Sie sind heute in Gefahr, sich selbst in eine ebensolche Beifallssalve für das Maschinenwesen auf dem Gebiete der Verwaltung und Politik zu verwandeln. Denn was ist es letztlich anders, was wir von Ihnen gehört haben? Stellen Sie sich die Konsequenz jener umfassenden Bureaukratisierung und Nationalisierung vor, die wir bereits heute im Anzuge sehen. In den Privatbetrieben der Großindustrie sowohl, wie in allen modern organisierten Wirtschaftsbetrieben überhaupt reicht die »Rechenhaftigkeit«, der rationale Kalkül, heute schon bis auf den Boden herunter. Es wird von ihm jeder einzelne Arbeiter zu einem Rädchen in dieser Maschine und innerlich zunehmend darauf abgestimmt, sich als ein solches zu fühlen und sich nur zu fragen, ob er nicht von diesem kleinen Rädchen zu einem größeren werden kann. Nehmen Sie als Spitze die autoritäre Gewalt des Staats oder der Gemeinde in einem m o n a r c h i s c h e n Staatswesen, dann erinnert das lebhaft an das Aegyptertum der Antike, das von diesem Geist des »Pöstchens« durchtränkt war von oben bis unten. Es hat nie eine Bureaukratie gegeben, bis heute nicht, die an die ägyptische Bureaukratie herangereicht hätte. Das steht für jeden fest, der ägyptische Verwaltungsgeschichte kennt und es steht ebenfalls felsenfest, daß wir heute unaufhaltsam einer

Entwicklung entgegeneilen, die recht genau diesem Vorbilde, nur auf anderer Grundlage, auf technisch verbesserter, rationalisierter, also noch weit stärker mechanisierter Grundlage folgt. Die Frage, die uns beschäftigt, ist nun nicht: Wie kann man an dieser Entwicklung etwas ändern? — Denn das kann man nicht. Sondern: Was folgt aus ihr? Wir erkennen ja sehr gern an, daß oben an der Spitze unseres Beamtentums ehrenhafte und begabte Leute stehen, daß trotz aller Ausnahmen auch solche Leute Chance haben, in der Hierarchie des Beamtentums emporzukommen, ganz ebenso, wie z. B. die Universitäten für sich in Anspruch nehmen, daß trotz aller Ausnahmen sie eine Chance, eine Auslese für die Begabten bilden. Aber so fürchterlich der Gedanke erscheint, daß die Welt einmal etwa von nichts als Professoren voll wäre — wir würden ja in die Wüste entlaufen, wenn so etwas einträte —, noch fürchterlicher ist der Gedanke, daß die Welt mit nichts als jenen Rädchen, also mit lauter Menschen angefüllt sein soll, die an einem kleinen Pöstchen kleben und nach einem etwas größeren Pöstchen streben — ein Zustand, den Sie, wie in den Papyri, so zunehmend im Geiste des heutigen Beamtentums und vor allem seines Nachwuchses, unseren heutigen Studenten, wiederfinden. Diese Leidenschaft für die Bureaukratisierung, wie wir sie sich hier äußern hörten, ist zum Verzweifeln. Es ist, als wenn in der Politik der Scheuerteufel, mit dessen Horizont der Deutsche ohnehin schon am besten auszukommen versteht, ganz allein das Ruder führen dürfte, als ob wir mit Wissen und Willen Menschen werden sollten, die »Ordnung« brauchen und nichts als Ordnung, die nervös und feige werden, wenn diese Ordnung einen Augenblick wankt, und hilflos, wenn sie aus ihrer ausschließlichen Angepaßtheit an diese Ordnung herausgerissen werden. Daß die Welt nichts weiter als solche Ordnungsmenschen kennt — in dieser Entwicklung sind wir ohnedies begriffen, und die zentrale Frage ist also nicht, wie wir das noch weiter fördern und beschleunigen, sondern was wir dieser Maschinerie entgegenzusetzen haben, um einen Rest des Menschentums freizuhalten von dieser Parzellierung der Seele, von dieser Alleinherrschaft bureaukratischer Lebensideale. Die Antwort auf diese Frage gehört freilich heute nicht hierher.

Wir wollen vielmehr uns nun auch einmal fragen, wie die sozialpolitischen Chancen liegen bei dieser fortschreitenden Bureaukratisierung, die Sie so leidenschaftlich preisen. Meine Herren! Ich mußte den Kopf schütteln bei der Idee, die Sie fast alle hier ergriffen zu haben scheint, daß, wenn man den privaten Arbeitgeber in möglichst großem Umfange ersetzt durch einen staatlichen oder städtischen Beamten, daß dann etwas anderes eintreten könne, als daß die Staatsmacht nun erfüllt wird von Arbeitgeberempfindungen. Die Beamten haben ja doch denselben Aerger und Kleinkrieg, den der Privatindustrielle mit seinen Arbeitern täglich zu durchkämpfen hat, nun ihrerseits am Halse, und man wird doch nicht glauben wollen, daß das der Sozialpolitik zugute kommen könnte. Es sind ja doch immer die Angestellten, die Beamten, auch in der Privatindustrie,

die päpstlicher sind als der Papst, mit denen für unsereinen viel weniger zu verhandeln ist als mit den Fabrikanten selbst. Wie soll es denn werden, wenn die Beamten des Staates und der Gemeinden immer breitere Schichten von Arbeitern unter sich haben? Werden sie mehr sozialpolitische Gesinnung bekommen bei den fortgesetzten unvermeidlichen Reibungen mit den Arbeiterorganisationen? Man hat ja sogar geglaubt, daß indem er Zechen übernimmt und ins Kohlensyndikat hineingeht, dies Kartell mit sozialpolitischen Gesichtspunkten erfüllt werden müßte; ja, was glaubt man denn, wenn diese Umarmung stattfinden würde, was für einem Schicksal dabei der Staat entgegenginge? Er würde nicht die Rolle Siegfrieds, sondern diejenige König Gunthers mit Brunhilde spielen. Bekanntlich sind die Verhältnisse der staatlichen Gruben das Uebelste, was es überhaupt an Sozialpolitik gibt. Sie können es auch von keinem Menschen anders verlangen. Würde ich an die Stelle gesetzt, ich könnte auf die Dauer auch nicht verhindern, wenn ich täglich die Reibungen mit den Arbeitern, mit den einzelnen und mit den Organisationen habe, daß mir der Zorn über diese ewigen Hemmungen meiner so sorgsam ausgeklügelten Ordnungen aufstiege und daß ich wünschen würde, diese Leute zum Teufel schicken zu können, denn ich würde ja als Bureaukrat glauben, mich selbst zu niedrig einzuschätzen, wenn ich nicht beanspruchte, ihr eigenes Wohl viel besser zu kennen als diese »Dummköpfe« selbst. Die öffentlichen Beamten, die sich doch mit Recht für viel intelligenter als ihre Arbeiter einschätzen, deren Psyche wird bei Konflikten genau so klingen wie das, was ich eben gesagt habe. Die Herren mögen so tüchtig und weitsichtig sein wie sie wollen, sie werden aber mürbe in dem täglichen Interessenkampf, ich würde auch mürbe werden und dieselben Konsequenzen ziehen, wie ich sie ihnen unterstelle. Nur ein von Arbeitgebergesinnung f r e i e s Gemeinwesen kann auf die Dauer »Sozialpolitik« treiben. Welche Konsequenzen daraus zu ziehen sind — das erörtere ich heute nicht. Nur der kritiklosen Verherrlichung der Bureaukratisierung wollte ich entgegentreten.

Die Idee der immer weiter um sich greifenden Verstaatlichung und Kommunalisierung ist ja innerhalb des Vereins für Sozialpolitik mit sehr verschiedener Intensität vom Anfang seiner Geschichte an vertreten worden. Einen solchen universalen Verstaatlicher, wie Herrn Geheimrat Wagner, haben wir allerdings wohl nur als Einspänner, ich möchte beinahe sagen: als Rarität innerhalb unseres Vereins gehabt. Ich weiß, daß es auch andere gegeben hat. Ich weiß, daß einer von diesen auch unser verehrter Lehrer Herr Professor von Schmoller war, wenn er auch sehr viel vorsichtiger war und, woran er mich vorhin erinnerte, die Eisenbahnverstaatlichung in Frankreich z. B. mit sehr skeptischen Augen angesehen hat. Wie dem sei, ein wesentliches Agens dieser in verschiedenem Grade unter uns verbreiteten Vorliebe für die Bureaukratisierung ist ein rein m o r a l i s t i s c h e s Empfinden: der Glaube an die Allmacht des von niemand bezweifelten hohen m o r a l i s c h e n Standards gerade

unseres deutschen Beamtentums. Ich persönlich betrachte solche Fragen a u c h unter dem Gesichtspunkt der internationalen Machtstellung und Kulturentwicklung eines Landes. Da spielt nun die »ethische« Qualität der Maschine heute eine entschieden a b nehmende Rolle. Gewiß: soweit sie die Präzision des Funktionierens der Maschine fördert, ist die »Ethik« wertvoll für den Mechanismus als solchen. Ich habe aber den Eindruck: Ja, diese »korrupte« Beamtenschaft Frankreichs, diese korrupte Beamtenschaft Amerikas, diese so viel geschmähte Nachtwächterregierung Englands usw. — wie fahren denn diese Länder eigentlich dabei? wie fahren sie z. B. auf dem Gebiet der auswärtigen Politik? Sind w i r es denn, die vorwärts gekommen sind auf diesem Gebiete oder wer ist es? Demokratisch regierte Länder mit einem zum Teil zweifellos korrupten Beamtentum haben sehr viel mehr Erfolge in der Welt erzielt, als unsere hochmoralische Bureaukratie, und wenn man rein »realpolitisch« urteilen soll und wenn ferner es sich letztlich um die Machtgeltung der Nationen in der Welt handelt — und viele von uns stehen doch auf dem Standpunkt, daß das der letzte, endgültige Wert sei —, d a n n frage ich: welche Art der Organisation: — privatkapitalistische Expansion, verbunden mit einem reinen business-Beamtentum, welches der Korruption leichter ausgesetzt ist, oder staatliche Lenkung durch das hochmoralische, autoritär verklärte deutsche Beamtentum —, welche Art der Organisation hat h e u t e die größte »efficiency«? — um einen englischen Ausdruck zu gebrauchen —, und dann kann ich vorläufig nicht anerkennen, bei aller tiefen Verbeugung vor dem ethisch korrekten Mechanismus der deutschen Bureaukratie, daß sie heute noch sich fähig zeige, auch nur so viel zu leisten für die Größe unserer Nation, wie das moralisch vielleicht tief unter ihr stehende ausländische, seines göttlichen Nimbus entkleidete Beamtentum, verbunden mit dem nach Ansicht vieler von uns so höchst verwerflichen Gewinnstreben des privaten Kapitals.

Ebendaselbst zu den Verhandlungen über die Produktivität der Volkswirtschaft.

In dem Begriff des »Volkswohlstandes« steckt offensichtlich alle Ethik der Welt, die es gibt. Man operiert nun, um das auszuschalten, mit dem Gedanken, daß »Volkswohlstand« identisch sei mit einem möglichst großen Einkommen aller einzelnen Teilhaber einer Wirtschaftsgruppe. Demgegenüber möchte ich Sie doch im Anschluß an Sombarts schönes Buch hinweisen auf die römische Kampagna. Sie ist im Besitz einer Handvoll riesig reicher Grundbesitzer. Diesen stehen gegenüber eine Handvoll riesig reicher Pächter. Ihnen gegenüber stehen — mit etwas Uebertreibung — einige Händevoll Hirten, die mit Leichtigkeit von diesen Geldmächten so bezahlt werden k ö n n t e n , daß sie nicht zu stehlen und zu hungern brauchten, daß auch sie »zufrieden« wären. Diese dünne Menschengruppe, welche diese »Wüste« bevölkert, k ö n n t e bei diesem Zustand ein

Maß von privatwirtschaftlichem Wohlstand haben, welches allen von ihr selbst gestellten Anforderungen entspricht. Wenn Sie, meine Herren, sich nun aber auf einen Bewertungsstandpunkt, welcher Art er immer sei, stellen wollen, der sich nicht absolut mit dem egoistischen Interesse dieser paar Leute, mit deren rein privat wirtschaftlichen Rentabilitätsinteressen deckt, dann frage ich Sie: Sind Sie mit diesem Zustand zufrieden, entspricht er Ihrem »Produktivitäts«-Ideal angesichts des Umstandes, daß — von anderen Gesichtspunkten zu schweigen — auf diesen gewaltigen Ländereien Massen von Bauern Platz hätten mit Geldeinkommen, deren Summen außerordentlich viel größer sein könnten, als die Summe der Einkommen, die jetzt aus jener Wüste kommen? Kritisiert man aber den heutigen Zustand von irgendwelchen derartigen Gesichtspunkten aus, so ist sofort ein anderer als der uns hier entwickelte Begriff von »Wohlstand« vorausgesetzt. Ich glaube also, auch in demjenigen Begriff von Volkswohlstand, welchen Herr Kollege Liefmann eben hier entwickelt hat, steckt ganz dasselbe darin, was wir ablehnen, nur mit ein bißchen anderen Worten, wie sich gerade an jenem Beispiel, an der Vernichtung der Korinthen und des Reises demonstrieren ließe. Den Unternehmern, sagt Liefmann, sei klar geworden, daß sie ihr Kapital und ihre Arbeitskraft entsprechend einschränken müßten, damit ihr privates Einkommen sich in angemessenen Grenzen halte. Ja schön, aber die Vernichtung des Reises war doch eine Schädigung bestimmter, zweifelsohne vorhandener Interessen derjenigen Volksschichten nämlich, welche sehr glücklich gewesen wären, wenn sie die Korinthen oder den Reis möglichst billig zum Essen bekommen hätten und deren privater »Wohlstand« durch die Vernichtung geschädigt wurde. Es sind ausschließlich Unternehmerinteressen, die hier zugrunde gelegt wurden.

Ich bin mit Professor Sombart einig, das Hineinmengen eines Seinsollens in wissenschaftliche Fragen ist eine Sache des Teufels, die der Verein für Sozialpolitik allerdings recht oft in ausgiebiger Weise besorgt hat.

Damit komme ich zu dem eigentlichen Problem. Gewiß, es ist wahr, eine empirische Wissenschaft gibt es nicht anders als auf dem Boden des Seins, und sie besagt nichts über das Sollen. Freilich möchte ich — das wird Sombart sicherlich selbst zugeben — damit nicht gesagt haben, es könne gar keine wissenschaftliche Diskussion geben, welche das Gebiet des Seinsollens berührt. Es fragt sich nur, in welchem Sinne. Zunächst: Ich kann jemandem, der mir mit einem bestimmten Werturteil entgegentritt, sagen: mein Lieber, du irrst dich ja über das, was du selbst eigentlich willst. Sieh: ich nehme dein Werturteil und zergliedere es dir dialektisch, mit den Mitteln der Logik, um es auf seine letzten Axiome zurückzuführen, um dir zu zeigen, daß darin die und die »letzten« möglichen Werturteile stecken, die du gar nicht gesehen hast, die vielleicht sich untereinander gar nicht oder nicht ohne Kompromisse vertragen und zwischen denen du also wählen mußt. Das ist nicht empirische,

aber logische Gedankenarbeit. Nun aber kann ich ferner sagen: wenn du gemäß diesem bestimmten, wirklich eindeutigen Werturteil im Interesse eines bestimmten Sollens handeln willst, dann mußt du, nach wissenschaftlicher Erfahrung, die und die Mittel anwenden, um deinen, jenem Wertaxiom entsprechenden, Zweck zu erreichen. Passen diese Mittel dir nicht, so mußt du wählen zwischen Mitteln und Zweck. Und endlich kann ich ihm sagen: du mußt bedenken, daß du, nach wissenschaftlicher Erfahrung, mit den für die Realisierung deines Werturteils unentbehrlichen Mitteln noch andere, unbeabsichtigte Nebenerfolge erzielst. Sind dir diese Nebenerfolge auch erwünscht; ja oder nein? Bis an die Grenze dieses »Ja« oder »Nein« kann die Wissenschaft den Mann führen — denn alles, was diesseits liegt, sind Fragen, auf welche eine empirische Disziplin oder aber: die Logik, Auskunft geben kann — also rein wissenschaftliche Fragen. Dieses »Ja« oder »Nein« selbst aber ist keine Frage der Wissenschaft mehr, sondern eine solche des Gewissens oder des subjektiven Geschmacks — jedenfalls eine solche, deren Beantwortung in einer anderen Ebene des Geistes liegt. Es ist deshalb allerdings nicht schon an sich eine Sache absoluten Unsinns, wenn man auch in einem wissenschaftlichen Verein über praktische Fragen diskutiert — sofern man sich nur darüber klar ist, daß man sich letztlich dabei nur fragen kann: welche Mittel und welche Nebenerfolge müssen in Kauf genommen werden, wenn nach diesem oder wenn nach jenem anderen Grundsatz gehandelt wird — das sind Fragen der empirischen Wissenschaft —, und ferner: was für letzte Positionen stecken in den sich bekämpfenden Werturteilen — das ist eine logische, also ebenfalls jedem theoretisch denkenden Menschen aufzwingbare wissenschaftliche Erörterung. Der Sündenfall beginnt erst bei der Vermengung dieser rein empirischen oder rein logischen Gedankenreihen mit subjektiven praktischen Werturteilen. Darüber wird Sombart mit mir einig sein, denke ich.

Nun ist uns heute ein Begriff vorgeführt worden, der in dieser Hinsicht zu den allerschlimmsten zählt, die es gibt, und anstatt diesen Begriff in den Orkus zu werfen, wohin er gehörte, hat man versucht, ihn zu retten. Gewiß, es wurde sehr schön zu analysieren versucht, um welche Fülle von ganz differenten »Problemen« es sich bei dem Begriff der volkswirtschaftlichen Produktivität, mit dem sich heute jeder Demagoge schmückt, handelte. Das Ende aber war, daß man doch wieder auf »Durchschnittsurteile« herauskam, welche als Maßstäbe zu gelten hätten. In dieser Form ist selbst von einem so ungewöhnlich systematisch veranlagten Kopf, wie unser verehrter Kollege von Philippovich es ist, ja selbst, wenn auch nur in einer leisen Anspielung von einem reinen Theoretiker, wie Herrn von Wieser, dieser Begriff dann doch schließlich akzeptiert worden. Da muß ich allerdings sagen, da kann ich nicht mitmachen. Hoffentlich kann niemand das auf die Dauer mitmachen, und ich bedaure eigentlich, daß eine theoretische Frage hier in dieser Art diskutiert wird. Welche

Widersprüche! Da steht so außerordentlich richtig in dem vorzüglichen, durchsichtigen und klaren, schriftlichen Referat von Herrn von Philippovich: »Wir haben kein einheitliches Werturteil.« Kaum aber ist dies gesagt, so taucht doch wieder die »Produktivität« auf und es heißt nun: es bilden sich überall »Durchschnittsurteile« über das, was geschehen soll. Ja — eben diese Durchschnittsurteile zu kritisieren und zu zeigen, was dahinter für Probleme stecken, das wäre doch die Aufgabe der Wissenschaft und nichts anderes. Der Grund, weshalb ich so außerordentlich scharf bei jeder Gelegenheit, mit einer gewissen Pedanterie meinetwegen, mich wende gegen die Verquickung des Seinsollens mit dem Seienden, ist nicht der, daß ich die Fragen des Sollens unterschätze, sondern gerade umgekehrt: weil ich es nicht ertragen kann, wenn Probleme von weltbewegender Bedeutung, von größter ideeller Tragweite, in gewissem Sinne höchste Probleme, die eine Menschenbrust bewegen können, hier in eine technisch-ökonomische »Produktivitäts-«Frage verwandelt und zu einem Gegenstand der Diskussion einer Fachdisziplin, wie es die Nationalökonomie ist, gemacht werden. Fragen wir uns, warum immer wieder gegen jene so einfachen Grundsätze gesündigt wird, speziell auch von Mitgliedern unseres Vereins: In der historischen Situation, in der der Verein für Sozialpolitik als eine praktische, und nicht als eine wissenschaftliche Vereinigung ins Leben trat, da verstand es sich für ihn, der eine kleine Kampfpartei gegenüber mächtigen Gegnern war, von selbst, daß er vor allen Dingen mit der Zerstörung von allerhand Interessentengerede, welches sich als Wissenschaft gebärdete, zu beginnen hatte. Er stieß dabei auf das Vorurteil wissenschaftlicher Kreise: daß eine Wissenschaft, die sich mit dem Streben nach Geldverdienst als causa movens des sozialen Lebens zu befassen hat, deshalb auch jenes Streben als einzigen Maßstab der Bewertung von Menschen oder Dingen oder Vorgängen zu betrachten habe. Im Kampf gegen diese Vermengung von Wissenschaft und Werturteil aber widerfuhr es unseren Lehrmeistern, daß sie ganz dieselbe Sünde, nur mit anderen Vorzeichen, begingen. Um die Alleingültigkeit jenes Wertmaßstabes zu entkräften, suchten sie neben dem individuellen Streben nach Geldverdienst andere Ursachen im Handeln der Menschen als wirtschaftlich relevant zu erweisen — natürlich mit vollem Recht! —, aber: mit dem Ergebnis, daß nun wissenschaftliche Untersuchung und Werturteil erst recht in engster Umschlingung verquickt blieben, auch jetzt durch Feststellung von Tatsachen und ihren Zusammenhängen Urteile über das Seinsollende zu stützen versucht wurden. Es war eine außerordentlich erklärliche Sünde, eine »läßliche«, fast unvermeidliche, von uns allen und erst recht von allen unseren Gegnern immer wieder begangene Sünde. Wenn nun aber aus dieser häufigen Gelegenheitssünde eine Denkgewohnheit und gar eine Tugend gemacht worden ist, so müssen wir dagegen protestieren, zumal wir manche unangenehmen Konsequenzen wieder und wiedergesehen haben. Immer wieder geschah es, daß man ge-

glaubt hat, ein Mensch sei deshalb wissenschaftlich erledigt, weil er unsere ethischen Urteile nicht teilt. Das ist unmöglich, das können wir bei allem Respekt für die Generation, die die großen Kämpfe der Vergangenheit geführt hat und deren Epigonen wir heute sind, und ohne deren mächtigen Unterbau unsere Arbeiten gar nicht möglich wären, nicht mitmachen. Das ist der Punkt, wo wir den Versuch machen müssen, auf einen anderen Boden zu kommen, und ich stimme mit Professor Sombart vollkommen darin überein, daß wir sowohl der Wissenschaft wie auch gerade dem praktischen Wollen nur einen Dienst erweisen, wenn wir beides reinlich scheiden. Und wenn wir mit einem gewissen Bedauern feststellen müssen, daß heute eine stärkere Differenzierung der Werturteile auch in unserer Mitte eingetreten ist als früher, so gebietet uns die Ehrlichkeit, das offen zu konstatieren. Wir kennen keine wissenschaftlich beweisbaren Ideale. Gewiß: die Arbeit ist nun härter, sie aus der eigenen Brust holen zu sollen in einer Zeit ohnehin subjektivistischer Kultur. Allein wir haben eben überhaupt kein Schlaraffenland und keine gepflasterte Straße dahin zu versprechen, weder im Diesseits noch im Jenseits, weder im Denken noch im Handeln; und es ist das Stigma unserer Menschenwürde, daß der Friede unserer Seele nicht so groß sein kann als der Friede desjenigen, der von solchem Schlaraffenland träumt.

* * *

Ich habe nochmals ums Wort gebeten, um einige Bemerkungen zu dem zu machen, was Herr Dr. Goldscheid gesagt hat. — Er hat zwei Fälle aufzuzeigen gesucht, in denen Wertprobleme in der empirischen Wissenschaft drinlägen. Bezüglich des einen Falles gebe ich zu, daß das zutrifft — ich beanspruche sogar für mich, daß ich seit Jahren das gleiche gesagt habe. Die Frage, welche Probleme wir uns stellen sollen, für was wir uns also interessieren sollen, was wissenswert sei, ist eine Wertfrage und kann nur von subjektiven Wertungen aus entschieden werden. Aber selbstredend hat das nichts zu schaffen mit der Frage, ob wir die Probleme, für die wir uns interessieren, so zu behandeln haben, daß wir von der wissenschaftlichen Erörterung alle und jede Beurteilung — als in einer anderen Ebene des Geistes liegend — fernhalten. Darum allein handelt es sich. — Etwas anders steht es mit dem zweiten Punkt, den er erörterte. Er hat der Nationalökonomie empfohlen, doch, was allseitig anerkannt sei, auch ihrerseits anzuerkennen und also die anerkannteste von allen Wissenschaften, die Naturwissenschaft, als Wegweiser zu nehmen, und zwar gerade auch für das Seinsollende. Nun, ich gestehe zunächst, was bisher an solchen angeblich »naturwissenschaftlich« begründeten Wegweisern vorliegt, ist m. E. keinen Schuß Pulver wert. Ich darf mir erlauben, dabei auch anzuknüpfen an eine Bemerkung des Herrn Kollegen Zwiedineck, der mich erinnert an die neueste Form der zu allen Zeiten so verbreitet gewesenen Liebhaberei, aus naturwissenschaftlichen Entdeckungen, heutzutage aus den Ge-

setzen der Energieumwandlung, aus der Entropielehre, aus dem steten Streben der freien Energie, sich in ruhende zu verwandeln, Urteile über das Sollen abzuleiten. Es ist sogar versucht worden, von diesem Standpunkt aus zu beurteilen, womit sich die Malerei zu beschäftigen habe u. dgl. m. Ich bin der Meinung, daß ein echter Naturforscher von einem wahren Schauder erfaßt werden müßte, wenn ihm zugemutet wird, derartig praktische Werturteile in seine Arbeit hineinzutragen oder als deren Resultat auszugeben. Gerade von der Naturwissenschaft hofften wir bei dem Gedanken: Umkehr und Einkehr zu halten bei uns, Unterstützung zu finden, statt daß sie unsere schlimmsten Sünden zu überbieten für ihre Aufgabe ansieht.

Da ich nun aber einmal an diese technologisch orientierten »Ideale« angeknüpft habe, so möchte ich gern noch einiges mehr Positive zu unserem heutigen Problem der Brauchbarkeit des Produktivitätsbegriffs für unsere Disziplin sagen. — Wo hat dieser Begriff eigentlich heute im praktischen Wirtschaftsleben seinen Sitz? In der privaten Buchführung unserer kapitalistischen Betriebe. Da wird unter schieden zwischen »produktiven« Ausgaben und zwischen »unproduktiven«, und zu diesen letzteren wird z. B. bei einer besonders häufigen Art der Kalkulation alles gerechnet, was nicht als Lohnkosten eines Akkordarbeiters, der an einer Maschine steht und bestimmte Arbeit verrichtet, verrechnet werden kann. Alle anderen sog. »u n p r o d u k t i v e n« Ausgaben, zu denen neben den Kosten der Betriebskraft, der Werkstätte und Werkzeuge auch alle Löhne und Gehälter für Hilfsarbeit, für Meister, für die Kontoristen und die sämtlichen Bureaus des Betriebs und für die Betriebsleitung selbst, also: auch alle Kosten der eigentlichen Unternehmerleitung selbst, gehören — man glaubt sich zuweilen in eine marxistische Welt versetzt, wenn man diese Art von Berechnung zu lesen bekommt —, werden als Zuschläge zu den »produktiven« Löhnen verrechnet. — Es wird also nur die körperliche Arbeit bestimmter Arbeiter als »produktiv« bezeichnet und rechnerisch behandelt. Warum? Weil nur so die Kosten mit jenem relativen — wie Herr Kollege Herkner sehr richtig hervorgehoben hat: ziemlich bescheidenen — Maximum von Exaktheit überhaupt berechenbar werden, die im Interesse des Betriebs erstrebt wird. Wenn wir nun einen »Produktivitäts«begriff von hier aus überhaupt übernehmen wollen in unsere Art von Betrachtung, d a n n hätte er seine Stelle eben auch da zu finden, wo in der Privatwirtschaft mit solchen Posten gerechnet wird. Wir hätten etwa zu erwägen: ist es möglich und nützlich, in irgendeiner Weise auch bei unseren Betrachtungen in der Zurechnung der Kosten mit »Lohnzuschlägen« zu operieren, also etwa ein bestimmtes Produktionsgebiet mit der darauf in einer bestimmten Produktionsrichtung arbeitenden Bevölkerung als eine Einheit zu behandeln und nun zu fragen: was müßte dem Lohn eines Arbeiters als durch die geographischen, politischen und ähnliche Bedingungen des Standortes entstehende »Unkosten« zugeschlagen werden, um die Selbstkosten zu erhalten? Wie setzt sich dieser Zuschlag zusammen? Wie hoch ist er im Vergleich

damit an anderen Standorten? Ob der Versuch einer solchen Rechnung heute irgendeinen wissenschaftlich erheblichen Zweck hätte, möchte ich hier ganz dahingestellt sein lassen. Wenn man aber mit einem »Produktivitätsbegriff« operieren will, so gehört er hierher: in die Lehre von den »volkswirtschaftlichen Unkosten«, genau an dieselbe Stelle also, wo er in der Privatwirtschaft steht, und nicht in eine Lehre von dem politischen oder sozialen »Werte« der Klassen oder in die Wertung der »Bedeutung« irgendeines konkreten Erwerbszweigs für die Interessen der »Allgemeinheit« oder in was weiß ich alles für nicht hierher gehörige Fragen.

Damit ein »Produktivitäts«begriff von der Art, wie er im Gegensatz dazu hier vorgetragen wurde, wirklich brauchbar sei, müßte gefordert werden, daß in irgendeinem Sinn, wenigstens dem Prinzip nach, die ihm zugrunde liegende Relation zwischen Aufwand und Ertrag empirisch eindeutig, für jeden Betrachter gleichmäßig, berechenbar oder doch abschätzbar, wie gesagt: »Dem Prinzip nach«. Als in diesem Sinne »im Prinzip« berechenbar haben wir auf dem Boden der Wirtschaft nur drei Beziehungen, bei denen die Verwendung eines Produktivitätsbegriffs der heute hier erörterten Art in Frage steht. Erstens: wenn wir uns auf rein physikalischen Boden stellen, so können wir bei einem bestimmten Produktionsvorgang fragen: welche Energiemengen sind damit umgesetzt, und in welchem »Güteverhältnis« steht die erzielte Energie, die chemische Energie eines produzierten Nahrungsmittels z. B. zu dem Aufwand von Energien — wohlgemerkt: bezahlten und unbezahlten Energien, die dabei verbraucht worden sind? Das ist nun für uns nur eine theoretische Spielerei. Wenn jemand sie machen will, wenn z. B. Ostwald und seine Anhänger sie machen, so lassen wir ihnen das Vergnügen. Erstaunliche Unkenntnis verrät es nur, wenn sie glauben, hinter den Preisen des Alltagslebens verbergen sich diese energetischen Beziehungen, und das, was man technischen Fortschritt nennt, wäre einfach identisch mit der Verbesserung des »Güteverhältnisses«, der Relation der verbrauchten zu der erzielten Energiemenge. Erinnern sie sich nur daran, daß ja gerade der menschliche Muskel eine natürliche Maschine darstellt, deren »Güteverhältnis« von schlechterdings keiner künstlichen Maschine erreicht wird, eine Maschine, die 40% von den ihr zugeführten Stoffen zu verwerten vermag, und Sie werden geradezu sagen müssen: jeder technische Fortschritt, der den menschlichen Muskel durch eine künstliche Maschine ersetzt, ist, in rein physikalischem Sinne, eine Verschlechterung des energetischen Güteverhältnisses.

Nun kommt die zweite Relation, eine ökonomische: die Beziehung nämlich zwischen der Menge der unter gegebenen geographischen, sozialen, technischen und anderen Bedingungen aufgewendeten menschlichen »Arbeit« zu einer Produktenmenge, die »erzeugt« wird. Man wird zwar sagen: das sei eine rein technologische Beziehung. Aber in Wirklichkeit ist die Technologie ja nichts weiter als eine nach bestimmten Fragestellungen gewendete Oeko-

nomik; denn auch jeder Techniker fragt letztlich: was kostet die Sache? Diese Relation kehrt in vielen für uns wichtigen Fragestellungen wieder, z. B.: was leistet eine bestimmte Gruppe von Arbeitern, wenn ich sie ein und dieselbe Arbeit verrichten lasse unter dem heißen Himmel Afrikas oder am Nordpol oder unter unserem Klima. Aber ihr Vergleichbarkeitswert ist ersichtlich ein geringer: Schon die Frage, die Kollege Sombart angeschnitten hat: »dieselbe« Menge Arbeit, wenn ich einzelne arbeiten lasse, jeden Arbeiter also, nach dem Smithschen Beispiel, Stecknadeln von A bis Z herstellen lasse, oder wenn ich sie nun arbeitsteilig zusammennehme — schon da fehlt die Vergleichbarkeit des Teilarbeiters mit dem Vollarbeiter, weil ihre Arbeit nicht mehr »dieselbe« ist: Es ist eine andere physische und erst recht psychische Leistung, Vollarbeiter zu sein, als Teilarbeiter, und wir müssen uns hüten, zu glauben, daß beides quantitativ wirklich exakt in Beziehung zu setzen sei.

Endlich letztlich: die Rentabilität. Die kann man aus den Büchern des Unternehmers »messen«, aber auch mit einem Vorbehalt. Ich stimme mit Herrn Herkner überein, daß jede Rentabilitätsberechnung an Exaktheit so ziemlich alles zu wünschen übrig läßt; es sind zuweilen recht hohe und willkürliche »Prinzipien«, nach denen zur Berechnung der Selbstkosten bald auf Löhne und Material, bald auf die Löhne allein 30—40 oder 100% draufgeschlagen werden. — Was man neuerdings uns an »Unexaktheit« in unseren volkswirtschaftlichen Arbeiten vorwirft, das kann sich daneben immer noch sehen lassen. Und vor allem: diese Buchführungen und Bilanzen sind »objektiv« ja nur insofern, als sie Produkte des Ausgleichs bestimmter Interessen sind, auch beim Einzelunternehmer. Wer will einen »objektiven«, allgemeingültigen Maßstab für »Abschreibungen« und derartiges geben?

Immerhin: in diesen Fällen ist die »Berechenbarkeit« wenigstens »im Prinzip« vorhanden. Dagegen bei den, auch wenn sie »Durchschnittsurteile« sind, dennoch stets rein subjektiven Ansichten über das sittlich Erlaubte oder das dem »Allgemeinwohl Dienliche« ist sie es eben gerade im Prinzip nicht. — Zum Schluß, da ich soeben Herrn Kollegen Herkner zitierte, noch eine Bemerkung: Durchaus nicht nur die Grubenarbeiter, sondern z. B. auch die Textilarbeiter empfinden mit steigendem Alter den Druck der Arbeit schwerer. Und ferner finden wir, wenn wir die Arbeiter, welche in der von Herrn Herkner erwähnten Erhebung befragt wurden, nach Lohnklassen einteilen und durchrechnen, oft das für den Sozialpolitiker, der die Beförderung des Menschenglücks als letzten Maßstab nimmt, niederschmetternde Resultat: daß jede steigende Lohnklasse einen geringeren Prozentsatz von Arbeitern, die mit ihrer Berufsarbeit zufrieden sind, aufweist. In der Textilarbeiterschaft kann, wenn ich mich nicht irre, dieser Prozentsatz je nach dem Gebiet der Provenienz, einfach auf Null sinken. Mir schien der Eindruck Herkners über das Maß der vorhandenen »Arbeitsfreude« und deren Chancen zu optimistisch.

Anhang.

Diskussionsrede auf der Tagung des Vereins für Sozialpolitik in Nürnberg 1911 zum Thema: Probleme der Arbeiterpsychologie unter besonderer Rücksichtnahme auf Methode und Ergebnisse der Vereinserhebungen.

Es ist von großen »Ergebnissen« dieser Untersuchungen gesprochen worden, von glänzenden Arbeiten, die vorliegen. Es wäre ein schweres Mißverständnis, wenn der Umstand, daß heute Herr Professor Herkner in seine persönlichen, von ihm selbst erarbeiteten allgemeinen Gesichtspunkte über die Arbeiterpsychologie das, was bisher an diskutablen Ergebnissen unserer Enquete herausgekommen ist, eingeordnet hat, uns zu dem Schlusse verleiten würde, wir könnten überhaupt schon von eigentlichen Ergebnissen reden. Herausgekommen, meine Herren, ist bisher an endgültigen Resultaten noch gar nichts, nichts anderes wenigstens als einige Zahlen, die geeignet sind, einige Hypothesen zu stützen, andere Hypothesen neu aufzustellen, die Fragestellung zu korrigieren und — und dies ist das bei weitem Wichtigste — zu beweisen, daß an dem Material, das hier in Angriff genommen worden ist, und mit Hilfe des weiter zu gewinnenden ähnlichen Materials sich im Laufe der Zeit, und zwar einer sehr langen Zeit mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit wertvolle und durchschlagende Ergebnisse werden gewinnen lassen.

Wir wollen uns doch erinnern, daß manche von uns hofften, auf dem Wege solcher Untersuchungen z. B. den Problemen der Vererbung der Berufsqualitäten näher zu kommen.

Meine Herren! Der Schöpfer der psychologischen Methodik der Arbeitsuntersuchung, Professor Kräpelin-München, sagte mir gelegentlich einer Rücksprache einmal: Herr Kollege, die ersten wirklich exakten Untersuchungen auf diesem Gebiete (der Vererbung solcher Qualitäten) werden wir beide nicht mehr erleben, das sind Dinge, die in Jahrzehnten vielleicht möglich sind, heute noch nicht. Ich kann das heute nur unterschreiben. Nicht so, aber doch verwandt, liegt es auf den sonst von uns behandelten Problemgebieten. Nur wer die Selbstentsagung besitzt, seine eigene mühevolle Arbeit vorläufig als »Material« für andere Leute einfach in den Boden gestampft zu sehen für zukünftige Arbeiter, die nun mit Hilfe dessen, was er an Hypothesen dabei herausgebracht hat, weiter arbeiten, seine eigenen »Resultate« aber vielleicht völlig umstürzen — nur den können wir als Mitarbeiter wünschen. Meine Damen und Herren, mit dem größten Nachdruck sei es gesagt: der Verein steht mit dieser Erhebung heute am Anfang dessen, was er will, und nicht am Ende, und er wird Jahrzehnte an dieser Sache langsam und ruhig weiterzuarbeiten haben. Das ist keine einfache Sache. Glänzende und bequeme Themata für Doktorarbeiten sind Dinge nicht, bei denen man unter Umständen, wie auch ich es getan habe, zirka 30 000 Rechenexempel

— bei einigen Mitarbeitern werden es 100 000 gewesen sein — im Kopfe zu machen hat, um dann vielleicht zu finden, daß bei neun Zehntel von ihnen nichts herauskam. Wir hoffen auf eine Elite von Ideologen als Mitarbeiter, die diese schwere Last einer rein mechanischen und auf keine Weise auf bezahlte Kräfte abzuwälzenden Arbeit auf sich nehmen wollen — nicht abwälzbar auf bezahlte Kräfte deshalb, weil nur während der eigenen persönlichen Rechenarbeit —, darin unterscheidet sich diese statistische Arbeit von der Art eines Produzierens, wie es im allgemeinen bei der offiziellen Statistik der Fall ist —, weil, sage ich, nur während des eigenen persönlichen fortwährenden Errechnens von Zahlen dem Bearbeiter die Einfälle kommen, die er braucht, um diese Zahlen zu deuten und neue Fragestellungen zu finden.

Meine Damen und Herren! Wenn ich gesagt habe, es sei bei diesen Untersuchungen nichts herausgekommen, so ist das ja gewiß etwas zuviel gesagt. Es ist schließlich eins dabei herausgekommen, eine Anregung auf Kreise, die sich von uns sehr ungern anregen lassen. Wissenschaftlich — aber auch »praktisch« an einem uns direkt gar nichts angehenden Punkte. Ein Teil der Untersuchungen — ich erinnere z. B. an das, was in der Arbeit des Herrn Dr. Sorer zu lesen ist, aber auch in anderen — hat dazu geführt, daß Großbetriebe ad hoc Kalkulationen angestellt haben, die sie bisher unterließen, weil sie den Eindruck gewannen, daß, was wir für unsere Zwecke erfragen wollten, möglicherweise auch für den Betriebsleiter selbst und seine Kostenkalkulation, also für die privatwirtschaftlich richtige Führung seines Betriebs von Wert sein könnte. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß sich dieser Glaube langsam mit dem Weiterfortschreiten dieser Untersuchungen in den Kreisen der Unternehmerschaft verbreiten wird. Denn, meine Damen und Herren, kalkuliert wird heute auch in der Industrie nur soweit, als es der Unternehmer für notwendig hält, und das hängt teils von äußeren Situationen, teils von Traditionen ab. Wie sah es denn mit der Kostenkalkulation unserer deutschen Industrie noch vor 15, 20 Jahren in breiten Schichten aus! Ungefähr folgendermaßen. Ein Betrieb, der auf irgendeinem Gebiete — sagen wir des Textilgewerbes — der stärkste war, kalkulierte wirklich seine Kosten für sämtliche Warengattungen sorgfältig bis aufs letzte, machte daraufhin seine Preislisten und gab sie seinen Abnehmern. Die anderen Betriebe suchten sich auf mehr oder minder gewundenem Wege diese Preislisten zu verschaffen und gaben dann schleunigst ein Plagiat davon als eigene »Preisliste« heraus, wobei sie ihre Originalität nur dadurch wahrten, daß sie bei einigen Artikeln ein paar Pfennig unter dem Preise des anderen auszeichneten. Das nannte man damals »Kalkulation«. Das ist unter den Verhältnissen der immer schärfer werdenden Konkurrenz schon heute sehr anders geworden, und es würde für unsere Untersuchungen natürlich wünschenswert sein, daß es immer weiter anders würde; denn darauf, daß solche Kostenkalkulationen und Nachkalkulationen überhaupt gemacht werden, daß auch der arbeitende

Mensch auf seine »Rentabilität« hin ebenso sorgfältig kalkuliert wird wie das Rohmaterial oder wie die Kohle, auf seine Brauchbarkeit für den Betrieb, beruht ein erheblicher Teil der Hoffnungen, die wir überhaupt für das Fortschreiten dieser Arbeiten haben können. Ich bemerke nebenbei, daß es eine ganze Anzahl Kräfte gibt, die diesem Fortschreiten des Kalkulierens auch entgegenwirken. Dazu gehört z. B. zuweilen die Kartellbildung. Wenn ich in einem Kartell sitze, warum soll ich da eigentlich noch die Kosten kalkulieren? wird sich ein erheblicher Teil der kartellierten Unternehmungen fragen. Es handelt sich also um ein Fortschreiten des Kalkulationsbedürfnisses auf der einen Seite und um ein Erschlaffen und Nachlassen, unter ganz bestimmten wirtschaftlichen Entwicklungstendenzen, auf der anderen Seite. Aber ungestraft unterläßt man die genaue Kalkulation auch im Kartell nicht. Wenn unsere Untersuchungen dazu beitragen, innerhalb des Unternehmertums den Horizont für die Möglichkeiten exakter Kalkulation zu verbreitern, dann halte ich das für einen angenehmen und nützlichen N e b e n e r f o l g der Untersuchung.

Nun zu den wenigen sachlichen Bemerkungen, die ich in der gegebenen beschränkten Redezeit zu machen habe. Herr Dr. v. Bortkiewicz hat zunächst gesagt, man hätte absehen sollen von tabellarischer Wiedergabe von allem möglichen erfragten Material, das zum Teil seiner Natur nach, wie z. B. die Frage nach den künftigen Lebenszielen, zu einer tabellarischen Darstellung überhaupt nicht geeignet sei. Ich muß dazu sagen: hier befanden sich die Mitarbeiter in einer gewissen Zwangslage. Es war nun einmal ihre Pflicht, da sie nicht abschließende Resultate auf dem untersuchten Gebiete zu bieten hatten, sondern sich mit der bescheideneren Rolle zu begnügen hatten, Halbfabrikate, teilweise Rohmaterial zu liefern, möglichst alles wiederzugeben, was sie erfragt hatten. Wenn da nun in tabellarischer Form wiedergegeben steht: soviel Leute haben geantwortet: ich bin aus eigener Neigung in den Beruf gegangen, oder weil die Eltern es wollten, oder aus Not, so bin ich natürlich mit ihm ganz darüber einverstanden, daß das keine Feststellung ist, die einen Wert für die Frage hat: aus welchen Gründen sind die Leute w i r k l i c h in den Beruf hineingegangen? M ö g l i c h e r w e i s e bleiben die so erhaltenen Antworten g a n z wertlos. Für m ö g l i c h halte ich es aber, daß sie ein Interesse unter dem Gesichtspunkt gewinnen können: was antworten die Leute eigentlich auf eine solche — meinetwegen — dumme Frage? Man bekommt mitunter auf dumme Fragen ganz wertvolle Antworten. Herr v. Bortkiewicz hat weiter gesagt: für Schlüsse aus irgendwelchen Zahlen müsse die Bekanntschaft und die richtige Verwendung des Gesetzes der großen Zahl verlangt werden, und das sei von seiten der Bearbeiter nicht immer berücksichtigt worden. Ich gebe auch da zu, daß man vom streng statistischen Gesichtspunkt aus $^3/_4$—$^4/_5$ oder noch mehr der Zahlen, die da abgedruckt sind, einfach wird streichen können. Es ist aber eben auch da zunächst die Pflicht der Bearbeiter gewesen, wiederzugeben, was an Zahlen da war, in der Hoffnung, daß künftig viele kleine Zahlen einige hinläng-

lich große geben werden. Dem durften sie sich nicht entziehen. So schlecht steht es übrigens mit der Nichtberücksichtigung des Gesetzes der großen Zahl in den Untersuchungen wohl auch nach Ansicht des Herrn Kollegen v. Bortkiewicz nicht, daß nicht ein guter Teil der Zahlen, die da erzielt sind, für den betreffenden Betrieb zum mindesten tatsächlich schon der Wirkung dieses Gesetzes unterstünden. Z. B. ist es klar, daß die 260 Arbeitswochen, mit denen Fräulein Dr. Bernays operiert hat und aus denen sie die Wochenkurve der Arbeitsleistung herausgerechnet hat, an sich gegen die Hunderttausende von Arbeitswochen, die man theoretisch heranziehen könnte, eine ganz winzig kleine Zahl sind. Aber um zu prüfen — und das muß in jedem einzelnen Falle nachgeprüft werden —, in welchem Stadium das Gesetz der großen Zahl, die Eliminierung des »Zufalls« also beginnt; um das zu prüfen, dazu dient u. a. auch die Zerlegung dieser 260 Arbeitswochen in noch kleinere Gruppen. Ergeben diese noch kleineren Gruppen, daß bereits bei Zahlen von 50, 100 Arbeitswochen ein ähnlicher Verlauf der Kurve zu beobachten ist, oder lassen sich, wo dabei der Verlauf der Kurve ein evident abweichender ist, für diese Abweichung ebenso evidente Gründe glaubhaft machen — und so scheint es wenigstens, bestimmter möchte ich mich nicht ausdrücken —, dann ist es wahrscheinlich, daß selbst mit diesen 260 Arbeitswochen, die an sich sehr klein erscheinen, bereits mit einem Grade von Genauigkeit, der allerdings sehr fraglich ist, sich immerhin die ungefähre Tendenz widerspiegelt, die man, wenn man statt der 260 100 000 Arbeitswochen hätte rechnen können (was über Menschenkraft geht), wahrscheinlich herausfinden würde. Dem wird Herr v. Bortkiewicz wohl im Prinzip zustimmen.

Anderseits ist richtig, daß man aus dem, was ein einzelner Betrieb ergibt, unter keinen Umständen generelle Schlüsse für ganz große, Deutschland umspannende Industrien ziehen darf. Wenn wir aber bei dem Beispiel der Wochenkurve bleiben und finden, daß bei den Untersuchungen, die ich seinerzeit angestellt hatte, die Wochenkurve ganz ähnlich verlief wie nach der Arbeit des Dr. Sorer in Wien und ebenfalls wieder ähnlich, wie bei Herrn Dr.-Ing. Bienkowsky, und daß, soweit Abweichungen vorhanden sind, sich vorläufig durchaus plausible Gründe angeben lassen, die diese Abweichungen, wiederum natürlich vorerst nur möglicherweise erklären, so wird man soviel zugeben müssen, daß es jedenfalls nachweislich lohnt, die Zahl der Einzelbetriebe — und nur an Einzelbetrieben, auf keine andere Weise als an den einzelnen Betrieben können die Dinge, die wir da untersuchen, errechnet werden —, daß es, sage ich, lohnt, auf diesem Wege weiterzugehen und die hypothetisch gefundenen Resultate stets neu zu verifizieren, aber zunächst einmal mit der Hypothese zu rechnen, daß sie in irgendeiner Weise, vielleicht einem gewissen Typus des Sichverhaltens der Arbeiterschaft und ihrer Arbeitsintensität während der Woche nahekommen. Das wird dann eben weiter zu prüfen sein. Es soll also nichts weiter sein, als ein heuristisches Mittel mit dem Zweck: wenn uns neue, ganz

andersartige Wochenkurven entgegentreten, zunächst einmal zu fragen: ist hier irgendein konkreter Grund vorhanden, der diese Abweichung erklärt, und nach solchen Gründen zu suchen. Auch dies wie jedes Verfahren birgt seine Gefahren. Aber für den Anfang sehe ich keine andere Möglichkeit. Wir werden dadurch gewiß vorläufig immer wieder in eine neue Reihe von Hypothesen verstrickt. Aber ich weiß nicht, wie wir auf diesem Gebiete weiter kommen sollen ohne solche Hypothesen, die sorgfältig als solche bezeichnet werden müssen. Und ich möchte darauf aufmerksam machen, daß, wenn gesagt worden ist — übrigens in einer sonst wohlwollenden Kritik einer der Arbeiten, von der ich hier spreche: es sei mit zu großer Bestimmtheit behauptet worden, bei ganz kleinen Zahlen: das ist so, dann möchte ich demgegenüber konstatieren, daß in den Arbeiten, auch der in Rede stehenden, immer wieder gesagt worden ist, weiteres als solche Hypothesen, die als heuristische Prinzipien dienen können, können wir in absehbarer Zeit überhaupt nicht zutage fördern.

Nun zu einigen anderen Punkten, wo m. E. ein gewisses Mißverständnis des Zweckes dieser Erhebungen auf seiten des Herrn Kollegen v. Bortkiewicz vorliegt. Er hat mit Recht gesagt: was kann die Feststellung, daß in den Familien soundso viel Kinder gestorben sind, in anderen soundso viel, angesichts der offiziellen Kindersterblichkeitsstatistik für die Frage der Kindersterblichkeit ausmachen? Was für die Frage der Zusammensetzung der Arbeiterschaft von Wien, daß in einer Fabrik ein halbes Dutzend Tschechen, Ungarn usw. darin sind? Was kann es ausmachen, wenn festgestellt wird, von der Arbeiterschaft eines Betriebs stammen soundso viel Prozent aus Orten von der und der Größe usw.? wo wir das ja alles mit Hilfe der allgemeinen offiziellen Statistik doch viel bequemer machen können, da wir durch diese feststellen können, wie es mit der Provenienz der gesamten Industriearbeiterschaft steht. Und endlich hat er gefragt, was es ausmache, wenn für ein paar Dutzend Leute festgestellt wird, soviel von den Großvätern waren Bauern, Handwerker usw.? Das können wir aus der allgemeinen Berufsstatistik viel besser feststellen. Das ist alles richtig. Aber der Zweck der Feststellung der Zahlen war auch in gar keiner Weise, irgendwelches Material zur Korrektur der Ergebnisse der allgemeinen Statistik zu liefern, sondern die Zahlen wurden zu dem Zweck erhoben: einmal um etwaige auffallende Sondereigentümlichkeiten der Arbeiterschaft dieses konkreten Betriebes sofort hervortreten zu lassen, dann aber, um weiter zu untersuchen: unterscheiden sich diejenigen Leute, deren Großväter Bauern waren, in der Leistungsfähigkeit, die wir mit Hilfe z. B. der Stuhluhren am Webstuhl errechnen, von den Leistungen der Leute, deren Väter oder Großväter selbst schon Textilarbeiter waren? Unterscheiden sich die Tschechen in ihrer industriellen Leistungsfähigkeit, zunächst natürlich in dem betreffenden Betrieb — das muß an soundso vielen anderen Betrieben verifiziert werden —, von den Deutschen? und z. B. die Arbeit Dr. Sorers

hat ergeben, daß sie sich zu ihren Gunsten, in dem betreffenden Betriebe vielleicht aus ganz individuellen Gründen, von anderen Nationalitäten unterscheiden. Ebenso ist es mit dem Unterschied der Konfessionen. Wir werden doch keine Konfessionsstatistik auf diesem Wege bringen wollen. Ebenso endlich mit der Ortsgrößenprovenienz, die sehr bedeutende Unterschiede der Leistungsfähigkeit zu ergeben scheint. Alle diese Dinge haben wir ausschließlich zu dem Zweck erhoben, zunächst einmal zu wissen: so setzt sich die Fabrik zusammen nach der Provenienz, der Konfession, der Muttersprache, nach dem Berufsschicksal der Vorfahren und dem eigenen Berufsschicksal, um nun weiter zu fragen: wie, je nach der verschiedenen Konfession, Provenienz, Ortsgröße usw., Beruf der Vorfahren, unterscheiden sich die Leistungen unter sonst gleichen Verhältnissen? Dabei mögen im einzelnen — das will ich gern zugeben — wieder soundso viel Zahlenfehler passiert sein. Das ist möglich, das wäre zu untersuchen. Herr v. Bortkiewicz gehört meinem Eindruck nach zu den wenigen Leuten, die diese Untersuchungen wirklich so gelesen haben, wie sie gelesen werden sollen. Das ist keine Kleinigkeit. Er wird uns hoffentlich noch weiter durch seine Kritik fördern. Aber ich möchte ihn bitten, nur den Maßstab anzulegen, den wir ausgesprochenermaßen allein angelegt zu sehen wünschen. Ich möchte nun aber ausdrücklich hervorheben, daß er jedenfalls in zwei Punkten recht hat. Er hat erstens recht mit dem Wunsche, es möge der Vergleichbarkeit der einzelnen Arbeiten halber ein Schema aufgestellt werden. Er wird Nachsicht üben müssen, daß das nicht gleich geschehen ist; denn man mußte in der Tat erst einmal abwarten, bis eine Anzahl Arbeiten vorlag, um zu fragen, welches Schema sollen wir auch nur einer so einfachen Sache wie der Altersgliederung zugrunde legen? Ich würde heute z. B. Fräulein Dr. Bernays vorschlagen, eine andere, detailliertere Art der Altersgliederung vorzunehmen auf Grund der gemachten Erfahrungen, und so wird es auch sonst stehen. Ferner ist die Kritik richtig, die er an der Mobilitätsstatistik von Fräulein Dr. Bernays geübt hat. Hier ist in der Tat unterlassen worden — und das muß gebessert werden —, diejenige Methode, die allein ein exaktes Bild der Mobilität geben kann, anzuwenden, nämlich die Vergleiche der Ein- und Austritte mit dem durchschnittlichen Beschäftigungsmaß der Fabrik. Das ist ein Punkt, in dem ein positiver methodischer Fehler vorliegt.

Im übrigen möchte ich manches, was ich zu sagen hätte, mit Rücksicht auf die Zeit unterdrücken und nur noch gegenüber manchen Bemerkungen, die innerhalb und außerhalb dieses Saales gefallen sind, folgendes sagen: Es ist immer wieder gesagt worden, hier würde mit einer neuen Methode gearbeitet. Es ist sogar gesagt worden, ich hätte diese Methode erfunden. Das ist ein absoluter fundamentaler Irrtum. Davon ist keine Rede. Die gleiche Methode hat bereits Abbe in seinen Arbeiten angewandt. Es ist davon, daß da irgendetwas zu erfinden gewesen wäre, gar keine Rede, und ich möchte dringend davor warnen, daß wir damit groß tun und sagen: wir haben

ganz neue Methoden erfunden, nach dem Muster gewisser Reklame-nationalökonomen, die seit Jahren mit ähnlichen, absolut unrichtigen Behauptungen hausieren gehen. Das ist nicht wahr. Die Sache ist ganz einfach. Wir sind gelegentlich dieser Enquete darauf geführt worden, einmal ein Material, das zufällig für die Zwecke der Enquete besonders nützlich war, daraufhin anzusehen, ob es mit Hilfe einer längst von anderen geübten Methode behandelt werden könnte, und wir stehen noch heute vor der Frage, inwieweit nun diese Behandlung endgültige, generalisierbare Aufschlüsse ergibt. Das, was diese Untersuchung beanspruchen darf, ist, bewiesen zu haben, daß Leute, die arbeitswillig sind auf geistigem Gebiete, mit Hilfe bekannter Methoden und ihrer Anwendung auf ein teilweise bisher nicht überall zugängliches Material wahrscheinlich sehr nützliche Ergebnisse erzielen können. Aber weiteres können wir für uns schon aus dem Grunde nicht beanspruchen, weil wir die lächerliche Anmaßung, mit der, im Gegensatz zum Verein für Sozialpolitik, gewisse angebliche Schöpfer von angeblich neuen Methoden der Nationalökonomie sich breit machen, als das zu brandmarken gesonnen sind, was sie ist: Geschäftsreklame und weiter nichts.

Geschäftsbericht und Diskussionsreden auf den deutschen soziologischen Tagungen (1910, 1912).

Rede auf dem ersten Deutschen Soziologentage in Frankfurt 1910.

Der Geschäftsbericht unserer Gesellschaft, den ich zu erstatten den Auftrag habe, hat sich wesentlich zu erstrecken 1. auf die Verfassungsänderungen, welche im Laufe des verflossenen Jahres die Gesellschaft vorgenommen hat, und 2. auf die konkreten wissenschaftlichen Aufgaben, die sich die Gesellschaft für die nächste Zukunft gestellt hat. Denn bei dem schwankenden Inhalt des Begriffes »Soziologie« tut eine Gesellschaft mit diesem bei uns unpopulären Namen gut, das was sie sein möchte, tunlichst durch ganz konkrete Angaben über ihre derzeitige Konstitution und ihre derzeitigen nächsten Aufgaben erkennbar zu machen.

Was nun das Erste anlangt, so sind folgende Grundsätze, die ich ganz kurz registriere, erst im Laufe des letzten Jahres in unseren Statuten zum Ausdruck gelangt: Erstens — ein Prinzip, über welches ja schon mein verehrter Herr Vorredner gesprochen hat —: daß die Gesellschaft jede Propaganda p r a k t i s c h e r Ideen in ihrer Mitte grundsätzlich und definitiv ablehnt. Die Gesellschaft ist nicht etwa »unparteiisch« nur in dem Sinne, daß sie jedem gerecht zu werden, jeden zu verstehen oder daß sie die beliebte »Mittellinie« zu ziehen suchen möchte zwischen Parteiauffassungen, zwischen politischen, sozialpolitischen, ethischen oder ästhetischen oder andern Wertungen irgend welcher Art, sondern daß sie mit diesen Stellungnahmen überhaupt nichts zu tun hat, daß sie auf allen Gebieten schlechthin parteien l o s ist. Es kann also das Bestehen, die Eigenart, die Forderungen und die Erfolge von politischen, ästhetischen, literarischen, religiösen und anderen Parteimeinungen selbstverständlich sehr wohl Gegenstand einer auf die T a t s a c h e i h r e r E x i s t e n z , auf die vermeintlichen und wirklichen Gründe derselben, auf ihre Erfolge und Erfolgschancen, auf ihre »prinzipiellen« und »praktischen« Konsequenzen gerichteten und diese durch rein objektive, von aller eigenen Bewertung frei, ermittelnden A n a l y s e werden. Aber niemals, das besagt der jetzige § 1 unseres Statuts, kann in unserer Gesellschaft das Für und Wider, der Wert oder Unwert einer solchen Mei-

nung Gegenstand der Erörterung werden. Wenn z. B. die Gesellschaft eine Enquete über das Zeitungswesen veranstaltet — ich werde davon zu sprechen haben —, so ist damit nach unseren Grundsätzen gesagt: daß sie nicht im entferntesten daran denkt, zu Gericht sitzen zu wollen über den faktischen Zustand, von dem sie zu sprechen hat, daß sie nicht fragen wird: ob dieser Zustand erwünscht oder unerwünscht ist, daß sie nichts weiteres tut, als feststellen: Was besteht? Warum besteht es gerade so, wie es besteht? Aus welchen historischen und sozialen Gründen?

Der zweite Grundsatz, den wir festgelegt haben, ist der, daß die Gesellschaft keinen »Akademismus« treibt. Die Gesellschaft ist keine Notabilitätsgesellschaft, sie ist das gerade Gegenteil von irgend etwas wie eine Akademie; es kann z. B. keine Gekränktheit geben von Leuten, die etwa zufällig einem Ausschuß der Gesellschaft nicht angehören, es soll keine »Ehre« sein — das klingt ja etwas paradox —, diesem Ausschuß der Gesellschaft anzugehören; denn diese Zugehörigkeit besagt nur: daß augenblicklich der Aufgabenkreis der Gesellschaft so gestaltet ist, daß die Herren, die in diesen Ausschuß eingetreten sind, teils weil sie aus eigener Initiative uns ihre Neigung dazu kundgegeben haben, teils weil wir sie von uns aus darum gebeten haben, für d i e s e konkreten Aufgaben zweckmäßige Mitarbeiter sind, und daß sie die eine einzige allgemeine Voraussetzung der Zuwahl erfüllen: daß sie nämlich durch rein wissenschaftliche, also nicht praktische, sondern rein soziologische Leistungen bereits bekannt sind und auf diesem von jedem Parteistreit entfernten Boden mit uns zusammenarbeiten wollen. Die Gesellschaft ist eine Arbeitsgemeinschaft, aber nicht — ich wiederhole es — irgend etwas einer »Akademie« Aehnliches. Wer immer bei uns in unserem Sinn mittun will, der mag es sagen: er ist herzlich willkommen.

Drittens haben wir den Grundsatz festgelegt, daß die Gesellschaft keinen »Ressortpatriotismus« treibt, daß sie nicht sich selbst als Selbstzweck ansieht, nicht versucht, Aufgaben für sich zu konfiszieren und anderen wegzunehmen, daß sie deshalb auch bei sich selbst dem Grundsatz der Dezentralisation der wissenschaftlichen Arbeit in weitgehendem Maße huldigt.

Das kommt in unserer Verfassung darin zum Ausdruck, daß 1. der Schwerpunkt der gesamten Arbeit der Gesellschaft nicht in Versammlungen der Mitglieder als solcher, sondern in den von der Gesellschaft für jede konkrete Arbeitsaufgabe einzusetzenden Ausschüssen liegt. Diese Ausschüsse, für die die Gesellschaft nur den Vorsitzenden und eventuell einige Mitglieder — möglichst wenige — wählt, sind jeder auf seinem Gebiet völlig souverän, insbesondere in der Kooptation anderer, und zwar auch außerhalb der Gesellschaft stehender Mitarbeiter. Insbesondere die Herren Praktiker, beispielsweise also auf dem Gebiete des Zeitungswesens die Zeitungsverleger und die Vertreter des Journalismus, ohne die wir ja gar nicht arbeiten können, gehören in unsere Ausschüsse hinein, wo wir mit ihnen mit vollem, gleichem Stimmrecht, in jeder Hinsicht gleichberechtigt, zusammen-

arbeiten wollen, und wo wir von ihnen die direkten Anregungen für unsere Arbeiten zu finden hoffen.

Zweitens drückt sich der gleiche Grundsatz der Dezentralisation darin aus, daß voraussichtlich die soziologische Gesellschaft nie wieder in der Form wie heute und in den nächsten Tagen vor die Oeffentlichkeit treten wird, als eine ungegliederte Einheit, die eine ganze Reihe einzelner Themata nacheinander in Vorträgen und Diskussionen behandelt. Es besteht vielmehr die Absicht, Abteilungen sich bilden zu lassen. Die Bildung einer Abteilung für Statistik ist bereits aus den Kreisen der Herren Statistiker angeregt worden, und die Gesellschaft hat den Grundsatz, nun nicht schematisch die Bildung von Abteilungen ihrerseits schematisch zu oktroyieren, sondern umgekehrt: den Interessenten in ihrer Mitte es zu überlassen, sich zu Fachabteilungen zusammenzuschließen; — der Vorstand wird dann mit diesen Abteilungen darüber verhandeln, welche Stellung innerhalb der Gesellschaft ihnen einzuräumen ist, und zwar in dem Sinne, daß sie auf ihren Gebieten so völlig selbständig gestellt werden, wie es überhaupt denkbar ist, daß es ihnen z. B. überlassen ist, ihrerseits die Fachmänner, und n u r die Fachmänner, des betreffenden Gebietes heranzuziehen, unter Ausschluß aller derjenigen, die nicht als solche zu betrachten sind; daß sie selbst zu beschließen haben, welche Arbeiten sie vornehmen wollen und in welcher Weise. Wir werden daher bei künftigen Soziologentagen — sagen wir einmal nach zwei Jahren oder eineinhalb Jahren — voraussichtlich, da auch von anderen Interessenten ähnliche Anregungen zu gewärtigen sind, sehen, daß einerseits mehrere Abteilungen nebeneinander tagen; vielleicht eine Abteilung für theoretische Nationalökonomie, innerhalb deren sich die Theoretiker und niemand anders über theoretische Probleme unterhalten; eine Abteilung für Statistik, innerhalb deren sich die Statistiker, die Fachstatistiker und niemand anders über ihre Probleme unterhalten, natürlich nach ihrem eigenen Belieben auch unter Zuziehung anderer, die sich dafür interessieren, aber, wenn sie es wollen, unter Beschränkung der aktiven Teilnahme an der Auseinandersetzung auf die, die etwas von den Dingen wirklich fachmännisch verstehen, — und daß daneben die Muttergesellschaft ihre Versammlungen in der Art hält, wie diesmal, aber wohl möglichst unter Beschränkung auf einige wenige große, wenn möglich, durch Publikationen und Arbeiten der Gesellschaft vorbereitete Themata. Denn die Gesellschaft wird den Hauptnachdruck ihrer Tätigkeit zu verlegen haben auf die Seite der P u b l i k a t i o n e n.

Ich habe nunmehr davon zu sprechen, was für Arbeiten die Gesellschaft in dieser Art in Angriff nehmen will durch fachmännisch geleitete und durch einen möglichst großen Kreis von Mitarbeitern, unter Beteiligung eines jeden, der mit uns zusammenarbeiten will, der sich mit uns in den Dienst der Sache stellen will, bearbeitete Publikationen. Es versteht sich, daß diese Ausführungen hier nur einen ganz grob skizzenhaften, wenn sie wollen: feuilletonistischen Charakter haben können. Denn, meine Herren, gerade die Formu-

lierung der eigentlichen, von uns zu bearbeitenden Fragestellungen ist ja die entscheidende wissenschaftliche Aufgabe.

Meine Herren, das erste Thema, welches die Gesellschaft als geeignet zu einer rein wissenschaftlichen Behandlung befunden hat, ist eine Soziologie des Zeitungswesens. Ein ungeheures Thema, wie wir uns nicht verhehlen, ein Thema, welches nicht nur sehr bedeutende materielle Mittel für die Vorarbeiten erfordern wird, sondern welches unmöglich sachgemäß zu behandeln ist, wenn nicht die führenden Kreise der Interessenten des Zeitungswesens mit großem Vertrauen und Wohlwollen in unsere Sachlichkeit dieser Angelegenheit entgegenkommen. Es ist ausgeschlossen, daß, wenn wir auf seiten der Vertreter des Zeitungsverlages oder auf seiten der Journalisten dem Mißtrauen begegnen, daß die Gesellschaft irgendwelche Zwecke moralisierender Kritik an den bestehenden Zuständen verfolge — es ist ausgeschlossen, sage ich, daß wir dann unsern Zweck erreichen, denn es ist ausgeschlossen, daß wir ihn erreichen, wenn wir nicht im weitestgehenden Maße von eben dieser Seite mit Material versorgt werden können. Es wird in der nächsten Zeit das Bemühen des Ausschusses, der dafür zusammenzusetzen ist, sein, nun die Fachmänner des Pressewesens, einerseits die Theoretiker des Pressewesens, die heute bereits sehr zahlreich existieren — wir haben bekanntlich bereits glänzende theoretische Publikationen auf diesem Gebiete (lassen Sie mich im Augenblick nur an das Buch von Löbl erinnern, deshalb, weil gerade dies auffallenderweise viel weniger gekannt ist, als es verdient) — und ebenso die Praktiker des Pressewesens zur Mitarbeit zu gewinnen. Es ist nach den vorläufig gepflogenen Verhandlungen Hoffnung vorhanden, daß wenn wir, wie es geschehen wird, in der allernächsten Zeit uns sowohl an die großen Presseunternehmungen wie an die Verbände der Zeitungsverleger und Zeitungsredakteure wenden, dieses Wohlwollen uns entgegengebracht werden wird. Geschieht es nicht, so wird die Gesellschaft von einer Publikation eher absehen, als eine solche zu veranstalten, bei der voraussichtlich nichts herauskommt.

Meine Herren, über die Größe der allgemeinen Bedeutung der Presse hier etwas zu sagen, hat ja keinen Zweck. Ich käme in den Verdacht der Schmeichelei gegenüber den Herren Pressevertretern, um so mehr, als das, was darüber von hochstehenden Seiten schon gesagt worden ist, ja unüberbietbar ist. Wenn die Presse mit kommandierenden Generalen verglichen worden ist — es ist ja allerdings nur von der ausländischen Presse gesagt worden —, so weiß jeder Mensch: darüber gibt es bei uns nichts rein Irdisches mehr, und es wäre nötig, in das Gebiet des Ueberirdischen zu greifen, um Vergleiche zu finden. Ich erinnere Sie einfach daran: Denken Sie sich die Presse einmal fort, was dann das moderne Leben wäre, ohne diejenige Art der Publizität, die die Presse schafft. Das antike Leben, verehrte Anwesende, hatte auch seine Publizität. Mit Grausen stand Jakob Burkhardt der Oeffentlichkeit des hellenischen Lebens, die die gesamte Existenz des athenischen Bürgers bis in die intimsten

Phasen hinein umfaßte, gegenüber. Diese Publizität besteht so heute nicht mehr, und es ist nun schon interessant, einmal zu fragen: Wie sieht denn eigentlich die heutige Publizität aus und wie wird diejenige der Zukunft aussehen, was wird alles durch die Zeitung publik gemacht und was nicht? Wenn das englische Parlament vor 150 Jahren Journalisten zu kniefälliger Abbitte wegen breach of privilege vor den Parlamentsschranken zwang, wenn sie über seine Verhandlungen berichteten, und wenn heute die Presse durch die bloße Drohung, die Reden der Abgeordneten nicht abzudrucken, die Parlamente auf die Knie zwingt, so hat sich offenbar ebenso der Sinn des Parlamentarismus wie die Stellung der Presse geändert. Und dabei müssen auch lokale Differenzen bestehen, wenn z. B. noch bis in die Gegenwart es amerikanische Börsen gab, welche ihre Fenster mit Milchglas versahen, damit die Kursbewegungen auch nicht durch Signale nach außen gemeldet werden könnten, und wenn wir auf der anderen Seite doch sehen, daß fast alle wesentlichen Eigentümlichkeiten in der Art der Zeitungszusammenstellung durch die Notwendigkeit, auf die Börsenpublikationen Rücksicht zu nehmen, mitbeeinflußt werden. Wir fragen nun, wohl gemerkt, nicht, was soll publik gemacht werden? Darüber gehen die Ansichten weit auseinander, wie jedermann weiß. Es ist natürlich interessant, auch festzustellen: welche Ansichten darüber heute bestehen und früher bestanden und bei wem? Auch das fällt in unseren Arbeitskreis; aber nichts weiter als diese faktische Feststellung. Jedermann weiß z. B., daß darüber in England andere Ansichten bestehen als bei uns, daß man erlebt, daß wenn etwa ein englischer Lord eine Amerikanerin heiratet, in der amerikanischen Presse ein Steckbrief über Physis und Psyche dieser Amerikanerin mit allem, was dazu gehört, einschließlich der Mitgift natürlich, zu finden ist, während nach den bei uns herrschenden Auffassungen wenigstens eine Zeitung, die etwas auf sich hält, in Deutschland das verschmähen müßte. Woher diese Differenz? Wenn wir für Deutschland festzustellen haben, daß heute das ernstliche Bemühen gerade bei den ernsten Vertretern des Pressegeschäftes dahin gerichtet ist, rein persönliche Dinge aus der Zeitungspublizität auszuschließen — aus welchen Gründen und mit welchen Ergebnissen? — so werden wir auch konstatieren müssen, daß auf der anderen Seite ein sozialistischer Publizist wie Anton Menger der Meinung war: umgekehrt im Zukunftsstaat würde die Presse gerade die Aufgabe haben, Dinge, die man nicht dem Strafgericht unterstellen kann, vor ihr Forum zu führen, die antike Zensorrolle zu übernehmen. Es lohnt sich festzustellen: welche letzten Weltanschauungen der einen und der andern Tendenz zugrunde liegen. Nur dies freilich, nicht eine Stellungnahme dazu, wäre unsere Aufgabe. —

Wir werden unsererseits vor allem die Machtverhältnisse zu untersuchen haben, welche die spezifische Zeitungspublizität schafft. Sie hat z. B. für wissenschaftliche Leistungen eine andere, wesentlich geringere Bedeutung, als etwa für solche, die, wie eine schauspiele-

rische oder Dirigentenleistung, mit dem Tage vergehen, und sie ist bei allem, was unter dem Striche besprochen wird, überhaupt besonders groß: in gewissem Sinn ist der Theater- und auch der Literaturrezensent derjenige Mann in der Zeitung, welcher am leichtesten Existenzen schaffen und vernichten kann. Für jeden Teil der Zeitung, vom politischen angefangen, ist aber dies Machtverhältnis äußerst verschieden. Die Beziehungen der Zeitung zu den Parteien bei uns und anderswo, ihre Beziehungen zur Geschäftswelt, zu all den zahllosen, die Oeffentlichkeit beeinflussenden und von ihr beeinflußten Gruppen und Interessenten, das ist ein ungeheures, heute erst in den Elementen bebautes Gebiet soziologischer Arbeit. — Aber kommen wir zu dem eigentlichen Ausgangspunkt der Untersuchung.

Treten wir der Presse soziologisch näher, so ist fundamental für alle Erörterungen die Tatsache, daß die Presse heute notwendig ein kapitalistisches, privates Geschäftsunternehmen ist, daß aber die Presse dabei eine vollständig eigenartige Stellung schon insofern einnimmt, als sie im Gegensatz zu jedem anderen Geschäft zwei ganz verschiedene Arten von »Kunden« hat: die einen sind die Käufer der Zeitung und diese wieder entweder der Masse nach Abonnenten oder aber der Masse nach Einzelkäufer — ein Unterschied, dessen Konsequenzen der Presse ganzer Kulturländer entscheidend verschiedene Züge aufprägt —; die anderen sind die Inserenten, und zwischen diesen Kundenkreisen bestehen die eigentümlichsten Wechselbeziehungen. Es ist z. B. ja gewiß für die Frage, ob eine Zeitung viel Inserenten haben wird, wichtig, ob sie viel Abonnenten hat und, in begrenzterem Maße, auch umgekehrt. Aber nicht nur ist die Rolle, die die Inserenten im Budget der Presse spielen, bekanntlich eine sehr viel ausschlaggebendere als die der Abonnenten, sondern man kann es geradezu so formulieren: eine Zeitung kann nie zuviel Inserenten haben, aber — und das im Gegensatz zu jedem anderen Warenverkäufer — zuviel Käufer, dann nämlich, wenn sie nicht in der Lage ist, den Insertionspreis so zu steigern, daß er die Kosten der immer weiter sich ausdehnenden Auflage deckt. Das ist ein für manche Arten von Blättern durchaus ernsthaftes Problem und hat ganz allgemein die Folge, daß von einer bestimmten Auflageziffer ab das Interesse der Zeitungen nach weiterer Vermehrung nicht mehr steigt — wenigstens k a n n es so kommen, wenn unter gegebenen Voraussetzungen eine weitere Erhöhung der Inseratenpreise auf Schwierigkeiten stößt. Das ist eine Eigentümlichkeit nur der Presse, die rein geschäftlicher Art ist, die aber natürlich ihre mannigfachen Konsequenzen hat. Nun ist bei internationaler Vergleichung das Maß und die Art des Zusammenhanges zwischen der Presse, welche doch das Publikum politisch und auf anderen Gebieten belehren und sachlich informieren will, und dem in dem Inseratentum sich äußernden Reklamebedürfnis der Geschäftswelt ein höchst verschiedenes, namentlich wenn man Frankreich zum Vergleich heranzieht. Warum? mit welchen allgemeinen Konsequenzen? — das sind die Fragen, die wir, so oft darüber schon geschrieben wurde, doch wieder

aufnehmen müssen, da eine Uebereinstimmung der Ansichten nur teilweise besteht.

Nun aber gehen wir weiter: Ein Charakteristikum ist heute vor allem das Wachsen des Kapital b e d a r f s für die Preßunternehmungen. Die Frage ist, und diese Frage ist heute noch nicht entschieden, die best unterrichteten Fachmänner streiten darüber: in welchem Maß dieser wachsende Kapitalbedarf wachsendes Monopol der einmal bestehenden Unternehmungen bedeutet. Das könnte vielleicht nach den Umständen verschieden liegen. Denn auch abgesehen von der Einwirkung des steigenden Kapitalbedarfs ist die Monopolstellung der schon bestehenden Zeitungen wohl verschieden stark, je nachdem die Presse regelmäßig auf Abonnements beruht oder auf Einzelverkauf, wie im Ausland, wo der einzelne jeden Tag die Wahl hat, ein anderes Blatt zu kaufen, als er am Tag vorher gekauft hatte, und also — so scheint es wenigstens auf den ersten Blick — das Aufkommen neuer Blätter vielleicht erleichtert ist. V i e l l e i c h t — es ist etwas, was untersucht und mit dem der wachsende Kapitalbedarf als solchem in seiner Wirkung bei der Betrachtung kombiniert werden müßte für die Beantwortung der Frage: Bedeutet dieses wachsende stehende Kapital auch steigende Macht, nach eigenem Ermessen die öffentliche Meinung zu prägen? Oder umgekehrt — wie es behauptet, aber doch noch nicht eindeutig bewiesen worden ist — wachsende Empfindlichkeit des einzelnen Unternehmens gegenüber den Schwankungen der öffentlichen Meinung? Man hat gesagt, der augenfällige Meinungswechsel gewisser französischer Blätter — man pflegt z. B. an den »Figaro« gelegentlich der Dreyfußaffäre zu erinnern — sei einfach daraus zu erklären, daß das so große in diesen modernen Zeitungsunternehmungen fest investierte Kapital gegen irgendwelche Mißstimmungen des Publikums, welche sich in Abbestellungen äußern, in solchem Maße zunehmend nervös und dadurch vom Publikum abhängig werde, weil es sie geschäftlich nicht ertragen könne — wobei freilich die in Frankreich bei herrschendem Einzelverkauf so große Leichtigkeit des Wechsels natürlich mit ins Gewicht fallen würde. Das hieße also, daß steigende Abhängigkeit von den jeweiligen Tagesströmungen die Konsequenz des wachsenden Kapitalbedarfs sei. Ist das wahr? Das ist eine Frage, die wir zu stellen haben. Es ist von Preßfachmännern — ich bin kein solcher — behauptet, es ist von anderen Seiten bestritten worden.

Ferner: Stehen wir im Gefolge der Zunahme des stehenden Zeitungskapitals vielleicht, wie oft bei wachsendem Kapitalbedarf, vor einer Vertrustung des Zeitungswesens? Wie liegt die Möglichkeit einer solchen? Meine Herren, das ist bestritten worden, auf das allerenergischste von Fachmännern der Presse allerersten Ranges, von Theoretikern sowohl wie von Praktikern. Allerdings, der hauptsächlichste Vertreter dieser Ansicht, Lord Northcliffe, könnte es vielleicht besser wissen, denn er ist einer der größten Trustmagnaten auf dem Gebiete des Zeitungswesens, die es überhaupt gibt. Welches aber würde die Folge für den Charakter der Zeitungen sein, wenn

das geschähe? Denn daß die Zeitungen der großen, schon heute bestehenden Konzerne einen vielfach anderen Charakter tragen als andere, lehrt der Augenschein. Genug — ich führte diese Beispiele ja nur als solche an, die zeigen, wie sehr der geschäftliche Charakter der Presseunternehmungen in Betracht zu ziehen ist —, wir müssen uns fragen: was bedeutet die kapitalistische Entwicklung innerhalb des Pressewesens für die soziologische Position der Presse im allgemeinen, für ihre Rolle innerhalb der Entstehung der öffentlichen Meinung?

Ein anderes Problem: Der »Institutions«charakter der modernen Presse findet bei uns in Deutschland seinen spezifischen Ausdruck in der Anonymität dessen, was in der Presse erscheint. Unendlich viel ist gesagt worden »für« und »wider« die Anonymität der Presse. Wir ergreifen da keine Partei, sondern fragen: wie kommt es, daß diese Erscheinung sich z. B. in Deutschland findet, während im Ausland teilweise andere Zustände bestehen, in Frankreich z. B., während England darin uns näher steht. In Frankreich ist heute eigentlich nur eine einzige Zeitung vorhanden, die strikt auf dem Boden der Anonymität steht: der »Temps«. In England haben dagegen Zeitungen, wie die »Times« auf das strengste an der Anonymität festgehalten. Das kann nun ganz verschiedene Gründe haben. Es kann sein — wie es z. B. bei der Times der Fall zu sein scheint —, daß die Persönlichkeiten, von denen die Zeitung ihre Informationen hat, vielfach so hoch gestellt sind, daß es für sie nicht möglich wäre, öffentlich unter ihrem Namen Information zu geben. Die Anonymität kann aber in andern Fällen auch den gerade umgekehrten Grund haben. Denn es kommt darauf an: Wie stellt sich diese Frage vom Standpunkt der Interessenkonflikte aus, die nun einmal — darüber kommt man nicht hinweg — bestehen zwischen dem Interesse des einzelnen Journalisten daran, möglichst bekannt zu werden, und dem Interesse der Zeitung daran, nicht in Abhängigkeit von der Mitarbeit dieses einzelnen Journalisten zu geraten. Natürlich liegt auch so etwas geschäftlich sehr verschieden, je nachdem ob Einzelverkauf vorherrscht oder nicht. Und vor allem spielt dabei natürlich auch mit die politische Volkseigenart, je nachdem z. B., ob eine Nation, wie es die deutsche tut, dazu neigt, sich von institutionellen Mächten, von einer als ein »überindividuelles« Etwas sich gebärdenden »Zeitung«, sich mehr imponieren zu lassen, als von der Meinung eines einzelnen — oder ob sie von dieser Art von Metaphysik frei ist. — Das sind schon Fragen, die dann hinüberführen in das Gebiet des Gelegenheitsjournalismus, auf dem es in Deutschland ganz anders aussieht, als beispielsweise in Frankreich, wo der Gelegenheitsjournalist eine allgemeine Erscheinung ist, und auch als in England. Und da würde man sich die Frage vorzulegen haben: wer denn eigentlich überhaupt von außen her heute noch in die Zeitung schreibt und was? und wer und was nicht? und warum nicht? Das führt nun weiter zu der allgemeinen Frage: wie beschafft sich die Presse überhaupt das Material, das sie dem Publikum bietet? Und was bietet

sie ihm denn eigentlich, alles in allem? Ist das bei uns stetige Wachstum der Bedeutung des reinen T a t s a c h e n referats eine allgemeine Erscheinung? Auf englischem, amerikanischem und deutschem Boden ist es der Fall, dagegen nicht so ganz auf französischem: — der Franzose will in erster Linie ein Tendenzblatt. Warum aber? Denn z. B. der Amerikaner will von seinem Blatt nichts als Fakta. Was an Ansichten über diese Fakta in der Presse publiziert wird, das hält er überhaupt nicht der Mühe für wert zu lesen, denn als Demokrat ist er überzeugt, daß er im Prinzip das ebensogut, wenn nicht besser versteht, als derjenige, der die Zeitung schreibt. Aber der Franzose will doch auch ein Demokrat sein. Woher also der Unterschied? Jedenfalls aber: In beiden Fällen ist die gesellschaftliche Funktion der Zeitung eine ganz verschiedene.

Da aber der Nachrichtendienst der Presse trotz dieser Differenzen doch in allen Ländern der Erde nicht nur das Budget der Presse steigend belastet, sondern auch an sich immer stärker in den Vordergrund tritt — so fragt es sich weiter: wer denn nun eigentlich letztlich die Quellen dieser Nachrichten sind: — das Problem der Stellung der großen Nachrichtenbureaus und ihrer internationalen Beziehungen untereinander. Wichtige Arbeiten sind darüber zu machen, sind teilweise in den Anfängen schon vorhanden. Die Behauptungen, die über die Verhältnisse auf diesem Gebiet vorgetragen werden, standen bisher teilweise im Widerspruch miteinander, und es wird die Frage sein, ob es nicht möglich ist, rein objektiv darüber mehr Material zu erhalten, als heute zu erlangen ist.

Soweit nun aber der Inhalt der Zeitung weder aus Nachrichten noch, andererseits, aus Produkten eines Klischeegewerbes — es gibt bekanntlich Massenproduktionen von Preßinhalten, von der Sport- und Rätselecke bis zum Roman, von allem Möglichen, in eigenen Großunternehmungen —, ich sage, soweit weder Klischees noch reine Nachrichten die Presse anfüllen, bleibt übrig die Produktion dessen, was an eigentlich journalistischen Leistungen in der Presse heute geboten wird und was bei uns in Deutschland wenigstens, im Gegensatz zu manchen nicht deutschen Ländern, noch von fundamentaler Bedeutung für die Bewertung der einzelnen Zeitung ist. Da können wir uns nun nicht mit der Betrachtung des vorliegenden Produktes begnügen, sondern müssen seine Produzenten würdigen und nach dem Schicksal und der Situation des Journalistenstandes fragen. Da ist nun das Schicksal z. B. des deutschen Journalisten ganz heterogen von dem im Ausland. In England sind unter Umständen sowohl Journalisten wie Zeitungsgeschäftsleute ins Oberhaus gekommen, Männer, die zuweilen gar kein anderes Verdienst hatten, als daß sie als businessmen für ihre Partei ein glänzendes, alles andere unterbietendes — darf man in diesem Falle nur sagen: nicht überbietendes? — Blatt geschäftlich geschaffen hatten. Journalisten sind Minister geworden in Frankreich, massenhaft sogar. In Deutschland dagegen dürfte das eine sehr seltene Ausnahme sein. Und — auch ganz von diesen hervorstechenden Aeußerlichkeiten abgesehen — werden wir

zu fragen haben: wie sich die Verhältnisse der Berufsjournalisten in der letzten Vergangenheit in den einzelnen Ländern verschoben haben.

Welches ist die Herkunft, der Bildungsgang und was sind die Anforderungen an einen modernen Journalisten in beruflicher Hinsicht? — Und welches ist das innerberufliche Schicksal des deutschen und im Vergleich mit ihm des ausländischen Journalisten? — Welches endlich sind seine — möglicherweise außerberuflichen — Lebenschancen überhaupt heute bei uns und anderwärts? Die allgemeine Lage der Journalisten ist, von anderem abgesehen, auch nach Parteien, nach dem Charakter des Blattes usw. sehr verschieden, wie jedermann weiß. Die sozialistische Presse z. B. ist eine Sondererscheinung, die ganz besonders behandelt werden muß, und die Stellung der sozialistischen Redakteure ebenso; die katholische Presse und ihre Redakteure erst recht.

Schließlich: was b e w i r k t denn eigentlich dieses auf den von uns zu untersuchenden Wegen geschaffene Produkt, welches die fertige Zeitung darstellt? Darüber existiert eine ungeheure Literatur, die zum Teil sehr wertvoll ist, die aber ebenfalls, auch soweit sie von hervorragenden Fachleuten herrührt, sich oft auf das allerschärfste widerspricht. Meine Herren, man hat ja bekanntlich direkt versucht, die Wirkung des Zeitungswesens auf das Gehirn zu untersuchen, die Frage, was die Konsequenzen des Umstandes sind, daß der moderne Mensch sich daran gewöhnt hat, ehe er an seine Tagesarbeit geht, ein Ragout zu sich zu nehmen, welches ihm eine Art von Chassieren durch alle Gebiete des Kulturlebens, von der Politik angefangen bis zum Theater und allen möglichen anderen Dingen, aufzwingt. Daß das nicht gleichgültig ist, das liegt auf der Hand. Es läßt sich auch sehr wohl und leicht einiges Allgemeine darüber sagen, inwieweit sich das mit gewissen anderen Einflüssen zusammenfügt, denen der moderne Mensch ausgesetzt ist. Aber so ganz einfach ist das Problem doch nicht über die allereinfachsten Stadien hinauszubringen.

Man wird ja wohl von der Frage auszugehen haben: Welche Art von Lesen gewöhnt die Zeitung dem modernen Menschen an? Darüber hat man alle möglichen Theorien aufgestellt. Man hat behauptet, das Buch werde verdrängt durch die Zeitung. Es ist möglich; die deutsche Bücherproduktion zwar steht quantitativ in unerhörter »Blüte«, so wie in keinem andern Land der Welt; nirgends werden soviel Bücher auf den Markt geworfen wie bei uns. Die Absatzziffern dieser selben Bücher dagegen stehen im umgekehrten Verhältnis dazu. Rußland hatte, und zwar vor der Einführung der Preßfreiheit, Auflagen von 20 000 bis 30 000 Exemplaren für solche — bei aller Hochachtung vor Anton Mengers Charakter — unglaubliche Bücher wie seine »Neue Sittenlehre«. Es hatte sehr gelesene Zeitschriften, die durchweg eine »letzte« philosophische Fundamentierung ihrer Eigenart versuchten. Das wäre in Deutschland unmöglich, und wird in Rußland unter dem Einfluß der wenigstens relativen Preßfreiheit unmöglich werden, die Anfänge zeigen sich schon. Es sind unzweifelhaft gewaltige Verschiebungen, die die Presse da in den Lesegewohn-

heiten vornimmt, und damit gewaltige Verschiebungen der Prägung, der ganzen Art, wie der moderne Mensch von außen her rezipiert. Der fortwährende Wandel und die Kenntnisnahme von den massenhaften Wandlungen der öffentlichen Meinung, von all den universellen und unerschöpflichen Möglichkeiten der Standpunkte und Interessen lastet mit ungeheurem Gewicht auf der Eigenart des modernen Menschen. Wie aber? Das werden wir zu untersuchen haben. Ich darf mich darüber nicht ausführlich fassen und schließe mit der Bemerkung:

Wir haben die Presse letztlich zu untersuchen einmal dahin: Was trägt sie zur Prägung des modernen Menschen bei? Zweitens: Wie werden die objektiven überindividuellen Kulturgüter beeinflußt, was wird an ihnen verschoben, was wird an Massenglauben, an Massenhoffnungen vernichtet und neu geschaffen, an »Lebensgefühlen« — wie man heute sagt —, an möglicher Stellungnahme für immer vernichtet und neu geschaffen? Das sind die letzten Fragen, die wir zu stellen haben, und Sie sehen sofort, verehrte Anwesende, daß der Weg bis zu den Antworten auf solche Fragen außerordentlich weit ist.

Sie werden nun fragen: Wo ist das Material für die Inangriffnahme solcher Arbeiten? Dies Material sind ja die Zeitungen selbst, und wir werden nun, deutlich gesprochen, ganz banausisch anzufangen haben damit, zu messen, mit der Schere und mit dem Zirkel, wie sich denn der Inhalt der Zeitungen in quantitativer Hinsicht verschoben hat im Lauf der letzten Generation, nicht am letzten im Inseratenteil, im Feuilleton, zwischen Feuilleton und Leitartikel, zwischen Leitartikel und Nachricht, zwischen dem, was überhaupt an Nachrichten gebracht wird und was heute nicht mehr gebracht wird. Denn da haben sich die Verhältnisse außerordentlich geändert. Es sind die ersten Anfänge von solchen Untersuchungen vorhanden, die das zu konstatieren suchen, aber nur die ersten Anfänge. Und von diesen quantitativen Bestimmungen aus werden wir dann zu den qualitativen übergehen. Wir werden die Art der Stilisierung der Zeitung, die Art, wie die gleichen Probleme innerhalb und außerhalb der Zeitungen erörtert werden, die scheinbare Zurückdrängung des Emotionalen in der Zeitung, welches doch immer wieder die Grundlage ihrer eigenen Existenzfähigkeit bildet, und ähnliche Dinge zu verfolgen haben und darnach schließlich in sehr weiter Annäherung die Hoffnung haben dürfen, der weittragenden Frage langsam näherzukommen, welche wir zu beantworten uns als Ziel stecken. —

Meine Herren, ich muß mich nun noch wesentlich kürzer und skizzenhafter fassen über die zwei anderen Problemgebiete, die die Gesellschaft außerdem beabsichtigt in Angriff zu nehmen.

Das zweite Thema muß ich zunächst notgedrungen sehr weit dahin formulieren, daß es eine fundamentale Aufgabe einer jeden Gesellschaft für Soziologie ist, diejenigen Gebilde zum Gegenstand ihrer Arbeiten zu machen, welche man konventionell als »gesellschaftliche« bezeichnet, d. h. alles das, was zwischen den politisch organisierten oder anerkannten Gewalten — Staat, Gemeinde und offizielle Kirche — auf der einen Seite und der naturgewachsenen Gemeinschaft der

Familie auf der anderen Seite in der Mitte liegt. Also vor allem: eine Soziologie des Vereinswesens im weitesten Sinne des Wortes, vom Kegelklub — sagen wir es ganz drastisch! — angefangen bis zur politischen Partei und zur religiösen oder künstlerischen oder literarischen Sekte.

Meine Herren, auch ein solches ungeheures Thema ist unter den allerverschiedensten Gesichtspunkten in die allerverschiedensten Fragestellungen zu zerlegen: wenigstens einige wenige davon will ich ganz kurz andeuten.

Der heutige Mensch ist ja unzweifelhaft neben vielem anderen ein Vereinsmensch in einem fürchterlichen, nie geahnten Maße. Man muß ja glauben: das ist nicht mehr zu überbieten, seitdem sich auch »Vereins-Enthebungs«-Organisationen gebildet haben. Deutschland steht in dieser Hinsicht auf einem sehr hohen Standard. Es läßt sich aus einem beliebigen Adreßbuch feststellen — wenn es wirklich die Vereine auch nur annähernd vollständig enthält, was meist nicht der Fall ist, in Wirklichkeit vielleicht niemals, in Berlin beispielsweise ganz unvollständig, dagegen in kleinen Städten zuweilen besser —, daß beispielsweise in einzelnen Städten von 30 000 Einwohnern 300 verschiedene Vereine bestehen; also auf 100 Einwohner, d. h. auf 20 Familienväter, ein Verein.

Meine Herren, mit der quantitativen Verbreitung geht die qualitative Bedeutsamkeit des Vereinswesens nicht immer Hand in Hand. Welches ist, qualitativ betrachtet, das Vereinsland par excellence? Zweifelsohne Amerika — und zwar aus dem Grund, weil dort die Zugehörigkeit zu irgendeinem Verein für den Mittelstand direkt zur Legitimation als Gentleman gehört — richtiger: gehörte, denn jetzt europäisiert sich das alles. Ein paar drastische Beispiele! Mir erzählte ein deutscher Nasenspezialist, daß sein erster Kunde in Cincinnati vor Beginn der Behandlung ihm sagte: »Ich gehöre der first Baptistchurch in der soundsovielten street an.« Was das mit dem Nasenleiden zu tun habe, konnte der betreffende Arzt nun nicht einsehen. Es bedeutete aber gar nichts anderes als: Ich bin ein patentierter gentleman und — zahle gut und prompt. Der zweite, der zu ihm kam, zeigte ihm als erstes eine Art von Ehrenlegionsrosette im Knopfloch. Der Arzt erkundigte sich und erfuhr, daß das ein bestimmter Klub sei, in den man nach sorgsamen Recherchen über die Persönlichkeit hineinballotiert würde; wenn man dem nun angehörte, so war man eben als »gentleman« legitimiert. Massenhaft finden sich diese Art von Klubs oder Vereinen aller Art im Bürgertum verbreitet. Heute sind sie zunehmend weltlichen Charakters. Aber der Urtypus alles Vereinswesens ist — das kann man gerade in Amerika studieren — die Sekte im spezifischen Sinne des Wortes. Ob rein historisch, ist hier gleichgültig — aber prinzipiell. Deshalb, weil die Sekte ihrem Sinn nach ein Zusammenschluß von spezifisch qualifizierten Menschen ist und nicht eine »Anstalt«, weil sie nach ihrem soziologischen Strukturprinzip die Sanktion der autoritären Zwangsverbände — Staat, Kirche — ablehnt und »Verein« sein muß. In Amerika spielt sie

deshalb vielfach noch heute die Rolle, sozusagen das ethische Qualifikationsattest für den Geschäftsmann auszustellen. Ehe z. B. die Baptisten jemand aufnehmen, unterwerfen sie ihn einer Prüfung, die an unsere Reserveoffizierprüfung erinnert und die sich auf seine ganze Vergangenheit erstreckt: Wirtshausbesuch, Beziehungen zu Damen, Kartenspiel, Schecks und alle nicht bezahlten Dinge des persönlichen »Wandels« werden herausgesucht, ehe er die Taufe erreichen kann. Wer dann getauft ist — der ist als unbedingt kreditwürdig legitimiert und macht gute Geschäfte. Nicht ganz so streng, aber ähnlich machen es andere traditionelle amerikanische Vereine, und mit ähnlichen Konsequenzen. Ganz ähnlich funktionierte das Freimaurertum, auch bei uns, wie man sich aus Freimaurerakten leicht überzeugen kann — aber erst recht in Amerika. Wie mir dort einmal ein Herr, der es sehr beklagte, daß er aus äußeren Gründen nicht die Stellung als Meister am Stuhl habe erlangen können, auf meine Frage: warum ihm das wichtig sei? sagte: Wenn ich Meister am Stuhl bin und auf meinen Geschäftsreisen als solcher mit dem Geheimzeichen auftreten kann, so bekomme ich alle Kunden, ich schlage jede Ware los, da von jedermann vorausgesetzt wird, ich liefere nur reelle Ware zu reellem Preise; denn wenn ich das jemals nachweislich nicht getan hätte, so würden mich die Freimaurer in ihrer Mitte nicht dulden. So ist es im gesellschaftlichen Leben in Amerika überhaupt. Wer da nicht hineinkommt — und beispielsweise der Deutschamerikaner hat selten das Glück hineinzukommen —, der kommt nicht in die Höhe. Die Demokratie in Amerika ist kein Sandhaufen, sondern ein Gewirr exklusiver Sekten, Vereine und Klubs. Diese stützen die Auslese der an das amerikanische Leben überhaupt Angepaßten, stützen sie, indem sie ihnen zur geschäftlichen, zur politischen, zu jeder Art von Herrschaft im sozialen Leben verhelfen. — Wie steht es damit bei uns? Finden sich — und in welcher Art und welchem Umfang — dazu Analogien? Wo? Mit welchen Konsequenzen? Wo nicht? Warum nicht? Das ist die eine, nach außen gewandte Seite der Sache.

Eine zweite Frage ist: Wie wirkt die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Art von Verband nach innen? auf die Persönlichkeit als solche? Man kann allgemein sagen: Wer einem Verband angehört, sei es z. B. einer Couleur in Deutschland, sei es einer Greek Letter Society oder anderem studentischen Klub in Amerika, der muß sich in der Mitte seiner Verbandsgenossen im äußerlichen und im innerlichen Sinn des Worts »b e h a u p t e n«. Und die Frage ist: Wodurch er sich behauptet? Im vorliegenden Beispiel hängt das z. B. davon ab: Welches spezifische Ideal von »Männlichkeit«, bewußt und absichtsvoll oder auch unbewußt und traditionell innerhalb einer deutschen Couleur einerseits und eines englischen Sportklubs oder eines amerikanischen Studentenvereins andererseits gepflegt wird. Die Bedingungen, sich die A c h t u n g der Genossen zu erwerben, sind dabei natürlich grundverschieden. Sie sind es ganz allgemein, nicht nur je nach den Nationen, sondern auch nach den verschiedenen Schichten und den Kategorien von Vereinen. Der einzelne aber wird

nach diesem Ideal bewußt oder unbewußt ausgelesen und dann geprägt. Und es handelt sich dann ja weiter nicht nur um die Frage, ob er sich die äußere Achtung der Genossen erwirbt, sondern letztlich müssen wir ja immer fragen: wie besteht der einzelne, der nun diesen Einflüssen ausgesetzt ist, vor seiner eigenen Selbstachtung und vor seinem Bedürfnis, »Persönlichkeit« zu sein? Was für innere Positionen verschieben sich, die für die Ausbalanciertheit dessen, was wir »Persönlichkeit« nennen, für die Notwendigkeit, das auf eine neue Basis zu stellen, wichtig werden können? Denn unter solchen inneren Problemstellungen vollzieht sich ja die Aneignung der Einflüsse solcher sozialen Ensembles, in die der einzelne gesteckt wird, die Einfügung dieser Einflüsse in den Zusammenhang des eigenen »Ich«. Und das Gefühl der eigenen »Würde« kann sich, je nach der Art des Ensembles, auf grundverschiedene Postamente verschieben.

Nun weiter: Jeder Verein, zu dem man gehört, stellt dar ein Herrschaftsverhältnis zwischen Menschen. Zunächst, wenigstens der Regel nach, formal und offiziell ein Majoritätsherrschaftsverhältnis. Es ist also die Psychologie dieser Majoritätsherrschaft über den einzelnen, die letztlich in Frage steht, und die sich auf dem Boden dieser Privatverbände in sehr spezifischer Art äußert und wirkt — wobei ich hier nur auf den Punkt zu sprechen kommen kann, der der entscheidende ist: daß selbstverständlich innerhalb jedes solchen Gremiums, wie es auch heiße, Partei, Verein, Klub oder was es ist; in Wirklichkeit die Herrschaft stets eine Minoritätsherrschaft, zuweilen eine Diktatur einzelner ist, die Herrschaft Eines oder einiger irgendwie im Wege der Auslese und der Angepaßtheit an die Aufgaben der Leitung dazu befähigter Personen, in deren Händen die faktische Herrschaft innerhalb eines solchen Vereins liegt.

Wie nun, unter welchen Bedingungen, unter welchen, ich möchte sagen, »Spielregeln« diese Auslese der Leitenden innerhalb der einzelnen Kategorien von Vereinen, Parteien oder was es ist, sich vollzieht, das ist für die Frage entscheidend, welche Art von Persönlichkeiten die Herrschaft an sich bringen. Und das ist wieder nur speziell für je ganz bestimmte Arten von Vereinen und je nach den Kulturbedingungen der Umwelt zu beantworten. Es ist dies aber eine zentral wichtige soziologische Frage, und nicht minder ist es die weitere, daran sich anknüpfende: Durch welche Mittel die leitenden Gruppen die Loyalität gegenüber den Vereinen, d. h. gegenüber ihrer eigenen Herrschaft, zu sichern suchen. Ueber diese Frage liegen mancherlei wichtige Vorarbeiten schon vor[1]).

Weiter: Welche Art von Beziehungen besteht zwischen einem Verein irgendwelcher Art, wieder von der Partei bis — das klingt ja paradox — zum Kegelklub herab, zwischen einem beliebigen Verein also und irgend etwas, was man, im weitesten Sinne des Wortes, »Weltanschauung« nennen kann? Ueberall ist eine solche Beziehung irgendwie vorhanden, auch wo man sie gar nicht vermuten sollte.

---

[1]) Es ist hier namentlich an die Arbeiten von Prof. G. A. Leist gedacht.

Aber in sehr verschiedener Art. Zunächst ist es eine alltägliche Erscheinung, daß Vereinigungen, die ausgegangen sind von großen Weltanschauungsideen, zu Mechanismen werden, die sich faktisch zunehmend davon loslösen. Das liegt einfach an der allgemeinen, wie man zu sagen pflegt: »Tragik« jedes Realisationsversuchs von Ideen in der Wirklichkeit überhaupt. Es gehört ja zu jedem Verein bereits irgendein, sei es bescheidenster, Apparat, und sobald der Verein propagandistisch auftritt, wird dieser Apparat in irgendeiner Weise versachlicht und vom B e r u f s menschentum okkupiert. Denken Sie — um ein grobes Beispiel zu nennen — daran, daß ein so heikles und delikates Problemgebiet, wie das Problem erotischen Lebens, daß die Propaganda von Ideen auf diesem Gebiet schon heute die p e k u n i ä r e Grundlage für Existenzen zu bilden hat. Ich spreche das hier nicht in Form irgendeines sittlichen Vorwurfs gegen die betreffenden Personen aus, und halte mich dazu, angesichts dessen, daß soundso viele Professoren auf ihren Kathedern noch heute die Propaganda für ihre subjektiven politischen oder anderen Ideen für ihre Aufgabe halten, für nicht berechtigt. Aber es ist Tatsache und hat selbstverständlich sehr weitgreifende Folgen, wenn dasjenige spezifische Stadium der Versachlichung eines Ideengehaltes, wo die Propaganda für diese Ideen die Grundlage für materielle Existenzen wird, erreicht ist, natürlich wiederum verschiedene Konsequenzen, je nach der Art und dem Charakter dieser Ideale. — Auf der anderen Seite, meine Herren, attrahiert fast jeder Verein, auch ein solcher, der das prinzipiell vermeiden will, in irgendeiner Weise »weltanschauungsmäßige« Inhalte. In gewissem Sinne, könnte man behaupten: Sogar auch ein deutscher Kegelklub, in deutlicherem Maße schon ein Gesangverein. Meine Herren — um dabei zu bleiben —, die Blüte des Gesangvereinswesens in Deutschland übt m. E. beträchtliche Wirkungen auch auf Gebieten aus, wo man es nicht gleich vermutet, z. B. auf politischem Gebiete. Ein Mensch, der täglich gewohnt ist, gewaltige Empfindungen aus seiner Brust durch seinen Kehlkopf herausströmen zu lassen, ohne irgendeine Beziehung zu seinem Handeln, ohne daß also die adäquate Abreaktion dieses ausgedrückten mächtigen Gefühls in entsprechend mächtigen Handlungen erfolgt — und das ist das Wesen der Gesangvereinskunst —, das wird ein Mensch, der, kurz gesagt, sehr leicht ein »guter Staatsbürger« wird, im passiven Sinn des Wortes. Es ist kein Wunder, daß die Monarchen eine so große Vorliebe für derartige Veranstaltungen haben. »Wo man singt, da laß dich ruhig nieder.« Große, starke Leidenschaften und starkes Handeln fehlen da. Es klingt das paradox, es ist vielleicht, das gebe ich zu, etwas einseitig, es soll auch kein Tadel sein — es kann vielleicht ja einen Standpunkt geben, von dem aus man sagt, daß eben dies der Reichtum des deutschen Volkes sei, daß es fähig ist, diese Ablösung zu vollziehen und auf dieser Basis eine ihm eigene künstlerische Kultur zu schaffen, und man kann ferner sagen, daß j e d e Art von Kultur in der Einschaltung von Hemmungen zwischen Empfindung und Abreaktion ihre Basis findet. Ich lasse das alles gänzlich dahin-

gestellt, denn es geht die Frage der Bewertung u n s gar nichts an. Ich konstatiere nur, daß eine solche Beziehung, wie ich sie andeutete, möglicherweise — ich weiß nicht, in welcher Stärke, ich habe vielleicht übertrieben — vorhanden sein k a n n.

In solchen und ähnlichen Fällen handelt es sich ja wesentlich um die unbewußte Beeinflussung des Gesamthabitus durch den Inhalt der Vereinstätigkeit. Aber es gibt die allerverschiedensten Abschattierungen in der Art des Uebergreifens rein fachliche oder rein sachliche Ziele verfolgender Gemeinschaften auf das Gebiet der Beeinflussung und Reglementierung der praktischen Lebensführung. Sie kann auch ganz bewußt erfolgen, von rein fachlich-sachlichen Positionen aus, hinter denen wir sie an sich gar nicht vermuten würden. Denken Sie doch daran, daß ganz bestimmte Theorien medizinischer Art, ganz bestimmte psychiatrische Theorien, heute auf dem offenkundigen Weg zur Sektenbildung begriffen sind, daß eine bestimmte, von einem berühmten Wiener Psychiater geschaffene Theorie dazu geführt hat, daß eine Sekte sich gebildet hat, die bereits soweit ist, daß sie ihre Zusammenkünfte solchen, die nicht zu ihr gehören, streng verschließt und sekretiert. Der »komplexfreie« Mensch als das Ideal und eine Lebensführung, durch die dieser komplexfreie Mensch geschaffen und erhalten werden kann, ist Gegenstand dieser Sektenwirtschaft, die allerverschiedensten Lebenszweige finden ihre Reglementierung von diesen Idealen aus — was gewiß kein Mensch, wenn er zunächst diese Theorien rein als psychiatrische und für wissenschaftliche Zwecke bestimmte sich ansieht, daraus allein entnehmen könnte, obwohl der Zusammenhang nachher sehr leicht verständlich ist.

Aehnliches kann z. B. auch auf dem Gebiete des Aesthetischen: der künstlerischen Sektenbildung, sich ereignen, ja, die von künstlerischen Weltgefühlen getragenen Sekten gehören in soziologischer Hinsicht — sie bieten auch sonst ein erhebliches Interesse — oft zu dem Interessantesten, was es geben kann; sie haben noch heute, ganz wie eine religiöse Sekte, ihre Inkarnationen des Göttlichen gehabt — ich erinnere an die Sekte Stefan Georges —, und die Prägung der praktischen Lebensführung, der inneren Attitüde zum gesamten Leben, die sie in ihren Anhängern erzeugen, kann eine sehr weitgreifende sein. Und wir erleben ja ganz dasselbe auf dem Gebiete der Rassentheoretiker. Das Heiraten nach adeligen Ahnentafeln kann man selbstverständlich durch das Heiraten nach hygienischen Ahnentafeln ersetzen, und es weiß jedermann, daß eine Sekte mit vornehmlich diesem Zweck aus esoterischen und exoterischen Anhängern besteht — wobei ich, wie hier durchweg, den Ausdruck Sekte g ä n z l i c h w e r t f r e i gebrauche. Der Ausdruck ist ganz ohne Grund bei uns so eigentümlich in Verruf, weil man den Begriff der »Enge« damit verbindet. Spezifische, fest umrissene Ideale können aber gar nicht anders als zunächst im Weg der Bildung einer Sekte begeisterter Anhänger, die sie voll zu verwirklichen streben und sich deshalb zusammenschließen und von andern a b s o n d e r n, ins Leben getragen werden.

Meine Herren, wir kommen — denn ich muß damit abbrechen, um Ihre Zeit nicht zu weit in Anspruch zu nehmen — schließlich zu zwei ähnlichen prinzipiellen Fragestellungen, wie bei der Presse: Wie wirken die einzelnen Kategorien solcher Verbände und Vereine, von den Parteien angefangen — denn auch diese können entweder Maschinen sein, reine Maschinen, wie die amerikanischen Parteien, oder angebliche Weltanschauungsparteien, wie heute die Partei der Sozialdemokratie, die es ehrlich glaubt, eine solche zu sein, obwohl sie es schon lange nicht mehr ist, oder wirkliche Weltanschauungsparteien, wie in immerhin weitgehendem Maße noch heute die Partei des Zentrums, obwohl auch bei ihr dieses Element im Schwinden begriffen ist, und es gibt da die allerverschiedensten Paarungen zwischen Idee und Mechanismus — wie, sage ich, und mit welchen Mitteln wirken sie in der doppelten Richtung: einmal der Prägung der einzelnen Individuen, und dann der Prägung der objektiven, überindividuellen Kulturgüter?

Wenn Sie nun nach dem Material fragen, mit dem eine solche Untersuchung zu führen sei, so ist der Stoff, mit dessen Bewältigung zunächst einmal anzufangen ist, wiederum ein ganz trockener, trivialer, und ohne solche trockene, triviale, viel Geld und viel Arbeitskraft einfach in den Boden stampfende Arbeit ist nichts zu machen. Zunächst lohnt der systematische Versuch, von den Vereinen Auskunft darüber zu erhalten, welchen Berufen, welchen geographischen, ethnischen, sozialen Provenienzen ihre Mitglieder angehören. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, wenn auch nicht für sicher, daß wir im Lauf der Zeit eine Art von Kataster der wichtigsten Vereinskategorien in dieser Hinsicht schaffen können und damit den Ausleseprinzipien auf die Spur kommen, die den Vereinen selbst natürlich meist ganz unbewußt sind und nur aus ganz großem und umfassendem Material erschlossen werden können. Daneben haben wir dann die Mittel der Vereinseinwirkung nach innen, auf die Mitglieder, nach außen in propagandistischem Sinn und im Kampf, zu analysieren und schließlich die propagierten Inhalte selbst, alles in frischer, soziologischer Kasuistik. Eine Arbeit vieler Jahre! —

Da ich soeben von »Auslese« sprach, so erwähne ich anschließend daran gleich das letzte, schon jetzt von uns in Aussicht genommene große Arbeitsgebiet. Das ist die von Prof. Eulenburg in Leipzig bei uns zur Diskussion und zur systematischen Bearbeitung angeregte Frage der Auslese der führenden Berufe innerhalb der modernen Gesellschaft, derjenigen Berufe, die man im üblichen Sinn — denn von etwas anderem als dem konventionellen Sinn kann die Soziologie nicht ausgehen — die »führenden« nennt, der ökonomisch und politisch Führenden, der wissenschaftlich, literarisch, künstlerisch Führenden, der Geistlichen, der Beamten, der Lehrer, Unternehmer usw. Wir fragen dabei: woher stammen diese Leute, was war ihr Vater und Großvater, wo stammen sie ethnisch her, was haben sie für Lebensschicksale hinter sich, d. h. wie, über welche Staffeln hinweg, sind sie an ihren jetzigen Posten gelangt usw., kurz, wieso hat die überall wirk-

same Auslese gerade sie — und das könnten wir natürlich nur aus einer großen Zahl erschließen — in diese Stellung gebracht, welche ethnische, berufliche, soziale, materielle usw. Provenienz ist es, die die günstigsten Chancen am meisten in sich enthält, grade in diese Berufe und Positionen zu gelangen? Eine Aufgabe, die wiederum erst durch sehr umfassende Erhebungen im Lauf der Zeit vielleicht gelöst werden kann. Ich habe, m. H., in der mir gesteckten Zeitspanne lediglich versuchen können, rein illustrativ, an beliebig herausgegriffenen Beispielen, Ihnen deutlich zu machen, daß es auf den von uns anzugreifenden Problemgebieten Fragen gibt, deren Inangriffnahme wissenschaftlich lohnt.

Sie sehen aber, daß schon diese konkreten Aufgaben, die ich hier erwähnt habe, nicht solche sind, daß sie darauf rechnen könnten, im nächsten Jahre läge etwa schon irgendein brillantes Resultat vor. Die Gesellschaft wird Geduld haben müssen, das Publikum auch. Diese Arbeiten erfordern nicht nur eine Selbstlosigkeit der Hingabe an den selbstverständlich im einzelnen Fall begrenzten Zweck, wie sie heute selten anzutreffen ist, wie sie aber immerhin gelegentlich und hoffentlich zunehmend angetroffen wird, und sie erfordert — wie ich hinzufügen muß: bedauerlicherweise —, sie erfordert sehr erhebliche pekuniäre Mittel. M. H., für die Zwecke der Preßenquete allein sind die Kosten auf ungefähr 25 000 M. für die Vorarbeiten geschätzt. Von diesen 25 000 M. stehen uns jetzt rund 20 000 zur Verfügung durch eine Vereinbarung mit der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und mit dem Institut für Gemeinwohl hier in Frankfurt und durch private Stiftungen von innerhalb und außerhalb unserer Gesellschaft. Es ist zu hoffen, daß der noch notwendige Rest ebenfalls in irgendeiner Weise von privater Seite gestiftet wird, da wir unter keinen Umständen mit unserer Arbeit beginnen werden, ehe wir sicher sind, daß die Mittel, die wir jetzt für erforderlich halten müssen, und die hoffentlich reichen, wenigstens vorhanden sind. Für die anderen Untersuchungen steht heute noch nichts an Geldern zur Verfügung außer den laufenden Mitteln der Gesellschaft, und diese fallen für solche Arbeiten nicht ins Gewicht bei einem Mitgliederbestand von vorläufig nicht wesentlich über 200 — wir hoffen ja, daß er steigen wird — ich sage, die laufenden Mittel der Gesellschaft können dafür natürlich nicht die Unterlage bilden, sie gehen für laufende Geschäfte, zum überwiegenden Teil wenigstens, darauf und müssen die Kosten solcher Tagungen, wie wir sie hier und in, wie gesagt, wesentlich veränderter und verbesserter Form künftig haben werden, tragen helfen. Wir sind also, das gestehen wir offen, auf Mäzenatentum angewiesen, auf Mäzenatentum, wie es sich bisher bereits in einem Fall in einer für Deutschland ungewöhnlichen Art manifestiert hat. Denn, m. H., in vollem Gegensatz zu den Zuständen des Auslands, nicht nur Amerikas, ist es in Deutschland äußerst selten, daß bedeutende Geldmittel für rein wissenschaftliche Zwecke zu haben sind. Geldmittel sind in Deutschland zu haben für Zwecke der Technik, etwa für Flugprobleme und derartiges, für Zwecke, bei denen

etwas für den lieben Körper und seine Kur herausspringt, also für Radiotherapie oder derartiges, wenn wenigstens in ferner Aussicht steht, daß irgend etwas Therapeutisches dabei herauskommt. Sie stehen ferner noch in erfreulicher Weise zunnehmendem Maße für künstlerische Zwecke zur Verfügung. Wenn aber bei uns in Deutschland Geld gegeben wird für wissenschaftliche Zwecke, so kann man im allgemeinen sicher sein, daß es staatlichen Instanzen anvertraut wird, aus Gründen, die ich hier nicht weiter erörtern will, die sehr verschiedener Art, subjektiv gewiß oft berechtigter Art, objektiv nach meiner Meinung aber nicht immer erfreulicher Art sind. Damit allein ist es aber natürlich auf die Dauer für den Fortschritt der Wissenschaft bei aller hohen Anerkennung dessen, was der Staat dafür bei uns im Gegensatz zu anderen Ländern auf diesem Gebiet geleistet hat, nicht getan. Es gibt bis jetzt nur e i n e Stadt, in der in ganz großem Maßstab Mäzenatentum geübt worden ist für Zwecke der Wissenschaft o h n e Staatseinmischung in einer Art, wie sie etwa in Amerika üblich ist, das ist Frankfurt a. M. Aber es ist nicht möglich, sich damit abzufinden, daß Frankfurt a. M. dieses Monopel auf die Dauer behalten soll, sondern man muß — und davon ist nicht nur unsere spezielle wissenschaftliche Arbeit, sondern der Fortschritt der wissenschaftlichen Arbeit überhaupt abhängig — man muß hoffen, daß die wenigen in aller Munde befindlichen glänzenden Namen, die auf dem Gebiete des deutschen rein wissenschaftlichen Mäzenatentums — und das bedeutet ein Mäzenatentum, welches die Geduld hat, abzuwarten, daß die um ihrer selbst willen betriebene Wissenschaft schließlich irgendwann auch »dem Leben diene« — ich sage, man muß hoffen, daß ein solches Mäzenatentum in Deutschland auch außerhalb dieser Stadt in größerem Maße, als es bisher in Deutschland der Fall war, erwachen werde, nicht nur, wie gesagt, um die speziellen Aufgaben dieser Gesellschaft zu fördern, sondern im Interesse der wissenschaftlichen Arbeit überhaupt.

Diskussionsrede zu W. Sombarts Vortrag über Technik und Kultur. Erste Soziologentagung Frankfurt 1910.

M. H., wir sind doch wieder in Wertdiskussionen hineingeraten, und ich möchte glauben, daß wir diese ganze Seite der Debatte statutengemäß auch heute rücksichtslos ausscheiden müßten. Ich möchte mir nur die eine Bemerkung gestatten, daß das natürlich gewiß richtig ist, was Herr Prof. v. Schulze gesagt hat: daß für alle unsere Arbeit der Glaube an einen Wert d e r W i s s e n s c h a f t Vorbedingung ist — was aber auch nicht bestritten worden ist. Sondern es wurde gesagt, daß wir hier p r a k t i s c h e Wertfragen des L e b e n s ausschließen wollen. Nicht weil wir sie für minderwertige Dinge hielten. Im Gegenteil. Ich möchte glauben, daß grade auch die s p e z i f i s c h e Wichtigkeit, die jeder einzelne von uns diesen, seine ganze Subjektivität in Mitleidenschaft ziehenden, eben deshalb aber

auf dem Boden einer ganz anderen Provinz des Geistes sich abspielenden praktischen Problemen zumessen wird, dazu führen muß, sie nicht als trockene Tatsachenfragen zu behandeln und also sie, mit den streng objektiven kühlen Tatsachenfeststellungen, mit denen wir es hier zu tun haben, nicht zu vermengen, weil sonst beide Arten von Fragestellungen zu kurz kommen.

Es ist selbstverständlich an sich etwas Willkürliches und sehr Zweifelhaftes, was man unter dem Begriff »Technik« verstehen will. Marx gibt eine Definition des Begriffs Technik meines Wissens nicht. Es steht aber bei Marx, bei dem sehr Vieles steht, was, wenn man genau und pedantisch, wie wir es tun müssen, analysiert, nicht nur widerspruchsvoll scheint, sondern wirklich widerspruchsvoll ist, unter anderem eine oft zitierte Stelle des Inhalts: Handmühle bedingt Feudalismus, Dampfmühle bedingt Kapitalismus. Das nun ist eine nicht ökonomische, sondern technologische Geschichtskonstruktion, — und von der Behauptung selbst ist einwandsfrei zu konstatieren, daß sie einfach falsch ist. Denn das Zeitalter der Handmühle, welches ja bis an die Schwelle der Neuzeit heranreicht, hat Kultur-»Ueberbauten« aller denkbaren Art auf allen Gebieten gesehen. Darin hat natürlich Herr Dr. Quarck vollständig recht, daß die materialistische Geschichtsauffassung von der Eigentumsverteilung als Bestandteil des Produktionsverfahrens ausgeht, und nicht nur von der Frage, ob z. B. Maschinen verwendet werden oder nicht. Aber die rein technologische Wendung findet sich bei Marx, neben anderen Unklarheiten, eben auch. Wenn man nun aber in irgendeinem Sinn einen gesonderten Begriff von »Technik« festhalten will, so ist es doch gewiß der, der in jener Aeußerung zum Ausdruck kommt, wo von den Eigentumsverhältnissen keine Rede ist.

Der sogenannte Geschichtsmaterialismus wird heute ja mit völliger Verdunkelung seines eigentlichen Sinnes vertreten. Es ist z. B. eine hoffnungslose Verwirrung in der Diskussion über die materialistische Geschichtsauffassung dadurch angerichtet worden, daß ein ganz hervorragender Gelehrter, Stammler, sie in einer Weise interpretiert hat, über die Marx in der Tat in höchstem Maße erstaunt sein würde. Denn hiernach ist alles, was Inhalt der sozialen Ordnung ist, also beispielsweise religiöse Interessen ganz genau so wie wirtschaftliche, die »Materie« des sozialen Geschehens, und eine »materialistische« Geschichtsauffassung ist dann die, die dasjenige, was Materie des Lebens ist, als Ursache der Form, nämlich der Art der äußeren Ordnung des Lebens hinstellt. Damit ist selbstverständlich der materialistischen Geschichtsauffassung in dem Sinne, wie Marx sie gemeint hat, jede Pointe genommen. Ich habe aber ganz ebenso das große Bedenken, daß wenn wir solche Unterscheidungen beiseite lassen, wie sie Sombart gemacht hat und meiner Meinung nach machen mußte, wonach wir eben als »Technik« eine bestimmte Verfahrensweise an Sachgütern betrachten — ich will diesen Begriff hier im übrigen nicht weiter definieren — wenn wir nicht den Begriff der Technik darauf einschränken, wenn das verwischt wird

und, wie es hier geschah, alles hineingezogen wird: der »Geist« des Menschen und ich weiß nicht was noch alles, daß wir dann ins Uferlose kommen und uns nicht verständigen. Es ist denn doch nicht richtig, wenn Herr Prof. Staudinger den Satz aufgestellt hat: der Sinn aller Technik — in dem sehr weiten Begriff, den er genommen hat, — sei der, daß der Mensch dabei im Gegensatz zu dem, was nicht Technik ist — und ich weiß nicht, was das eigentlich dann schließlich ist nach seiner Auffassung — das Endprodukt voraussehe, welches er herstellen wolle. Das trifft auf das Spazierengehen, das Essen, und auf alle möglichen anderen Leistungen auch zu. Trifft es aber wirklich zu z. B. für die Weberinnen, für die Hasplerinnen, für all die ungelernten Arbeiter in unseren Fabriken, die irgendeine unverstandene Manipulation an einer Maschine vornehmen? Es trifft für die kalkulierenden Fabrikanten zu, aber nicht für jene. Das ist kein Prinzip, wonach man irgend etwas abgrenzen kann gegen irgend etwas anderes. Worauf es uns hier ankommt, ist gerade ein viel spezifischerer Begriff von »Technik«, jedenfalls aber ein solcher, der, wie gesagt, die von der materialistischen Geschichtsauffassung oft — nicht immer — mitgemeinten Eigentumsverhältnisse ausschlösse. Denn ich glaube, daß über die materialistische Geschichtsauffassung als solche ein andermal bei uns debattiert werden könnte. Heute aber stand lediglich »Technik und Kultur« zur Diskussion. Weder aber — das erwähnte ich schon — bedeutet die gleiche Technik immer die gleiche Oekonomik, noch ist das Umgekehrte der Fall. Wie wenig es der Fall ist, zeigt nach dem, was ich schon sagte, folgende Erwägung: Zu den ganz großen Phänomenen, mit denen die vergleichende Kulturgeschichte sich befassen müßte, gehört dieses: Wir haben im Altertum nicht nur eine Kulturentwicklung gehabt, die, gleichviel wie man sie wertet, mit der Kulturentwicklung der Gegenwart jedenfalls in vielen Beziehungen vergleichbar ist, — wir haben im Altertum vor allem auch eine kapitalistische Entwicklung gehabt, die sich mit jeder kapitalistischen Entwickelung in der Welt messen kann. Die kapitalistische Entwickelung des Altertums aber hat — das möchte ich hier etwas übertreibend betonen — in dem Moment ihren Anstieg auf ihren höchsten Gipfel begonnen, wo, nach unserer heutigen Kenntnis, die technische Entwickelung des Altertums zu Ende gewesen ist. Soviel wir heute wissen — und wir bedürfen langjähriger Mitarbeit der Techniker und Technologen, um endgültig zu konstatieren, ob diese Auffassung die richtige ist — haben weder die Hellenen noch das kapitalistische Volk des Altertums par excellence: die Römer, dem, was aus dem Orient an technischen Errungenschaften gekommen war, irgend etwas besonders Erhebliches hinzugefügt. Es wäre ja zuviel gesagt: gar nichts; ich sage aber: nichts irgend Erhebliches. Und doch haben gerade sie eine kapitalistische Entwickelung ersten Ranges gehabt. Heute dagegen geht die kapitalistische Entwickelung mit der technischen Entwickelung scheinbar Hand in Hand, so sehr, daß allen Ernstes die Techniker zu dem Glauben gelangen, als sei die Technik und ihre Evolution das ausschließlich führende Element

in unserer Kulturentwickelung. Ich habe diese Auffassung heute nicht zu kritisieren, es sind dazu ja schon Bemerkungen von seiten Sombarts gemacht worden, ich konstatiere nur, daß gerade das ein Problem ist für uns Soziologen, inwieweit dies eigentlich der Fall ist, und daß jedenfalls auch jener Gegensatz zwischen heute und einst für uns ein Problem, und zwar allerersten Ranges, ist und bleiben wird, welches freilich nicht ohne die Mitarbeit von Technikern gelöst werden kann.

Angesichts der vorgerückten Zeit will ich nur noch beiläufig auf ein ganz heterogenes Gebiet zu sprechen kommen, auf das Gebiet der von Sombart auch erwähnten ästhetischen Evolution.

Sombart hat da vielleicht etwas einseitig die Auslese des Sujets seitens des Künstlers hervorgehoben. Daneben hat er von dem Einfluß der Technik auf moderne Orchestermusik und derartigem geredet. Nun ist die Sujetauslese ein sehr wichtiges Element für die k u l t u r geschichtliche Beurteilung einer kunstgeschichtlichen Situation, aber sie trifft ganz gewiß nicht das spezifisch Künstlerische. Die entscheidende Frage, die wir uns hier zu stellen hätten, wäre vielmehr m. E. die: inwieweit zufolge ganz bestimmter technischer Situationen f o r m a l e ästhetische Werte auf künstlerischem Gebiet entstanden sind. Und dabei wäre wieder die rein technische und die ökonomisch-soziale Seite der Situation zu trennen. Gewiß ist z. B. die Frage höchst wichtig: Was bedeutet denn für die künstlerische Entwicklung beispielsweise die Klassenevolution des modernen Proletariats, sein Versuch, sich als eine Kulturgemeinschaft in sich — denn das war ja das Großartige an dieser Bewegung — hinzustellen? (Der Vorsitzende will den Redner unterbrechen.) Das »großartig« war soeben ein Werturteil, wie ich offen zugestehe, und ich nehme es wieder zurück. (Große Heiterkeit.) Das war, will ich sagen, das für uns I n t e r e s s a n t e an dieser Bewegung, daß sie die schwärmerische Hoffnung hegte, aus sich heraus der bürgerlichen Welt ganz neue Werte auf a l l e n Gebieten entgegenzustellen. Ich frage: sind denn nun irgendwelche, i r g e n d w e l c h e Formwerte auf künstlerischem oder literarischem Gebiete, also nicht nur Vermehrung der Sujets, sondern wirkliche F o r m werte davon ausgegangen? Von meinem gegenwärtigen, freilich ganz provisorischen Standpunkt würde ich diese Frage kategorisch verneinen. Bei keinem mir bekannten großen Künstler von proletarischer Provenienz oder sozialistischer Gesinnung haben die von ihm etwa — es gibt solche Fälle — hervorgebrachten Revolutionen der künstlerischen Form i r g e n d etwas mit seiner Klasse oder seinen Gesinnungen zu tun, sie sind zumeist dieser seiner Klasse nicht einmal verständlich. Derjenige »Naturalismus«, dem solche Künstler zuweilen — aber bei weitem nicht regelmäßig — huldigen, hat uns neue Sujets gebracht, nicht neue Formwerte, und die Arbeiterklasse als solche steht z. B. literarisch heute bei Schiller — wenn es gut geht — aber nicht bei moderner naturalistischer Kunst. Es sei denn, daß sie als die »wissenschaftlich« allein akzeptable, spezifisch revolutionäre, präsentiert

würde, — und dann doch eben aus reinem künstlerischem Nichtverständnis. Daß bei den Künstlern selbst der Bruch mit Vorurteilen in der Kunst sich leichter bei Naturen vollzieht, die überhaupt überkommene Vorurteile — auch: Klassenvorurteile aller Art — leichter abstreifen, das ist richtig. Aber für Klassengebundenheit künstlerischer Formwerte beweist es gewiß nichts. Wie gesagt, diese Frage gehört in eine künftige, spezielle Diskussion der materialistischen Geschichtsdeutung nach vorheriger allseitiger gründlicher Vorbereitung; sie gehört ja zu den wichtigsten Erörterungen, mit denen wir uns beschäftigen können.

Nun aber fragen wir einmal, ob denn das, was man im gewöhnlichen Sinn des Wortes moderne Technik nennt, nicht irgendwie doch mit formal-ästhetischen Werten in Beziehung steht, so ist diese Frage meiner Meinung nach zweifellos zu bejahen, insofern als ganz bestimmte formale Werte in unserer modernen künstlerischen Kultur allerdings nur durch die Existenz der modernen Großstadt geboren werden konnten, der modernen Großstadt mit Trambahn, mit Untergrundbahn, mit elektrischen und anderen Laternen, Schaufenstern, Konzert- und Restaurationssälen, Cafés, Schloten, Steinmassen, und all dem wilden Tanz der Ton- und Farbenimpressionen, den auf die Sexualphantasie einwirkenden Eindrücken und den Erfahrungen von Varianten der seelischen Konstitution, die auf das hungrige Brüten über allerhand scheinbar unerschöpfbare Möglichkeiten der Lebensführung und des Glückes hinwirken. Teils als Protest, als spezifisches Fluchtmittel aus dieser Realität: — höchste ästhetische Abstraktionen oder tiefste Traum- oder intensivste Rauschformen, teils als Anpassung an sie: — Apologien ihrer eignen phantastischen berauschenden Rhythmik. M. H., ich glaube, daß eine Lyrik, wie etwa die Stefan Georges: — ein solches Maß von Besinnung auf die letzten, von diesem durch die Technik unseres Lebens erzeugten Taumel uneinnehmbaren Festungen rein künstlerischen Formgehalts gar nicht errungen werden konnte, ohne daß der Lyriker die Eindrücke der modernen Großstadt, die ihn verschlingen und seine Seele zerrütten und parzellieren will, — und mag er sie für sich in den Abgrund verdammen, — dennoch voll durch sich hat hindurchgehen lassen; erst recht natürlich nicht eine Lyrik wie die Verhaerens, der sie emphatisch bejaht und nach ihren immanenten und adäquaten Formungen und Einheiten sucht. Ich glaube ebenso, daß ganz bestimmte formale Werte der modernen Malerei gar nicht erschaut werden konnten, daß ihre Erringung nicht möglich gewesen wäre für Menschen, welche die bewegten Massen, die nächtlichen Lichter und Reflexe der modernen Großstadt mit ihren Verkehrsmitteln — nicht des London des 17. oder 18. Jahrhunderts, in dem, um ein anderes Gebiet heranzuziehen, noch ein Milton geboren werden konnte, den ganz gewiß kein Mensch für ein mögliches Produkt einer modernen Großstadt halten wird — ich sage, es ist gar nicht möglich, glaube ich, daß gewisse formale Werte der modernen Malerei ohne den noch nie in aller Geschichte menschlichen Augen dargebotenen Eindruck,

denjenigen eigentümlichen Eindruck, den die moderne Großstadt schon am Tag, aber vollends in überwältigender Weise bei Nacht macht, hätten errungen werden können. Und da das Sichtbare — auf welches es hier allein ankommt — bei jeder modernen Großstadt bis ins letzte hinein seine spezifische Eigenart primär nicht von Eigentumsverhältnissen und sozialen Konstellationen, sondern von der modernen Technik empfängt, so ist hier allerdings ein Punkt, an dem die Technik rein als solche, sehr weittragend für die künstlerische Kultur, Bedeutung hat. Mag man im weiteren kausalen Regressus von dieser Technik aus nun wieder auf ökonomische, politische und andere sie erst ermöglichende Faktoren kommen, — jedenfalls sind nicht diese, sondern sind es rein technische Dinge, von denen her jene — vielleicht! — künstlerisch relevanten Einflüsse ins Leben treten.

Ein aus diesem Problem: Abhängigkeit der künstlerischen Entwicklung von den allgemeinen, außer künstlerischen, technischen Bedingungen des Lebens auszusonderndes, weit spezifischeres Spezialproblem ist nun natürlich die Abhängigkeit der Entwicklung einer Kunst von ihren technischen Mitteln. Sombart hat in dieser Hinsicht mehr nebenbei einige Bemerkungen auf musikalischem Gebiete gemacht. Das ist ein sehr schwieriger Punkt. Stilwandelungen sind wohl auf keinem Gebiete der Kunst jemals rein technisch motiviert gewesen. Wenigstens ist mir kein Fall bekannt, für den sich dies heute nach Lage unsrer Kenntnis behaupten ließe. Aber allerdings hat die Technik, auch wo sie künstlerischen Formungen dient, ihre eigene immanente Gesetzlichkeit. In der Geschichte der Baukunst ist der Uebergang zum gotischen Stil nicht die »Erfindung« des schon vorher dekorativ bekannten Spitzbogens, sondern die »Lösung« eines ganz bestimmten statischen Problems des Gewölbeschubes, ja vielleicht sogar der Schalung, welches die Architekten technisch beschäftigt hatte und nach den gegebenen technischen Aufgaben nur durch die nunmehr auch konstruktive Verwendung jener Bogenform zu bestimmten Zwecken möglich war. So viel andere kulturhistorische Momente sonst noch mitspielen, — hier hat einmal ein rein bautechnisches Moment eminent schöpferisch eingegriffen. Inwieweit die von Sombart herangezogene Musikgeschichte geeignete Beispiele ähnlicher Art bieten würde, ist wohl fraglich. Es läßt sich z. B. vielleicht — mir fehlt das Urteil — behaupten, daß Beethoven um deswillen ganz bestimmte Konsequenzen seiner eigenen musikalischen Auffassung nicht gewagt hat zu ziehen, weil die volle chromatische Tonleiter, wie sie die Ventiltrompeten haben, den Blasinstrumenten zu seiner Zeit noch fehlte. Aber dieser Mangel war, wie Berlioz schon vor deren Erfindung bewies, technisch nicht absolut unüberwindbar und Beethoven selbst hat sich vor erstaunlichen Experimenten nicht gescheut, ihn zu überwinden, hat aber seine evolutionistischen größten Neuerungen ohne alle instrumental- und orchestraltechnischen Aenderungen geschaffen. Es läßt sich feststellen, welchen Einfluß die bekannte plötzliche Entwicklung der Streich-

instrumente, dann bei Bach die Orgel, auf den Charakter der Musik gehabt hat. Aber schon hier spielen andere als technische Dinge mit. Bedingungen soziologischen, zum Teil ökonomischen Charakters ermöglichten die Entwicklung des Haydnschen Orchesters. Aber der ihm zugrunde liegende Gedanke ist sein persönlichstes Eigentum und nicht etwa technisch motiviert. Die Regel ist, daß das künstlerische Wollen sich die technischen Mittel zu einer Problemlösung gebiert. Natürlich, darin hat Sombart ganz recht: es ist kein Zweifel, daß eine Musik wie die Wagnersche und alles, was ihr gefolgt ist, bis zu Richard Strauß, instrumental- und orchestraltechnische Voraussetzungen hat. Aber wir würden auch dabei wohl höchstens von »Bedingungen« sprechen, mit denen, als gegeben, der Künstler zu »rechnen« hatte und zwar als mit S c h r a n k e n. Denn was er an »Technik« braucht und haben k a n n, s c h a f f t er sich, nicht aber die Technik ihm. Ob vollends das innere Bedürfnis nach dieser spezifisch modernen Art der musikalischen Aussprache und ob der zugleich sinnlich-emotionale und intellektualistische Charakter dieser tonmalerischen Musik, der doch das Entscheidende ist, als ein Produkt technischer Situationen verstanden werden darf, das will mir allerdings äußerst fraglich erscheinen, denn da sind die technischen Dinge eben n u r die — mehr oder minder vollkommenen — Mittel; da dürften andere, vielleicht ihrerseits wieder »technisch«, aber nicht orchestraltechnisch, m i t bedingte Einflüsse unserer Kultur, das durch die Kulturlage bedingte Suchen nach einer neuen Einheit jenseits der alten gebundenen Formelemente, hineinspielen, und das wäre eben, soweit die »Technik« mitspielt, vom Instrumentaltechnischen wohl zu unterscheiden. Denn auf diesem Problemgebiete gehört in die Musik g e s c h i c h t e, und nur in sie, die Frage der Beziehung zwischen künstlerischem Wollen und musiktechnischem Mittel. In die S o z i o l o g i e dagegen die andere Frage nach der Beziehung zwischen dem »Geist« einer bestimmten Musik und den das Lebenstempo und die Lebensgefühle beeinflussenden a l l g e m e i n e n technischen Unterlagen unseres heutigen, zumal wiederum unseres großstädtischen Lebens.

Nun, schließlich die intellektuellen Kulturwerte! Es ist ja gar kein Zweifel, daß z. B. die moderne chemische Wissenschaft an praktisch-technischen Zielen verankert ist — das liegt auf der Hand; wie könnte ein Chemiker von der Bedeutung Ostwalds ausschließlich technologische Lebensideale haben und die ganze Kulturentwicklung als einen Prozeß der Energieersparnis ansehen, wenn nicht seine ganze Wissenschaft tatsächlich ausschließlich von den Bedürfnissen der modernen Technik in unseren Fabriken, von deren Fortschritt, abhängig wäre und dadurch nun allerdings indirekt in eminentestem Maß von kapitalistisch-ökonomischen Bedingungen. In der Vergangenheit — darin muß ich Herrn Prof. Böttcher sehr entschieden zustimmen — haben dagegen auch in die Entwicklung der heute technisch bedeutsamsten Wissenschaften oft ganz heterogene Elemente, die ganz anderen Sphären entsprungen waren als den Bedürfnissen der

Technik, haben Elemente ganz irrationaler Art, die direkt gar nichts zu schaffen hatten mit irgendwelchem ökonomischem oder technischem Interesse, hineingespielt. Solche Fragen gehören in die »Soziologie der Wissenschaft«. Ich möchte, ohne das weiter auszuführen, nur gegen den — ich weiß nicht, von welchem Redner — hier gefallenen Ausdruck, daß irgend etwas, heiße es Technik, heiße es Oekonomik, die »letzte« oder »endgültige« oder »eigentliche« Ursache von irgend etwas sei, Protest einlegen. Wenn wir uns die Kausalkette vorlegen, so verläuft sie immer bald von technischen zu ökonomischen und politischen bald von politischen zu religiösen und dann ökonomischen usw. Dingen. An keiner Stelle haben wir irgendeinen Ruhepunkt. Und diejenige immerhin nicht seltene Auffassung der materialistischen Geschichtsauffassung, als ob das »Oekonomische« in irgendeinem, wie immer gearteten Sinn, etwas »Letztes« in der Ursachenreihe sei, diese Ansicht ist meines Erachtens allerdings wissenschaftlich vollständig erledigt.

Diskussionsrede dortselbst zu dem Vortrag von A. Ploetz über »Die Begriffe Rasse und Gesellschaft«.

Verehrte Anwesende, es ist vieles von dem, namentlich von den allgemeineren Dingen, die ich zu sagen hatte, in so ausgiebiger Weise von anderen gesagt worden, daß ich, entsprechend dem gestern festgestellten Grundsatz, nichts von dem zu wiederholen, was schon gesagt ist, auch meinerseits darauf verzichte, darauf zurückzukommen, auch da, wo ich wohl vielleicht etwas anders formulieren würde. Es ist also nur eine Serie von Einzelbemerkungen, die ich zu machen habe.

Herr Dr. Ploetz hat seinen Vortrag damit begonnen, daß das Prinzip der Nächstenliebe jahrtausendelang unsere Ethik beherrscht habe. Ich frage: Wann? mit welchen Konsequenzen? Und herrscht sie heute gegenüber der rassenhygienisch »günstigeren« Vergangenheit verstärkt? Gewiß, in dem offiziellen Katechismus steht sie heute wie im Mittelalter. Aber wie eigentlich die Praxis des Lebens sich zu diesem offiziellen Postulat verhält und verhielt und die Auslese beeinflußt hat, ob heute rassenhygienisch ungünstiger als früher, — das eben wäre das Problem. Gewiß unterstand die Bevölkerung im Mittelalter in bezug auf die Chance der Fortpflanzung einer scharfen Auslese. Neben der Kindersterblichkeit die zunehmenden faktischen und auch rechtlichen Eheschranken für alle nicht selbständigen Existenzen, beides grade für die untern Staffeln der Gesellschaft besonders stark wirkend, — das ist rassenhygienisch gewiß nicht zu verachten. Aber andererseits hat das Prinzip der Nächstenliebe im Mittelalter Menschen von physisch und geistig nicht geringen Qualitäten in die Klöster oder in das Zölibat der Priesterschaft oder der Ritterorden getrieben und von der Fortpflanzung ausgemerzt und ist das gleiche Prinzip auch durch systematische Unterstützung des Bettels verwirklicht worden. Wenn wir den Entwickelungsgang vom Mittelalter zur Neuzeit besehen, so scheint mir, daß auch auf dem Boden der christlichen Religion die Z u r ü c k schraubung dieses Prinzips Fortschritte ge-

macht hat, wie man sie bei einer Religion, die nun einmal gewisse biblische Fundamente hat, niemals hätte vermuten sollen. Ich erinnere daran, daß der Calvinismus Armut und Arbeitslosigkeit ein für allemal als selbstverschuldete oder als eine Folge von Gottes unerforschlichem Ratschluß ansah und demgemäß behandelte, also die »Schwachen« von der Fortpflanzung in starkem Maß ausschloß, daß auf dem Boden dieser Religiosität wenigstens keine Stätte war für Nächstenliebe in dem Sinne, wie sie Herr Dr. Ploetz von seinem Standpunkt aus bedenklich finden könnte, und ich bezweifle ferner, ob die moderne Entwicklung im großen und ganzen einen Weg gegangen ist, der ein Ueberhandnehmen grade der Menschenliebe innerhalb unserer Gesellschaft zu einer dringlichen Gefahr werden ließe. Auch das, was man üblicherweise Sozialpolitik nennt, und was einen sehr verschiedenen, unter andren doch auch einen, im Geiste von Herrn Dr. Ploetz rassenhygienisch sehr erwünschten Sinn haben kann — den nämlich: den physisch und geistig Starken, aber in bezug auf Portemonnaie Schwachen: — den, rassenhygiensich gewertet, Starken also, die sozial unten sind, die Möglichkeit des Heraufsteigens, die Möglichkeit der gesunden Fortpflanzung zu geben, auch das ist keineswegs notwendig ein Kind einer wahllosen Nächstenliebe.

Herr Dr. Ploetz hat die Bemerkung gemacht, das In-Blüte-Stehen — es kommt ja auf die Wörtlichkeit nicht an — das In-Blüte-Stehen der gesellschaftlichen Zustände sei stets abhängig von der Blüte der Rasse. So oder ähnlich! Meine Herrn, das ist, ganz einerlei, welchen Begriff von »Gesellschaft« und »Rasse« man verwendet, eine ganz unbewiesene Behauptung, die ich auch nicht im mindesten nach dem gegenwärtigen Stand und mit den gegenwärtigen Mitteln unserer Forschung für erweislich halte. Ich weiß sehr wohl, daß es Theorien gibt, welche glaubten, auf dem Boden der Entwicklung des Altertums eine Stütze für diese oft aufgestellte These zu finden. Es sei — so ist sogar von hervorragenden Historikern gelegentlich behauptet worden — der Untergang der Kultur des Altertums verschuldet worden dadurch, daß infolge der Kriege und der Heeresaushebung die Kräftigsten und Tüchtigsten, die den Erdball beherrschten, ausgemerzt worden seien. Tatsächlich ist nun nachweislich gerade umgekehrt die Entwicklung dahin gegangen, daß das römische Heer sich zunehmend aus sich selbst und aus Nicht-Italienern ergänzte, schließlich ganz und gar; daß fernerhin je länger je weniger die Bevölkerung des römischen Reiches in Anspruch genommen wurde für die Zwecke der Aushebung; daß je länger je mehr die Barbaren es waren, die die Verteidigung zu führen hatten und es kann keine Rede davon sein, daß auch nur ein letzter Rest von dieser These übrig bliebe. Wir wissen außerdem heute genügend über die Gründe der großen Umwälzung der Kultur des Altertums, um sagen zu können, daß hier, soweit überhaupt ethnische Vorgänge, nicht die Ausmerzung, sondern die bewußte Ausschaltung der römischen Geschlechter aus den Offiziersstellen und aus der Verwaltung mitspielte, ein Geschehnis, welches nicht irgendwelche für uns erkennbare »rassenbiologische« Bedeutung

gehabt hat, sondern, soweit es relevant war für das Schicksal des römischen Reiches, Traditionswerte ausschaltete, traditionslose Völker, Völker ohne Kultur, Barbaren in die Offiziersstellen, in die Verwaltung usw. berief, und daß das Schwinden des antiken Geschmacks und der antiken Bildungsschicht, das Schwinden der alten Traditionen des römischen Heeres, das Schwinden der alten Verwaltungspraxis dadurch und durch die ökonomisch ableitbaren Aenderungen der Verwaltung so einleuchtend erklärbar ist, daß keine Spur irgendeiner Rassentheorie als Ergänzung erforderlich ist — ich sage: erforderlich ist; denn ich gebe ohne weiteres zu, daß vielleicht dennoch solche Momente in einer für uns heute nicht mehr kenntlichen Weise mitgewirkt haben. Aber wir wissen dies nicht und werden es nie wissen, und es widerstreitet wissenschaftlicher Methodik, wo wir bekannte und zulängliche Gründe haben, diese zugunsten einer heute und für immer unkontrollierbaren Hypothese beiseite zu schieben. — Nun aber überhaupt: »Die Blüte der gesellschaftlichen Zustände ist abhängig von der Blüte der Rasse.« Meine Herren, würde man unter »Rasse« hierbei das verstehen, was der Laie darunter üblicherweise sich denkt: in Fortpflanzungsgemeinschaften gezüchtete erbliche Typen, dann wäre ich in ganz persönlicher Verlegenheit; ich fühle mich nämlich als Schnittpunkt mehrerer Rassen oder doch ethnischen Sondervolkstümer und glaube, es gibt in diesem Kreis sehr viele, die in ähnlicher Lage wären. Ich bin teils Franzose, teils Deutscher, und als Franzose sicher irgendwie keltisch infiziert. Welche dieser Rassen — denn man hat auf die Kelten die Bezeichnung »Rasse« angewendet — blüht denn nun in mir, resp. muß blühen, wenn die gesellschaftlichen Zustände in Deutschland blühen, resp. blühen sollen?

Dr. Ploetz (unterbrechend): Das ist ja Systemrasse, was Sie jetzt behaupten! Das ist die Varietät! Ich habe gehandelt von der Vitalrasse, die nichts mit dieser Varietät zu tun hat. Alle diese Varietäten gehören mindestens zu einer Vitalrasse.

Professor Max Weber (fortfahrend): Ich mußte die verschiedenen Möglichkeiten des Rassebegriffs durchgehen. Ich stelle mich also jetzt auf Ihren Boden und konstatiere, daß auch von da aus doch eine Menge Aeußerungen gefallen sind, die einen direkt mystischen Charakter haben. Was heißt es denn eigentlich: »die Rasse blüht« oder schon: »die Rasse« reagiert in bestimmtem Sinn? Was heißt es: die Rasse »ist eine Einheit«? — wenn nicht eine Blutseinheit? Soll über die Existenz dieser »Einheit« das bloße Faktum der physisch normalen Fortpflanzungsfähigkeit — die ja bei Bastarden herabgesetzt ist — entscheiden? Und gehört zum »Erhaltungsgemäßen« die Fähigkeit, bestimmte Kulturelemente zu entwickeln, — oder was sonst? Im letzteren Fall kämen wir mit dem Begriff der »Vitalrasse« in das uferlose Gebiet der subjektiven Wertungen. Und dies Gebiet scheint mir nun Dr. Ploetz überall da zu betreten, wo er Zusammenhänge zwischen Rasse und Gesellschaft statuiert. Gewiß; wenn man annimmt, es bestehen nebeneinander bestimmte Rassen in irgendeinem

rein empirisch durch Merkmale bestimmbaren Sinn, und wenn man dann den Begriff »Gesellschaft«, der ja rein konventionell ist, ersetzt durch: gesellschaftliche Beziehungen und gesellschaftliche Institutionen, dann kann man sagen: die gesellschaftlichen Institutionen in ihrer Eigenart sind gewissermaßen die Spielregeln, bei deren faktischer Geltung für die Auslese bestimmte menschliche Erbqualitäten die Chancen haben, zu »gewinnen«: aufzusteigen, oder, was damit ja nicht identisch ist, sondern teilweise nach ganz anderen Gesetzen verläuft: — sich fortzupflanzen. Daß hier Unterschiede der Chancen bestehen, das ist nicht nur heute so, das wäre auch nicht anders in einem etwaigen, wie immer gearteten, sozialistischen Zukunftsstaat: — es werden in diesem sozialistischen Zukunftsstaat andere Erbqualitäten sein, welche zu Macht, Glück, Fortpflanzung und Züchtung gelangen, als in unserer heutigen Gesellschaft; irgendwelche werden es aber auch dort mehr sein als andere. Man mag die Gesellschaft einrichten, wie man will, die Auslese steht nicht still und wir können nur die Frage stellen: welche Erbqualitäten sind es, die unter der Gesellschaftsordnung X oder Y jene Chancen bieten. Das scheint mir eine rein empirische Fragestellung, die akzeptabel ist für uns. Und ebenso die umgekehrte: welche Erbqualitäten sind die Voraussetzung dafür, daß eine Gesellschaftsordnung bestimmter Art möglich ist oder wird? Auch das läßt sich sinnvoll fragen und auf die existierenden Menschenrassen anwenden. Nimmt man aber diese Formulierungen, so sieht man sofort, daß dafür mit einem Begriff von Rasse, so wie Herr Dr. Ploetz ihn formuliert hat — wie ich wenigstens vorläufig glaube: ich überzeuge mich gerne des Gegenteils — nichts anzufangen ist. Denn sein Rassebegriff scheint mir ein bei weitem nicht hinlänglich differenzierter Begriff, und, m. H., das wird bestätigt, wenn wir uns fragen, was denn bisher eigentlich für die exakte soziologische Forschung herausgesprungen ist bei der Verwendung dieses speziellen Rassebegriffs. Meine Herren, es sind äußerst geistreiche und interessante Theorien herausgekommen. Die Zeitschrift, die Herr Dr. Ploetz leitet, ist geradezu ein Arsenal von unermeßlichen, zum Teil mit einer beneidenswerten Fülle von Geist aufgestellten Hypothesen über die züchterische Wirkung aller möglichen Institutionen und Vorgänge, und niemand kann dankbarer für diese Anregungen sein, als ich. Aber daß es heutzutage auch nur eine einzige Tatsache gibt, die für die Soziologie relevant wäre, auch nur eine exakte konkrete Tatsache, die eine bestimmte Gattung von soziologischen Vorgängen wirklich einleuchtend und endgültig, exakt und einwandfrei zurückführte auf angeborene und vererbliche Qualitäten, welche eine Rasse besitzt und eine andere definitiv — wohlgemerkt: definitiv! — nicht, das bestreite ich mit aller Bestimmtheit und werde ich so lange bestreiten, bis mir diese eine Tatsache genau bezeichnet ist.

Es ist beispielsweise nicht, — wie oft geglaubt wird, — richtig, daß die gegenseitige soziale Lage der Weißen und Neger in Nordamerika heute einwandsfrei auf Rassenqualitäten zurückgeführt werden könnte. Es ist möglich und für mich subjektiv im höchsten Grade

wahrscheinlich, daß dabei auch, vielleicht stark, solche Erbqualitäten im Spiele sind. In welchem Maße und vor allem, in welchem Sinne aber, steht nicht fest. Meine Herren, man hat ja z. B. behauptet, und behauptet noch und auch in der Zeitschrift des Herrn Dr. Ploetz ist es von sehr angesehenen Herren behauptet worden, der Gegensatz zwischen Weißen und Negern dort beruhe auf »Rasseninstinkten«. Ich bitte mir diese Instinkte und ihre Inhalte nachzuweisen. Sie sollen sich unter anderem darin offenbaren, daß die Weißen die Neger »nicht riechen« können. Ich kann mich auf meine eigene Nase berufen; ich habe bei engster Berührung gar nichts Derartiges wahrgenommen. Ich habe den Eindruck gehabt, daß der Neger, wenn er ungewaschen ist, genau so riecht wie der Weiße, und umgekehrt. Ich berufe mich aber ferner darauf, daß man in den Südstaaten täglich das Schauspiel erleben kann, daß eine Lady auf dem Wagen sitzt und die Zügel in der Hand hält, dicht angeschmiegt aber an sie, Schulter an Schulter, der Neger, und daß ihre Nase offenbar darunter nicht leidet. Der Negergeruch ist, soviel ich bisher sehe, eine Erfindung der Nordstaaten, um ihre neuerliche Abschwenkung von den Negern zu erklären. Wenn wir, m. H., etwa die Möglichkeit hätten, Menschen heute bei der Geburt schwarz zu imprägnieren, so würden auch diese Menschen in der Gesellschaft von Weißen stets in einer etwas prekären, eigentümlichen Lage sein. Irgendein Beweis dafür aber, daß die spezifische Art der dortigen Rassenbeziehungen auf angeborenen und vererbten Instinkten beruht, ist bisher nicht zuverlässig erbracht, obwohl ich jeden Augenblick zugeben will, daß der Beweis vielleicht einmal erbracht werden könnte. Aber vorerst fällt auf, daß diese »Instinkte« verschiedenen Rassen gegenüber ganz verschieden funktionieren, und zwar aus Gründen, die durchaus nichts mit Rassenerhaltungs-Erfordernissen zu tun haben. Wenn Neger und Indianer von den Weißen drüben so verschieden bewertet werden, so wird der Grund für die Indianer von den Weißen stets dahin formuliert: »They did'n't submit to slavery«: Sie waren keine Sklaven. Daß sie keine Sklaven waren, hat nun allerdings insofern in ihren spezifischen Qualitäten seinen Grund, als sie das Maß von Arbeit, welches der Plantagen-Kapitalismus verlangte, nicht aushielten — zweifelhaft, ob rein wegen erblicher Eigenheiten, oder auch ihren Traditionen zufolge — und die Neger es leisteten. Aber dieser Umstand bildet doch wohl weder bewußt noch unbewußt die Basis eines spezifisch verschieden reagierenden »Instinkts« der Weißen. Vielmehr: Es ist die alte feudale Verachtung der Arbeit, also ein soziales Moment, das hier mitspielt, wobei ich ohne weiteres Herrn Dr. Ploetz zugebe ...

(Dr. Ploetz (unterbrechend): Nicht in den Nordstaaten! Dort spielt das Moment der Verachtung der Arbeit nicht diese Rolle.)

Professor Max Weber (fortfahrend): Das ist erstens für die Gegenwart nicht mehr unbedingt richtig. Und erst die Gegenwart kennt in den Nordstaaten die Negerverachtung, und zweitens: Wenn Sie die Stellung der Schwarzen innerhalb der Gewerkvereine verfolgen, so bemerken Sie, daß sie zunehmend als blacklegs, als anspruchs-

lose, aus Traditionsgründen anspruchslose, Arbeitswillige verachtet und gefürchtet sind, und endlich kann man leicht sich überzeugen, daß der bürgerliche Amerikaner von heute, wie jeder andere, seinen Darwin, seinen Nietzsche, unter Umständen seinen Dr. Ploetz gelesen hat und sich daraus entnommen hat: ein Mann — ich spreche das ohne den leisesten Anflug von Spott — ein Mann, der ein Aristokrat im modernen Sinne des Wortes sein will, muß irgend etwas haben, was er verachtet, und wir Amerikaner wollen Aristokraten im europäischen Sinne sein. Es handelt sich da einfach um einen Europäisierungsprozeß, der in Amerika zufällig diese Nebenerscheinung zeitigt.

Nun, meine verehrten Herren, damit noch zu ganz wenigen Schlußbemerkungen!

Die »Gesellschaft« hat Herr Dr. Ploetz als ein Lebewesen bezeichnet, mit der bekannten, auch von ihm sehr eindringlich vorgetragenen Begründung ihrer Verwandtschaft mit Zellenstaaten und Aehnlichem. Es kann sein, daß für die Zwecke des Herrn Dr. Ploetz dabei etwas Fruchtbares herausspringt ,— das weiß er natürlich selbst am besten — für die soziologische Betrachtung springt niemals durch die Vereinigung mehrerer präziserer Begriffe zu einem unbestimmten Begriffe etwas Brauchbares heraus. Und so liegt es hier. Wir haben die Möglichkeit, rationales Handeln der einzelnen menschlichen Individuen geistig nacherlebend zu verstehen. Wenn wir eine menschliche Vergesellschaftung, welcher Art immer, nur nach der Art begreifen wollten, wie man eine Tiervergesellschaftung untersucht, so würden wir auf Erkenntnismittel verzichten, die wir nun einmal beim Menschen haben und bei den Tiergesellschaften nicht. Dies und nichts anderes ist der Grund dafür, weshalb wir für unsere Zwecke im allgemeinen keinen Nutzen darin erblicken, diese ganz fraglos vorhandene Analogie zwischen Bienenstaat und irgendwelcher menschlichen, staatlichen Gesellschaft zur Grundlage irgendwelcher Betrachtungen zu machen.

Schließlich, meine Herren, hat Herr Dr. Ploetz gesagt, die Gesellschaftslehre ist ein Teil der Rassenbiologie.

(Dr. Ploetz: Die Gesellschaftsbiologie, nicht die Gesellschaftslehre überhaupt!)

Prof. Max Weber: Ja, dann gestehe ich, liegt es vielleicht an mir, dann ist mir nicht ganz klar, wodurch sich Gesellschaftsbiologie von Rassenbiologie unterscheiden soll, es sei denn, daß eben die Beziehungen zwischen gesellschaftlichen Institutionen und Auslese bestimmter Qualitäten in der Art, wie ich das vorhin ausgeführt habe, der Gegenstand gesellschaftsbiologischer Forschung sein soll.

Ich möchte nur eine allgemeine Bemerkung daran knüpfen. Es scheint mir nicht nützlich, Gebiete und Provinzen des Wissens a priori, ehe dies Wissen da ist, abzustecken und zu sagen: Das gehört zu unserer Wissenschaft und das nicht. Man hat dadurch nur die allerunfruchtbarsten Streitigkeiten vermehrt. Wir könnten natürlich sagen, daß, weil sich schließlich alle gesellschaftlichen Vorgänge auf der Erde abspielen und der Planet Erde ein Teil des Sonnensystems ist, alles, was sich abspielt, eigentlich Objekt der Astronomie sein müßte und

nur zufällig, deswegen, weil es keinen Zweck hat, Vorgänge auf der Erde mit dem Teleskop zu beobachten, mit anderen Hilfsmitteln behandelt werde. Aber kommt dabei nun etwas heraus? Ich möchte ganz ebenso bezweifeln, daß deshalb, weil unzweifelhaft Vorgänge, mit denen sich die Biologie befaßt, die Auslesevorgänge, berührt werden durch gesellschaftliche Institutionen und in sehr vielen Fällen auch wieder gesellschaftliche Institutionen in ihrer Ausprägung von Erbqualitäten der Rassen, daß deshalb es Sinn haben soll, irgendeinen Gegenstand, irgendein Problem, auf der einen Seite als Teil einer erst ad hoc zu konstruierenden Wissenschaft für diese zu konfiszieren. Was wir von den Herren Rassenbiologen erwarten und was — wie ich nicht zweifle, gerade auf Grund des Eindrucks, den ich von den Arbeiten des Herrn Dr. Ploetz und seiner Freunde gewonnen habe, nicht bezweifle — was wir von ihnen sicherlich irgendwann geleistet erhalten werden, das ist der exakte Nachweis ganz bestimmter Einzelzusammenhänge, also der ausschlaggebenden Wichtigkeit ganz konkreter Erbqualitäten für konkrete Einzelerscheinungen des gesellschaftlichen Lebens. Das, meine Herren, fehlt bisher. Das ist kein Vorwurf gegen eine so junge Wissenschaft, es muß aber als Tatsache konstatiert werden, und es dient vielleicht dazu, die utopistische Begeisterung, mit der ein solches neues Gebiet in Angriff genommen wird, nicht dahin ausarten zu lassen, daß dieses neue Gebiet die sachlichen Grenzen der eigenen Fragestellungen verkennt. Wir erleben es heute auf allen Gebieten. Wir haben erlebt, daß man geglaubt hat, man könnte die ganze Welt einschließlich z. B. der Kunst und was es sonst gibt, rein ökonomisch erklären. Wir erleben es, daß die modernen Geographen alle Kulturvorkommnisse »vom geographischen Standpunkt« aus behandeln, wobei sie uns nicht etwa, was wir von ihnen wissen möchten, nachweisen, nämlich: Welche spezifischen konkreten Komponenten von Kulturerscheinungen im einzelnen Fall durch klimatische oder ähnliche rein geographische Momente bedingt sind, sondern in ihren »geographischen« Darstellungen etwa registrieren: »die russische Kirche ist intolerant«, und wenn wir sie fragen: Inwiefern gehört diese Feststellung in die Geographie? dann sagen: Rußland ist ein örtlicher Bezirk, die russische Kirche örtlich verbreitet, also Objekt der Geographie. Ich glaube, daß die Einzelwissenschaften ihren Zweck verfehlen, wenn jede von ihnen nicht das Spezifische leistet, was sie und grade nur sie leisten kann und soll, und ich möchte die Hoffnung aussprechen, daß es der biologischen Betrachtung gesellschaftlicher Erscheinungen nicht ähnlich ergehen möchte.

Dortselbst, Erste Diskussionsrede zu E. Troeltschs Vortrag über »Das stoisch-christliche Naturrecht«.

Verehrte Anwesende! Ich möchte einiges sagen zu dem, was Herr Professor Tönnies (als Diskussionsredner) ausgeführt hat. Er hat sich auf dem Gebiet, über das wir sprechen, in immerhin weitgehendem Maße als Anhänger der ökonomischen Geschichtsdeutung,

wie wir statt »materialistische Geschichtsauffassung« sagen wollen, bekannt. Man wird seine Auffassung doch wohl im ganzen dahin resumieren können, mit einem modernen, oft gebrauchten aber innerlich nicht ganz klaren Ausdruck, daß diejenigen religiösen Gegensätzlichkeiten, von denen hier die Rede gewesen ist in dem Vortrag, den wir hörten, »Exponenten« irgendwelcher ökonomischer Gegensätze gewesen seien. Nun, meine Herren, es kann auch nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß die ökonomischen Verhältnisse, wie überall, so auch hier, weit eingreifen, und in seinen bekannten Arbeiten hat mein Kollege und Freund Troeltsch auch in der nachdrücklichsten Weise auf die ökonomischen Beziehungen und Bedingungen der Entwicklung religiöser Spezifika hingewiesen. Aber man darf sich diese Entwicklung nicht so ganz einfach denken. Ich glaube, vielleicht in letzter Linie mit Tönnies vielfach einig zu sein; aber bei dem, was er gesagt hat, lag doch in einigen seiner Bemerkungen ein Versuch, einer allzu gradlinigen Konstruktion.

Professor Dr. Tönnies: Vorläufig!

Professor Dr. Max Weber: Er hat insbesondere, wenn ich ihn recht verstanden habe, die Verwandtschaft der Sekten-Religiosität mit der Stadt betont. Nun, meine Herren, die erste spezifische Sekte, die Mustersekte sozusagen, der alle späteren eigentlichen Sekten in der Struktur entsprechen, die Sekte der Donatisten im Altertum, ist auf rein agrarischem Boden entstanden. Das Charakteristikum dieser Sekte, wie jeder Sekte, trat darin zutage, daß sie sich nicht damit begnügt, daß die christliche Kirche eine Art von Fideikommißstiftung der Gnade sei, gleichgültig, welcher Mensch diese Gnade im Sakrament spendet, gleichgültig also, ob der Priester würdig ist oder nicht: er spendet eben magische Wunderwirkungen, über welche seine Anstalt verfügt, die ganz unabhängig davon sind, welcher Wert ihm als Individuum innewohnt. Hiergegen wendet sich der Donatismus und verlangt, daß der Priester, wenn er als Priester von seiner Gemeinde anerkannt werden soll, auch in seinem Wandel, in seiner Persönlichkeit eine Verkörperung voller religiöser Qualifikation sei. Eine »Sekte« ist — wenn man sie von einer »Kirche« begrifflich scheiden will — eben nicht, wie diese, eine Anstalt, sondern eine Gemeinschaft von religiös Qualifizierten, sie ist die allen zum Heil berufene und nur diese umfassende Gemeinde, die als unsichtbare Kirche, auch in den Gedanken Luthers und Calvins, Augustins, existiert, aber nun hier, bei der Sekte, ins sichtbare übersetzt wird.

Alles, was später an Sekten entstanden ist, knüpft in den entscheidenden Punkten, in dem Verlangen der Reinheit, der ecclesia pura, der Gemeinschaft nur von solchen Gliedern, die nach Art der ihres Wandels und ihrer Lebensformen nicht offensichtlich die Zeichen der göttlichen Verwerfung an sich tragen, daran an — während dagegen die Kirchen ihr Licht scheinen lassen über Gerechte und Ungerechte, nach der calvinistischen und der katholischen so gut wie nach der lutherischen Lehre, denn z. B. auch nach der calvinistischen Lehre mit ihrem Prädestinationsglauben ist es Aufgabe der Kirche, auch die unwiderruf-

lich von Ewigkeit her Verdammten äußerlich unter ihre Fuchtel zu zwingen, — zu Gottes Ruhme. Jene »Sekten«form der Gemeinschaftsbildung aber findet sich, wie gesagt, zum erstenmal außerhalb der Städte.

Nun, wie steht es denn außerhalb des Altertums? Da hat Professor Tönnies die Einfachheit der Zustände des agrarischen Mittelalters verantwortlich gemacht für die Art der Entwicklung des mittelalterlichen Christentums und hat hervorgehoben, daß auf dem Boden der Städte die Kirchenauffassung — ich vereinfache das, was er gesagt hat, wohl mit seiner Zustimmung etwas, ohne es, glaube ich, zu verfälschen — durchlöchert wurde, teils zugunsten eines rein weltlichen oder wenigstens zur reinen Weltlichkeit sich entwickelnden Rationalismus, teils zugunsten des Sektenprinzips. Demgegenüber ist doch festzustellen, daß die Machtstellung des Papstums grade, und keineswegs nur politisch, auf den Städten ruhte. Im Gegensatz zu den Feudalgewalten standen die Städte Italiens zum Papst. Die Zünfte Italiens waren das katholischste, was es überhaupt gegeben hat in der Zeit der großen Kämpfe. Der heilige Thomas und die Bettelorden waren gar nicht möglich auf einem anderen Boden als auf dem der Städte, denn gerade weil sie vom Bettel leben, können sie nicht vom Bauern leben, der den Bettler zur Türe hinausweist.

Professor Dr. Tönnies: Sie revoltierten gegen den Benediktinerorden.

Professor Dr. Max Weber: Gewiß, aber vom Boden der Städte aus. Der hochgespannteste Kirchengedanke sowohl wie der Sektengedanke, alle beiden höchsten Formen der Religiosität, sind erst auf dem Boden der Städte im Mittelalter . . .

Professor Dr. Tönnies (den Redner unterbrechend): Die Franziskaner haben sehr bedeutende Beziehungen zu den Sekten!

Professor Dr. Max Weber: Zweifellos, das ist gar keine Frage; aber die Dominikaner nicht, und ich konstatiere hier ja lediglich, daß überhaupt die volle, auch grade die kirchliche, Christianisierung des Mittelalters erst durchgeführt worden ist, nachdem es Städte gab, und daß sowohl die Form der Kirche und ihres Naturrechts wie die Form der Sekte und des ihrigen ihre Blüte erst auf dem Boden der Städte gefunden haben. Ich würde also nicht zugeben, daß hier eine prinzipielle Unterscheidung zu machen sei. Ich würde das auch für später nicht zugeben. Es ist unendlich oft der Gedanke vertreten worden, daß der Protestantismus eigentlich die Form sei, in der sich die christliche Religiosität der modernen Geldwirtschaft angepaßt habe. Ganz ebenso, wie man sich eingebildet hat, daß die Rezeption des römischen Rechts erst durch moderne geldwirtschaftliche Verhältnisse herbeigeführt worden wäre. Es steht felsenfest demgegenüber, daß ausnahmslos alle spezifisch kapitalistischen Rechtsformen der modernen Zeit mittelalterlichen, zum großen Teil direkt germanischen, Ursprungs und dem römischen Rechte völlig unbekannt sind, und es steht ferner fest, daß die Reformation erstmalig von Gegenden aus in Bewegung gesetzt worden ist, die in ökonomischer

Beziehung hinter Italien, hinter Florenz usw. unendlich weit zurückstanden. Auch alle Sekten, auch die täuferischen Sekten z. B. haben sich grade auf dem Boden z. B. von Friesland und auf agrarischem Boden besonders gut entwickelt. Sie werden ja gleich sehen, wieweit trotzdem wir beide übereinstimmen. Nur das — und das werden Sie vielleicht auch gar nicht bestreiten, was ich dagegen sage — nur das wende ich ja ein: es darf nicht dem nachgegeben werden, der Ansicht, die immerhin indirekt und wohl gegen Ihre Absicht aus Ihren Worten geschlossen werden könnte, als ob man die religiöse Entwicklung als Reflex von irgend etwas anderem, von irgendwelchen ökonomischen Situationen betrachten könnte. Das ist meiner Meinung nach unbedingt nicht der Fall. Will man sich klar machen, wie sich ökonomische und wie sich religiöse Dinge zueinander verhalten, so wird man etwa an folgendes erinnern dürfen.

Wie sich Herr Professor Tönnies erinnern wird, war in Schottland und ebenso auch in Frankreich der Adel — in Schottland ganz, in Frankreich hervorragend — der Führer der calvinistisch-hugenottischen Revolte. Und so ist es überall. Die Kirchenspaltung geht senkrecht und vertikal durch die Ständeschichtung der Zeit des 16. Jahrhunderts hindurch, sie umfaßt Personen von den obersten bis zu den untersten Schichten der Bevölkerung hinab. Aber im weiteren Verlauf der Entwicklung ändert sich das. Es ist ganz gewiß kein Zufall und hat selbstverständlich auch ökonomische Gründe, daß der schottische Adel in den Schoß der Episkopalkirche zurückgekehrt ist, und daß umgekehrt das schottische Bürgertum in die schottische Freikirche ausgemündet ist. Es ist kein Zufall, daß der französische Adel je länger je mehr die Fahne des Hugenottismus verließ, und daß das, was an Hugenottismus in Frankreich weiter verblieb, zunehmend bürgerlichen Charakters war. Aber auch das ist nicht so zu verstehen, daß das Bürgertum, als solches, aus ökonomischen Gründen, aus sich die betreffende Religiosität entwickelt habe. Umgekehrt! Das Bürgertum, das in Schottland geprägt wurde, hat z. B. John Keats als ein Produkt der dortigen Kirchenmänner bezeichnet. Und für Frankreich hat z. B. Voltaire das Richtige recht gut gewußt. Kurzum, auch hierin wäre es gänzlich irrig — und nur dagegen wende ich mich —, wollte man eine einseitig ökonomische Deutung geben, auch nur in dem Sinne, daß das Oekonomische Hauptursache sei, oder gar: daß es sich nur um Reflexe des Oekonomischen oder derartiges handle.

Nun möchte ich zu dem Vortrag von Professor Troeltsch noch einiges direkt sagen.

Zunächst die verschiedenen Typen, die er uns vorgeführt hat. Von denen muß man sich nun gegenwärtig halten, das versteht sich eigentlich von selbst, daß sie sich gegenseitig in hohem Maße durchdringen. So ist z. B. der Calvinismus eine Kirche, die eigentlich kraft ihrer dogmatischen Unterlagen auf die Dauer keine Kirche bleiben kann. Denn wenn durch ein Dekret Gottes vor Erschaffung der Welt für alle Zukunft der eine Mensch zur Hölle, der andere zum Himmel bestimmt war, so mußte man eigentlich schließlich zu der Frage kommen,

die Calvin selbst ablehnt: Ob man dem Menschen denn nicht es ansehen könne, wozu er bestimmt war, ob er so oder so prädestiniert ist? Und es mußte ferner die Vorstellung erweckt werden: Wozu der Eingriff der Staatsgewalt und kirchlichen Disziplin? Die helfen ja dem Menschen, der zur Hölle verurteilt ist, absolut gar nichts. Gott hat den Menschen vor so und so viel tausend Jahren, gleichviel was er tut und was er ist, dazu bestimmt: Er kommt zur Hölle und wird verdammt, da ist nichts zu machen. Wozu also irgendwelche Apparate, wie sie die Kirche im Gegensatz zur Sekte besitzt, überhaupt in Bewegung setzen! Das ist in der Tat — ich vereinfache die Dinge wieder — vielfach eingetreten und die kolossale Expansion des am Prädestinationsglauben hängenden Baptismus in England, der ein starker Träger der Cromwellschen Bewegung ist, und ebenso der Zustand, daß beispielsweise in Neu-England nur diejenigen die Kirche beherrschen, deren äußerer Wandel wenigstens die Möglichkeit einschließt, daß sie nicht zu den Verworfenen gehören, zeugt davon. Das ging so weit, daß die anderen, die nicht dieses äußere Zeichen an sich tragen, und die man deshalb nicht zum Abendmahl zuließ, weil das zur Unehre Gottes gereicht hätte, auch nicht zur Taufe ihrer Kinder zugelassen werden durften.

Nun spielt ferner — das möchte ich ergänzend hinzufügen — eine wichtige Sonderrolle die griechische Kirche. Sie läßt sich nicht so ganz ohne weiteres einrangieren. Meine Herren, Rußland befand sich vor drei Jahrzehnten, und noch mehr natürlich bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft, staatlich und organisatorisch ungefähr in dem Zustande des Reiches Diokletians, obwohl die Kulturverhältnisse, in vieler Hinsicht auch die ökonomischen Verhältnisse zum Teil wesentlich anders waren. Das russische Christentum war und ist noch heute in seinen spezifischen Typen in hohem Maße antikes Christentum. Wenn man nun eine autoritäre Kirche vor sich sieht, so fragt man sie zunächst darnach ab: Wo ist diejenige Instanz, in der die letzte infallible Gewalt ruht, die also darüber befinden kann, ob jemand zur Kirche gehört oder nicht, ob eine Kirchenlehre dogmatisch korrekt ist oder nicht? und so weiter. Wir wissen, daß das in der katholischen Kirche heute nach langen Kämpfen der Papst allein ist; wir wissen, daß es in der lutherischen Kirche das »Wort«, die Schrift, ist, und diejenigen, die von Amts wegen dazu berufen sind, es auszulegen, und nur diese.

Fragen wir nun die griechische Kirche darnach ab, wer denn bei ihr diese Instanz darstellt, so lautet die offizielle Antwort, wie sie namentlich Chomjakoff schon interpretiert hat: Die in Liebe verbundene Gemeinschaft der Kirche. Und hier zeigt sich, daß, während die calvinistische Kirche mit Sektentum durchsetzt ist, die griechische Kirche in hohem Grade durch einen sehr spezifischen, antiken Mystizismus durchsetzt ist. Es lebt in der orthodoxen Kirche ein spezifisch mystischer, auf dem Boden des Ostens unverlierbarer Glaube, daß Bruderliebe, Nächstenliebe, jene eigentümlichen, uns so blaß anmutenden menschlichen Beziehungen, welche die großen Erlösungsreligionen verklärt haben, einen Weg bilden nicht etwa nur zu irgendwelchen sozialen Effekten — die sind ganz nebensächlich, — sondern

zur Erkenntnis des Weltsinns, zu einer mystischen Beziehung zu Gott. Es ist von Tolstoi bekannt, wie er sich mit diesem mystischen Glauben auseinandergesetzt hat. Wenn Sie aber überhaupt die russische Literatur, grade die ganz große, verstehen wollen, so müssen Sie immer berücksichtigen, daß das einer der Untergründe ist, auf den sich alles aufbaut. Wenn man russische Romane liest, z. B. »Die Brüder Karamasow« von Dostojewski oder »Krieg und Frieden« von Tolstoi oder etwas Aehnliches, so hat man zunächst den Eindruck vollster Sinnlosigkeit des Geschehens, ein sinnloses Durcheinander von Leidenschaften. Dieser Effekt ist absolut nicht zufällig, er rührt auch nicht nur daher, daß diese Romane durchweg für Zeitungen geschrieben wurden und, wie sie angefangen wurden zu schreiben, der Autor noch keine Ahnung hatte, wie sie endigen würden, — denn das war bei Dumas z. B. ebenso der Fall —, sondern es hat seinen Grund in der geheimen Ueberzeugung von der tatsächlichen Sinnlosigkeit dieses politisch, sozial, ethisch, literarisch, künstlerisch, familiär geformten Lebens gegenüber dem Untergrund, der sich darunter ausbreitet, und der in den spezifischsten Gestalten, die die russische Literatur aufweist, verkörpert ist, die aber deshalb für uns so außerordentlich schwer greifbar sind, weil sie auf dem einfachen ganz antik christlichen Gedanken ruhen, daß dasjenige, was Baudelaire die »heilige Prostitution der Seele« nennt: die Liebe zum Nächsten, das heißt zum Beliebigen, gleichviel wer der sei, zum Nächstenbesten also, daß diese amorphe, ungeformte Liebesbeziehung es sei, die den Zugang zu den Pforten des Ewigen, Zeitlosen, Göttlichen verleihe. Die künstlerische Einheit, die wir zu vermissen pflegen an diesen Produktionen der russischen Literatur, das formende Prinzip ihrer größten Werke, liegt sozusagen auf der Reversseite dessen, was man zu lesen bekommt, es liegt in der Gravitation nach den seelischen Antipoden der handelnden Menschen, deren Aktion sich da sichtbar auf der Bühne der Welt abspielt. Und das ist ein Produkt russischer Religiosität. Auf diesem akosmistischen Grundzug aller russischen Religiosität ruht aber auch ein spezifisches N a t u r r e c h t , — jenes, welches Sie in den russischen Sekten und auch bei Tolstoi ausgeprägt finden, und welches freilich d a n e b e n auch durch den Fortbestand des Agrarkommunismus, der die Bauern noch an das göttliche Recht weist für die Regulierung seiner sozialen Interessen, gestützt wird. — Ich kann das jetzt nicht eingehend ausführen. Aber alle Grundideale von Leuten wie Wl. Solowjew gehen auf jene Basis zurück. Auf ihr ruht namentlich auch Solowjews spezifischer Kirchenbegriff, der — in Tönnies' Sinn — auf »Gemeinschaft«, nicht auf »Gesellschaft« fußt. —

Ich möchte, der Zeit entsprechend kurz, noch auf eins hinweisen. Der Vortrag des Kollegen Troeltsch hat die Gegensätze zwischen Kirche, Sekte, Mystik und ihr Verhältnis zur Welt, zum Naturrecht usw. selbstverständlich konstruktiv behandelt und behandeln müssen. Aber das Berechtigte dieses Verfahrens beruht darin, daß, wenn man einen Sektierer über diejenigen Gedankengänge, die ihn zum Sektierer machen, fragt, er l e t z t l i c h in das ausmünden wird — wie un-

klar er es auch ausdrücke — was wir heute vom Kollegen Troeltsch erfahren haben, und wenn man ein Mitglied der katholischen Kirche letzthin fragt, warum er Mitglied dieser Kirche ist und kein Sektierer, er dann ebenfalls letztlich auf diese Gedanken geführt wird. Und Sie können den Beweis mit Händen greifen, Sie können ihn greifen, wenn Sie finden, daß der Freiherr v. Hertling seinen Glaubensgenossen versichert: Ob die Bibel so oder so hergestellt ist, was mit ihr historisch passiert ist, ist gleichgültig, denn die Kirche als göttliche Fideikommißstiftung sagt uns, daß das, was in der Bibel steht, gleichviel, wer es geschrieben hat und wie es hergegangen ist, göttliche Norm ist, göttliche Wahrheit ist. Hätten wir die Kirche nicht, die Bibel der Protestanten hülfe uns gar nichts. Da, in ihrer letzten Konsequenz, entsprechen sich offensichtlich diese Auffassung von der Kirche und die, die uns vorgetragen ist, und deshalb habe ich hier einigen möglichen Einwänden gegen den Vortrag, daß nämlich diese Gedankengänge nicht in jedem Anhänger in Kirche oder Sekte bewußt leben, vorgreifen zu sollen geglaubt.

Ich will schließlich nur noch auf eins hinweisen. Wenn man die naturrechtliche Lehre vom Standpunkt der Kirche, der Sekte usw. so analysiert wie Troeltsch, so ist natürlich nicht gesagt, daß nun diese Lehre nicht vielleicht praktische Folgen für das Verhalten gezeitigt hätte, die uns ihrerseits als gänzlich heterogen gegenüber dem eignen Inhalt dieser kirchlichen Lehre erschienen. Das Prinzip der Irrationalität und Wertdiskongruenz zwischen Ursache und Wirkung besteht soweit, daß eine Lehre wie die des sektiererischen Protestantismus, des Calvinismus, Pietismus, die es am eifrigsten verdammt, wenn man sich Schätze auf Erden sammelt, vermöge der psychologischen Motive, welche diese Lehre in Bewegung setzte, dazu führte, daß grade diese selben Leute diejenigen waren, die mit zu den großen Trägern der modernen kapitalistischen Entwicklung gehört haben, — weil noch schärfer als das Aufsammeln von Schätzen auf Erden der Verbrauch für den eigenen Genuß verdammt wurde und folglich nichts anderes als eine immer neue Verwertung dieser Schätze für kapitalistische Zwecke hervorgerufen wurde und weil die Notwendigkeit asketischer Bewährung in der Welt das Berufsmenschentum züchtete, auf dem der Kapitalismus ruht.

So aber steht es oft. Wenn z. B. Troeltsch hervorgehoben hat, daß nur die Kirche eine Form sei, welche universell, universalistisch ihrer Idee nach, als Volkskirche, als Volkschristentum denkbar sei, so ist dem natürlich aus der Praxis entgegenzuhalten, daß das, nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ gemessen, religiöseste Land bis an die Schwelle dieses Jahrhunderts Amerika war, welches eine Staatskirche längst nicht mehr kennt und in dem auch das Christentum weit vorwiegend die Form der Sekten angenommen hatte; wenn ich nicht irre, so waren es Mitte der neunziger Jahre ungefähr nur 5 % der amerikanischen Bevölkerung, die offiziell keiner Religionsgemeinschaft angehörten. Und die Zugehörigkeit zu einer Religionsgesellschaft kostet in Amerika unglaublich viel mehr als bei uns,

sie kostet auch den Unbemittelten etwas, sie kostet auch die deutschen Arbeiter, die von Deutschland nach Amerika auswandern und die ich gelegentlich z. B. in der Umgegend von Buffalo kennenlernte, bei 1800 Mk. Einnahmen jährlich ungefähr 100 Mark an kirchlichen Steuern, ganz abgesehen von den Kollekten und ähnlichem. Suchen Sie einen deutschen Arbeiter, der so viel für irgendeine kirchliche Gemeinschaft, sie sei was sie wolle, bezahlen würde. Gerade, weil der religiöse Typus dort faktisch der Sektentypus ist, ist die Religion dort Volkssache, und weil dieser Sektentypus nicht universal, sondern exklusiv ist, und weil exklusiv, seinen Anhängern innerlich und äußerlich ganz bestimmte Vorzüge bietet, darum ist dort die Stätte des Universalismus der effektiven Zugehörigkeit zu religiösen Gemeinschaften, und nicht bei dem Namenschristentum in Deutschland, wo ein Teil der Begüterten alle Steuern für die Kirche — dafür, daß »dem Volke die Religion erhalten wird« — bezahlt und im übrigen froh ist, wenn er seinerseits nichts mit der Sache zu tun hat, und nur deshalb nicht austritt, weil das unangenehme Konsequenzen hat für das Avancement und für alle möglichen sonstigen gesellschaftlichen Chancen.

Zweite Diskussionsrede zu demselben Thema.

Ich wollte nur noch einige Worte zu dem sagen, was Simmel[1]) ausgeführt hat. Die Frage nach dem eigentlichen Sinn der christlichen Religiosität steht ja heute nicht zur Diskussion. Trotz alledem sind wir gewiß glücklich gewesen, diese Ausführungen gemacht zu bekommen. Da sie teilweise gegen mich gerichtet gewesen sind, so erlaube ich mir, darauf in Kürze zu antworten.

Die These, daß nach dem metaphysischen Sinn des Christentums nichts sich zwischen die Seele und ihren Gott zu schieben habe, vollständig zugegeben, so liegen die Dinge doch so, daß für die empirischen Verhältnisse, mit denen es die Soziologie zu tun hat, davon auszugehen ist, daß jede religiös gläubige Seele, daß die Mehrzahl auch der religiös noch so hochgestimmten Seelen im Urchristentum und in allen Zeiten religiöser Erregung das Bedürfnis empfinden mußten, dessen, daß sie auch wirklich ihrem Gott gegenübergestanden hatten und nicht etwas anderem, in irgendeiner Weise auch in ihrem Alltag sicher zu bleiben, die »certitudo salutis« zu haben. Diese Sicherheit nun kann auf verschiedene Weise gewonnen werden. Es ist zunächst noch keine soziologische, sondern eine rein psychologische Frage, die damit berührt wird, aber eine solche, die soziologisch interessierende Konsequenzen hat. — Die beiden extremsten Gegenpole, die es da gibt, sind auf der einen Seite jene die Formung der Welt ablehnenden Religiositäten, wie wir sie auch in der modernen Zeit erleben, die in denjenigen geistigen Bewegungen, von denen ich früher sprach, noch forterhalten sind und sicherlich auch gewissen Teilen des Urchristentums eigentümlich gewesen sind: eine Art »akos-

[1]) Als Diskussionsredner.

mistischer« Menschenliebe — das ist die eine Möglichkeit, — und auf der andern ihr extremstes Gegenbild: die calvinistische Religiosität, die in der ad majorem dei gloriam zu gewinnenden »Bewährung« innerhalb der gegebenen und geordneten Welt die Sicherheit fühlt, Gottes Kind zu sein. Auf der einen Seite die völlige amorphe Formlosigkeit des Liebes-Akosmismus, auf der anderen Seite jenes eigentümliche und für die Geschichte der Sozialpolitik praktisch äußerst wichtige Verhalten, daß der einzelne sich hineingestellt fühlt in die sozialen Gemeinschaften zu dem Zwecke, darin zum Heile seiner Seele »Gottes Ruhm« zu verwirklichen. Diese letztere Eigentümlichkeit des Calvinismus bedingt dem Sinne nach die gesamte innere Gestaltung der sozialen Gebilde, die wir auf diesem Boden entstehen sehen. Immer steckt in diesen Gebilden ein eigentümliches Moment der Gesellschaftsbildung auf egozentrischer Grundlage; immer ist es der einzelne, der s i c h sucht, indem er der Gesamtheit, heiße diese wie immer, dient: immer ist es — um die Gegensätze zu gebrauchen, die in einem der Grundbücher unserer modernen sozial-philosophischen Betrachtungsweise, in Ferdinand Tönnies' Werk über »Gemeinschaft und Gesellschaft« gebraucht worden sind — immer ist die auf diesem Boden erwachsende menschliche Beziehungsweise eine »Gesellschaft«, eine »Vergesellschaftung«, ein Produkt der das »Menschliche« abstreifenden »Zivilisation«, Tausch, Markt, sachlicher Zweckverband, statt persönlicher Verbrüderung, immer ist dagegen jenes andere, jener Liebesakosmismus »Gemeinschaft« auf rein menschlicher Grundlage der »Brüderlichkeit«. Der Kommunismus des Urchristentums und seine Derivate haben empirisch die allerverschiedensten Motive, Motive, die aber immer — so im Urchristentum — an die alte Tradition der naturgewachsenen Brüderschaftsverhältnisse anknüpften, in denen die Gemeinschaft von Speise und Trank familienartige Gemeinschaft begründete, wie ja auch das Zinsverbot für Christen noch in der Zeit von Clemens von Alexandrien mit dem alten Satz motiviert wird, daß man unter Brüdern nicht feilscht, unter Brüdern kein Herrenrecht gebraucht — und Zins ist Herrenrecht —, unter Brüdern seinen Vorteil nicht übt, sondern Brüderlichkeit übt. Alles also, was Simmel sagt, für den S i n n der religiösen Attitüde zugegeben, so muß vom Standpunkt der Soziologie doch stets die psychologische Frage gestellt werden, und sie ist auch in der Realität von allen Seiten, auch den extremsten und deshalb vom religiösen Standpunkt aus vielleicht höchsten Formen der Mystik gestellt worden: wie, durch welches Medium wird der einzelne seiner Beziehung zum Ewigen g e w i ß?

Professor S i m m e l: Ratio!

M a x W e b e r: Das ist vollständig richtig, gewiß, es ist unzweifelhaft lediglich ein Erkenntnisgrund, nicht ein Realgrund der Seligkeit.

Dortselbst, Diskussionsrede zu dem Vortrag von A. Voigt über »Wirtschaft und Recht«.

Es ist außerordentlich schwierig, auf Grund lediglich dieses Vortrags, den wir soeben gehört haben, zu diskutieren. Ich bin überzeugt, daß ein wesentlicher Teil der Gesichtspunkte, die auch für die Auseinandersetzung mit Herrn Kollegen Voigt maßgebend sein werden, erst deutlich werden wird, wenn Herr Dr. Kantorowicz seinen Vortrag, der sich mit Sozialwissenschaft und Rechtswissenschaft befaßt, gehalten haben wird. Denn gerade die Frage des Objekts der Wirtschaftswissenschaft, die im Vordergrund der Erörterungen des Herrn Kollegen Voigt stand, ist ja eine Frage, die nicht getrennt werden kann von derjenigen, die Herr Dr. Kantorowicz behandeln wird. Ich möchte deshalb jetzt unter Vorbehalt, eventuell heute Nachmittag weiter darauf zurückzukommen, nachdem vielleicht Herr Professor Voigt noch einmal sich geäußert haben wird, einige Bemerkungen machen.

Meine Herren, Herr Professor Voigt hat das Entscheidende für die Abgrenzung des Begriffs der W i r t s c h a f t mit vollem Rechte in der Relation zwischen Mittel und Bedürfnis gefunden. Wie unmöglich es ist, von einem anderen Standpunkt auszugehen, hat er schlagend nachgewiesen. Wie unmöglich das ist, zeigt sich — ich wiederhole das, obwohl er es schon gesagt hat — insbesondere, wenn man die bisherigen Versuche, es zu tun, durchmustert, und es ist namentlich das in vieler Hinsicht glänzende Werk von Stammler geradezu ein klassischer Beweis dafür, daß es nicht angeht, lediglich zu sagen: Veranstaltung zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse als solcher ist Wirtschaft. Aber, meine verehrten Anwesenden, es ist mir nun doch nicht sicher, ob, und zwar selbst nach der eigenen Ansicht des Herrn Professor Voigt, die Formulierung, die er, wenigstens vorläufig, vielleicht gar nicht seinen endgültigen Ansichten entsprechend, hier an die Spitze der Erörterung gestellt hat, erschöpfend ist. Die Tatsache der Knappheit der Mittel für die Befriedigung von Bedürfnissen allein scheint mir noch ganz heterogene, nicht mit den gleichen methodischen Mitteln zu bewältigende Tatbestände in sich zu schließen. Es ist beispielsweise, von dieser Tatsache ausgehend, von einem Gelehrten, der bisher vornehmlich auf methodologischem Gebiet gearbeitet hat, von meinem Kollegen G o t t l , die Ansicht ausgesprochen worden, daß z. B. auch die Disposition des Individuums über die Zeit — denn die Zeit ist ja d a s schlechthin knappe Gut, s o f e r n sie als »Gut« behandelt wird —, daß auch die Disposition über die Zeit eines Menschen, die Frage, wie sich der einzelne z. B. zu der Frage stellt: Soll ich jetzt spazieren gehen oder mich auf das Kanapee legen oder soll ich irgend etwas tun, was im gewöhnlichen Sinne des Alltagslebens in das Gebiet der Berufserfüllung fällt — daß auch diese Frage, eben weil es sich um die Relation handelt: Zwischen etwas, was knapp ist; der Zeit, und den Bedürfnissen, die, wenigstens potentiell, unendlich sind — ich sage, daß auch diese Frage unter

die Wirtschaftswissenschaft gehöre. Ich vermute, daß doch auch Professor Voigt de facto mit einem wesentlich engeren Begriff von Wirtschaft operiert.

Er hat auch, das möchte ich gleich zugeben, die Andeutung gemacht, daß dies bei ihm der Fall sei. Nicht unbedingt anerkennen könnte ich dagegen, daß in seinen bisherigen Ausführungen bereits ganz klar zum Ausdruck gekommen wäre, wo er nun die Grenze zieht, für die ihrem Wesen nach eben doch nicht dergestalt universalistisch auszugestaltende Arbeit unserer Wissenschaft. Denn ich stehe allerdings auf dem Standpunkt, daß das, was wir als Nationalökonomen betreiben und jemals betreiben können, niemals etwas aussagen wird über die Dinge, die ich eben berührt habe, und zahlreiche ähnliche.

Auf der anderen Seite hat er aber ein sehr positives, meines Erachtens weder notwendiges noch unbedenkliches Element in den Begriff der Wirtschaft als solcher hineingetragen, insofern nämlich, als er von der möglichst b e s t e n Befriedigung der Bedürfnisse mit gegebenen Mitteln gesprochen hat. Das involviert ohne allen Zweifel die Aufstellung von Werturteilen und könnte eine Maxime etwa für die wirtschaftliche Politik irgendeines Staates, irgendeines Vereines, irgendeiner Privatperson über die ihr zur Verfügung stehenden Mittel sein. Aber es ist eben deshalb kein wertfreies, neutrales Merkmal für das, was der faktische Ablauf der Wirtschaft, wie wir sie auch definieren, ist. Mir scheint, daß wenn man — und es handelt sich da vielleicht um einen bloßen Wortstreit zwischen Herrn Professor Voigt und mir — anknüpfen will an die Beziehung zwischen Mittel und Bedürfnis und darauf die Abgrenzung der Wirtschaftswissenschaft gründet — und daß das in letzter Instanz irgendwie geschehen muß, darüber bin ich mit Herrn Prof. Voigt einig —, daß man dann nur dies sagen kann: die Wirtschaftswissenschaft untersucht, welche F o l g e n der Umstand hat, daß faktisch vorhandene Bedürfnisse und faktisch vorhandene und als solche bekannte Mittel zu ihrer Deckung in einem w a n d e l b a r e n V e r h ä l t n i s zueinander stehen.

Meine Herren, man hat doch geradezu gesagt, die Wirtschaftsgeschichte der Vergangenheit sei zu einem großen Teil Geschichte der menschlichen U n wirtschaftlichkeit, und das ließe sich wohl vertreten. Auch dies Verhalten aber gehört in die wertfreie Wirtschaftswissenschaft, insbesondere die Wirtschafts g e s c h i c h t e.

Nun aber, meine Herren, komme ich auf meine früheren Ausführungen nochmals zurück. Man kann auch bei der von ihm gegebenen Formulierung unser Arbeitsgebiet in einem solchen Maße ausdehnen, welches schließlich — ich bin überzeugt, auch da doch letztlich mit Herrn Prof. Voigt übereinzustimmen — zur Absurdität führen könnte. Die Frage z. B., ob das adäquatere, das zweckmäßigere, das richtigere Mittel für die Befriedigung eines religiösen Bedürfnisses — wir wollen dabei ganz von allen transzendenten Dingen absehen und annehmen, daß diese religiösen Bedürfnisse lediglich darin bestehen, eine gewisse innere Befriedigung des Gefühls, eine Beseitigung einer Unbalanciertheit der inneren seelischen Situation herbeizuführen — also: Ob dieser

Zustand »ökonomischer« herbeigeführt wird durch Kontemplation oder durch Bewährung im Beruf oder durch irgendwelche asketische Mittel usw. —, alles Dinge, denen sich der Mensch ja auch nicht schrankenlos, der Zeit und dem Maße nach, hingeben kann, die also auch unter den Begriff der Knappheit in indirektem Sinn gebracht werden können, — dies ist eine Frage, deren Beantwortung durch den einzelnen die Wirtschaftswissenschaft in der Art, wie wir sie treiben, unzweifelhaft nicht untersucht, weil ihre methodischen Mittel hier nichts Wertvolles zur Erkenntnis beitragen würden. Und wir werden uns deshalb, glaube ich, damit abfinden müssen, daß die Abgrenzung unserer Disziplin in der Tat nicht rein nach dem allgemeinen Schema: Relation zwischen Bedürfnissen und Mitteln, erfolgen kann, daß sie in der Tat in gewissem Sinn Sache der Zweckmäßigkeit und der Konvention, vor allem aber: der methodischen Mittel zur Lösung der Aufgabe ist.

Wir werden eben meines Erachtens ganz allgemein davon auszugehen haben, daß Wissenschaften und das, womit sie sich beschäftigen, dadurch entstehen, daß Probleme bestimmter Art auftauchen und spezifische Mittel ihrer Erledigung postulieren. Die »Wirtschaft« ist dann etwas, das unter dem Gesichtspunkt bestimmter Probleme aus der Mannigfaltigkeit des Geschehens ausgelesen wird. Es ist kein Zufall, daß die Antike trotz hoch entwickeltem Kapitalismus — denn dieser Name ist gerade, wenn man den Kapitalismus rein ökonomisch faßt und alles andere ausscheidet, gerade dann ist er auf sie in höchstem Maße anwendbar — es war, sage ich, kein Zufall, daß die Antike keine Wirtschaftswissenschaft in unserem Sinne kennt, höchstens allererste Ansätze dazu. Es ist kein Zufall, daß auch das Mittelalter sie nicht kannte, sondern nur Ansätze dazu hatte, und zwar wesentlich auf ethischem Gebiete. Entstanden ist die Wirtschaftswissenschaft im modernen Sinn aus einer ganz bestimmten Situation. Zunächst: eine ganz bestimmte Art von Unübersichtlichkeit und Unübersehbarkeit der wirtschaftlichen Zusammenhänge, das ist die allgemeine Voraussetzung und sie wieder ist die Konsequenz gewisser allgemeiner Situationen. Ganz bestimmte Funktionen des Geldes und Phänomene des Geldwesens — um es direkter auszudrücken und damit vielleicht etwas zu eng — ließen bestimmte Probleme in den Vordergrund des Gesichtskreises des Menschen rücken, und anschließend daran entwickelten sich dann weitere Probleme, die wir heute als »wirtschaftlich« behandeln. Diese Probleme sind schlechthin nicht zu trennen von dem Tausch von Gütern, seien diese Güter menschliche Leistungen, seien sie sachliche Güter, — obwohl — das hat mir an dem Vortrag des Herrn Prof. Voigt außerordentlich eingeleuchtet — es völlig richtig ist, daß der Gegenstand sich keineswegs auf den entgeltlichen Tausch beschränkt. Es ist nun die Frage, ob nicht — und darüber wäre vielleicht zu diskutieren — eine Abgrenzung des Objekts unserer Disziplin dahin möglich wäre, daß wir sagten: die Wirtschaftswissenschaft befaßt sich innerhalb des weiten Problemkreises, der nach der Definition des Herrn

Prof. Voigt ihr zur Verfügung stehen würde: Analyse der Folgen der wandelbaren Beziehung zwischen Mittel und Bedürfnis, mit einem engeren Kreis von Objekten: sie betrachtet nur diejenigen Mittel, seien sie nun menschliche Leistungen, gleichviel welcher Art, gleichviel, ob Dienstbotenleistungen, ob künstlerische, sexuelle Leistungen oder irgend andere, oder seien sie Sachgüter gleichviel welcher Art, sie befaßt sich, sage ich, mit solchen Objekten, welche denkbarerweise Gegenstand eines Tausches werden können. Eine andere Art der Abgrenzung desjenigen Objekts, mit dem wir uns unter dem Namen »Wirtschaft« empirisch tatsächlich befassen, fehlt, und ich rufe zu Zeugen nur einfach auf, was wir bisher an nationalökonomischen Lehrbüchern und Handelsbüchern besitzen. Ich glaube, dieser Versuch der Abgrenzung, dessen Formulierung mir für jede andere natürlich feil wäre, kommt den Tatsachen unserer Wissenschaftspraxis relativ am nächsten. Daß diese Wirtschaftswissenschaft in diesem Umkreise spezifischer Mittel fähig ist, erklärt sich aus dem Umstand, daß es eben nicht gleichgültig ist für die objektiven Möglichkeiten sozialer Beziehungen, ob ein bestimmtes Objekt oder ein bestimmtes menschliches Sichverhalten Gegenstand eines Tausches zwischen mehreren sein kann, wohlgemerkt, nicht empirisch, ist, sondern denkbarerweise sein kann.

Und nun einige Worte über die Beziehungen zwischen Wirtschaft und Recht. Gerade derjenige Teil der Diskussion, der sich hierauf zu erstrecken hat, kann meines Erachtens allerdings endgültig erst erledigt werden, wenn wir die verschiedenen Möglichkeiten übersehen, den Begriff des Rechts zu formulieren, wie sie aus der Analyse des Begriffs der Rechtswissenschaft und ihrer Beziehungen zur soziologischen Rechtslehre folgen, und wie sie also erst der Vortrag von Herrn Dr. Kantorowicz bringen kann — wenn dieser Vortrag alle diejenigen Themata behandelt, von denen ich glaube, daß er sie nach seiner Fixierung behandeln müßte — ich sage, erst dann werden wir gerade darüber endgültig diskutieren können. Ich möchte deshalb jetzt nur das sagen:

Herr Professor Voigt hat mit vollem Recht gegen die Stammlersche Behandlung dieses Problems Widerspruch erhoben. Ich bin ja früher bereits diesem in vieler Hinsicht glänzenden Werk äußerst scharf im Interesse unserer Disziplin entgegengetreten, und zwar deshalb, weil meines Erachtens der Begriff der »Form«, den Stammler zur Kennzeichnung der Rolle, welche das Recht gegenüber der Wirtschaft spielt, geschaffen hat, ein ganz unklarer und unbrauchbarer ist. In voller Uebereinstimmung mit den Ausführungen von Prof. Voigt, aber noch etwas weitergehend als er, möchte ich demgegenüber in Anknüpfung an die noch heute jedenfalls nicht einfach überwundenen, sondern in vieler Hinsicht noch heute maßgebenden Jugendarbeiten von Böhm-Bawerk »Ueber Rechte und Verhältnisse als Teile der wirtschaftlichen Güterordnung« daran erinnern, daß für den Mann der Wirtschaftswissenschaft die Tatsache des »Bestehens« eines bestimmten »Rechtssatzes«, die Tatsache also, daß z. B. ein bestimmter

Paragraph des Bürgerlichen Gesetzbuchs, wenn ich es aufschlage, darin gedruckt zu finden ist, daß diese Tatsache für den Mann der Wirtschaftswissenschaft nichts weiter bedeutet, als dies: daß dadurch eine Chance geschaffen ist, daß bestimmte Interessen des einen oder des anderen wirtschaftenden Subjekts einen besonders nachdrücklichen, besonders selten versagenden Schutz genießen. Daß also, wenn ein bestimmtes Objekt, an dessen Besitz ich, weil es knapp und also ein wirtschaftliches Gut ist, an dessen ausschließlichem Besitz ich ein Interesse habe, daß dieses Objekt mir nicht nur durch die Tatsache, daß ich es augenblicklich mit meinen Gliedmaßen ergreifen kann, gesichert ist, auch nicht nur dadurch, daß ich darauf rechnen kann, daß ich Leute habe, die in freundschaftlichen, verwandtschaftlichen Beziehungen stehen und mich unterstützen könnten, wenn jemand es mir entreißen wollte, sondern daß da Leute mit Pickelhauben sind, die eventuell für mich in Bewegung gesetzt werden — wahrscheinlich, nicht immer, denn jene Chance kann sich ja aus den verschiedensten Gründen vielleicht schließlich doch nicht realisieren. Das ist die prinzipielle Situation und darin erschöpft sich die unmittelbare Bedeutung des Bestehens eines Rechtssatzes, wirtschaftlich betrachtet. Schon aus dieser Situation im Zusammenhalt mit einigen anderen ergibt sich nun aber einiges Weitere.

Es ist bekanntlich eine der Grundtheorien der von uns vor einigen Tagen erörterten »ökonomischen Geschichtsauffassung«, daß Aenderungen der Wirtschaft auch Aenderungen des Rechts bedingen. Und, teilweise diese Auffassung umstülpend, geht die Stammlersche Ansicht dahin, daß Aenderung der Wirtschaft mit Aenderung des Rechts identisch sind, daß jede Aenderung der Wirtschaft primär eine Aenderung des Rechtes sei, aus begrifflichen Gründen. Dem ist entgegenzuhalten: Nicht jede noch so erhebliche Aenderung wirtschaftlich relevanter Beziehung ist eine Aenderung der Rechtsordnung, in welchem Sinn man dieses Wort nun auch immer nehmen möge. Es kann, um zunächst einen besonders einfachen Fall zu nehmen, — denn ich verspare mir alles Kompliziertere lieber auf heute Nachmittag —, so könnte jeder einzelne Paragraph des Bürgerlichen Gesetzbuches völlig unverändert, wie wir uns auszudrücken pflegen, »in Geltung bleiben«, nichts daran geändert sein, es können dieselben Zwangsmittel zu seiner Durchführung nach wie vor zur Verfügung gehalten werden, und dennoch könnte die Wirtschaftsordnung sich dergestalt verändert haben, daß kein Mensch behaupten würde, sie sei noch dieselbe wie früher. Meine Herren, es wäre sogar nicht ausgeschlossen, daß bei vollem Bestehenbleiben des Bürgerlichen Gesetzbuches eine sozialistische Gesellschaftsordnung entstehen könnte. Daran besteht nicht der geringste Zweifel, denn das Bürgerliche Gesetzbuch hindert in keiner Weise, daß via facti, sei es der Staat, sei es irgendeine andere Gemeinschaft kauft, was sie will, die Produktionsmittel sich im Wege des durch das Bürgerliche Gesetzbuch selbst privatrechtlich geordneten Kaufs zueignet. Die Frage ist natürlich: ob sie es faktisch kann oder will. Das ist höchst unwahrscheinlich.

Aber nicht das Bürgerliche Gesetzbuch ist es, was sie daran hindert. Und es würde dann, wenn dies geschähe — wir müssen uns einmal auch auf den Boden dieser immerhin doch denkmöglichen Situation stellen — es würden, wenn dies geschähe, allerdings kolossale Massen von Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuchs zwar als Rechtssätze fortbestehen, aber, wie man sich auszudrücken pflegt, »die praktische Bedeutung verloren« haben. Es kann nun einen Begriff der Rechtsordnung geben, der diese Wandlung der praktischen Bedeutung als eine Wandlung der Rechtsordnung erklärt. Das gebe ich ohne weiteres zu. Das wäre aber dann ein soziologischer und kein juristischer Begriff von »Rechtsordnung«. Aber unsere Rechtsordnung in juristischem Sinn des Wortes könnte ungeändert weiter bestehen, ohne im allermindesten dem Bestand, dem Entstehen und dem Fortbestehen einer im strikten Sinne des Wortes sozialistischen Gesellschaftsordnung entgegenzustehen. Daraus ergibt sich nicht etwa, daß Recht und Wirtschaft keinen gegenseitigen Einfluß aufeinander haben — im Gegenteil: ein solcher ist in stärkstem Maße vorhanden — wohl aber: daß keinerlei eindeutige, »funktionelle«, Beziehung zwischen ihnen besteht, sondern ein nach Maß und Art von Fall zu Fall zu untersuchendes gegenseitiges Beeinflussungsverhältnis.

Dortselbst, Diskussionsrede zu dem Vortrag von H. Kantorowicz, »Rechtswissenschaft und Soziologie«.

Da ich mich für den Ausschluß der sogenannten »Werturteile« mit verantwortlich fühle und da gesagt worden ist, es sei während dieser ganzen Tagung über Dinge gesprochen worden, die man nicht ohne Werturteil habe verhandeln können, so erinnere ich daran, daß z. B. gestern ein Theologe hier gesprochen hat über Dinge, die ihn gewiß so innerlich berühren, wie irgend etwas und daß er absolut — ich rufe jeden zum Zeugen dafür an, der zugehört hat — daß er absolut »wertfrei« darüber gesprochen hat, und daß wir gestern in der Lage gewesen sind, darüber wertfrei zu diskutieren, und daß ich es blamabel finden würde, wenn die Gesellschaft sich dazu bekennen würde, daß nur ein Theologe fähig ist, wertfrei zu sprechen, und daß man nur mit einem Theologen wertfrei diskutieren kann. Ich persönlich bin nicht der Meinung, daß das, was nach unserem Statut in der Diskussion ausgeschlossen ist, nur grade die politischen Werturteile sind. Auch der Wert eines Kunstwerkes, auch der Wert einer Rechtsnorm, auch einer Rechtsnorm in der Vergangenheit, steht hier nicht zur Diskussion. Es ist sehr richtig, daß wir hier erörtern werden, welche Wirkung Rechtsnormen z. B. auf die Bauern in diesem oder jenem Stadium gehabt haben. Aber ob diese Wirkung erwünscht gewesen ist, ob das von irgendeinem geschichtsphilosophischen Standpunkt aus erfreulich ist oder nicht, darüber werden wir hier nicht urteilen können, weil das Dinge sind, die mit rein subjektiven praktischen persönlichen Stellungnahmen des einzelnen Forschers zusammen-

hängen und durch die Arbeit, wie wir sie betreiben wollen, nicht zu erledigen sind. Wir behandeln selbstverständlich auch »Werturteile«, die wir vorfinden, soweit diese Lebensäußerungen für unsere Feststellungen Wichtigkeit haben, als Objekt unserer Betrachtung und suchen sie erklärend zu »verstehen«. Und dies »Verstehen« ist selbstredend nicht möglich, wenn wir nicht selbst einer inneren wertenden Stellungnahme zu der Frage, auf welche sich jene »Werturteile« beziehen, fähig sind. Aber wir selbst wollen nicht wertend »Stellung nehmen«, sondern Tatsachen feststellen und erklären, und — das ist die einzige Form von Wertungen, die bei uns eine Stätte haben — logische und methodische Fragen des Wissenschaftsbetriebs erörtern. Wir finden, daß die praktischen, rechtspolitischen Wertungen bereits von anderen Gesellschaften in hinlänglichem Maße besorgt werden, und dasjenige, was uns von ihnen unterscheidet, ist gerade, daß wir von uns verlangen, daß wir darin Zurückhaltung bewahren, uns auf die Darstellung der Tatsachen und deren Erklärung einerseits und auf die logischen Grundlagen unseres wissenschaftlichen Arbeitens andererseits beschränken. Das aber können wir!

Verehrte Anwesende! Im Hintergrund des Vortrags des Herrn Dr. Kantorowicz stand — und darauf möchte ich noch einmal in voller Uebereinstimmung mit ihm den Finger legen — die Konstatierung, die ich, wie ich schon bei anderen Gelegenheiten getan habe, so zusammenfassen möchte: daß wir einen bestimmten Rechtssatz, z. B. einen Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuchs in zwei ganz verschiedenen Weisen ansehen können, richtiger: daß er dann auch etwas ganz verschiedenes ist, je nach der Fragestellung, mit der wir an ihn herantreten. Wir können einmal nach dem »Sinn« dieses Rechtssatzes fragen, d. h., ausgehend davon, daß eine generelle und hypothetisch gefaßte Norm vorhanden ist, fragen: findet sie auf die Fälle X, Y, Z ihrem Sinne nach Anwendung, dergestalt nämlich, daß ein Richter, wenn er »richtig« entscheiden will, so und so entscheiden müßte? Das ist eine dogmatische und keine Tatsachenfrage, keine soziologische Frage, in keinem Sinne dieses Wortes, sondern eine reine Rechtsfrage. Dagegen können wir nun diesen selben Rechtssatz soziologisch ansehen; sofort verändert er nicht nur seinen Sinn, er ist überhaupt etwas ganz anderes. Was »ist« der Rechtssatz soziologisch? Er bedeutet, daß eine gewisse faktische Wahrscheinlichkeit besteht, eine »Chance«, daß, wenn jene Tatbestände X, Y, Z, von denen ich vorhin sprach, vorliegen — daß dann faktische Konsequenzen bestimmter Art eintreten, ein faktischer Zwang in bestimmter Richtung ausgeübt werden wird zugunsten desjenigen, der in einer bestimmten Weise sich an bestimmte staatlich eingesetzte Instanzen — die »Gerichte« — wendet, das Geld dafür, was das kostet, zu bezahlen in der Lage und geneigt ist, sich auf die sonstigen Weiterungen, die damit verknüpft sind, einzulassen. Diese Chance: daß also hinter den betreffenden ökonomischen oder sonstigen Interessen, angesichts der durchschnittlich üblichen »Interpretation« eines in einem

Gesetzbuch enthaltenen gedruckten Satzes, der Schutz der Staatsgewalt faktisch stehen wird, diese Chance ist eine, dem Prinzip nach, ebenso nach ihrer »Wahrscheinlichkeit« berechenbare Möglichkeit, — im Prinzip, nicht de facto —, wie irgendein möglicher Vorgang der toten oder lebenden Natur. Die Behauptung der Rechtsdogmatik, daß ein Rechtssatz bestimmten Inhalts »gelte«, bedeutet in der Sprache der Soziologie nur: daß eine gewisse Wahrscheinlichkeit besteht, daß gewisse faktische Umstände ein bestimmtes Zwangseingreifen des Staats herbeiführen. Es ist gar keine Rede davon, daß etwa auf dem Gebiete des Soziologischen das Rechnen durch das »Werten« ersetzt werden könnte, wie wohl einmal gesagt wurde. Ich kann einfach nicht verstehen, was das heißen soll. Im Gegenteil: Wir haben ja gerade von den Naturwissenschaften gelernt, und werden hoffentlich noch mehr lernen, die Art, mit denen sie Fakta eben rein als Fakta zu behandeln pflegt. Auf diesem Gebiete liegen die Unterschiede der empirischen Wissenschaften nicht.

Ob nun im einzelnen Fall sich diese Rechtssätze faktisch in einem Urteil, welches, wenn wir auf den Sinn des Rechtssatzes sehen, — also eine ganz andere Frage als die soziologische stellen — »richtig« ist, realisieren, — nun, das hängt von einer Unmasse soziologischer Umstände und ganz konkreter Dinge ab. Gewiß auch davon unter Umständen, ob der Richter etwa einen sehr starken Frühschoppen hinter sich hat. Es hängt von der Art der Vorerziehung des Juristen ab, es hängt von tausend konkreten Verhältnissen ab, die, ob sozialer oder nicht sozialer Natur, jedenfalls reine Faktizitäten sind. Das »Gelten« eines Rechtssatzes im soziologischen Sinn ist ein empirisches Wahrscheinlichkeitsexempel über Fakta, das Gelten im juristischen Sinn ist ein logisches Soll, und das sind zwei ganz verschiedene Dinge, und was ich hier an einem Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuchs, etwas undeutlich vielleicht, demonstriert habe, dessen Tragweite wird vielleicht klarer, wenn ich ein anderes Beispiel wähle. Ich habe dasselbe allerdings schon anderweit gebraucht. Sie gestatten aber, da es doch schwerlich gelesen worden ist, daß ich es erneut vorbringe. Wenn wir folgende Satzreihe betrachten: »Die Vereinigten Staaten haben gegenüber ihren Einzelstaaten das Recht, Handelsverträge abzuschließen« — erster Satz —; zweiter Satz: »demgemäß haben die Vereinigten Staaten einen Handelsvertrag mit Mexiko abgeschlossen«; dritter Satz: »dieser Handelsvertrag entspricht nicht den Interessen der Vereinigten Staaten«; vierter Satz: »denn die Zahlungsbilanz der Vereinigten Staaten ist ungünstig davon beeinflußt worden«; »die Interessen der Vereinigten Staaten hätten vielmehr nach der und der Richtung gelegen«; »die Verfassung der Vereinigten Staaten ist daran schuld, daß etwas derartiges zustande kommen konnte«; »die Stimmung der Vereinigten Staaten ist demgemäß die und die« usw. — so werden Sie, wenn Sie diese einzelnen Sätze nebeneinander nehmen und Sie sich fragen, was ist in jedem Fall unter dem Begriff der »Vereinigten Staaten« gedacht: — so werden Sie, sage ich, zu dem Resultat kommen: jedesmal etwas anderes, niemals aber der

Rechtsbegriff Vereinigte Staaten. Der Rechtsbegriff Vereinigte Staaten nämlich ist ein Komplex von Rechtsnormen, die von der Jurisprudenz auf ihren Sinn hin zu interpretieren sind, während die »Vereinigten Staaten« in dem Sinne, in dem wir in der Wirtschaftswissenschaft, in der Soziologie, in der Politik, überhaupt außerhalb der Rechtswissenschaft, damit zu tun haben, ein ins praktisch Unendliche gehender Komplex von Parlamentariern allen möglichen Charakters, von Präsident und Bureaukratie, Militär, von Kohlengruben und Goldgruben und Hochöfen und Eisen, was da produziert ist oder was da produziert werden könnte, von Arbeitern, und ich weiß nicht was alles, sind, in jedem einzelnen der erwähnten Fälle vielleicht etwas anderes und jedenfalls in fast jedem unter anderen Gesichtspunkten zu einem Begriff zusammengeschlossen. Der Rechtsbegriff Vereinigte Staaten aber hat nun vor diesem soziologischen Begriff Vereinigte Staaten die ungeheure Ueberlegenheit des im Prinzip logisch klaren Gehaltes voraus, und deshalb orientieren sich die soziologischen Begriffe und die Kollektivbegriffe anderer Disziplinen regelmäßig an eben jenem Rechtsbegriffe, obwohl das juristische Begriffssystem »Vereinigte Staaten« ein rein ideales Gedankengebilde ist, etwas, was als solches keine empirische Realität im Leben hat, sondern eben etwas — wie man zu sagen pflegt — »Geltendes« ist. Etwas »Seiendes«, empirisch Seiendes, ist es nur, insofern es von Juristen seinem geltenden Sinn entsprechend gedacht zu werden pflegt, mehr oder minder genau also entsprechend der idealen juristischen Denknorm, — aber nicht weil es als ideale Norm gilt, sondern: weil eine gewisse Chance besteht, daß Menschen, insbesondere Richter, in einer bestimmten, ihm entsprechenden Art handeln.

Also: die dogmatische Betrachtung, d. h. die Betrachtung des Sinnes von Verfassungs- und Staatsrechtsnormen und die Betrachtung eines rechtlich geordneten Gemeinwesens, für welches sie, dogmatisch betrachtet, »gelten« wollen, sind zwei ganz verschiedene Dinge.

Nun fragt es sich eben: wie ist es logisch möglich, daß trotzdem eine Bedeutsamkeit soziologischer Feststellungen für rechtliche Erwägungen eintreten kann? Herr Dr. Kantorowicz hat angeführt: erstens die notwendige Lückenhaftigkeit des Gesetzessystems im logischen Sinn. Es sei logisch kein geschlossenes System. Zugegeben! Folgt daraus nun aber allein schon: daß eine so ganz heterogene Betrachtungsweise, wie die soziologische, das zu ersetzen geeignet wäre? Das wird er gewiß nicht sagen wollen, sondern er wird nur sagen wollen, daß aus der Kenntnis der faktischen Struktur der Gesellschaft oder z. B. jener von mir zitierten Gemeinwesen, welche man der Kürze halber mit jenem an sich ganz heterogenen juristischen Ausdruck bezeichnet, daß daraus unter Umständen der allein mögliche, weil allein sinnvolle Zweck von Rechtsnormen zu entnehmen sei. Er selbst hat als klassisches Beispiel für das, was er für logisch richtig hält, jene Formulierung des Schweizer Gesetzbuchs angeführt, wo-

nach der Richter den einzelnen Fall so entscheiden soll, wie er, wenn er Gesetzgeber wäre, die gesetzliche Norm dafür fixieren würde. Meine Herren, das ist ja ersichtlich gar kein soziologischer, sondern ein strikt Kantscher Grundsatz, beinahe wörtlich aus der »Kritik der praktischen Vernunft« zu entnehmen. (Zuruf:) Ich sage nur, er w ä r e daraus abzuleiten, nicht: er sei faktisch daraus entnommen worden (Dr. Kantorowicz: Man muß aber soziologische Erwägungen anstellen, um dem Postulat zu genügen). Gewiß, darin sind wir vollständig einig, ich habe nur feststellen wollen, daß das, was ich hier sage, auch der Sinn Ihrer Ausführungen gewesen ist, woran ich von Anfang an nicht gezweifelt habe.

Nun, meine Herren, welche Folgen die Anerkennung dieses Grundsatzes etwa haben könnte für unsere Rechtsprechung, das ist wiederum eine soziologisch sehr schwer zu beantwortende Frage. Verschieden ist die Art der Position des Richters in England von der des Richters bei uns, und das würde keineswegs praktisch gleichgültig sein für die Konsequenzen, die entständen, wenn man dem deutschen, sozial ganz anders gestellten Richter diese, mindestens s c h e i n b a r und nach seiner subjektiven Vorstellung, sehr große Gewalt in die Hand legen würde. Diese Frage würde uns jedoch ins Rechtspolitische führen, und das schließen wir ja aus. Aber, was die Tatsachen anlangt, ist daran zu erinnern, daß ja die Lückenhaftigkeit des Gesetzes schon heute keineswegs der einzige Fall der von der Gesetzgebung selbst herbeigeführten Judikatur praeter, ja selbst contra legem ist. Denn wenn es richtig ist, daß es zwei Arten von Rechtsfindung geben kann, »formale Justiz« und »Kadijustiz«, und wenn Jhering von der formalen Justiz gesagt hat: die Form sei die Feindin der Willkür, die Zwillingsschwester der Freiheit — ob mit Recht haben wir hier nicht zu erörtern, — so ist daran zu erinnern, daß faktisch die Institution des Geschworenengerichts bei uns die Türe öffnet, durch welche die Kadijustiz praeter und auch contra legem eintritt. Unzählige Male erkennen die Geschworenen auf Totschlag, weil sie nicht den Mut haben, die Konsequenz auf sich zu nehmen, daß derjenige, der nur auf Indizienbeweise hin des Mordes schuldig befunden werden kann, nun zum Tod verurteilt wird. So und so oft mal erkennen die Geschworenen einen Mann der Vergewaltigung eines Mädchens für unschuldig, weil dieses Mädchen vorher geschlechtlichen Verkehr gehabt hat. Beide Male gegen die Gesetze. Die Geschworenen sind aber nicht verpflichtet, Gründe anzugeben; es gibt keine Instanz, die das rektifizieren könnte; trotz allem Recht und trotzdem das Recht selbstverständlich die Geschworenen dem Sinne nach binden will, entziehen sie sich ihm de facto. Und auf dem Gebiete der Strafjustiz, meine Herren, besteht deshalb schon, in noch weiterem Sinn, als der Vortrag verlangte, Freirechtlertum, aber freilich: in einem ganz anderen Sinn, als sicherlich derjenige ist, den Herr Dr. Kantorowicz gemeint hat: durch persönliche Empfindungen, durch Geschlechterinteressen und endlich durch Klassenkonflikte bedingte Judikatur.

Und nun komme ich noch mit einigen Bemerkungen kurz auch meinerseits auf die Rechtsgeschichte zu sprechen. — Herr Kollege

Heck und anschließend auch Herr Kollege Gothein haben zwar auch die andere Seite hervorgehoben, aber im wesentlichen ist nur davon gesprochen worden, welche Dienste die Soziologie der Rechtsgeschichte zu leisten habe, und daß die Rechtsgeschichte soziologisch zu betreiben sei, d. h., daß sie die Faktizitäten des Rechtslebens, die Art, wie praktisch das Recht lebendig war, und nicht das, was sich da aus irgendwelchen Rechtsnormen der Vergangenheit an Recht konstruieren läßt, zu ihrem Objekt zu machen habe. Ich möchte nun doch das eine dazu sagen: Die entscheidende Frage, was denn eigentlich rechtsgeschichtlich relevant ist, was also Objekt der Rechtsgeschichte wird, dies kann allerdings doch nur von systematischen Erwägungen aus entschieden werden. Und weiter: Es kann auch die rechtsgeschichtliche Forschung nur in der Weise betrieben werden, sie wird faktisch nur in der Weise betrieben, daß, wenn ich hier eine »Rechtsquelle« vor mir habe, ich meine: eine Erkenntnisquelle von Recht — einerlei, ob Gesetzbuch, Weistum, Urteil, Privaturkunde oder was sonst — ich mir notwendigerweise zuerst rechts d o g m a t i s c h ein Bild davon mache: die G e l t u n g welches Rechtssatzes setzt das l o g i s c h voraus, indem ich mich also möglichst in die Seele eines Richters der damaligen Zeit zurückversetze: wie würde ein Richter der damaligen Zeit s i n n g e m ä ß in einem konkreten Fall zu entscheiden haben, der ihm vorgelegt wäre, wenn dieser Rechtssatz, den ich da dogmatisch mir konstruiere, von ihm als Grundlage seiner Entscheidung angenommen worden wäre. Sobald man sich den wirklichen Vorgang der rechtshistorischen Forschung ansieht, kann das nicht bestritten werden, auf den ersten Blick werden Sie es vielleicht nicht glauben. Dann erst, auf Grund dieser dogmatischen Erwägungen, werde ich überhaupt fähig, zu bemerken, daß — wie es oft genug geschah — in den und den Fällen das faktisch lebendige Rechtsbewußtsein n i c h t so funktionierte, nicht gemäß dem ideal konstruierbaren Sinn, den ich gewonnen hatte. Und dann erst eröffnet sich mir überhaupt das Auge dafür: w i e das lebendige, d. h. das faktisch in realem Zwang sich äußernde, Recht der betreffenden Zeit de facto ausgesehen hat: vielleicht, ja wahrscheinlich, äußerst widerspruchsvoll und von Gericht zu Gericht verschieden. Mit anderen Worten: Als heuristisches Prinzip ist eine rechtsdogmatische Konstruktion auch für das Recht der Vergangenheit, auch für die Rechtsgeschichte, nicht zu entbehren. Darum würde ich es für unberechtigt halten, etwa den Unterschied zu machen: das Recht, das nicht mehr gilt, nur als Faktum und nicht als »Norm« zu betrachten, und das Recht, das noch gilt, nicht als Faktum sondern als Norm. Beides kann sowohl auf seinen Sinn hin untersucht werden . . . (Zuruf: Vom Richter.) — Nein, nicht nur vom Richter. Auch ich kann mich wissenschaftlich darein versenken und jede Rechtsdogmatik tut es. Und ebenso kann ich mich in die Frage versenken: welchen Inhalt eigentlich, juristisch konstruiert, irgendeine der vielen merkwürdigen Bestimmungen des englischen Rechts der Vergangenheit wohl haben könnte, wenn man sie mit den Mitteln der Logik in ihre juristischen

Konsequenzen triebe. Das sind Fragen, die nicht notwendig uninteressant und die vor allem heuristisch fruchtbar sind.

Wie gesagt, ist eine rechts d o g m a t i s c h e Konstruktion und Analyse auch das Prinzip der Auslese des für die Rechtsgeschichte wissenschaftlich R e l e v a n t e n. Und, meine Herren, das gilt nun auch — da wir einmal in dieser Diskussion über »Werturteile« begriffen sind — das gilt nun auch ebenso für die Beziehung der W e r t e zu den Problemstellungen, womit wir uns hier in der soziologischen Gesellschaft wissenschaftlich zu befassen haben. Denn die Frage, ob ein bestimmtes Faktum Gegenstand unserer Diskussionen werden soll, ob es also wissenschaftlich »interessant« geworden ist, ist letztlich identisch mit der Frage: ob es Bedeutung für K u l t u r w e r t e hat. Aber wenn wir als Männer der empirischen Wissenschaft uns mit einem »interessanten« Faktum befassen, dann liegt diese Frage: w a r u m es interessant i s t, hinter uns, denn nunmehr ist es unsere Aufgabe, lediglich und allein die Tatsachen festzustellen und sonst nichts. Und auch die Parteien, die sich über deren Wert oder Unwert streiten, haben ein Interesse daran, daß jemand da ist, der sagt: Ich sage dir nicht, du hast recht oder du hast unrecht, das kann ich dir mit den Mitteln der empirischen Wissenschaft nicht sagen, sondern ich kann dir nur sagen: das s i n d die Tatsachen — vielleicht kennt er sie gar nicht —, das sind die Bedingungen, das sind die Folgen davon, daß es so ist, also: wenn das geschähe, was du willst, dann würden die und die Mittel und die und die Nebenfolgen mit in den Kauf genommen werden müssen. Das sind Fragen, die nach dem Schema: auf X folgt Y entschieden werden können. Alle anderen Fragen aber, die nach diesem Schema n i c h t entschieden werden können, liegen nicht auf unserem Gebiete. Ob man auch die Entscheidung über solche anderen Fragen eine wissenschaftliche n e n n e n will oder nicht, das ist uns hier gleichgültig; jedenfalls gehört sie nicht vor das Forum einer reinen Tatsachenwissenschaft, die wir hier betreiben wollen. Das hätte nie bestritten werden dürfen, und daran wollen wir festhalten.

Schließlich — und damit greife ich zurück auf die Debatte von heute Vormittag und auf gewisse Einwendungen, die gegen das, was ich gegen Herrn Kollegen Voigt gesagt habe, vorgebracht wurden. Das sog. wirtschaftliche Prinzip spielt eine der Rechtsdogmatik ähnliche Rolle auf dem Gebiet der Nationalökonomie. Das wirtschaftliche Prinzip — was besagt es? Es formuliert seine Urteile folgendermaßen: W e n n jemand seine gesamten jetzigen und künftigen Bedürfnisse mit der Allwissenheit eines Gottes kennte und gegeneinander abzuwägen in der Lage wäre, auf der einen Seite, — und w e n n er mit der Allwissenheit eines Gottes auch die vorhandenen Vorräte und die notwendigen Arbeitsaufwendungen zur Deckung dieser Bedürfnisse an Gütern — potentielle und aktuelle: die sich ihrerseits ja auch darnach richten, welche Bedürfnisse so und so viel a n d e r e Menschen haben, die auch diese Güter haben möchten — wenn er das alles wüßte, — w i e w ü r d e e r d a n n, unter dem Prinzip der Deckung möglichst vieler seiner Bedürfnisse mit den vorhandenen

Mitteln verfahren? Meine Herren, Sie sehen, daß nie in der Realität, niemals in der Wirklichkeit, ein Mensch sich in dieser Lage befindet: das gibt es einfach nicht. Ein derartiger nicht nur absolut rein rational handelnder, sondern zugleich auch allwissender Mensch existiert nicht. Dennoch, meine Herren, ist uns dieses theoretisch fingierte Handeln, ein reines Gedankengebilde, heuristisch wertvoll zu einer Analyse des wirklichen Handelns. Denn es läßt sich erfahrungsgemäß zeigen, daß das wirkliche Handeln gewisse Annäherungstendenzen an ein solches rein rationales Handeln zeigt, und zwar Annäherungstendenzen ganz besonders in einer Zeit des ökonomischen Rationalismus, wie der unsrigen. Wir wären gar nicht in der Lage, das wirkliche Handeln der Menschen auf wirtschaftlichem Gebiet zu analysieren, wenn wir nicht vorher ein streng rationales Handeln von Menschen — wie es in der Wirklichkeit niemals, auch auf dem Gebiet der Börse nicht, besteht: davon haben wir heute morgen bei dem Kapitel über die Panik gehört — wenn wir nicht ein solches streng rationales Handeln uns vorher vorgestellt hätten. Aehnliches gibt es nun nicht nur auf dem Gebiete der Nationalökonomie. Man kann den österreichischen Feldzug und Moltkes Verhalten nicht begreifen, auch rein historisch nicht, wenn man sich nicht, unbewußt, konstruiert: w e n n Moltke allwissend gewesen wäre und also gewußt hätte: die Verteilung des österreichischen Heeres, die Chance, so und so schnell da und dahin zu kommen, ganz genau, wenn er allwissend gewesen wäre in bezug auf a l l e Umstände, die überhaupt für den Erfolg, für den bezweckten Erfolg, der ja in diesem Fall eindeutig feststand: die Niederwerfung des Gegners, in Betracht kamen — w e n n er das alles gewußt hätte und streng unter diesem einen Gesichtspunkt, ungestört durch Denkfehler und Irrtum, durch die ungenügende Information, durch ich weiß nicht was alles hätte handeln können, w i e h ä t t e er dann handeln müssen? Das ist das heuristische Prinzip, welches wir anlegen, um das wirkliche Handeln Moltkes zu verstehen; denn das wirkliche Handeln Moltkes ist eben soweit rational gewesen, wie es ihm gelang, es rational zu gestalten. Er wollte selbstverständlich gerne unter diesem Prinzip handeln; er konnte es nicht, weil er ein dem Irrtum unterworfener, über die Umstände unvollkommen unterrichteter Mensch war. Aber um sein durch diese irrationalen Momente mitbestimmtes reales Handeln zu verstehen, müssen wir streng rationales Handeln und seinen Erfolg uns vorstellen können, sonst können wir allerdings menschliches Gesellschaftsleben, historische Dinge nur ebenso unvollkommen verstehen wie die Vorgänge in einem Bienenstock. Ganz gewiß können wir die Bienenstocksvorgänge heute bis zu einem sehr weitgehenden Grad beschreiben und analysieren und haben eine weitgehende Kenntnis davon, aber die Behandlung menschlichen sozialen Lebens bringt uns demgegenüber doch einen ungeheuren Vorteil, den wir nicht wegwerfen wollen, da wir mit Hilfe dieser rationalen Konstruktionsmittel prinzipiell weiterkommen können in unserem Denken und Erkennen der ursächlichen Verkettungen, als das auf dem Gebiete der Tierstaaten je gelungen ist und gelingen kann.

Diskussionsreden auf dem zweiten Deutschen Soziologentag in Berlin 1912.

1. Zum Vortrag von P. Barth über »Die Nationalität in ihrer soziologischen Bedeutung«.

Der Herr Vorredner[1]) hat Recht, was heißt eigentlich Nation und Nationalgefühl? Haben wir überhaupt Anlaß, diese Begriffe ausdrücklich als besondere Realitäten zu behandeln? — Das wären die Fragen, die vor allen anderen gestellt werden müssen. Auf die Frage z. B., ob die Juden eine Nation sind, kann man gar nicht einfach mit ja oder nein antworten, denn das erfordert eine sehr schwierige Begriffsbestimmung. Soweit hinter dem offenkundig vieldeutigen Wort überhaupt eine gemeinsame Sache steckt, liegt sie offenbar auf politischem Gebiet. Es ließe sich ein Begriff von Nation wohl nur etwa so definieren: sie ist eine gefühlsmäßige Gemeinschaft, deren adäquater Ausdruck ein eigener Staat wäre, die also normalerweise die Tendenz hat, einen solchen aus sich hervorzutreiben. Die kausalen Komponenten aber, die zur Entstehung eines Nationalgefühls in diesem Sinne führen, können grundverschieden sein. Sehen wir einmal von der Gemeinschaft des religiösen Glaubens ab, die darin noch immer — bei Serben und Kroaten — ihre Rolle nicht ausgespielt hat, so kommen zunächst gemeinsame, rein politische Schicksale in Betracht, durch welche unter Umständen auch sonst heterogene Völker zusammengeschweißt werden können. In solchen Erinnerungen ist der Grund zu suchen, warum der Elsässer sich als nicht der deutschen Nationalität zugehörig empfindet: seine politischen Schicksale sind zu lange in außerdeutschen Zusammenhängen verlaufen. Seine Helden sind Helden der französischen Geschichte. Wenn Ihnen der Kastellan des Kolmarer Museums zeigen will, was ihm von seinen Schätzen besonders teuer ist, so führt er Sie von Grünewalds Altar fort in ein Zimmer mit Trikoloren-, Pompier- und anderen Helmen, und solchen Erinnerungen scheinbar nichtigster Art aus einer Zeit, die ihm ein Heldenzeitalter bedeutet. — Auch eine bestehende staatliche Organisation aber, deren Heldenzeitalter von den Massen nicht mitempfunden wird, kann dennoch rein als solche, trotz größter innerer Gegensätze, der ausschlaggebende Faktor für ein mächtiges Gemeingefühl sein. Der Staat als Garant der Sicherheit wird gewertet und dies zumal in Zeiten der Bedrohung von außen, wo dann ein solches nationales Gemeinschaftsgefühl wenigstens intermittierend aufflackert. So sahen wir, wie in der sog. Nibelungengefahr die scheinbar rücksichtslos auseinanderstrebenden Elemente des österreichischen Staats sich zusammenschlossen, und nicht nur auf die am Staat als solchem interessierten Beamten und Offiziere, sondern auf die Massen der Armee Verlaß war. Besonders kompliziert liegen die Verhältnisse bei einer

[1]) F. Tönnies als Debatteredner.

weiteren Komponente: dem Einfluß der Rasse. Von mystischen Wirkungen der Blutsgemeinschaft im Sinne der Rassenfanatiker sehen wir dabei wohl besser gänzlich ab. Für die soziale Anziehung und Abstoßung sind die Verschiedenheiten des anthropologischen Typus ein, aber ein neben traditionserworbenen Unterschieden nur gleichberechtigtes Moment der Abschließung. Und zwar mit charakteristischen Unterschieden. Jeder Yankee nimmt den zivilisierten Viertels- oder Achtelsindianer als Nationalitätsgenossen an, beansprucht womöglich selbst, Indianerblut zu besitzen. Ganz anders aber verhält er sich den Negern gegenüber, und zwar gerade dann, wenn dieser die gleichen Lebensformen annimmt und damit die gleichen sozialen Prätentionen erhebt. Wie erklärt sich das? Aesthetische Aversion mag mitspielen. Der »Negergeruch« allerdings, von dem so viel gefabelt wird, ist nach meiner Erfahrung nicht zu entdecken, und schwarze Ammen, schwarze Kutscher Schulter an Schulter mit der das Kabriolet lenkenden Dame und vor allem mehrere Millionen Mischlinge sprechen allzu deutlich gegen die angeblich natürliche Abstoßung. Diese ist sozialen Charakters und ich habe nur eine einzige einleuchtende Begründung gehört: die Neger sind Sklaven gewesen, die Indianer nicht. — Von den Kulturelementen, welche die wichtigste positive Grundlage der Bildung von Nationalgefühl darstellen, steht überall in erster Linie die gemeinsame Sprache. Auch sie ist weder ganz unentbehrlich noch allein ausreichend. Man darf behaupten: daß es ein spezifisches Schweizer Nationalgefühl gab trotz des Fehlens der Sprachverschiedenheit. Trotz der Sprachgemeinschaft fehlt es dem Irländer mit dem Engländer. Die Bedeutung der Sprache ist in notwendigem Steigen begriffen, parallel mit der Demokratisierung von Staat, Gesellschaft und Kultur. Denn gerade für die Massen spielt die Sprache schon rein ökonomisch eine entscheidendere Rolle, als für den Besitzenden feudalen oder bürgerlichen Gepräges, der wenigstens in Sprachgebieten gleichartiger Kultur meist die fremde Sprache spricht, während der Kleinbürger und Proletarier im fremden Sprachgebiet ungleich stärker auf den Zusammenhalt mit Gleichsprachlichen angewiesen ist. Und dann vor allem: die Sprache und das heißt: die auf ihr aufgebaute Literatur sind das erste und zunächst einzige Kulturgut, welches den Massen beim Aufstieg zur Teilnahme an der Kultur überhaupt zugänglich wird. Der Kunstgenuß erfordert ein weit größeres Maß von Schulung, und Kunst ist weit aristokratischeren Gepräges, als Literatur gerade in ihren größten Leistungen. Aus diesem Grunde war die Vorstellung so utopisch: Demokratisierung müsse die Sprachenkämpfe mildern, die man in Oesterreich gehabt hat. Die Tatsachen haben sie inzwischen gründlich dementiert. Gemeinsame »Kulturgüter« können also ein einigendes nationales Band abgeben. Auf den objektiven Wert dieser Kulturgüter kommt es dabei aber gar nicht an und deshalb darf man »Nation« nicht als »Kulturgemeinschaft« fassen. Gerade die Zeitungen, in denen sich gewiß nicht immer das Sublimste an literarischer Kultur sammelt, kitten die Massen am stärksten zusammen. Ueber die eigentlich soziologischen Bedingungen der Entstehung einer

einheitlichen Literatursprache und — was etwas anderes ist — einer Literatur in der Volkssprache stecken alle Untersuchungen noch in den Anfängen. Für Frankreich kann auf die Aufsätze meines verehrten Freundes Voßler verwiesen werden. Nur auf einen typischen Träger dieser Entwicklung möchte ich hier hinweisen, weil man an ihn nicht oft denkt: die Frauen. Ihre spezifische Leistung für die Bildung eines an der Sprache orientierten Nationalgefühls liegt hier. Eine erotische Lyrik, die sich an Frauen wendet, kann nicht wohl fremdsprachig sein, weil sie dann von den Adressatinnen unverstanden bliebe. Ganz gewiß nicht die höfische und ritterliche Lyrik allein, auch nicht immer zuerst, aber doch oft und nachhaltig gerade sie hat daher in Frankreich, Italien, Deutschland das Lateinische, in Japan das Chinesische durch die eigene Sprache ersetzt und diese zur Literatursprache sublimiert. Wie dann die Bedeutung der Volkssprache unter dem Einfluß der Erweiterung der Verwaltungsaufgaben von Staat und Kirche, also als Sprache der Behörden und der Predigt stetig fortschreitet, habe ich hier nicht zu schildern. Nur noch ein Wort über die ökonomische Bedingtheit gerade der modernen Sprachenkämpfe. An der Erhaltung und Pflege der Volkssprache sind heute ganz erhebliche pekuniäre und kapitalistische Interessen verankert: solche der Verleger, Herausgeber, Autoren und Mitarbeiter von Büchern und Zeitschriften, vor allem aber von Zeitungen. Seit es einmal polnische und lettische Zeitungen gab, war der von den Regierungen oder herrschenden Schichten anderer Sprachzugehörigkeit geführte Sprachenkampf so gut wie aussichtslos geworden. Denn gegen diese Gewalten ist die Staatsraison machtlos. Und diesen kapitalistischen Erwerbsinteressen tritt ein anderes materielles Interesse von großem Gewicht zur Seite: in der Konkurrenz um die Aemter werfen die Amtsanwärter ihre Doppelsprachigkeit in die Wagschale und suchen für diese ein möglichst breites Pfründengebiet mit Beschlag zu belegen, wie in Oesterreich die Tschechen mit ihrem Ueberschuß von massenhaft gezüchtetem intellektuellem Proletariat. Diese Tendenz ist an sich alt. Die konziliare und zugleich nationalistische Reaktion des ausgehenden Mittelalters gegen den Universalismus des Papsttums — der Name natio findet sich als Rechtsbegriff für eine organisierte Gemeinschaft ja zuerst an den Universitäten und auf den Reformkonzilien — hatten ihren Ursprung in starkem Maße in dem Interesse der Intellektuellen, welche die Pfründen ihres eigenen Landes nicht von Rom her durch Fremde besetzt, sondern für sich reserviert sehen wollten. Nur die Verknüpfung mit der nationalen Sprache als solcher fehlte damals und ist, aus den erwähnten Gründen, spezifisch modern. Alles in allem: wenn man es überhaupt zweckmäßig findet, ein Nationalgefühl als etwas Einheitliches, spezifisch Gesondertes zu unterscheiden, so kann man das nur durch Bezugnahme auf eine Tendenz zum eigenen Staat und man muß sich dann klar sein, daß darunter sehr heterogen geartete und verursachte Gemeinschaftsgefühle zusammengefaßt werden.

2. Zum Vortrag von F. Schmid über »Das Recht der Nationalitäten«.

I. Wenn sich einmal jemand an das große Problem der rechtlichen Gestaltung der Nationalitätenbeziehung machen wollte, so wäre eine der wichtigsten Quellen dafür die Schriften von Dragomanow, und dann die Verhandlungen, die in Rußland während der Revolution geführt worden sind. Die Russen haben, weil die Art ihrer radikal revolutionären Stellung zur bestehenden Regierung ihnen einen archimedischen außerhalb aller bestehenden uns allen selbstverständlichen Ordnungen der Gesellschaft gibt, die Eigentümlichkeit, mit ihrem Intellekt die äußersten gedanklichen Konsequenzen zu erschöpfen. Darum sind hier vielleicht alle Möglichkeiten der Gestaltung des Problems aufgetaucht. Nun zu den Erörterungen von heute Vormittag.

Herrn Dr. Ludo Moritz Hartmann will ich die größere Kompetenz im Tatsächlichen der österreichischen Verhältnisse zugeben. Zu seiner Definition des Begriffs Nation muß ich aber nochmals sagen: Es gibt keinen soziologisch eindeutigen genetischen Begriff von Nation und Nationalität, der an den Begriff »Kultur« anknüpft. Definitionen sind hier konventionell und bleiben im Gebiet des Subjektiven. Die Hartmannsche Definition läßt z. B. die Frage offen, was denn eine »Kulturgemeinschaft« ist. In welchem Sinne — wenn überhaupt — besteht eine solche zwischen der Aristokratie und dem Proletariat eines Landes? Damit beginnt zuerst das Problem: Die Gemeinsamkeit welcher Kulturgüter bietet den stärksten Antrieb dafür, daß die betreffende Gemeinschaft nach einer politischen Organisation strebt? Die Bedeutung der Kunst ist dafür sehr gering. Um so stärker ist der Einfluß der Literatur, wie ich schon ausführte.

2. Hier ist sehr wohl und ausdrücklich von »Blut« gesprochen worden. Ich habe aber ausgeführt, daß mit der unklaren Rassenmystik nichts anzufangen ist. Ich habe die Frage aufgeworfen, inwiefern erbliche Qualitäten gemeinschaftsbildend sind. Wie schwankend die Zuteilung zu einem Volk ist, zeigt sich darin, daß man in Amerika eine Frau als Negerin bezeichnet, die $^1/_{100}$ Negerblut hat, während wir Leute als Deutsche bezeichnen, die kaum einen Tropfen deutsches Blut haben (z. B. Treitschke). Es ist mit Recht hervorgehoben worden, welche Rolle die Religion auf dem Gebiete nationaler Gemeinschaftsbildung spielen kann. Gerade Sektenbildung führt oft zur Inzucht und hat in Indien z. B. neue anthropologische Typen erzeugt. — Der Sinn von »Nation« und »national« ist absolut nicht eindeutig. Wir können ihn nicht finden von der Seite der gemeinsamen Qualität her, welche die Gemeinschaft erzeugt, sondern nur von der Seite des Zieles her, nach dem etwas drängt, was wir unter dem Sammelnamen Nationalität bezeichnen: Dem selbständigen Staatswesen.

Was die Anzweiflungen von Professor Michels gegen die Bedeutung der erotischen Lyrik für die Propaganda der Volkssprache und ihre Entwicklung zur Literatursprache anlangt, so meine ich, daß die

Tatsachen sowohl in Frankreich wie namentlich in Japan und auch Italien doch außerordentlich klar liegen. Petrarca hat eben seine Sonette seiner Laura niemals weder vorgelesen noch zugeschickt, und Goethes römische Elegien sind auf dem Rücken der Vulpius abskandiert. Im übrigen aber können wir an dieser Meinungsverschiedenheit vielleicht einmal praktisch illustrieren, was es mit dem Unterschiede empirischer kausaler Erklärung und wertender Betrachtung, von deren Ausschluß aus unsern Debatten heute wieder die Rede war, auf sich hat. Die »Gunst der Frauen« als ein kausales Moment soziologischer Erscheinungen schätzt Professor Michels, wie sich zeigt, niedriger ein als ich. Aber damit ist doch nun nicht gesagt, daß er die Gunst der Frauen im W e r t e niedriger einschätzt, als ich tue. Eine Auseinandersetzung darüber würde ersichtlich nicht an diesen Ort gehören und eine Einigung prinzipiell ausschließen, und so steht es meines Erachtens mit allen Wertdiskussionen überhaupt. Man kann da nur Standpunkte festlegen, aber eine Einigung ist prinzipiell gar nicht das bei Wertdiskussionen erstrebte Ziel. Erwägen Sie, wohin es geführt hätte, wenn wir heute etwa den Wert der Nationalität oder den Wert des nationalen Staates mit in die Diskussion gezogen hätten, wie es der erste Herr Redner immerhin bis zu einem gewissen Grade getan hatte. Wir hätten ein allgemeines Chaos gegenseitiger nationaler Rekriminationen, etwa der Polen gegen die Deutschen und umgekehrt, heraufbeschworen, bei dem eine Förderung sachlicher Erkenntnis auf keine Weise herausgesprungen wäre. Vorläufig haben wir den Statutenparagraph, welcher derartiges verbietet, und solange er besteht, werden wir auf unserem Rechte, seine Durchführung zu verlangen, bestehen.

3. Zum Vortrag von F. Oppenheimer über »Die rassentheoretische Geschichtsphilosophie«.

Die eigentliche Frage im Rassenproblem wäre doch wohl: Sind bestimmte historisch, politisch, kulturell, entwicklungsgeschichtlich r e l e v a n t e Differenzen nachweislich ererbt und vererbbar, und welches sind diese Unterschiede? Diese Frage ist heute auf den meisten Gebieten noch nicht einmal e x a k t z u s t e l l e n, geschweige daß schon an ihre Lösung zu denken wäre. Ich selbst habe mich an ihrer Untersuchung auf einem Felde mitbeteiligt, das der exakten Forschung verhältnismäßig leicht zugänglich erscheint: Wir hatten den Versuch machen wollen, Unterschiede der Verwendbarkeit und Rentabilität von Arbeitern verschiedener ethnischer Herkunft an modernen Maschinen unter anderem auch daraufhin zu untersuchen, inwieweit ihnen etwa Unterschiede ererbter und vererblicher Qualitäten zugrunde liegen könnten. Aber obwohl hier die Differenzen der Leistung meßbar sind, direkt durch geeignete Vorrichtungen an den Maschinen (Stuhluhren z. B.), indirekt durch die Lohnverdienste, und obwohl ferner das Akkordsystem ein ungefähr gleiches Maß von Anspannung der Leistungsfähigkeit zu garantieren wenig-

stens scheinen könnte, mußten wir uns doch überzeugen: Es existieren noch nicht einmal die M i t t e l, die zu einer derartigen Feststellung selbst auf diesem relativ einfachen Beobachtungsfelde dienen könnten. Und da will man schon mit Rassetheorien Geschichtskonstruktion treiben. Wohin das selbst bei geistreichen Schriftstellern führt, ist leicht zu illustrieren. Der Untergang des römischen Reiches ist Gegenstand vieler rassetheoretischen Deutungsversuche geworden, für welche es charakteristisch ist, daß die gerade entgegengesetzten Konstruktionen alle gleich plausibel sind. Man hat ihn durch die Vernichtung der Herrenrasse in den angeblich besonders blutigen Kriegen des späten Römerreiches erklärt; aber in der Kaiserzeit war gerade Italien nahezu völlig vom persönlichen Kriegsdienst befreit. Man hat daher — eine gerade umgekehrte Erklärung! — argumentiert: Durch eben diese Ausschaltung des Römertums sei der Geist der Armee und Verwaltung geändert worden. Septimus Severus hat in der Tat den Römeradel im Offizierskorps der Armee und in der Verwaltung aus politischen Gründen durch barbarische Emporkömmlinge verdrängt. Aber wenn dadurch unassimilierte, kulturlose Barbaren in die höheren Heeresschichten steigen, so tritt offenbar nicht ihrer Rassenangehörigkeit, sondern: ihrer Barbarei wegen eine Aenderung in der Nachfrage nach »Kultur«, eine Veränderung des Kunstgeschmacks ein. Einige der spezifischsten Römerkaiser waren ebenfalls Barbaren der ethnischen Herkunft nach, — nur eben durch Aufnahme in die Kulturtradition der Antike: assimilierte Barbaren. Man sieht, es läßt sich mit Rassentheorien beweisen und widerlegen, was man mag. Es ist ein wissenschaftliches Verbrechen, heute, mit ganz ungeklärten Begriffen, auf dem Gebiete der Antike durch kritiklosen Gebrauch von Rassenhypothesen die freilich viel schwierigere soziologische Analyse umgehen zu wollen, die keineswegs aussichtslos ist, während wir doch wohl die Hellenen und Römer heute nicht mehr darauf untersuchen können, inwieweit etwa ihre Qualitäten auf ererbten Anlagen beruhen oder nicht. Das gelingt selbst den sorgsamsten und mühseligsten Untersuchungen am heute lebenden Objekt, auch wenn wir es ins Laboratorium nehmen und exakt experimentieren, noch nicht. Wie steht es denn eigentlich mit der Rassenreinheit der Herrenschichten der Vergangenheit, von deren Rassenqualitäten die Rassentheoretiker fortgesetzt sprechen? Die legitime Ehe ist eine verhältnismäßig junge Institution zum Schutz der legitimen Frau und d. h. in Wirklichkeit: im Interesse von Monopolen der ökonomischen oder politischen Genossen des Mannes. Die Sippe der Frau will Schutz dagegen, daß durch die ursprünglich überall anerkannte patriarchalische Willkür des Mannes das Kind irgendeiner Sklavin oder eines Nebenweibes in die Rechte des Erben miteingesetzt wird. Sie verlangt als Gegenleistung für die Mitgift, welche sie der Frau mitgibt, daß nun ihrem, dem legitimen Sohne, die Erbfolge garantiert wird. Die Bürgerschaft oder die Markgenossenschaft oder die religiöse Gemeinschaft will nicht, daß »der Sohn der Magd in Israel erbe«. Damit beginnt erst in den Herrenschichten die Inzucht und Bluts-

reinheit. Solange aber der polygame Mann der Herrenschicht sich Weiber kauft, wo und wieviele er will und der Held sein Weib gern durch Raub in der Fremde gewinnt, kann von Rassenreinheit gerade in der Herrenschicht am allerwenigsten die Rede sein. Denn daß die rein erotisch determinierte Auswahl keineswegs nach dieser Richtung wirkt, steht unzweifelhaft fest. Man hat zwar behauptet, die blonde Frau sei von den arischen Helden ursprünglich ebenso bevorzugt worden wie der blonde Held von den Dichtern. Aber die Skalden rühmen gerade umgekehrt die brünette Frau, wohl weil sie im Norden ebenso die größere Seltenheit war wie der blonde Held im Süden. Der Uebergang vom blonden Frauenideal zur Verklärung des schwarzhaarigen Weibes in der französischen Belletristik im 17. Jahrhundert fällt allerdings mit einer gewissen Verbürgerlichung des Romans zusammen. Aber ob dies deshalb mit Rassenverschiebung etwas zu tun hat, ist doch recht fraglich, jedenfalls ist dieses Material höchst unsicher für wissenschaftliche Hypothesen. Ob und welche Beziehungen zwischen Kunst und Rassen bestehen, hat Herr Dr. Oppenheimer, wie schon Herr Professor Driesmanns hervorhob, unerörtert gelassen. Die weitgehende Gleichheit primitiver Ornamentik spricht in der Tat noch nicht unbedingt gegen die Bedeutung von Rassenunterschieden. Denn da sprechen die typischen, von der Ethnographie jetzt allmählich aufgedeckten Quellen ornamentaler Motive wohl überwältigend mit. Aber was eigentlich künstlerische Leistungen anlangt, so ist z. B. für Europa die Annahme eines paläolithischen und ziemlich nördlich gelegenen Kunstzentrums immerhin eine Tatsache, die wenigstens denkbarerweise auf spezifische Rassenbegabungen der Nordländer hinweisen könnte. Könnte! Denn in mir ist trotz mancher ähnlicher wesentlich plausiblerer Beobachtungen schließlich doch immer wieder der Glaube an einen besonders intimen Zusammenhang von Rasse und Kunst durch sehr gewichtige Umstände erschüttert worden, z. B. auf einem scheinbar so aus dem intimsten Fühlen quellenden Kunstgebiet wie der Musik ist die hellenische Kunst prinzipiell verwandt mit der arabischen, indischen, javanischen, japanischen, ja selbst der chinesischen. Alle die verschiedenen sehr auffälligen Unterschiede scheinen sich teils rational, teils technisch, teils soziologisch erklären zu lassen. Die Tonbildung der spezifischen Instrumente der Hirtenvölker, namentlich des Dudelsacks, spielt dabei z. B. ihre Rolle und viele ähnliche Umstände. Nur im modernen Europa gibt es seit dem Mittelalter ein harmonisches Tonsystem, zu dem sich Vorstufen eigentlich nur in Afrika und der Südsee, nicht aber bei den antiken Völkern finden. In ihren Prinzipien steht die chinesische Musik der hellenischen näher als die deutsche. Zweierlei wäre erforderlich, ehe die Rassetheorien überhaupt diskutabel werden: Die Feststellung unverkennbarer und nie fehlender, exakt psychophysisch zu definierender und zu messender und dabei nachweislich vererblicher Unterschiede in der Art des »Reagierens« auf »Reize« (um es technisch auszudrücken): denn nicht Kulturinhalte unseres Bewußtseins, sondern der psychophysische Apparat ist Objekt der Vererbung.

Und dann das zweite: Der einwandfreie Nachweis, daß und inwieweit diese für spezifische Eigentümlichkeiten und Unterschiede der Kulturentwicklung kausale Bedeutung hatten. Nicht eine einzige Tatsache dieser Art liegt bis jetzt vor. — Ich komme jetzt zu den Vorträgen von Dr. Hartmann und Professor Michels. Hartmann erklärte, daß die Nationalität weder im Altertum noch im Mittelalter staatsbildend aufgetreten sei. Das ist wahr und der Grund liegt in der Eigenart der Staatsstruktur jener Zeiten. Dennoch aber ist im Mittelalter das sprachlich oder ethnisch bedingte Kontrastgefühl nicht gleichgültig gewesen. In den Kreuzzügen trat der Gegensatz zwischen französischer und deutscher Ritterschaft ganz schroff zutage. Und die Schlacht von Bouvines, in der das deutsche Reichsbanner erobert wurde, daneben wohl auch der ungerächte Untergang Konradins, gebaren den Nationalstolz der Franzosen dem Deutschen gegenüber. Der englische Nationalstolz wird im 15. Jahrhundert bereits mit fast all den markanten Eigentümlichkeiten geschildert, die er heute noch hat. Um die gleiche Zeit erwacht er auch in Deutschland und Italien. Aber schon längst vorher hatten die Sprache und die Abstammung ihre gemeinschaftsbildende Rolle gespielt. Der Deutsche Orden nahm nur Deutsche, der böhmische König war Kurfürst nur, wenn er ein Deutscher war usw. Weil aber die Staatsformen andere waren, mußten diese Gegensätze damals im ganzen andere Wirkungen und Wirkungen auf andern Gebieten zeigen als heute. — Hartmann hat ferner von der Naturgrenze zwischen den einzelnen Nationalitäten gesprochen, die im wesentlichen unverrückbar festliege. Das mag für Böhmen zutreffen. Für den deutschen Osten trifft es ganz und gar nicht zu. Das Wunder des Zusammenfallens der ethnischen und botanischen Grenze in Böhmen erklärt sich übrigens wohl einfach durch die Ueberlegenheit der deutschen Siedlungstechnik über die slavische, welche den schwierigen Aufgaben der Rodung der Bergabhänge nicht gewachsen war. Wenn im deutschen Osten eine natürliche geographische, überhaupt eine geschlossene Grenzlinie zwischen den Nationalitäten läge, wenn nicht die unzähligen polnischen und deutschen Enklaven da wären, würde sich die Situation der Nationalitäten dort auf eine weniger komplizierte Formel bringen lassen, als es der Fall ist. — Zu den nebenher noch berührten nordamerikanischen Verhältnissen will ich nur eine Bemerkung machen. Die ungeheure Assimilationsgewalt der Yankees, die übrigens der ungeheuren Einwanderung gegenüber bei dem Rückgang der eigenen Geburtsziffern jetzt wohl ihre Grenze erreicht hat, beruhte nicht auf Rassenqualitäten, sondern auf ihrem Kindererziehungssystem, daß, wie das ganze Leben des genuinen Amerikaners, schon für die jüngsten Schulbuben vom Prinzip der Selbstverwaltung und exklusiver, nur durch Ballotage ergänzter Gemeinschaften und Klubs beherrscht wird; das prägt mit seinem eigentümlichen Zwang zur Selbstbehauptung, den spezifisch amerikanischen Charakter und lehrt die Jungen auch im Leben sich zu behaupten.

Der Sozialismus.

Rede zur allgemeinen Orientierung von österreichischen Offizieren in Wien 1918.

Wenn ich das erstemal die Ehre habe, im Kreise des Offizierskorps der k. u. k. Armee zu sprechen, so werden Sie verstehen, daß das für mich eine etwas verlegene Situation ist. Vor allem deshalb, weil ich die Vorbedingungen: die inneren Verhältnisse des Betriebes der k. u. k. Armee in gar keiner Weise kenne, diejenigen Vorbedingungen, die auch für eine Einflußnahme des Offizierskorps auf die Mannschaft maßgebend sind. Es ist ja selbstverständlich, daß der Offizier in der Reserve und in der Landwehr immer ein Dilettant ist, nicht nur deshalb, weil ihm die wissenschaftliche Kriegsschulvorbildung, sondern auch deshalb, weil ihm die ständige Fühlung mit dem ganzen inneren Nervensystem des Betriebes fehlt. Aber immerhin, wenn man, so wie es bei mir der Fall war, jahrelang immer wieder einige Zeit innerhalb der deutschen Armee in sehr verschiedenen Gebieten Deutschlands war, so glaube ich, so viel Anschauung von der Art der Beziehungen zwischen Offizierskorps, Unteroffizierskorps und Mannschaften zu haben, um wenigstens sehen zu können: diese und jene Art der Einflußnahme ist m ö g l i c h, diese und jene Art ist schwierig oder unmöglich. Davon habe ich selbstverständlich für die k. u. k. Armee auch nicht die geringste Vorstellung. Wenn ich überhaupt irgendeine Vorstellung von den inneren Verhältnissen der k. u. k. Armee habe, so ist es nur die von ganz ungeheuren sachlichen Schwierigkeiten, die für mich schon einfach aus den sprachlichen Verhältnissen folgen. Es ist von Reserveoffizieren der k. u. k. Armee mehrfach versucht worden, mir auseinanderzusetzen, wie es gelingt, ohne wirkliche Kenntnis der Sprache der Mannschaft doch jenen Kontakt mit ihr aufrechtzuerhalten, der eben erforderlich ist, um eine Einflußnahme irgendwelcher Art über das Dienstliche hinaus auszuüben. Ich selbst kann nur aus deutschen Vorstellungen heraus sprechen und möchte mir zunächst erlauben, einige Bemerkungen über die Art, wie diese Einflußnahme bei uns verlaufen ist, vorauszuschicken.

Diese Bemerkungen sind »aus der Froschperspektive« gemacht. D. h.: ich hatte es mir bei zeitweise häufigen Reisen in Deutschland zum Grundsatze gemacht, wenn es sich nicht um sehr lange

Fahrten handelte und wenn ich nicht sehr anstrengende Tätigkeit vor mir hatte, stets dritte Klasse zu fahren, und bin so im Laufe der Zeit mit vielen Hunderten von Leuten, die von der Front kamen oder nach der Front reisten, zusammengekommen, gerade in jener Epoche, wo bei uns das, was man unter Aufklärungsarbeit durch die Offiziere verstand, eingesetzt hat. Da habe ich, ohne daß ich irgendwelchen Anlaß genommen hätte, die Leute auszufragen oder meinerseits zum Sprechen zu bringen, außerordentlich vielfältige Aeußerungen darüber von seiten der Leute gehört. Und zwar handelte es sich da stets um sehr zuverlässige Leute, für welche die Autorität des Offiziers felsenfest stand, nur selten auch um solche, die eine etwas andere Haltung innerlich einnahmen. Die Sache war nun immer die: daß man sehr bald die große Schwierigkeit jeder Aufklärungsarbeit erkennen mußte. Es war namentlich eines: sobald bei den Leuten irgendwie der Verdacht rege wurde, daß es sich um P a r t e i politik handle, die direkt oder indirekt gefördert werden solle, gleichviel, welcher Art sie war, so war bei einem großen Teile von ihnen immer das Mißtrauen da. Sie hatten eben, wenn sie auf Urlaub kamen, Beziehungen zu ihren Parteileuten und es wurde dann natürlich schwierig, ein wirkliches Vertrauensverhältnis zu ihnen aufrecht zu erhalten. Es war ferner die große Schwierigkeit vorhanden: die Leute erkannten zwar die militärische Fachkunde des Offiziers ganz bedingungslos an — das ist mir nie anders vorgekommen, so selbstverständlich auch in Deutschland gelegentlich geschimpft wurde, bald über die Stäbe, bald über sonst etwas, aber die militärische Autorität ist nie grundsätzlich bezweifelt worden; — dagegen stieß man auf das Empfinden: ja, wenn wir von seiten des Offiziers über unsere privaten Lebensverhältnisse und das, was daraus folgt, belehrt werden, so liegt die Tatsache vor, daß das Offizierskorps doch einer anderen ständischen Schicht angehört als wir und daß es dem Offizier beim besten Willen nicht möglich ist, sich in unsere Lage, die wir hinter der Maschine oder hinter dem Pfluge stehen, so vollständig hineinzuversetzen, wie wir selbst das tun. Das kam in einer Anzahl teilweise naiver Aeußerungen immer wieder zum Ausdruck und ich hatte das Gefühl, daß vielleicht durch eine falsch betriebene Art der Aufklärung die Autorität des Offiziers auch auf dem militärischen Gebiete, wo sie ganz unerschüttert steht, leiden könnte, weil die Leute die Autorität auf jenen Gebieten, wo sie beanspruchen, zu Hause zu sein, nicht unbedingt anerkennen. — Nun ein weiterer, nicht jetzt, aber früher bei Auseinandersetzungen mit dem Sozialismus oft gemachter Fehler. Man ist schon lange mit gutem Grunde davon abgegangen, was man früher auf Seite der parteipolitischen Gegner der Sozialdemokratie getan hat, bezüglich der Gewerkschaftsbeamten und der Parteibeamten den Arbeitern vorzuhalten: »Das sind eigentlich die Leute, die von den Arbeitergroschen im wörtlichen Sinne leben, viel mehr als die Unternehmer.« Denn darauf antwortet selbstverständlich jeder Arbeiter: »Gewiß leben die Leute von meinen Groschen. Ich bezahle sie. Aber eben

deshalb sind sie mir zuverlässig, sie sind von mir abhängig, ich weiß, daß sie meine Interessen vertreten müssen. Da lasse ich mir nichts dreinreden. Das ist mir die paar Groschen wert.« Man ist jetzt mit Recht davon abgegangen, jene Intellektuellenschicht, die nun einmal überall die Parolen, die Schlagworte und — sagen Sie getrost: die Phrasen prägt, mit denen in allen Parteien ohne Ausnahme gearbeitet wird, und so auch innerhalb der Parteien der Linken und der sozialdemokratischen Partei, in jener Art diskreditieren zu wollen. Insbesondere aber ist es meiner Meinung nach zu begrüßen, daß man in Deutschland sich mit den Gewerkschaften gut gestellt hat. Man mag zu den Gewerkschaften sonst stehen, wie man will. Sie machen auch ihre Torheiten. Dennoch war diese Haltung gegenüber den Gewerkschaften gerade vom militärischen Standpunkt klug. Denn sie repräsentieren immerhin etwas, was auch den militärischen Körperschaften eigen ist. Man mag über den Streik denken, wie man will. Er ist meist ein Kampf um Interessen, um Löhne. Sehr oft aber doch nicht nur um Löhne, sondern auch um ideelle Dinge: um Ehre, so wie sie die Arbeiter nun einmal verstehen — und was darunter zu verstehen sei, das beansprucht eben jedermann selbst zu wissen. Das Gefühl der Ehre, der Kameradschaft der Genossen in einer Fabrik oder in ein und derselben Branche hält sie zusammen, und das ist schließlich ein Gefühl, auf welchem, nur in anderer Richtung, auch der Zusammenhalt militärischer Körper beruht. Und da es nun einmal gar kein Mittel gibt, die Streiks aus der Welt zu schaffen — man kann nur wählen zwischen offen anerkannten und geheimen Verbänden dieser Art — so halte ich es für auch vom militärischen Standpunkt klug, wenn man sich auf den Boden dieser Tatsache stellt: Das ist einmal so und, solange man mit den Leuten auskommt und sie nicht militärische Interessen gefährden, paktiert man mit ihnen, wie es tatsächlich in Deutschland geschehen ist. Das sind meine subjektiven Eindrücke.

Nun möchte ich mich aber dem Thema zuwenden, zu welchem Sie mir die Ehre gegeben haben, mich hierher zu laden, und welches ja freilich derart ist, daß man ein halbes Jahr ausführlich darüber sprechen müßte (denn in diesem Umfange pflegt man geschulten akademischen Hörern diese Dinge vorzutragen): der Stellung des Sozialismus und der Stellungnahme zu ihm. Zunächst mache ich darauf aufmerksam, daß es »Sozialisten« der allerverschiedensten Art gibt. Es gibt Leute, die sich Sozialisten nennen und die kein einziger Parteisozialist welcher Richtung immer als solche anerkennen würde. Alle Parteien, die rein sozialistischen Charakter haben, sind heute demokratische Parteien. Auf diesen demokratischen Charakter möchte ich zunächst kurz eingehen. Was ist denn heute Demokratie? Der Punkt gehört durchaus zur Sache. Freilich kann ich ihn heute nur kurz berühren. Demokratie kann unermeßlich Verschiedenes bedeuten. Sie bedeutet an sich nur: daß keine formelle Ungleichheit der politischen Rechte zwischen den einzelnen Klassen der Bevölkerung besteht. Aber welche verschiedenen Konsequenzen

hat das! Bei dem alten Typus der Demokratie, in den Schweizer Kantonen Uri, Schwyz, Unterwalden, Appenzell und Glarus versammeln sich noch heute sämtliche Bürger — in Appenzell sind das 12 000 stimmfähige Leute, sonst sind es 3000 bis 5000 — auf einem großen Platz und stimmen dort über alles, von der Wahl des Landammannes angefangen bis zur Beschlußfassung über ein neues Steuergesetz oder irgendeine Frage der Verwaltung nach erfolgter Diskussion durch Händeaufheben ab. Wenn Sie nun aber die Listen der Landammänner verfolgen, die da in einer solchen Schweizer Demokratie alten Stils durch fünfzig oder sechzig Jahre hindurch gewählt wurden, so werden Sie finden, daß es auffallend häufig dieselben waren oder daß doch bestimmte Familien diese Aemter von alters her in der Hand hatten, daß also zwar eine Demokratie im Rechte bestand, diese Demokratie aber tatsächlich aristokratisch verwaltet wurde. Und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil das Amt etwa eines Landammannes nicht jeder Gewerbetreibende übernehmen konnte, ohne sich in seinem Gewerbe zu ruinieren. Er mußte im wirtschaftlichen Sinne »abkömmlich« sein, und das ist in der Regel nur ein Mann von einigem Vermögen. Oder man muß ihn hoch bezahlen und durch Pension versorgen. Die Demokratie hat nur die Wahl: entweder billig durch reiche Leute im Ehrenamt verwaltet zu werden oder teuer durch bezahlte Berufsbeamte. Dieses letzte: die Entwicklung eines Berufsbeamtentums, ist nun aber das Schicksal aller modernen Demokratien da geworden, wo das Ehrenamt nicht ausreichte: in den großen Massenstaaten. Das ist die augenblickliche Situation Amerikas. Der Theorie nach ist dort die Sache ähnlich wie in der Schweiz. Gewählt wird, wenn auch nicht durch Landesversammlungen, so doch nach direktem oder indirektem g l e i c h e n Wahlrechte, ein großer Teil der einzelstaatlichen Beamten und für die ganze Union: der Präsident. Der Präsident ernennt die anderen Beamten der Union. Man hat dabei die Erfahrung gemacht, daß die vom gewählten Präsidenten e r n a n n t e n Beamten an Qualität der Leistung und vor allen Dingen an Unbestechlichkeit im ganzen hoch über denjenigen Beamten stehen, die aus den Volkswahlen hervorgehen, weil der Präsident und die hinter ihm stehende Partei selbstverständlich von den Wählern dafür verantwortlich gemacht werden, daß die Beamten, die sie ernennen, wenigstens irgendwie auch die Qualitäten haben, die der Wähler erwartet.

Diese amerikanische Demokratie nun, die auf dem Grundsatze beruht, daß alle vier Jahre, wenn der Präsident wechselt, auch die über 300 000 Beamten, die er zu ernennen hat, wechseln und daß alle vier Jahre alle governors jedes einzelnen Staates und mit ihnen wiederum viele Tausende von Beamten wechseln — diese Demokratie geht ihrem Ende entgegen. Das war eine Verwaltung durch Dilettanten; denn diese Beamten, die da von der Partei bestellt wurden, wurden nach dem Prinzipe ernannt: sie haben der Partei Dienste geleistet und dafür werden sie Beamte. Nach ihrer Fachqualifikation fragte man wenig, eine Prüfung, ein Examen oder

etwas derartiges war bis vor einiger Zeit der amerikanischen Demokratie formell unbekannt. Im Gegenteile stand man oft auf dem Standpunkte, daß das Amt gewissermaßen im Turnus von einem zum anderen herumzugehen hätte, damit jeder einmal an die Krippe gelange.

Ich habe nun darüber mehrfach mit amerikanischen Arbeitern gesprochen. Der echte amerikanische Yankeearbeiter steht auf einer hohen Stufe der Löhne und der Bildung. Der Lohn eines amerikanischen Arbeiters ist höher als derjenige manches außerordentlichen Professors einer amerikanischen Universität. Diese Leute haben vollständig die Formen der bürgerlichen Gesellschaft, sie erscheinen in ihrem Zylinder und mit ihrer Frau, die vielleicht etwas weniger Gewandtheit und Eleganz hat, aber im übrigen genau so sich benimmt wie eine andere Lady, während die Einwanderer, die aus Europa kommen, in die Unterschichten einströmen. Wenn ich also mit einem solchen Arbeiter zusammensaß und ihm sagte: Wie könnt ihr euch eigentlich von diesen Leuten regieren lassen, die euch da in die Aemter hineingesetzt werden und die selbstverständlich, da sie der Partei ihr Amt verdanken, da sie von diesem Gehalt, das sie beziehen, soundsoviel als Steuer an die Partei abführen und dann nach vier Jahren aus dem Amte gehen müssen, ohne eine Pensionsberechtigung zu haben, die also doch selbstverständlich aus dem Amte so viel Geld machen, als nur möglich ist, wie könnt ihr euch von dieser korrupten Gesellschaft, die euch notorisch Hunderte von Millionen stiehlt, regieren lassen?, so bekam ich gelegentlich die charakteristische Antwort, die ich wörtlich in ihrer Drastik wiedergeben darf: »Das tut nichts, es ist genug Geld für das Stehlen da und es bleibt noch immer genug übrig zum Verdienen für andere — auch für uns. Auf diese »professionels«, auf diese Beamten speien wir, die verachten wir. Wenn aber eine examinierte studierte Klasse die Aemter einnimmt wie bei euch drüben — die speit auf uns.«

Das war bei diesen Leuten das Entscheidende. Die Furcht vor dem Entstehen eines solchen Beamtentums, wie es in Europa tatsächlich besteht, eines ständischen, durch die Universitäten gebildeten, fachgeschulten Beamtenstandes.

Nun ist selbstverständlich längst die Zeit gekommen, wo man auch in Amerika nicht mehr durch Dilettanten verwalten kann. Mit riesiger Geschwindigkeit dehnt sich das Fachbeamtentum aus. Das Fachexamen wurde eingeführt. Formell zunächst obligatorisch nur bei gewissen, mehr technischen Beamten, aber es griff rasch weiter um sich. Es sind jetzt schon ungefähr hunderttausend von den vom Präsidenten zu ernennenden Beamten, die nur nach abgelegten Examen ernannt werden können. Damit ist der erste und wichtigste Schritt getan zur Umgestaltung der alten Demokratie. Und damit hat auch die Universität in Amerika eine ganz andere Rolle zu spielen begonnen und hat sich auch der Geist der Universitäten grundsätzlich gewandelt. Denn, was außerhalb Amerikas nicht immer gewußt

wird, die amerikanischen Universitäten und die von ihnen gebildeten Schichten, nicht die Kriegslieferanten, die es in allen Ländern gibt, sind die Urheber des Kriegs gewesen. Als ich im Jahre 1904 drüben war, wurde ich von den amerikanischen Studenten nach nichts so viel gefragt wie darnach: wie eigentlich in Deutschland Mensuren arrangiert werden, wie man das mache, um zu Schmissen zu kommen. Sie hielten das für eine ritterliche Einrichtung: diesen Sport mußten sie auch haben. Das Ernste an der Sache war, daß auf solche Stimmungen die Literatur namentlich in meinem Fache zugeschnitten wurde: gerade bei den damals besten Werken fand ich am Schluß folgende Konklusion: »Es ist ein Glück, daß sich die Weltwirtschaft dahin bewegt, daß der Moment kommt, wo es rentabel (»a sound business view«) wird, durch den K r i e g einander den Welthandel abzunehmen; denn dann hört endlich das Zeitalter für uns Amerikaner auf, wo wir würdelose Dollarverdiener sind, dann wird wieder kriegerischer Geist und Ritterlichkeit die Welt beherrschen.« Sie stellten sich den modernen Krieg wohl ähnlich vor, wie es in der Schlacht von Fontenoy war, wo der Herold der Franzosen den Feinden zurief: »Meine Herren Engländer, schießen Sie zuerst!« Sie dachten sich den Krieg als eine Art ritterlichen Sports, der wieder ständisches Empfinden, vornehmes Empfinden anstatt dieser schmutzigen Jagd nach dem Gelde setzen würde. Sie sehen: diese Kaste beurteilt Amerika genau so, wie in Deutschland nach meinen Kenntnissen Amerika vielfach beurteilt wird und — zieht ihrerseits die Konsequenzen. Aus dieser Kaste sind die entscheidenden Staatsmänner hervorgegangen. Dieser Krieg wird für Amerika die Konsequenz haben, daß es als ein Staat mit einer großen Armee, einem Offizierskorps und einer Bureaukratie daraus hervorgeht. Ich habe schon damals amerikanische Offiziere gesprochen, die sehr wenig mit den Zumutungen einverstanden waren, die die amerikanische Demokratie an sie stellt. Es passierte z. B. einmal, daß ich in der Familie einer Tochter eines Kollegen war und daß eben das Dienstmädchen weg war — sie hatten ja drüben bei den Dienstmädchen eine zweistündige Kündigungsfrist. Es kamen gerade die beiden Söhne, die Marinekadetten waren, und die Mutter sagte: »Ihr müßt jetzt hinausgehen, Schnee fegen, sonst kostet mich das täglich 100 Dollar Strafe.« Die Söhne — sie waren gerade mit deutschen Seeoffizieren zusammen gewesen — meinten: das schicke sich nicht für sie — worauf die Mutter sagte: »Wenn ihr es nicht tut, so muß ich es tun.«

Dieser Krieg wird für Amerika die Entwicklung einer Bureaukratie und damit Avancementschancen für die Universitätskreise zur Folge haben — das steckt selbstverständlich auch dahinter — kurz, er wird eine Europäisierung Amerikas in mindestens dem gleichen Tempo zur Folge haben, wie man von einer Amerikanisierung Europas gesprochen hat. Die moderne Demokratie wird überall, wo sie Großstaatdemokratie ist, eine bureaukratisierte Demokratie. Und es muß so sein; denn sie ersetzt die vornehmen adeligen oder anderen Ehrenbeamten durch ein bezahltes Beamtentum. Das geht überall so,

das geht auch innerhalb der Parteien so. Das ist unentrinnbar, und diese Tatsache ist die erste, mit der auch der Sozialismus zu rechnen hat: die Notwendigkeit langjähriger fachlicher Schulung, immer weitergehender fachlicher Spezialisierung und einer Leitung durch ein derart gebildetes Fachbeamtentum. Anders ist die moderne Wirtschaft nicht zu leiten.

Insbesondere aber ist diese unentrinnbare universelle Bureaukratisierung dasjenige, was sich hinter einem der am häufigsten zitierten sozialistischen Schlagworte verbirgt — dem Schlagwort von der »Trennung des Arbeiters vom Arbeitsmittel«. Was heißt das? Der Arbeiter sei — wird uns gesagt — »getrennt« von den sachlichen Mitteln, mit denen er produziere, und auf dieser Trennung beruhe die Lohnsklaverei, in der er sich befinde. Gedacht ist dabei an die Tatsache: daß im Mittelalter der Arbeiter Eigentümer der technischen Werkzeuge war, mit denen er produzierte, während ein moderner Lohnarbeiter das selbstverständlich weder ist noch sein kann, mag es nun ein Unternehmer oder der Staat sein, der das Bergwerk oder die betreffende Fabrik betreibt. Gedacht ist ferner daran: daß der Handwerker die Rohstoffe, die er verarbeitete, selbst einkaufte, während das heute beim Lohnarbeiter nicht der Fall ist und sein kann, und daß dementsprechend das Erzeugnis zwar im Mittelalter und jetzt noch überall dort, wo das Handwerk noch fortbesteht, zur freien Verfügung des einzelnen Handwerkers steht, der es auf dem Markte verkaufen und zu seinem eigenen Gewinn verwerten kann, während es bei der großen Unternehmung nicht zur Verfügung des Arbeiters, sondern desjenigen steht, der das Eigentum an diesen Betriebsmitteln hat, wiederum: mag das der Staat sein oder ein privater Unternehmer. Das ist wahr, aber eine Tatsache, die keineswegs nur dem wirtschaftlichen Produktionsprozeß eigentümlich ist. Es ist dasselbe, was wir z. B. auch innerhalb der Universität erleben. Der alte Dozent und Universitätsprofessor arbeiteten mit der Bibliothek und den technischen Mitteln, die sie selbst sich anschafften und machen ließen, und produzierten damit, z. B. die Chemiker, diejenigen Dinge, die zum wissenschaftlichen Betriebe erforderlich waren. Die Masse der heutigen Arbeitskräfte innerhalb des modernen Universitätsbetriebes, insbesondere die Assistenten der großen Institute, sind in dieser Hinsicht dagegen genau in der gleichen Lage wie irgendein Arbeiter. Sie können jederzeit gekündigt werden. Sie haben in den Räumen des Institutes kein anderes Recht als der Arbeiter in den Räumen der Fabrik. Sie müssen sich geradeso wie diese nach dem bestehenden Reglement halten. Sie haben kein Eigentum an den Stoffen oder Apparaten, Maschinen usw., die in einem chemischen oder physikalischen Institut, einer Anatomie oder Klinik gebraucht werden; diese sind vielmehr Staatseigentum, werden aber von dem Leiter des Institutes bewirtschaftet, der dafür die Gebühren bezieht, während der Assistent ein Einkommen erhält, das nicht wesentlich anders bemessen ist als das eines gelernten Arbeiters. Ganz das gleiche finden wir auf dem Gebiete des Heer-

wesens. Der Ritter der Vergangenheit war Eigentümer seines Pferdes und seiner Rüstung. Er hatte sich auszurüsten und zu verpflegen. Die damalige Heeresverfassung beruhte auf dem Prinzip der Selbstequipierung. Sowohl in den antiken Städten als auch in den Ritterheeren des Mittelalters mußte man seinen Panzer, seine Lanze und sein Pferd selbst stellen und Proviant mitbringen. Das moderne Heer ist in dem Augenblick entstanden, wo die fürstliche Menage einsetzte, wo also der Soldat und der Offizier (der ja etwas anderes als ein anderer Beamter ist, der aber in diesem Sinne dem Beamten durchaus entspricht) nicht mehr Eigentümer der Kriegsbetriebsmittel waren. Darauf beruht ja der Zusammenhalt des modernen Heeres. Deshalb war es ja den russischen Soldaten so lange nicht möglich, aus den Schützengräben zu entkommen, weil dieser Apparat des Offizierskorps, der Intendantur- und der sonstigen Beamten vorhanden war und jedermann im Heere wußte, daß seine ganze Existenz, auch seine Ernährung, davon abhängig war, daß dieser Apparat funktionierte. Sie alle waren »getrennt« von den Kriegsbetriebsmitteln, ganz ebenso, wie der Arbeiter es von den Arbeitsmitteln ist. Ebenso wie ein Ritter stand ein Beamter der Lehenszeit, ein Vasall also, der mit der Verwaltungs- und Gerichtshoheit belehnt war. Er trug die Kosten der Verwaltung und Gerichtsbarkeit aus eigener Tasche und bezog dafür die Gebühren. Er war also im Besitze der Verwaltungsbetriebsmittel. Der moderne Staat entsteht, indem der Fürst das in die eigene Menage nimmt, besoldete Beamte anstellt und damit die »Trennung« der Beamten von den Betriebsmitteln vollzieht. Ueberall also dasselbe: die Betriebsmittel sind innerhalb der Fabrik, der Staatsverwaltung, des Heeres und der Universitätsinstitute mittels eines bureaukratisch gegliederten Menschenapparates konzentriert in den Händen dessen, der diesen Menschenapparat beherrscht. Das ist teils rein technisch, durch die Art der modernen Betriebsmittel: Maschinen, Geschütze usw. bedingt, teils aber einfach durch die größere Leistungsfähigkeit dieser Art des Zusammenwirkens von Menschen: durch die Entwicklung der »Disziplin«, Heeres-, Amts-, Werkstatt- und Betriebsdisziplin. Jedenfalls aber ist es ein schwerer Irrtum, wenn diese Trennung des Arbeiters vom Betriebsmittel für etwas nur der Wirtschaft und vollends der p r i v a t e n Wirtschaft Eigentümliches gehalten wird. An dem Grundtatbestand ändert sich ja gar nichts, wenn die Person des Herrn jenes Apparates geändert wird, wenn etwa ein staatlicher Präsident oder Minister statt eines privaten Fabrikanten über ihn verfügt. Die »Trennung« vom Betriebsmittel besteht in jedem Fall weiter. Solange es Bergwerke, Hochöfen, Eisenbahnen, Fabriken und Maschinen gibt, werden sie nie in dem Sinne Eigentum eines einzelnen oder mehrerer einzelner Arbeiter sein, wie die Betriebsmittel eines Handwerks im Mittelalter Eigentum eines einzelnen Zunftmeisters oder einer örtlichen Werkgenossenschaft oder Zunft waren. Das ist durch die Natur der heutigen Technik ausgeschlossen. —

Was heißt nun gegenüber dieser Tatsache Sozialismus? Das Wort ist, wie schon erwähnt, vieldeutig. Aber der Gegensatz zu Sozialismus, an den man gewöhnlich denkt, ist: privatwirtschaftliche Ordnung, d. h. ein Zustand, bei welchem die wirtschaftliche Bedarfsversorgung in den Händen privater Unternehmer liegt, sich also so vollzieht, daß diese Unternehmer sich durch Kaufverträge und Lohnverträge die sachlichen Betriebsmittel, Beamten und Arbeitskräfte beschaffen und daß sie dann auf eigene ökonomische Gefahr und in Erwartung eigenen Gewinns die Güter herstellen lassen und sie auf dem Markte verkaufen.

Diese Privatwirtschaftsordnung hat die sozialistische Theorie mit dem Schlagworte von der »Anarchie der Produktion« belegt, weil sie es darauf ankommen läßt, ob das Eigeninteresse der einzelnen Unternehmer an dem Absatze ihrer Produkte: das Interesse daran, Gewinn zu machen, so funktioniert, daß dadurch eine Versorgung derjenigen, die dieser Güter bedürfen, gewährleistet ist.

Die Frage nun, was innerhalb einer Gesellschaft unternehmungsmäßig, also privatwirtschaftlich und was nicht privatwirtschaftlich, sondern — in diesem weitesten Sinne des Wortes — sozialistisch, das heißt: planvoll organisiert, an Bedarf gedeckt wird, hat geschichtlich gewechselt.

Im Mittelalter haben beispielsweise Republiken wie Genua ihre großen Kolonialkriege auf Zypern durch Aktienkommanditgesellschaften, die sogenannten Maonen, führen lassen. Die schossen das nötige Geld zusammen, mieteten die entsprechenden Söldner, eroberten das Land, bekamen den Schutz der Republik und beuteten selbstverständlich das Land für ihre Zwecke als Plantagenland oder Steuerobjekt aus. Aehnlich hat die Ostindische Kompagnie Indien für England erobert und für sich ausgebeutet. Der Condottiere der spätitalienischen Renaissancezeit gehörte in die gleiche Kategorie. Er warb ebenso wie noch der letzte von ihnen: Wallenstein sein Heer auf seinen Namen und aus seinen Mitteln an, in seine Taschen floß auch ein Anteil der Beute, die das Heer machte, und natürlich pflegte er sich auszubedingen, daß von dem Fürsten oder König oder Kaiser an ihn eine bestimmte Summe als Entgelt für seine Leistung und für Deckung seiner Kosten abgeführt werde. In etwas weniger selbständiger Weise war auch noch im 18. Jahrhundert der Oberst ein Unternehmer, der seinerseits die Rekruten anzuwerben und zu kleiden hatte, zwar teilweise auf die Magazine des Fürsten angewiesen war, immer aber weitgehend auf eigene Gefahr und zu eigenem Gewinn wirtschaftete. Es galt also der privatwirtschaftliche Betrieb der Kriegsführung als ganz normal, was uns heute ungeheuerlich dünken würde.

Auf der andern Seite würde es keine mittelalterliche Stadt oder Zunft jemals für denkbar gehalten haben, daß man die Getreideversorgung der Stadt oder die Versorgung der Zunft mit den zu importierenden unentbehrlichen Rohstoffen für die Arbeit ihrer Meister einfach dem freien Handel überlassen könnte. Sondern von

der Antike angefangen, im großen Maßstabe in Rom, hatte durch das ganze Mittelalter hindurch die Stadt dafür zu sorgen, nicht der freie Handel, der nur die Ergänzung war. Ungefähr so wie jetzt in den Zeiten der Kriegswirtschaft ein Zusammenarbeiten, eine »Durchstaatlichung«, wie das jetzt gern genannt wird, breiter Zweige der Wirtschaft vorhanden ist.

Das Charakteristische unserer heutigen Situation ist nun, daß die Privatwirtschaft, verbunden mit privater bureaukratischer Organisation und also mit Trennung des Arbeiters von den Betriebsmitteln, ein Gebiet beherrscht, welches diese beiden Züge gemeinsam noch niemals in diesem Umfange in der Weltgeschichte getragen hat: das ist die gewerbliche Produktion, und daß dieser Prozeß zusammenfällt mit der Schaffung der maschinellen Produktion innerhalb der Fabrik, also mit einer örtlichen Zusammenhäufung von Arbeitskräften innerhalb einer und derselben Räumlichkeit, Gebundenheit an die Maschine und gemeinsamer Arbeits disziplin innerhalb des Maschinensaales oder Bergwerkes. Die Disziplin erst gibt der heutigen Art der »Trennung« des Arbeiters von den Arbeitsmitteln ihre spezifische Note.

Aus dieser Lebenslage, aus der Fabriks disziplin heraus, ist der moderne Sozialismus geboren. Ueberall, zu allen Zeiten und in allen Ländern der Erde hat es Sozialismus von den verschiedensten Arten gegeben. Der moderne Sozialismus in seiner Eigenart ist nur auf diesem Boden möglich.

Diese Unterworfenheit unter die Arbeitsdisziplin ist für die gewerblichen Arbeiter deshalb so außerordentlich fühlbar, weil im Gegensatz etwa zu einer Sklavenplantage oder einem Fronhof der moderne gewerbliche Betrieb auf einem außerordentlich scharfen Auslese prozeß ruht. Ein heutiger Fabrikant stellt nicht jeden beliebigen Arbeiter, nur weil er etwa zu einem billigen Lohne arbeiten wollte, ein. Sondern er stellt den Mann im Akkordlohn an die Maschine und sagt: »So, jetzt arbeite, ich werde sehen, wieviel du verdienst«; und wenn der Mann sich nicht imstande zeigt, einen bestimmten Mindestlohn zu verdienen, so wird ihm gesagt: »Es tut uns leid, Sie sind für diesen Beruf nicht begabt, wir können Sie nicht brauchen.« Er wird ausgeschieden, weil die Maschine nicht voll ausgenützt wird, wenn an ihr nicht ein Mann steht, der sie voll auszunützen versteht. So oder ähnlich verläuft das überall. Jeder moderne gewerbliche Betrieb im Gegensatze zu jedem Sklavenbetrieb der Antike, wo der Herr an die Sklaven gebunden war, die er hatte, — wenn einer von ihnen starb, so war das ein Kapitalsverlust für ihn — beruht auf diesem Prinzip der Auslese, und diese Auslese wird auf der andern Seite auf das außerordentlichste verschärft durch die Konkurrenz der Unternehmer untereinander, welche den einzelnen Unternehmer an bestimmte Lohnmaxima bindet: der Zwangsläufigkeit der Disziplin entspricht die Zwangsläufigkeit des Verdienstes der Arbeiter.

Wenn heute der Arbeiter zu dem Unternehmer kommt und sagt:

»Wir können mit diesen Löhnen nicht existieren und du könntest uns mehr zahlen«, so ist der Unternehmer in neun von zehn Fällen — ich meine in Friedenszeiten und in den Branchen, in denen wirklich scharf konkurriert wird — in der Lage, den Arbeitern aus seinen Büchern nachzuweisen: das geht nicht; der Konkurrent zahlt die und die Löhne; zahle ich euch auf den Kopf nur so und so viel mehr, so verschwindet aus meinen Büchern jeder Gewinn, den ich den Aktionären zahlen könnte, ich könnte den Betrieb nicht fortführen, denn ich bekäme keinen Kredit von der Bank. Damit sagt er recht oft nur die nackte Wahrheit. Dazu tritt schließlich noch, daß unter dem Drucke der Konkurrenz die Rentabilität davon abhängt, daß möglichst viel Menschenarbeit und möglichst solche der höchstgelohnten, für den Betrieb teuersten Art durch neue, arbeitsparende Maschinen ausgeschaltet, also »gelernte« Arbeiter durch »ungelernte« oder durch unmittelbar an der Maschine »angelernte« Arbeiter ersetzt werden. Das ist unvermeidlich und vollzieht sich fortwährend.

Das alles ist nun das, was der Sozialismus als »Herrschaft der Dinge über den Menschen«, das soll heißen: der Mittel über den Zweck (die Bedarfsdeckung) auffaßt. Er sieht, daß, während man in der Vergangenheit Einzelpersonen hatte, die man für das Schicksal des Klienten, Hörigen oder Sklaven verantwortlich machen konnte, man das heute nicht kann. Deshalb wendet er sich nicht gegen Personen, sondern gegen die Ordnung der Produktion als solche. Ein jeder wissenschaftlich geschulte Sozialist wird es bedingungslos ablehnen, einen einzelnen Unternehmer für das Lebensschicksal, welches dem Arbeiter bereitet wird, verantwortlich zu machen, und wird sagen: das liegt an dem System, an der Zwangslage, in die alle Beteiligten, der Unternehmer wie der Arbeiter, sich gestellt finden. —

Was wäre denn nun aber, positiv gewendet, gegenüber diesem System der Sozialismus? Im weitesten Sinne des Wortes das, was man auch mit »Gemeinwirtschaft« zu bezeichnen pflegt. Also eine Wirtschaft, bei der, erstens, der Profit fehlte: der Zustand also, daß die privaten Unternehmer auf ihre eigene Rechnung und Gefahr die Produktion leiten. Statt dessen läge sie in der Hand von Beamten eines Volksverbandes, der die Leitung übernähme, nach Gesichtspunkten, von denen gleich die Rede sein wird. Zweitens fehlte infolgedessen die sogenannte Anarchie der Produktion, d. h. die Konkurrenz der Unternehmer untereinander. Es ist nun jetzt, namentlich in Deutschland, sehr viel davon die Rede, daß man eigentlich infolge des Krieges schon mitten in der Entwicklung einer solchen »Gemeinwirtschaft« stecke. Angesichts dessen sei nun in Kürze darauf hingewiesen, daß eine organisierte Wirtschaft eines Einzelvolkes in der Art ihrer Organisation zwei prinzipiell verschiedene Prinzipien zugrundelegen könnte. Erstens dasjenige, was man heute als »Durchstaatlichung« bezeichnet und was allen Herren, die in Kriegsbetrieben arbeiten, zweifellos bekannt ist. Sie beruht auf einem Zusammenwirken der zusammengeschlossenen Unternehmerschaft einer Branche mit staatlichen, sei es nun militärischen oder zivilen Beamten. Roh-

stoffbeschaffung, Kreditbeschaffung, Preise, Kundschaft können dabei weitgehend planvoll reguliert werden, es kann Beteiligung des Staates am Gewinn und an der Beschlußfassung dieser Syndikate stattfinden. Man glaubt nun: der Unternehmer werde dann von diesen Beamten beaufsichtigt und die Produktion vom Staate beherrscht. Man habe also damit schon den »wahren«, »eigentlichen« Sozialismus oder sei auf dem Wege zu ihm. In Deutschland besteht aber gegen diese Theorie ein weitgehender Skeptizismus. Ich will es dahingestellt sein lassen, wie es während des Krieges ist. Jedermann aber, der rechnen kann, weiß, daß im Frieden nicht so weitergewirtschaftet werden könnte wie jetzt, wenn wir nicht dem Ruin entgegengehen sollen, und daß im Frieden eine solche Durchstaatlichung, d. h. eine Zwangskartellierung der Unternehmer jeder Branche und die Teilnahme des Staates an diesen Kartellen mit einem Gewinnanteil gegen Einräumung eines weitgehenden Kontrollrechtes in Wirklichkeit nicht etwa die Beherrschung der Industrie durch den Staat, sondern die Beherrschung des Staates durch die Industrie bedeuten würde. Und zwar in einer sehr unangenehmen Art. Innerhalb der Syndikate säßen die Staatsvertreter mit den Fabrikherren an einem Tisch, die ihnen an Branchenkunde, kaufmännischer Schulung und Eigeninteressiertheit weit überlegen wären. Innerhalb des Parlamentes aber säßen die Arbeitervertreter und würden das Verlangen stellen, daß jene Staatsvertreter für hohe Löhne einerseits, für billige Preise andererseits sorgen müßten: die Macht, es zu tun, — würden sie sagen — hätten sie ja. Anderseits wieder: um seine Finanzen nicht zu ruinieren, wäre der Staat, der am Gewinn und Verlust eines solchen Syndikats beteiligt wäre, natürlich interessiert an hohen Preisen und niedrigen Löhnen. Und die privaten Mitglieder der Syndikate schließlich würden von ihm erwarten: daß er ihnen die Rentabilität ihrer Betriebe garantiert. In den Augen der Arbeiterschaft würde ein solcher Staat also als ein Klassenstaat im eigentlichsten Sinn des Wortes erscheinen und ich zweifle, ob das politisch wünschenswert ist; noch mehr aber zweifle ich, ob man klug täte, jetzt den Arbeitern diesen Zustand als den eigentlich »wahren« Sozialismus hinzustellen, was ja gewiß verführerisch nahezuliegen scheint. Denn die Arbeiter würden sehr bald die Erfahrung machen: das Schicksal des Arbeiters, der in einem Bergwerk arbeitet, ändert sich in gar keiner Weise, ob nun dieses Bergwerk ein privates oder ein staatliches ist. In den Saarkohlengruben ist der Lebensgang eines Arbeiters ganz derselbe wie auf einer privaten Zeche: wenn die Zeche schlecht geleitet ist, also sich schlecht rentiert, dann geht es auch den Leuten schlecht. Aber der Unterschied ist, daß gegen den Staat kein Streik möglich ist, daß also die Abhängigkeit des Arbeiters bei dieser Art von Staatssozialismus ganz wesentlich gesteigert ist. Das ist einer der Gründe, warum die Sozialdemokratie dieser »Durchstaatlichung« der Wirtschaft, dieser Form des Sozialismus im allgemeinen ablehnend gegenübersteht. Sie ist eine Kartellierungsgemeinschaft. Maßgebend ist nach wie vor der Profit; die Frage:

was verdienen die einzelnen Unternehmer, die zu dem Kartell zusammengeschlossen sind und deren einer nun der Staatsfiskus geworden ist, bleibt bestimmend für die Richtung, in der die Wirtschaft betrieben wird. Und das Peinliche wäre: während jetzt das staatlich-politische und privatwirtschaftliche Beamtentum (der Kartelle, Banken, Riesenbetriebe) als getrennte Körper nebeneinander stehen und man daher durch die politische Gewalt die wirtschaftliche immerhin im Zaum halten kann, wären dann beide Beamtenschaften ein einziger Körper mit solidarischen Interessen und gar nicht mehr zu kontrollieren. Jedenfalls aber: der Profit als Wegweiser der Produktion wäre nicht beseitigt. Der Staat aber als solcher würde nun den Haß der Arbeiter, der heut den Unternehmern gilt, mit zu tragen haben.

Den prinzipiellen Gegensatz dazu könnte in der letztgenannten Hinsicht nur etwa eine Konsumentenorganisation bilden, welche fragte: welche B e d ü r f n i s s e sollen innerhalb dieses staatlichen Wirtschaftsgebietes gedeckt werden? Sie wissen wohl, daß zahlreiche Konsumvereine, namentlich in Belgien, dazu übergegangen sind, eigene Fabriken zu gründen. Dächte man sich das verallgemeinert und in die Hand einer staatlichen Organisation gelegt, so wäre das eine vollständig und grundsätzlich andere Art: ein Konsumentensozialismus — von dem man heute nur noch nicht im geringsten weiß, wo man die Leiter hernehmen sollte, und von dem es ganz im Dunklen liegt, wo die Interessenten sein sollten, um ihn jemals ins Leben zu rufen. Denn die Konsumenten als solche sind nach allen Erfahrungen nur sehr beschränkt organisationsfähig. Leute, die ein bestimmtes Erwerbsinteresse haben, sind sehr leicht zusammenzuschließen, wenn man ihnen zeigt, daß sie durch diesen Zusammenschluß einen Profit erzielen oder die Rentabilität garantiert bekommen; darauf beruht die Möglichkeit, einen solchen Unternehmersozialismus, wie ihn die »Durchstaatlichung« darstellt, zu schaffen. Es ist dagegen außerordentlich schwer, Leute, die weiter nichts miteinander gemeinsam haben, als daß sie eben einkaufen oder sich versorgen wollen, zusammenzuschließen, weil die ganze Situation des Einkäufers der Sozialisierung im Wege steht; hat doch selbst die Aushungerung jetzt, in Deutschland wenigstens, die Hausfrauen der Masse der Bevölkerung nicht oder nur sehr schwer dazu vermocht, Kriegsküchen-Essen, welches jeder vorzüglich zubereitet und schmackhaft fand, an Stelle ihrer dilettantischen Einzelkocherei anzunehmen, obwohl es ungleich billiger war. —

Dies vorausgeschickt, komme ich schließlich zu der Art von Sozialismus, mit der heute die sozialistischen Massenparteien, so wie sie sind, also die sozialdemokratischen Parteien, programmatisch verbunden sind. Das grundlegende Dokument dieses Sozialismus ist das Kommunistische Manifest vom Jahre 1847, publiziert und verbreitet im Januar 1848, von Karl Marx und Friedrich Engels. Dieses Dokument ist in seiner Art, so sehr wir es in entscheidenden Thesen ablehnen (wenigstens tue i c h das) eine wissenschaftliche Leistung

ersten Ranges. Das läßt sich nicht leugnen, das darf auch nicht geleugnet werden, weil es einem niemand glaubt und weil es mit gutem Gewissen nicht geleugnet werden kann. Es ist selbst in den Thesen, die wir heute ablehnen, ein geistvoller Irrtum, der politisch sehr weitgehende und vielleicht nicht immer angenehme Folgen gehabt hat, der aber für die Wissenschaft sehr befruchtende Folgen gebracht hat, befruchtendere Folgen als oft eine geistlose Korrektheit. Vom Kommunistischen Manifest ist nun von vornherein eines zu sagen: es enthält sich, wenigstens der Absicht, nicht immer der Ausführung nach, des Moralisierens. Es fällt den Urhebern des Kommunistischen Manifestes, wenigstens ihrer Behauptung nach — in Wirklichkeit sind es Menschen gewesen, die sehr leidenschaftlich waren und die sich keineswegs immer daran gehalten haben — gar nicht ein, über die Schlechtigkeit und Niedertracht der Welt zu zetern. Sie sind auch nicht der Meinung, daß es ihre Aufgabe sei, zu sagen: Das und das ist in der Welt so eingerichtet, es müßte anders, und zwar so und so eingerichtet sein. Sondern das Kommunistische Manifest ist ein prophetisches Dokument; es prophezeit den Untergang der privatwirtschaftlichen, wie man zu sagen pflegt: der kapitalistischen Organisation der Gesellschaft und prophezeit den Ersatz dieser Gesellschaft zunächst — als Uebergangsstadium — durch eine Diktatur des Proletariats. Hinter diesem Uebergangszustand aber steht dann die eigentliche Endhoffnung: das Proletariat kann sich selbst aus der Knechtschaft nicht befreien, ohne aller Herrschaft des Menschen über den Menschen ein Ende zu machen. Das ist die eigentliche Prophezeiung, der Kernsatz des Manifestes, ohne den es nie geschrieben wäre: das Proletariat, die Masse der Arbeiterschaft wird sich durch ihre Führer zunächst der politischen Macht bemächtigen. Aber das ist ein Uebergangszustand, der zu einer »Assoziation der Individuen«, wie es heißt, überführen wird: diese ist also der Endzustand.

Wie diese Assoziation aussehen wird, darüber schweigt das Kommunistische Manifest, darüber schweigen sämtliche Programme sämtlicher sozialistischer Parteien. Wir erhalten die Auskunft, daß man das nicht wissen könne. Man könne nur sagen: diese jetzige Gesellschaft ist zum Untergange verurteilt, sie wird untergehen kraft Naturgesetzes, sie wird abgelöst werden, zunächst durch die Diktatur des Proletariats. Aber das, was dann komme, darüber lasse sich noch nichts voraussagen, außer: Fehlen der Herrschaft von Mensch über Mensch.

Welche Gründe werden nun für den naturgesetzlich unvermeidlichen Untergang der gegenwärtigen Gesellschaft angeführt? Denn streng naturgesetzlich vollzieht sie sich: das war der zweite Kernsatz dieser pathetischen Prophetie, welcher ihr den jubelnden Glauben der Massen zuführte. Engels gebraucht einmal das Bild: daß ebenso, wie seinerzeit der Planet Erde in die Sonne stürzen werde, ebenso diese kapitalistische Gesellschaft zum Untergange verurteilt sei. Welche Gründe werden dafür angeführt?

Der erste ist: Eine Gesellschaftsklasse wie das Bürgertum, worunter in erster Linie immer die Unternehmer und alle diejenigen, die mit ihnen direkt oder indirekt in Interessengemeinschaft leben, verstanden werden, eine solche herrschende Klasse kann nur dann ihre Herrschaft behaupten, wenn sie der unterworfenen Klasse — das sind die Lohnarbeiter — wenigstens die nackte Existenz garantieren kann. Das war bei der Sklaverei der Fall, meinen die Verfasser, das war so auch bei der Fronhofverfassung usw. Da hatten die Leute wenigstens die nackte Existenz gesichert und deshalb konnte sich die Herrschaft halten. Das kann aber die moderne Bourgeoisie nicht leisten. Und zwar kann sie es deshalb nicht, weil die Konkurrenz der Unternehmer sie zwingt, sich immer weiter zu unterbieten und immer wieder durch Schaffung neuer Maschinen Arbeiter brotlos auf das Pflaster zu werfen. Sie müssen eine breite Schicht von Arbeitslosen — die sogenannte »industrielle Reservearmee« — zur Verfügung haben, aus der sie die geeigneten Arbeiter in jedem Augenblicke in beliebig großer Zahl für ihre Betriebe auslesen können, und eben diese Schicht schafft die zunehmende maschinelle Automatisierung. Die Folge ist aber — so glaubte noch das Kommunistische Manifest — daß eine stetig wachsende Klasse von ständig Arbeitslosen, von »paupers« erscheint und das Existenzminimum unterbietet, so daß die Proletarierschicht nicht einmal die nackte Lebensexistenz von dieser Gesellschaftsordnung gewährleistet bekommt. Wo das aber der Fall ist, wird eine Gesellschaft unhaltbar, d. h. irgendwann bricht sie im Wege einer Revolution zusammen.

Diese sogenannte Verelendungstheorie ist in d i e s e r Form heute ausdrücklich und ausnahmslos von allen Schichten der Sozialdemokratie als unrichtig aufgegeben. Es ist bei der Jubiläumsausgabe des Kommunistischen Manifests von ihrem Herausgeber Karl Kautsky ausdrücklich zugestanden worden, daß die Entwicklung einen anderen Weg und nicht diesen gegangen sei. Die These wird in anderer, umgedeuteter Form aufrechterhalten, die, beiläufig bemerkt, ebenfalls nicht unbestritten ist, jedenfalls aber den früheren pathetischen Charakter abgestreift hat. — Aber wie dem sei, worauf beruhen die Chancen des G e l i n g e n s der Revolution? Könnte sie nicht zu stets neuem Mißerfolg verurteilt sein?

Damit kommen wir zu dem zweiten Argument: Die Konkurrenz der Unternehmer untereinander bedeutet den Sieg des durch Kapital und durch kaufmännische Fähigkeiten, vor allem aber: durch Kapital Stärkeren. Das bedeutet eine immer kleiner werdende Zahl von Unternehmern, da die schwächeren eliminiert werden. Je kleiner diese Zahl der Unternehmer wird, desto größer wird, relativ und absolut, die Zahl des Proletariates. Irgendwann aber ist die Zahl dieser Unternehmer so zusammengeschrumpft, daß es für sie unmöglich ist, ihre Herrschaft aufrecht zu erhalten, und dann wird man diese »Expropriateure« vielleicht ganz friedlich und in aller Höflichkeit — sagen wir: gegen eine Leibrente — expropriieren können, denn sie werden sehen, daß der Boden unter ihren Füßen

so heiß geworden ist, daß sie so wenige geworden sind, daß sie ihre Herrschaft nicht behaupten können.

Diese These wird auch heute, wenn schon in modifizierter Form, aufrechterhalten. Es hat sich aber gezeigt, daß sie, wenigstens heute, in keiner Form allgemein richtig ist. Erstens ist sie nicht richtig für die Landwirtschaft, wo im Gegenteil sehr vielfach eine stärkere Zunahme des Bauerntums eingetreten ist. Und ferner: nicht unrichtig, aber in ihren Konsequenzen anders als erwartet, erweist sie sich für breite Zweige des Gewerbes, wo es sich zeigt, daß das einfache Zusammenschrumpfen der Unternehmer auf eine kleinere Zahl den Vorgang nicht erschöpft. Die Eliminierung der Kapitalschwachen vollzieht sich in der Form ihrer Unterwerfung unter Finanzierungskapital, Kartell- oder Trustorganisationen. Begleiterscheinung dieser sehr verwickelten Vorgänge ist aber zunächst die rapide Zunahme der »Angestellten«, also der privatwirtschaftlichen Bureaukratie — sie nimmt statistisch vielfach schneller zu als die Arbeiter — deren Interessen durchaus nicht eindeutig nach der Seite einer proletarischen Diktatur hin liegen. Dann aber: die Schaffung höchst mannigfacher Interessenbeteiligungen von so komplizierter Art, daß man zur Zeit durchaus nicht behaupten kann: die Zahl und Macht der direkten und indirekten Interessenten der bürgerlichen Ordnung sei im Abnehmen begriffen. Jedenfalls stehen die Dinge vorerst nicht so, daß man bestimmt versichern könnte: künftig wird nur ein halbes Dutzend oder ein paar Hundert oder Tausend von Kapitalsmagnaten isoliert Millionen und Abermillionen von Proletariern gegenüberstehen.

Das Dritte endlich war die Rechnung auf die Wirkungen der Krisen. Weil die Unternehmer miteinander konkurrieren — und nun kommt eine wichtige, aber verwickelte Auseinandersetzung in den klassischen sozialistischen Schriften, die ich Ihnen hier ersparen muß — so sei es unvermeidlich, daß immer wieder Zeiten der Ueberproduktion eintreten, die abgelöst werden von Bankerotten, Zusammenbrüchen und sogenannten »Depressionen«. Diese Zeiten folgen — das hat Marx im Kommunistischen Manifest nur angedeutet, später aber ist es zu einer eingehend ausgebauten Theorie geworden — in fester Periodizität gesetzmäßig aufeinander. Tatsächlich hat während fast eines Jahrhunderts eine annähernde Periodizität solcher Krisen bestanden. Woher das kam, darüber sind selbst die ersten Gelehrten unseres Faches noch nicht vollständig einig, deshalb wäre es ganz ausgeschlossen, das jetzt hier zu besprechen.

Auf diese Krisen baute nun der klassische Sozialismus seine Hoffnung. Vor allem darauf, daß diese Krisen naturgesetzlich an Intensität und an zerstörender, beängstigende Revolutionsstimmung hervorbringender Gewalt zunehmen, sich häufen und vermehren und irgendwann eine solche Stimmung erzeugen würden, daß die Aufrechterhaltung dieser Wirtschaftsordnung selbst innerhalb der nicht proletarischen Kreise nicht mehr versucht werden würde.

Diese Hoffnung ist heute im wesentlichen aufgegeben. Denn die

Krisengefahr ist zwar durchaus nicht geschwunden, hat sich aber an relativer Bedeutung vermindert, seit die Unternehmer von rücksichtsloser Konkurrenz zur Kartellierung geschritten sind, seit sie also dazu übergegangen sind, durch Regulierung der Preise und des Absatzes die Konkurrenz weitgehend auszuschalten und seitdem ferner die großen Banken, z. B. auch die deutsche Reichsbank, dazu geschritten sind, durch Regulierung der Kreditgewährung dafür zu sorgen, daß auch die Ueberspekulationsperioden in wesentlich schwächerem Maße als früher eintreten. Also auch diese dritte Hoffnung des Kommunistischen Manifestes und seiner Nachfolger hat sich — man kann nicht sagen: »nicht bewährt«, wohl aber in ihren Voraussetzungen ziemlich stark verschoben.

Die sehr pathetischen Hoffnungen, die im Kommunistischen Manifest auf einen Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft gesetzt waren, sind daher durch sehr viel nüchternere Erwartungen ersetzt worden. Dahin gehört erstens die Theorie, daß der Sozialismus ganz von selbst im Wege der Evolution komme, weil sich die Produktion der Wirtschaft zunehmend »sozialisiere«. Darunter wird dann verstanden: daß an Stelle der Person des einzelnen Unternehmers die Aktiengesellschaft mit den angestellten Leitern tritt, daß Staatsbetriebe, Kommunalbetriebe, Betriebe von Zweckverbänden errichtet werden, die nicht mehr auf dem Risiko und Profit eines einzelnen oder überhaupt eines privaten Unternehmers ruhen wie früher. Das ist zutreffend, wenn schon hinzugefügt werden muß, daß hinter der Aktiengesellschaft sich sehr oft ein Finanzmagnat oder mehrere verbergen, die die Generalversammlung beherrschen: jeder Aktienbesitzer weiß, daß er kurz vor der Generalversammlung eine Zuschrift seiner Bank bekommt, worin sie ihn bittet, ihr das Stimmrecht dieser Aktie zu übertragen, wenn er nicht selbst kommen und abstimmen will, was für ihn gegenüber einem Kapital von Millionen von Kronen ja gar keinen Zweck hat. Vor allem aber bedeutet diese Art der Sozialisierung einerseits eine Vermehrung des Beamtentums, der spezialistisch kaufmännisch oder technisch vorgebildeten Angestellten, andererseits aber eine Vermehrung des Rentnertums, der Schicht also, die nur Dividenden und Zinsen bezieht, nicht; wie der Unternehmer, geistige Arbeit dafür leistet, die aber mit all ihren Einkommensinteressen an der kapitalistischen Ordnung engagiert ist. In den öffentlichen und Zweckverbandsbetrieben aber herrscht erst recht und ganz ausschließlich der Beamte, nicht der Arbeiter, der hier ja mit einem Streik schwerer etwas ausrichtet als gegen Privatunternehmer. Die Diktatur des Beamten, nicht die des Arbeiters, ist es, die — vorläufig jedenfalls — im Vormarsch begriffen ist.

Das Zweite ist die Hoffnung, daß die Maschine, indem sie das alte Spezialistentum, den gelernten Handwerker und jene hochgelernten Arbeiter, wie sie die alten englischen Gewerkschaften, die Trade Unions, füllten, durch ungelernte Arbeiter ersetze und also jeden Beliebigen fähig mache, an jeder Maschine zu arbeiten, eine

solche Einheit der Arbeiterklasse herbeiführen werde, daß die alte Spaltung in verschiedene Berufe aufhören, das Bewußtsein dieser Einheit übermächtig werden und dem Kampf gegen die Klasse der Besitzenden zugutekommen würde. Darauf ist die Antwort nicht ganz einheitlich. Es ist richtig, daß die Maschine in sehr weitgehendem Maße gerade die hochbezahlten und gelernten Arbeiter zu ersetzen trachtet, denn selbstverständlich sucht jede Industrie gerade solche Maschinen einzuführen, welche die am schwersten zu beschaffenden Arbeiter ersetzt. Die am häufigsten zunehmende Schicht innerhalb der heutigen Industrie sind die sogenannten »angelernten« Arbeiter, also nicht die im alten Wege durch besonderen Lehrgang eingeschulten gelernten Arbeiter, sondern diejenigen Arbeiter, die unmittelbar an die Maschine gestellt und dort angelernt werden. Immerhin sind auch sie oft noch in weitem Maß Spezialisten. Bis z. B. ein angelernter Weber das Höchstmaß der Gelerntheit erreicht, also die Maschine im Höchstmaß für den Unternehmer ausnützt und selbst den Höchstlohn verdient, vergehen immerhin einige Jahre. Gewiß: bei anderen Kategorien von Arbeitern ist die typische normale Anlernezeit ganz wesentlich geringer als bei der hier angezogenen. Immerhin bedeutet diese Zunahme der angelernten Arbeiter zwar eine fühlbare Abschwächung, aber doch noch keine Beseitigung der Berufsspezialisierung. Und auf der anderen Seite steigert sich die Berufsspezialisierung und das Erfordernis der Fachschulung bei allen innerhalb der Produktion ü b e r der Arbeiterschicht stehenden Schichten bis hinab zum Vorarbeiter und Werkführer und es steigert sich zugleich die relative Zahl der zu dieser Schicht gehörenden Personen. Richtig ist: auch sie sind »Lohnsklaven«. Aber meist nicht im Akkord- oder Wochenlohn, sondern im festen Gehalt. Und vor allem: selbstverständlich haßt der Arbeiter den Werkmeister, der ihm stets auf dem Leder kniet, viel mehr als den Fabrikanten und den Fabrikanten wieder mehr als den Aktionär, obwohl doch der Aktionär derjenige ist, der wirklich arbeits l o s e s Einkommen bezieht, während der Fabrikant sehr starke geistige Arbeit zu leisten hat und der Werkmeister dem Arbeiter noch weit näher steht. Das ist eine Sache, die auch beim Militär vorkommt: im allgemeinen ist der Korporal derjenige, der die stärksten Antipathien auf sich zieht, mindestens die Chancen dazu hat, soviel ich habe beobachten können. Jedenfalls ist die Entwicklung der Gesamtschichtung weit davon entfernt, eindeutig proletarisch zu sein.

Und endlich argumentiert man mit der zunehmenden Standardisierung, d. h. Vergleichmäßigung der Produktion. Ueberall scheint alles — und namentlich der Krieg fördert das ungemein — einer immer größeren Gleichmäßigkeit und Auswechselbarkeit der Produkte und einer immer weitergehenden Schematisierung der Geschäfte zuzustreben. Nur in der obersten Schicht der Unternehmer, aber auch hier stetig abnehmend, herrscht — sagt man — noch der alte freie Pioniergeist des bürgerlichen Unternehmertums der Vergangenheit. Folglich steigt ständig — so wird weiter argumentiert — die

Möglichkeit, diese Produktion zu lenken, auch ohne die spezifischen Unternehmerqualitäten zu besitzen, von denen die bürgerliche Gesellschaft behauptet, daß sie für den Betrieb unentbehrlich seien. Das gelte namentlich für die Kartelle und Trusts, die ein riesiges Beamtenpersonal an die Stelle von Einzelunternehmern gesetzt haben. Das ist wieder ganz richtig. Aber wieder nur mit dem gleichen Vorbehalte, daß auch durch diese Standardisierung die Bedeutung einer Schicht gefördert wird, eben: der schon oft erwähnten Beamtenschicht, die in ganz bestimmter Art gebildet sein muß und die deshalb — das ist nun ergänzend hinzuzufügen — einen ganz bestimmten ständischen Charakter trägt. Es ist kein Zufall, daß wir überall die Handelshochschulen, die Gewerbeschulen, die technischen Fachschulen wie Pilze aus der Erde sprießen sehen. Dabei spielt, zum mindesten in Deutschland, der Wunsch mit, auf diesen Schulen in eine Couleur einzutreten, sich Schmisse ins Gesicht hauen zu lassen, satisfaktionsfähig und damit reserveoffiziersfähig zu werden und nachher im Kontor eine Vorzugschance auf die Hand der Tochter des Chefs zu haben: also sich zu assimilieren mit den Schichten der sogenannten »Gesellschaft«. Nichts liegt dieser Schicht ferner als die Solidarität mit dem Proletariat, von dem sie sich ja vielmehr gerade zunehmend zu unterscheiden trachtet. In verschieden starkem, aber in sichtbarem Maße gilt Aehnliches auch von vielen Unterschichten dieser Angestellten. Alle streben nach mindestens ähnlichen ständischen Qualitäten, sei es für sich selbst oder für ihre Kinder. Eine eindeutige Tendenz zur Proletarisierung ist heute nicht festzustellen.

Wie dem nun aber sei, jedenfalls zeigen schon diese Argumente, daß die alte revolutionäre Katastrophenhoffnung, die dem Kommunistischen Manifest seine hinreißende Gewalt verlieh, einer evolutionistischen Auffassung gewichen ist, einer Auffassung also von dem allmählichen Hineinwachsen der alten Wirtschaft mit ihren massenhaften konkurrierenden Unternehmern in eine regulierte Wirtschaft, sei es, daß diese von Beamten des Staaates oder durch Kartelle unter Beteiligung von Beamten reguliert ist. Dies, nicht mehr die durch Konkurrenz und Krisen zusammenschmelzenden Einzelunternehmer, erscheint jetzt als die Vorstufe der eigentlichen sozialistischen, herrschaftslosen Gesellschaft. Diese evolutionistische Stimmung, die von dieser langsamen Umbildung die Entwicklung zur sozialistischen Zukunftsgesellschaft erwartet, war vor dem Krieg tatsächlich in der Meinung der Gewerkschaften und auch bei vielen Intellektuellen unter den Sozialisten an die Stelle der alten Katastrophentheorie getreten. Daraus sind die bekannten Konsequenzen gezogen worden. Der sogenannte »Revisionismus« entstand. Seine eigenen Führer sind sich wenigstens zum Teil bewußt gewesen, wie schwerwiegend der Schritt war, den Massen jenen Glauben an die plötzlich hereinbrechende glückliche Zukunft zu nehmen, den ihnen ein solches Evangelium gab, welches ihnen wie den alten Christen sagte: Heute nacht noch kann das Heil kommen. Man kann ein Glaubensbekenntnis, wie es

das Kommunistische Manifest und die spätere Katastrophentheorie war, wohl entthronen, aber es ist dann schwer möglich, es durch ein anderes zu ersetzen. Indessen über diese Auseinandersetzung in diesem aus Gewissensbedenken gegen den orthodoxen Glauben mit der alten Orthodoxie entstandenen Streit ist die Entwicklung längst hinweggegangen. Er verquickte sich mit der Frage: ob und wieweit die Sozialdemokratie als Partei »praktische Politik« in dem Sinne treiben sollte, daß sie Koalitionen mit bürgerlichen Parteien einginge, an der politisch verantwortlichen Leitung durch Uebernahme von Ministerstellen sich beteiligte und so die jetzige Lebenslage der Arbeiter zu verbessern trachtete — oder ob das ein »Verrat an der Klasse« und eine politische Ketzerei sei, wie der überzeugte Katastrophenpolitiker selbstverständlich es ansehen mußte. Aber inzwischen sind andere prinzipielle Fragen aufgetaucht und an diesen spalten sich die Geister. Nehmen wir einmal an, daß im Wege einer allmählichen Evolutionierung, also der allgemeinen Durchkartellierung, Standardisierung und Verbeamtung die Wirtschaft sich so gestaltete, daß irgendwann die technische Möglichkeit gegeben wäre, daß an die Stelle der heutigen unternehmungsweisen Privatwirtschaft und also des Privateigentums an den Produktionsmitteln eine den Unternehmer ganz ausschaltende Regulierung treten könnte. W e r soll es dann sein, der diese neue Wirtschaft übernehmen und kommandieren würde? Darüber hat sich das Kommunistische Manifest ausgeschwiegen oder es hat sich vielmehr sehr vieldeutig ausgedrückt.

Wie soll jene »Assoziation« aussehen, von der es spricht? Was hat insbesondere der Sozialismus an Keimzellen solcher Organisationen aufzuweisen, für den Fall, daß ihm tatsächlich die Chance in die Hand fiele, einmal die Macht an sich zu reißen und nun nach seinem Belieben zu schalten? Im Deutschen Reiche und wohl überall hat er zwei Kategorien von Organisationen. Erstens die politische Partei der Sozialdemokratie mit ihren Abgeordneten, angestellten Redakteuren, Parteibeamten und Vertrauensmännern und den lokalen und zentralen Verbänden, von denen diese gewählt oder angestellt werden. Zweitens die Gewerkschaften. Jede dieser beiden Organisationen kann nun s o w o h l revolutionären wie evolutionistischen Charakter annehmen. Und darnach, welchen Charakter sie haben und welcher ihnen für die Zukunft zugedacht und gewünscht wird, scheiden sich die Geister.

Gehen wir von der revolutionären Hoffnung aus, so stehen sich da zwei Ansichten gegenüber. Die erste war die des normalen Marxismus, die auf der alten Tradition des Kommunistischen Manifestes stand. Sie erwartete alles von der p o l i t i s c h e n Diktatur des Proletariates und glaubte als dessen Träger meist die unvermeidlich auf den W a h l kampf zugeschnittene politische P a r t e i organisation ansehen zu müssen. Die Partei oder ein auf sie gestützter politischer Diktator sollte die politische Gewalt an sich reißen und von daher sollte die neue Organisation der Gesellschaft erfolgen.

Die Gegner, gegen die sich diese revolutionäre Richtung wendete, waren erstens diejenigen Gewerkschaften, welche nichts als Gewerkschaften im älteren englischen Sinne waren, welche sich also gar nicht für diese Zukunftspläne interessierten, weil sie in weiter Ferne zu liegen schienen, sondern vor allem solche Arbeitsbedingungen, welche ihnen und ihren Kindern die Existenz ermöglichten: hohe Löhne, kurze Arbeitszeit, Arbeiterschutz usw. erstreiten wollten. Gegen dieses Gewerkschaftlertum wendete sich jener radikale politische Marxismus auf der einen Seite. Auf der anderen Seite gegen die ausschließlich parlamentarische Form der Kompromißpolitik des Sozialismus, gegen das, was man »Millerandismus« genannt hat, seitdem Millerand in Frankreich Minister wurde. Das sei eine Politik, die dazu führe, daß sich die Führer für ihre Ministerportefeuilles interessieren und die Unterführer dafür, daß sie Beamtenstellen bekommen, weit mehr als für die Revolution; der revolutionäre Geist werde dadurch ertötet. Jener im alten Sinne »radikalen« und »orthodoxen« Richtung ist nun im Laufe der letzten Jahrzehnte eine zweite zur Seite getreten, die man als »Syndikalismus« zu bezeichnen pflegt, von Syndikat, dem französischen Ausdruck für die Gewerkschaft. Wie der alte Radikalismus die revolutionäre Deutung des Zweckes der politischen Parteiorganisation will, so der Syndikalismus die revolutionäre Deutung der Gewerkschaften. Er geht davon aus: nicht die politische Diktatur, nicht die politischen Führer und nicht die Beamten, die von diesen politischen Führern angestellt werden, sondern die Gewerkschaften und ihr Bund sollen es sein, die, wenn der große Moment gekommen ist, die Macht über die Wirtschaft in die Hand nehmen im Wege der sogenannten »action directe«. Der Syndikalismus geht auf eine strengere Auffassung des Klassencharakters der Bewegung zurück. Die Arbeiter k l a s s e soll ja der Träger der endgültigen Befreiung sein. Alle die Politiker aber, die sich da in den Hauptstädten herumtreiben und nur darnach fragen, wie es mit diesem und jenem Ministerium steht, was für eine Chance diese und jene parlamentarische Konjunktur hat, sind politische Interessenten und nicht Klassengenossen. Hinter ihren Wahlkreisinteressen stehen immer die Interessen von Redakteuren und Privatbeamten, die an der Zahl der gewonnenen Wählerstimmen verdienen wollen. Alle diese Interessen, die mit dem modernen parlamentarischen Wahlsystem verknüpft sind, weist der Syndikalismus zurück. Nur die wirkliche Arbeiterschaft, die in den Gewerkschaften organisiert ist, kann die neue Gesellschaft schaffen. Fort mit den Berufspolitikern, die für die — und das heißt in Wahrheit: v o n der — Politik leben und nicht für die Schaffung der neuen wirtschaftlichen Gesellschaft. Das typische Mittel der Syndikalisten ist der Generalstreik und der Terror. Der Generalstreik, von dem sie hoffen, daß durch eine plötzliche Lahmlegung der ganzen Produktion die Beteiligten, insbesondere die Unternehmer, veranlaßt würden, auf die eigene Leitung der Fabriken zu verzichten und sie in die Hand der von den Gewerkschaften zu bildenden Ausschüsse zu legen. Der Terror, den sie teils

offen, teils versteckt verkünden, teils auch ablehnen — darin gehen die Meinungen auseinander — den diese Organisation in die Reihen der maßgebenden herrschenden Schichten tragen soll, um sie auch politisch lahmzulegen. Selbstverständlich ist dieser Syndikalismus derjenige Sozialismus, der wirklich ein ganz rücksichtsloser Gegner jeder Art von Heeresorganisation ist, da jede Art von Heeresorganisation Interessenten schafft, bis zum Unteroffizier, selbst bis zum Soldaten hinunter, der augenblicklich mindestens in seiner Ernährung davon abhängig ist, daß die militärische und staatliche Maschine funktioniert, also teils geradezu an dem Mißlingen des Generalstreiks interessiert, zum mindesten aber Hemmnis für den Generalstreik ist. Seine Gegner sind erstens alle politischen, sozialistischen Parteien, die sich im Parlament betätigen. Das Parlament dürfte von Syndikalisten höchstens als Tribüne benützt werden, um von da aus immer erneut unter dem Schutz der parlamentarischen Immunität zu verkünden, daß der Generalstreik kommen wird und kommen muß, um die revolutionären Leidenschaften der Massen aufzustacheln. Selbst das lenkt ihn aber von der eigentlichen Aufgabe ab und ist deshalb bedenklich. Im Parlament aber ernsthaft Politik zu treiben, das ist nicht nur Unsinn, sondern von diesem Standpunkt aus einfach verwerflich. Ihre Gegner sind selbstverständlich auch alle Evolutionisten jeder Art. Mögen es nun Gewerkschaftler sein, die nur Kämpfe zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen führen wollen: im Gegenteil, müssen die Syndikalisten argumentieren, je schlechter die Löhne, je länger die Arbeitszeit, je übler überhaupt die Verhältnisse, desto größer ist die Chance für den Generalstreik. Oder die Evolutionisten der Parteipolitik, welche sagen: der Staat wächst heute durch die zunehmende Demokratisierung — vor der die Syndikalisten den größten Abscheu haben: der Zarismus ist ihnen lieber, — in den Sozialismus hinein. Das ist für die Syndikalisten natürlich zum mindesten grober Selbstbetrug. Die kritische Frage ist nun die: woher die Syndikalisten die Kräfte zu nehmen hoffen, um die Leitung der Produktion in die Hand zu nehmen. Denn es wäre selbstverständlich ein schwerer Irrtum zu glauben, daß ein noch so geschulter Gewerkschaftler, wenn er auch jahrelang tätig ist und ganz genau die Bedingungen der Arbeit kennt, deshalb den Fabriksbetrieb als solchen kenne, sintemal jeder moderne Fabriksbetrieb ganz und gar auf der Kalkulation, der Warenkunde, der Kunde der Bedarfslage, der technischen Schulung beruht, Dinge, die alle zunehmend spezialistisch geübt sein wollen und die die Gewerkschaftler, die wirklichen Arbeiter, kennenzulernen schlechterdings keine Gelegenheit haben. Sie werden also, ob sie wollen oder nicht, auch ihrerseits auf Nicht arbeiter, auf Ideologen aus den Intellektuellenschichten angewiesen sein. Und in der Tat ist es auffallend, daß im vollen Gegensatze zu der Parole: das Heil kann nur von den wirklichen Arbeitern kommen, die sich im Gewerkschaftsbund zusammentun, und nicht von den Politikern oder irgendwelchen Außenseitern, gerade innerhalb der syndikalistischen Bewegung, die vor dem Krieg

in Frankreich und Italien ihre Hauptherde hatte, eine Unmasse von studierten Intellektuellen sich befindet. Was suchen sie darin? Die Romantik des Generalstreiks und die Romantik der revolutionären Hoffnung als solche ist es, die diese Intellektuellen bezaubert. Wenn man sie ansieht, weiß man, daß sie Romantiker sind, dem Alltag des Lebens und seinen Anforderungen seelisch nicht gewachsen oder abgeneigt und daher nach dem großen revolutionären Wunder und — nach Gelegenheit, selbst einmal sich in der Macht zu fühlen, lechzend. Natürlich gibt es unter ihnen auch Männer mit organisatorischen Qualitäten. Die Frage ist nur, ob sich die Arbeiterschaft gerade ihrer Diktatur unterwerfen wird. Gewiß: in einem Kriege kann bei den fabelhaften Umwälzungen, die er mit sich bringt, vermöge der Schicksale, die die Arbeiterschaft da erlebt, zumal unter der Wirkung des Hungers, auch die Masse der Arbeiterschaft von syndikalistischen Vorstellungen ergriffen werden und, wenn sie Waffen zur Hand hat, sich unter der Führung solcher Intellektuellen der Gewalt bemächtigen, wenn ihr der politische und militärische Zusammenbruch eines Staates die Möglichkeit bietet. Aber die Kräfte für die Leitung der Produktion in Friedenszeiten sehe ich nicht, weder bei den Gewerkschaftsmitgliedern selbst noch bei den syndikalistischen Intellektuellen. Das große Experiment ist jetzt: Rußland. Die Schwierigkeit ist die, daß wir heute nicht über die Grenze dort hineinsehen können, um zu erfahren, wie sich darin die Leitung der Produktion in Wirklichkeit vollzieht. Nach dem, was man hört, verläuft die Sache so, daß die Bolschewiki-Regierung, die ja bekanntlich aus Intellektuellen besteht, die zum Teil hier in Wien und in Deutschland studiert haben, unter denen sich überhaupt nur wenige Russen befinden, jetzt dazu übergegangen ist, innerhalb derjenigen Fabriken, die überhaupt funktionieren — nach sozialdemokratischen Nachrichten 10 Prozent der Friedensproduktion — das Akkordlohnsystem wieder einzuführen, mit der Begründung: sonst leide die Leistung. Sie lassen die Unternehmer an der Spitze der Betriebe — weil sie allein die Sachkunde besitzen — und zahlen ihnen sehr erhebliche Subventionen. Sie sind ferner dazu übergegangen, wieder Offiziersgehälter an Offiziere aus dem alten Regime zu zahlen, weil sie ein Heer brauchen und gesehen haben: ohne geschulte Offiziere geht das nicht. Ob diese Offiziere, wenn sie einmal die Mannschaft wieder in der Hand haben, sich dauernd die Leitung durch diese Intellektuellen werden gefallen lassen, scheint mir fraglich; im Augenblicke haben sie das freilich tun müssen. Und schließlich haben sie durch den Entzug der Brotkarte auch einen Teil der Bureaukratie gezwungen, für sie zu arbeiten. Aber auf die Dauer läßt sich in dieser Art eine Staatsmaschinerie und Wirtschaft nicht leiten und sehr ermutigend ist das Experiment bisher nicht.

Das Erstaunliche ist lediglich, daß diese Organisation überhaupt so lange funktioniert. Sie kann dies deshalb, weil sie eine Militärdiktatur, zwar nicht der Generäle, aber der Korporäle ist und weil die kriegsmüden, aus der Front zurückkehrenden Soldaten mit den

landhungrigen, an Agrarkommunismus gewöhnten Bauern zusammengingen — oder die Soldaten mit ihren Waffen sich in gewaltsamen Besitz der Dörfer setzten und dort Kontribution erhoben und jeden niederschossen, der ihnen zu nahe kam. Es ist das einzige ganz große Experiment einer »Diktatur des Proletariats«, das bisher gemacht wurde, und man kann mit voller Aufrichtigkeit versichern: Die Auseinandersetzungen in Brest-Litowsk wurden von deutscher Seite in loyalster Weise geführt, in der Hoffnung, wir bekämen mit diesen Leuten einen wirklichen Frieden. Das geschah aus verschiedenen Gründen: diejenigen, die als Interessenten auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft standen, waren deshalb dafür, weil sie sich sagten: laßt ums Himmelswillen die Leute ihr Experiment machen, es wird sicher ins Wasser fallen und dann ist es ein abschreckendes Exempel; wir anderen deshalb, weil wir sagten: wenn dieses Experiment gelänge und wir sehen sollten, daß auf diesem Boden Kultur möglich ist, dann — wären wir bekehrt.

Derjenige, der das verhindert hat, war Herr Trotzki, der sich nicht damit begnügen wollte, im eigenen Hause dieses Experiment zu machen und seine Hoffnung darauf zu setzen, daß, wenn es gelang, das eine Propaganda ohnegleichen in der ganzen Welt für den Sozialismus bedeutete, sondern der in der typisch russischen Literateneitelkeit noch mehr wollte und darauf hoffte, durch Redegefechte und Mißbrauch solcher Worte wie »Friede« und »Selbstbestimmung« den Bürgerkrieg in Deutschland zu entfesseln, dabei aber so schlecht informiert war, nicht zu wissen, daß das deutsche Heer zumindest zu zwei Dritteln vom Lande und zu einem weiteren Sechstel aus Kleinbürgern sich rekrutiert, denen es ein wahres Vergnügen sein würde, den Arbeitern, oder wer sonst solche Revolutionen machen wollte, eins auf den Mund zu geben. Mit Glaubenskämpfern ist kein Friede zu schließen, man kann sie nur unschädlich machen und das war der Sinn des Ultimatums und des erzwungenen Brester Friedens. Das muß jeder Sozialist einsehen und mir ist auch keiner, gleichviel welcher Richtung, bekannt, der es nicht — innerlich wenigstens — einsähe. —

Wenn man nun in Auseinandersetzungen mit heutigen Sozialisten gerät und dabei l o y a l verfahren will — und das allein ist auch klug — so sind ihnen nach der heutigen Lage zwei Fragen zu stellen: Wie verhalten sie sich zum Evolutionismus? d. h. zu dem Gedanken, der ein Grunddogma des heute als orthodox geltenden Marxismus ist, daß sich die Gesellschaft und ihre Wirtschaftsordnung streng naturgesetzlich, in Altersstadien sozusagen, entwickelt und daß also eine sozialistische Gesellschaft niemals und nirgends entstehen kann, bevor die bürgerliche Gesellschaft voll zur Ausreife gekommen ist, — und das ist selbst nach sozialistischer Meinung noch nirgends der Fall, denn es gibt noch Kleinbauern und Kleinhandwerker, — wie also verhalten sich die betreffenden Sozialisten zu diesem evolutionistischen Grunddogma? Und dann wird sich herausstellen, daß zum mindesten außerhalb Rußlands sie a l l e auf seinem Boden

stehen, d. h. also, daß sie alle, auch die radikalsten von ihnen, als einzig mögliche Folge einer Revolution die Entstehung einer bürgerlichen, nicht aber einer proletarisch geleiteten Gesellschaftsordnung erwarten, weil für diese noch nirgends die Zeiten reif seien. Diese Gesellschaftsordnung, hofft man nur, werde in einigen Zügen um einige Schritte näher jenem Endstadium stehen, von dem aus, wie gehofft wird, der Uebergang zur sozialistischen Zukunftsordnung dereinst erfolgen soll.

Auf das Gewissen gefragt, wird jeder ehrliche sozialistische Intellektuelle das antworten müssen. Es gibt ja infolgedessen eine breite Schichte von Sozialdemokraten innerhalb Rußlands, die sogenannten Menschewiki, welche auf dem Standpunkte stehen: dieses bolschewistische Experiment, auf den heutigen Status der bürgerlichen Gesellschaft bereits eine sozialistische Ordnung von oben aufzupfropfen, ist nicht nur ein Unsinn, es ist ein Frevel gegen das marxistische Dogma. Der furchtbare Haß beider Richtungen gegeneinander hat in dieser dogmatischen Verketzerung seinen Grund.

Wenn nun die überwältigende Mehrzahl der Führer, jedenfalls alle, die ich jemals kennengelernt habe, auf diesem evolutionistischen Boden steht, so ist natürlich die Frage berechtigt: was soll eigentlich unter diesen Verhältnissen eine Revolution, vollends während des Krieges, von ihrem eigenen Standpunkt aus, leisten? Den Bürgerkrieg kann sie bringen und damit vielleicht den Sieg der Entente, aber doch keine sozialistische Gesellschaft; sie kann und wird ferner herbeiführen innerhalb des etwa zusammengebrochenen Staates ein Regiment bäuerlicher und kleinbürgerlicher Interessenten, also der radikalsten Gegner jedes Sozialismus. Und sie brächte doch vor allem eine ungeheure Kapitalszerstörung und Desorganisation, also ein Zurückschrauben der vom Marxismus geforderten gesellschaftlichen Entwicklung, die ja eine immer weitere Sättigung der Wirtschaft mit Kapital voraussetzt. Es ist doch zu berücksichtigen, daß der westeuropäische Bauer anders geartet ist als der russische Bauer, der innerhalb seines Agrarkommunismus lebt. Dort ist das Entscheidende die Landfrage, die bei uns gar keine Rolle spielt. Der deutsche Bauer zum mindesten ist heute Individualist und hängt am Erbeigentum und an seinem Boden. Er wird sich davon kaum abbringen lassen. Er verbündet sich weit eher mit dem Großgrundbesitzer als mit dem radikal-sozialistischen Arbeiter, wenn er sich darin bedroht glaubt.

Vom Standpunkt der sozialistischen Zukunftshoffnungen aus sind also die Perspektiven einer Revolution während des Krieges jetzt die denkbar übelsten auch dann, wenn sie gelingen sollte. Was sie allergünstigstenfalles brächte: eine Annäherung der politischen Verfassung an die von der Demokratie gewünschte Form, das entzöge sie dem Sozialismus durch die wirtschaftlich reaktionären Folgen, die sie haben müßte. Auch das darf kein Sozialist loyalerweise leugnen.

Das Zweite ist das Verhältnis zum Frieden. Wir wissen alle, daß sich heute der radikale Sozialismus bei den Massen mit pazifistischen Neigungen, mit dem Wunsche verquickt: daß schleunigst Friede geschlossen werde. Nun steht aber fest und ein jeder Führer der radikalen, also der wirklich revolutionären Sozialdemokratie wird es, wenn gefragt, ehrlich zugeben müssen: Der Friede ist ihm, dem Führer, nicht das Entscheidende, worauf es ihm ankommt. Wenn wir die Wahl haben — wird er, wenn er rückhaltlos offen ist, sagen müssen — zwischen einem noch drei Jahre dauernden Kriege und dann der Revolution einerseits und sofortigem Frieden ohne Revolution anderseits, dann sind wir natürlich für die drei Jahre Krieg. Mag er das mit seinem Glaubenseifer und seinem Gewissen ausmachen. Die Frage ist doch, ob die Mehrzahl der Truppen, die draußen im Felde zu stehen haben, auch die sozialistischen, der gleichen Meinung sind wie diese Führer, die ihnen etwas Derartiges diktieren. Und es ist selbstverständlich durchaus loyal und nur in der Ordnung, wenn man sie zwingt, Farbe zu bekennen. Fest steht und zugegeben ist, daß Trotzki den Frieden nicht gewollt hat. Das bestreitet heute kein mir bekannter Sozialist mehr. Aber das gleiche gilt auch für die radikalen Führer aller Länder. Vor die Wahl gestellt, würden auch sie nicht vor allem den Frieden wollen, sondern, wenn er der Revolution, das heißt: dem Bürgerkrieg, zugute käme, den Krieg. Den Krieg im Interesse der Revolution, obwohl diese Revolution nach ihrer eigenen Meinung — ich wiederhole das — zur sozialistischen Gesellschaft nicht führen kann, sondern höchstens — das ist die einzige Hoffnung — zu einer vom sozialistischen Standpunkt »höheren Entwicklungsform« der bürgerlichen Gesellschaft, die also der künftig irgendwann einmal eintretenden sozialistischen Gesellschaft um etwas näher steht — um wieviel, läßt sich gar nicht sagen — als die heutige. Gerade diese Hoffnung freilich ist aus dem angegebenen Grunde äußerst zweifelhaft. —

Eine Auseinandersetzung mit überzeugten Sozialisten und Revolutionären ist immer eine mißliche Sache. Man überzeugt sie nach meiner Erfahrung nie. Man kann nur die Leute nötigen, vor ihren eigenen Anhängern Farbe zu bekennen, einerseits zur Frage des Friedens und andererseits zu der Frage, was die Revolution eigentlich bringen soll, zur Frage der stufenweisen Evolution also, die bis heute ein Dogma des echten Marxismus ist und nur in Rußland von einer dort bodenständigen Sekte abgelehnt wurde, welche glaubte, Rußland könne diese Entwicklungsstufen Westeuropas überspringen. Das ist eine durchaus loyale Art und auch die einzig wirksame oder mögliche. Denn ich bin der Meinung: ein Mittel, die sozialistische Ueberzeugung und die sozialistischen Hoffnungen aus der Welt zu schaffen, gibt es nicht. Jede Arbeiterschaft wird immer wieder in irgendeinem Sinne sozialistisch sein. Die Frage ist nur, ob dieser Sozialismus ein solcher sein wird, daß er vom Standpunkt der Staatsinteressen aus und zur Zeit insbesondere vom Standpunkt der militärischen Interessen aus erträglich ist. Es ist bisher noch keine,

auch noch keine proletarische, Herrschaft, wie etwa die der Kommune in Paris oder jetzt die der Bolschewiki, ohne das Standrecht ausgekommen in Fällen, wo die Grundlagen ihrer Disziplin gefährdet waren. Das hat Herr Trotzki in dankenswerter Aufrichtigkeit zugegeben. Aber je sicherer die Mannschaft das Gefühl hat: daß nur die s a c h l i c h e n Interessen an der Erhaltung der Disziplin und k e i n e Partei- oder Klasseninteressen das Verhalten der militärischen Instanzen bestimmen, daß also nur das s a c h l i c h im Kriege Unvermeidliche geschieht, desto unerschütterter wird die militärische Autorität bleiben.

WERKE VON MAX WEBER

GESAMMELTE AUFSÄTZE ZUR SOZIAL- UND WIRTSCHAFTSGESCHICHTE

Groß-Oktav. 1924.
Gm. 12.50, in Ganzleinen geb. Gm. 15.—.

Inhalt: Agrarverhältnisse im Altertum. Die sozialen Gründe des Untergangs der antiken Kultur. Zur Geschichte der Handelsgesellschaften im Mittelalter. Die ländliche Arbeitsverfassung. Entwicklungstendenzen in der Lage der ostelbischen Landarbeiter. Der Streit um den Charakter der altgermanischen Sozialverfassung in der deutschen Literatur des letzten Jahrzehnts.

★

GESAMMELTE AUFSÄTZE ZUR WISSENSCHAFTSLEHRE

Groß-Oktav. 1922. Gm. 13.—, geb. Gm. 15.50

Inhalt: Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie. Die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. Kritische Studien auf dem Gebiet der kulturwissenschaftlichen Logik. R. Stammlers »Ueberwindung« der materialistischen Geschichtsauffassung. Die Grenznutzlehre und das »psychophysische Grundgesetz«. »Energetische« Kulturtheorien. Ueber einige Kategorien der verstehenden Soziologie. Der Sinn der »Wertfreiheit« der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften. Methodische Grundlagen der Soziologie. Wissenschaft als Beruf. Nachtrag zu dem Aufsatz über R. Stammlers »Ueberwindung« der materialistischen Geschichtsauffassung.

★

WIRTSCHAFT UND GESELLSCHAFT
(Grundriß der Sozialökonomik III)

1922. Einzelpr. geb. Gm. 29.—, Subskr.-Pr. geb. Gm. 26.30

Inhalt: Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte. Typen der Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung. Typen der Herrschaft.

★

TÜBINGEN

VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK)

GESAMMELTE AUFSÄTZE ZUR RELIGIONSSOZIOLOGIE

ERSTER BAND: *Groß-Oktav. 1922. Zweite, photomechanisch gedruckte Auflage. Gm. 13.—, geb. Gm. 15.50*

Inhalt: Vorbemerkung. Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Die protestantischen Sekten und der Geist des Kapitalismus. Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen. (Konfuzianismus und Taoismus. Theorie der Stufen und Richtungen religiöser Weltablehnung.)

ZWEITER BAND: *Groß-Oktav. 1923. Zweite, photomechanisch gedruckte Auflage. Gm. 8.50, geb. Gm. 11.—*

Inhalt: Hinduismus und Buddhismus.

DRITTER BAND: *Groß-Oktav. 1923. Zweite, photomechanisch gedruckte Auflage, Gm. 10.50, geb. Gm. 13.—*

Inhalt: Das antike Judentum. Nachtrag: Die Pharisäer. — Register zu Band I—III.

*

KARL JASPERS

MAX WEBER

REDE GEHALTEN BEI DER VON DER HEIDELBERGER STUDENTENSCHAFT VERANSTALTETEN TRAUERFEIER

1921. Gm. —.80.

Ohne Prunk und Pomp einer Oratio funebris, in wohltuender Schlichtheit, wenn auch mit warmer Verehrung, sucht diese Gedächtnisrede in das Wesen der wissenschaftlichen Persönlichkeit Max Webers einzudringen, der mit Recht als eine der ganz großen Erscheinungen in unserem geistigen Leben gewürdigt wird. Nächst den Nachrufen von Ernst Troeltsch erscheinen mir diese Ausführungen als das Bedeutendste, was mir über den Dahingeschiedenen bekannt geworden ist . . . .

O. Hintze in Schmollers Jahrbuch 45/V.

*

TÜBINGEN

VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK)

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21292 9274